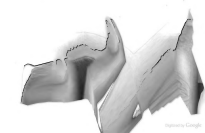
HN TULN %

513.3

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY



Digitized by Google

1 vol. Rec^d. Apr. 28. 1837.

Carl Tüngel.

zu Johannis, 1833.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

46513.3

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

1 vol. Rec. Apr. 28. 1837.

Carl Tüngel.

zu Johannis, 1833.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Geschichte

# der Deutschen Litteratur,

oder

## der Sprach-, Dicht- und Redekunst

der

# Deutschen,

bis auf die neusten Zeiten.

---

Von

**D. Theodor Heinsius,**

ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium, Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft ꝛc. in Leipzig.

---

Vierte, theilweise umgearbeitete, durchweg berichtigte und mit vielen Zusätzen vermehrte Ausgabe.

---

Berlin,

bei Duncker und Humblot.

1829.

# Teut,

oder

theoretisch-praktisches

# Lehrbuch

der gesammten

# Deutschen Sprachwissenschaft.

---

Von

**D. Theodor Heinsius,**

ordentl. Professor am Berlinischen Gymnasium, Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft ꝛc. in Leipzig.

## Vierter Theil.

---

Vierte Ausgabe.

---

Berlin,

bei Duncker und Humblot.

1829.

465 #3.3
1

Dieses Werk, dessen erste vier Bände jetzt in vierter, der letzte in dritter, verbesserter und vermehrter Auflage erschienen sind, umfaßt folgende Abtheilungen:

Band 1. Sprachlehre der Deutschen.

Band 2. Vorschule der Sprach- und Redekunst.

Band 3. Der Redner und Dichter; oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst.

Band 4. Geschichte der Deutschen Litteratur oder der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen.

Band 5. Stoff zu Ausarbeitungen und Reden, in einer Menge wissenschaftlich geordneter Aufgaben.

Jeder Band macht, unter den hier angezeigten Nebentiteln, ein für sich bestehendes Ganzes aus, und wird, nach den Bedürfnissen der Lehrer und Lernenden, einzeln abgelassen. Die Anschaffung des Ganzen gibt Anspruch auf einen geringern Preis, als den der einzelnen Abtheilungen.

1557
45.5
49

# Vorrede zur vierten Ausgabe.

Ein Buch hat seine Geschichte wie das Leben eines Menschen. Vorliegende Geschichte der Deutschen litteratur, welche den vierten Theil des „Teut" ausmacht, erschien zuerst 1811 in zwei Bänden, wurde, mit vielen Veränderungen in der Sache wie in der Form, in Einem Band 1818 wieder aufgelegt, und 1822 mit neuen Verbesserungen und Erweiterungen zum dritten Male abgedruckt. Dies bezeugen die Vorreden, welche bei dieser neuen Ausgabe zur Ersparung des Raums weggelassen worden sind. Das Werk zählt also siebzehn Lebensjahre, und mag darum gegen manche Ephemeren in der litteratur immerhin alt genannt werden; aber das Alte ist so lange noch nicht veraltet, als es in frischem, immer wieder verjüngtem Leben mit allen neuern Erscheinungen gleichen Schritt hält. So viel zur kurzen Belehrung eines jugendlichen Recensenten in der Darmstädtschen Schulzeitung, der in seiner Beurtheilung des „Teut," das ganze Werk, und in diesem namentlich auch die in dem ersten Theil enthaltene alte Wahrheit, daß ein Redesatz aus drei Theilen besteht, veraltet nennt.

Die Litterar-Geschichte eines lebenden Volks ist ihrer Natur nach größeren Veränderungen unterworfen, als die politische. In dieser sind die Acten, mit wenigen Ausnahmen, abgeschlossen, und die Quellen ziemlich erschöpft; in jener aber fördert nicht nur der rege Forschungsgeist aus dem tiefen Schacht der Wissenschaft immer neues Erz zu Tage, sondern auch die schon vorhandenen, alten Schätze werden immer auf's Neue geprüft, von ihren Schlacken immer mehr geläutert, und in veredelter und neuer Gestalt für den wissenschaftlichen Gebrauch verarbeitet. Dieses innere Leben mit allen seinen Erscheinungen und Veränderungen treu aufzufassen, seinen Gang nach allen Richtungen hin zu verfolgen, und mit der sorgfältigen Beobachtung zugleich eine parteilose Beurtheilung zu verbinden, ist die Pflicht des Litterar-Historikers, und zugleich das Mittel, seine Geschichte vor einem frühen Veraltern zu sichern.

Ob und wie ich bei dieser vierten Ausgabe meiner Pflicht gelebt, wird aus einer nur flüchtigen Vergleichung mit der dritten Ausgabe leicht erkannt werden. Jede Periode hat, bald durch Berichtigungen, bald durch erweiterte Zusätze und hinzugefügte Dichterproben, bald durch Wegnahme und verbesserte Anordnung, bedeutende Veränderungen erfahren; fast keine Seite ist unberührt davon geblieben. Besonders sind in der dritten Periode ganze Theile umgearbeitet worden, am meisten die Paragraphen

14 bis 22; in der vierten Periode §. 7, in der fünften die §§. 21 und 26, in der sechsten Periode und zwar im ersten Abschnitt der 22ste, im zweiten Abschnitt der 2te und 11te, und in der siebenten Periode der 9te Paragraph. Die Litteratur in allen Perioden ist (mit freundlicher Beihülfe der Verlagshandlung) bis auf die neuste Zeit fortgeführt, und die Nachlese der noch übrigen Dichter und Schriftsteller vervollständigt worden.

Etwas Anstand nahm ich, ob es nicht vorzuziehen seyn möchte, die Dichter der verschiedenen Perioden nach den in der Poetik angenommenen Dichtungsarten auf einander folgen zu lassen, also Epiker, Lyriker, Dramatiker ꝛc. zu trennen, und jeden Theil für sich zu behandeln. Es läßt sich für diese Anordnung sagen, daß die Gesammtleistung der Nation in jeder einzelnen Gattung der Dichtkunst leichter übersehen werden kann; aber sie hat auch das Unbequeme, daß Schriftsteller, die um verschiedene Zweige der prosaischen und poetischen Litteratur sich verdient gemacht, nun an verschiedenen Orten zu wiederholten Malen genannt werden müssen, wodurch das Bild von der Individualität dieser Schriftsteller zerstückelt, und die richtige Auffassung desselben erschwert wird. Dieser Grund gab hier um so mehr den Ausschlag als ein solches Lehrbuch für den jungen Studirenden zunächst darauf ausgehen muß, zu zeigen, was, zu welcher Zeit und von wem es geschaffen worden, woraus sich ihm von

selbst in einer späteren Zeit die Zusammenstellung und Vergleichung des Aehnlichen darbieten wird. Und so ließ ich die chronologische Anordnung der einzelnen Dichter jeder Periode stehen.

Es ist sehr zu wünschen, daß unsre studirende Jugend mit der Litteratur-Geschichte ihres Volkes vertrauter gemacht werden möge, als bis dahin geschehen ist. Bei dem Vielen, was auf Gymnasial-Anstalten geleistet werden soll, wird Manches bloß darum, weil es nicht gefoderter Gegenstand des Examens ist, bei Seite gelegt, wenn auch das wissenschaftliche Leben selbst den Nutzen, ja die Nothwendigkeit desselben über allen Zweifel erhoben hat. Um so mehr wird es dann nöthig, daß dem jungen Menschen, der nicht einseitig sich bilden soll, ein Hülfsmittel zur Selbstbelehrung dargeboten werde. Daß dieses Lehrbuch auch in dieser Beziehung seine Brauchbarkeit noch ferner bewähren möge, darf ich um so mehr hoffen, da es, von Sachverständigen mit Beifall aufgenommen, der Aufmerksamkeit des Schul-Publicums bisher nicht entgangen ist.

Berlin, im October 1828.

Th. Heinsius.

# Inhalt.

Seite

Einleitung. Litteratur-Geschichte der Deutschen.
Perioden derselben . . . . . 1

Erste Periode.
Das Bardisch-gothische Zeitalter.

§. 1. Vorbemerkung. . . . . 4
— 2. Gangbare Meinung über den Gesang der Deutschen. . . . . 4
— 3 u. 4. Schriftsteller. . . . . 5
— 5. Ergebniß. . . . . 7
— 6. Barden. . . . . 7
— 7. Beschaffenheit ihrer Lieder. . . . . 9
— 8. Ulphilas. . . . . 10
— 9. Seine Bibelübersetzung. . . . . 10
— 10. Urkunden derselben. . . . . 12
— 11. Ausgaben. . . . . 14
— 12. Sprachprobe. . . . . 16
— 13. Kazungali. . . . . 18
Litteratur. . . . . 18

Zweite Periode.
Das Fränkische Zeitalter.

§. 1. Uebergang. . . . . 19
— 2. Karls des Gr. Bemühungen um Deutsche Bildung 21
— 3. Hindernisse. . . . . 22
— 4. Otfried's poetische Uebersetzung der Evangel. . 24
— 5. Otfried's Sprache. Notker. Willeram. . 25
— 6. Das Hildebrand's- und Ludwig's-lied. . . 27

Digitized by Google

Seite

§. 7. Lobgesang auf den Hanno . . . . . 30
— 8. Hroswitha. . . . . 31

## Dritte Periode.

### Das Zeitalter der Minnesinger.

§. 1. Sprache und Poesie im engen Zusammenhang. 32
— 2. 3. 4. Allgemeine Ursachen eines edlern Gesanges unter den Schwäbischen Kaisern. . . . 34
— 5. 6. Besondere Ursachen. . . . . 36
— 7. Minnesinger oder Schwäbische Dichter. . . 38
— 8. Schöne Eigenthümlichkeit derselben. . . 39
— 9. Begrenzung ihres dichterischen Werths. . 40
— 10. Geschichte ihrer Wiederauffindung . . . 41
— 11. Handschriftliche Sammlungen. . . . 43
— 12. Gedruckte Sammlungen, Erklärungen ꝛc. . 44
— 13. Nachrichten von den merkwürdigsten Minnesingern. . . . . 48
— 14. Uebersicht ihrer Gedichte . . . . 53
I. Epische Gedichte.
1) Volksthümliche Deutsche Heldendichtungen.
a) die Nibelungen, (nebst einer Probe) . 53
— 15. b) das Heldenbuch . . . . . 64
— 16. 2) Nachbildungen alt-französischer Dichtungen. 65
a) Gedichte aus dem Sagenkreise Karl's des Großen . . . . . 66
b) Gedichte aus dem Sagenkreise Arthur's 66
c) Der heilige Gral. . . . . 68
— 17. 3) Nachbildungen antiker Götter- und Heldensagen. . . . . 69
— 18. II. Didaktische Gedichte. . . . . 70
— 19. III. Lyrische Gedichte. (Proben derselben.) . 71
— 20. IV. Poetische Wettstreite. Der Krieg auf der Wartburg. . . . . 80
— 21. Prosaische Denkmäler.
Der Sachsen- und Schwabenspiegel. . . 82

Seite.

§. 22. Predigten Berthold's und Tauler's . . 83
— 23. Einige Bemerkungen über die Sprache dieses Zeitalters. . . . . 84
— 24. Litteratur. . . . . 85

## Vierte Periode.

### Das Zeitalter der Meistersänger.

§. 1. Nöthige Vorbemerkung. . . . . 87
— 2. Vorbereitende Ursachen eines allmähligen Verfalls des Minnegesanges. . . . . 88
— 3. Zunehmender prosaischer Zustand Deutschlands. 89
— 4. Völlige Entkräftung des poetischen Sinnes. . 89
— 5. Nothwendiger Gang dieser Veränderung. . 90
— 6. Meistersänger . . . . . 91
— 7. Eigenthümlichkeit derselben . . . . . 92
— 8. Würdigung derselben. (Proben.) . . . 97
— 9. Handschriftl. Sammlungen von Meistergesängen. 103
— 10. Hugo von Trimberg. . . . . 104
— 11. Der Fabeldichter Boner (Proben). . . 105
— 12. Reineke Fuchs. . . . . 110
— 13. Inhalt desselben, u. Bestimmung seines Werths 113
— 14. Ausgaben desselben. . . . . 115
— 15. Uebersetzungen desselben. (Proben.) . . 117
— 16. Sebastian Brand. Sein Narrenschiff. (Proben.) 122
— 17. Geiler von Kaisersberg. . . . . 126
— 18. Thomas Murner. . . . . 127
— 19. Schriften desselben. . . . . 128
— 20. Dramatische Poesie. . . . . 132
— 21. Dramatische Dichter. . . . . 133
a) Hans Schnepper und H. Volz. . . 133
— 22. b) Theodor Schernberk . . . . . 134
— 23. Melchior Pfinzing's Theuerdank. . . . 135
— 24. Ausgaben des Theuerdank. . . . . 137
— 25. Maximilians I. Einfluß auf die Litteratur. . 139

Seite

Fünfte Periode.

Das Zeitalter aufblühender Wissenschaftlichkeit

§. 1. Vorbereitung einer höhern wissenschaftlichen Bildung. . . . . 141
— 2. Luther als Reformator und Schriftsteller . 143
— 3. Seine prosaischen Schriften. . . . . 145
— 4. Seine Bibelübersetzung . . . . . 146
— 5. Luther als Kirchenliederdichter . . . 149
— 6. Ulrich von Hutten . . . . . 151
— 7. Schriften desselben. . . . . 154
— 8. Hans Sachs. . . . . 156
— 9. Anzahl seiner Gedichte, Ausgaben derselben ꝛc. 160
— 10. Urtheile über Hans Sachs als Dichter ꝛc. . 162
— 11. Nähere Kenntniß seiner Gedichte (Proben) . 166
— 12. Seine Theilnahme an der Reformation. . . 172
— 13. Johann Fischart, Menzer genannt. . . . 176
— 14. Seine wichtigsten Schriften. . . . . 178
— 15. Fortsetzung. . . . . 182
— 16. Fortsetzung. . . . . 185
— 17. Burkard Waldis. . . . . 187
— 18. Georg Rollenhagen. . . . . 189
— 19. Jakob Böhme. . . . . 191
— 20. Dramatische Poesie. . . . . 193
— 21. Volkslieder und Volksromane (Proben). . . 195
— 22. Grammatisch-lexikalisch-philosophische Bearbeitung der Sprache. . . . . 199
— 23. Fortsetzung. . . . . 205
— 24. Fortsetzung. . . . . 206
— 25. Vielseitige wissenschaftliche Bestrebungen . 209
— 26. Ueber die Kanzelberedsamkeit seit Karl dem Großen ꝛc. (Proben.) . . . . . 212

Sechste Periode.

Das Zeitalter widerstrebender Meinungen.

Erster Abschnitt.

§. 1. Einleitung. . . . . 221

Seite

§. 2. Fortsetzung. . . . . 222
— 3. Uebergang aus dem vorigen Zeitraum in den jetzigen. (Weckherlin.) . . . . . 224
— 4. Joh. Val. Andreä. . . . . 227
— 5. Mart. Opitz v. Boberfeld. . . . . 229
— 6. Seine Schriften, und Ausgaben derselben. . 231
— 7. Nähere Kenntniß seiner Gedichte (Probe.) . 233
— 8. Seine Anweisung zur Deutschen Dichtkunst. . 237
— 9. Dietrich v. d. Werder u. Jul. W. Zinkgref. . 238
— 10. Joh. Mich. Moscherosch und Ad. Olearius. . 240
— 11. Ernst Christ. Homburg. . . . . 242
— 12. Paul Flemming . . . . . 243
— 13. S. Dach und P. Gerhard . . . . 247
— 14. J. Rist und G. Neumark . . . . 252
— 15. A. Tscherning. . . . . 254
— 16. A. Scultetus . . . . . 255
— 17. Joh. Scheffler. . . . . 256
— 18. Friedrich von Logau . . . . . 257
— 19. Laurenberg und Rachel. . . . . 260
— 20. Fortsetzung. . . . . 264
— 21. und 22. Dramatische Dichtkunst, J. Klaj und Andr. Gryph. . . . . 266
— 23. G. Ph. Harsdörfer. . . . . 274

## Zweiter Abschnitt.

§. 1. Nachahmungssucht. . . . . 276
— 2. Zweite Schlesische Dichterschule. . . . 280
— 3. Hoffmann v. Hoffmannswaldau. . . . 281
— 4. v. Lohenstein. . . . . 284
— 5. Die Hoffmannswaldau-Lohensteinsche Schule. 287
— 6. Schwärmerische Sprachreinigung durch v. Zesen. 288
— 7. Zesen's Schriften. . . . . 292
— 8. Deutsche Gesellschaften. . . . . 294
— 9. Morhof . . . . . 297
— 10. Die geistlose und wässerige Partei dieses Zeitraums. . . . . 300
— 11. Benj. Neukirch und B. Menke. . . . 301

Digitized by Google

Seite
§. 12. Litterarische Fehde zwischen Postel und Wernike. 303
— 13. Schriften dieser Dichter. . . . . 306
— 14. v. Canitz. . . . . 313
— 15. Günther. . . . . 316
— 16. Brockes. . . . . 317
— 17. P. J. Spener, B. Schmolke, E. Neumeister. 319
— 18. Liscov. . . . . 319
— 19. Gottschedianer und Bodmerianer. . . . 322
— 20. Gottsched's litterar. Charakter. . . . 326
— 21. Bodmer's litter. Charakter. Breitinger. . . 332
— 22. Pyra und Lange. . . . . 337
— 23. Renner. . . . . 340
— 24. bis 27. Grammatisch-lexikalisch-philosophische Bearbeitung der Sprache . . . . 342
— 28. Vielseitige Anregung Deutscher Bildung. . 362
— 29. Zustand der Kanzelberedsamkeit in diesem Zeitraume . . . . . 363

## Siebente Periode.

### Das Zeitalter klassischer Litteratur.

§. 1. Vorwort. . . . . 367
— 2. Aeußerer und innerer Zustand Deutschlands im Anfange dieses Zeitraums. . . . . 368
— 3. u. 4. v. Haller und v. Hagedorn. . . . 372
— 5. K. F Drollinger. . . . . 379
— 6. Gellert. . . . . 380
— 7. Rabener . . . . . 385
— 8. Ew. Ch. v. Kleist. . . . . 387
— 9. Joh. El. Schlegel, Joh. Ad. Schlegel, Joh. Heinr. Schlegel . . . . . 391
— 10. Lichtwer . . . . . 394
— 11. Joh. Andr. Cramer. . . . . 396
— 12. Gärtner. . . . . 399
— 13. Kästner. . . . . 400
— 14. Uz. . . . . 402
— 15. Zachariä. . . . . 405

Digitized by Google

Seite

§. 16. Gleim. . . . . 407
— 17. Weiße. . . . . 412
— 18. v. Brawe und v. Cronegk. . . . . 417
— 19. Giesecke. . . . . 420
— 20. Ebert. . . . . 422
— 21. Gelesene Schriftsteller und Schriftstellerinnen: Mylius, Zernitz, Sucro, Rost, Krüger, Huber, Johanna Chr. Unzer, A. Luise Karsch, Withof, v. Creuz, Löwen, v. Gemmingen. . . . 424
— 22. Jak. Friedr. Schmidt. . . . . 432
— 23. Dusch. . . . . 434
— 24. Ramler. . . . . 436
— 25 bis 27. Klopstock . . . . . 444
— 28. Geßner. . . . . 465
— 29. 30. Lessing. . . . . 467
— 31. 32. Wieland. . . . . 476
— 33. v. Herder. . . . . 489
— 34. v. Göthe. . . . . 493
— 35. Joh. Heinr. Voß. . . . . 501
— 36. 37. v. Schiller. . . . . 507
— 38. Nachlese und abgerissene Bemerkungen über die noch übrigen Dichter dieses Zeitraums: Götz, Brandes, Gerstenberg, Musäus, Christ. und Friedr. Leopold Grafen von Stolberg, v. Göckingk, Bürger, Hölty, Lichtenberg, Thümmel, Denis, Mastalier, Willamov, Kretschmann, v. Hippel, Pfeffel, v. Nicolay, Schubart, Heinse, Claudius (Asmus), Boie, Gotter, Engel, Joh. Georg Jacobi, Fr. Hnr. Jacobi, H. Jung, Meißner, Kosegarten, v. Klinger, J. M. Miller, Lafontaine, Blumauer, Alxinger, Feßler, Conz, Leisewitz, v. Matthisson, v. Salis, Seume, Iffland, v. Kotzebue, Tiedge, Langbein, Manso, Falk, Haug, Baggesen, Brentano, Neubeck, Müchler, J. P. F. Richter, Aug. Wilh. v. Schlegel, Friedr. v. Schlegel,

Seite

Ludw. Tieck, Wilh. Heinr. Wackenroder, v. Hardenberg (Novalis), Ludw. Zachar. Werner, Friedr. Ad. Krummacher, v. Sonnenberg, Joh. Fr. Kind, E. T. W. Hoffmann, Adolph Müllner, Theodor Körner, Ernst Schulze u. A. . . . . 516

§. 39. Vielseitige Beförderung einer klassischen Bildung der Deutschen . . . . . 548

# Einleitung.

Litteratur-Geschichte der Deutschen. — Perioden derselben.

Die Litteratur-Geschichte der Deutschen überhaupt ist die Geschichte ihrer Gelehrsamkeit, also ein Zweig ihrer Cultur-Geschichte, und in dieser umfassenden Bedeutung gibt sie uns ein allseitiges Bild von dem Entstehen und Fortschreiten, dem Verfall und dem Wiederaufleben der gesammten Gelehrsamkeit, mit Angabe aller bedeutenden Schriftwerke in dem Gebiete der Wissenschaft, und mit Entwickelung aller äußern Umstände, welche günstig oder ungünstig auf die wissenschaftliche Fortbildung des Volks eingewirkt haben. Wir beschränken aber oft den Begriff, indem wir ihn auf einzelne Wissenschaften, z. B. auf historische oder philosophische, anwenden, wo wir alsdann von einer historischen, philosophischen Litteratur sprechen, und vorzugsweise gebrauchen wir ihn von der Geschichte der schönen Redekünste, weil sich in diesen der wissenschaftliche Bildungszustand der ganzen Nation am sichersten ausspricht, indem sie nicht als das Eigenthum einer Gelehrten-Kaste, sondern als der Mittel- und Vereinigungspunkt der Nationalität zu betrachten sind.

In dieser engern Bedeutung nun nehmen wir das Wort Litteratur-Geschichte hier, und verstehen also darunter die Geschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen, nach ihrem Entstehen und Wachsen, ihrem Rückschreiten und Wiederaufleben, von dem ersten, noch vorhandenen Werke bis auf unsere Tage. Dieser Zeitraum faßt etwa vierzehn hundert Jahre in sich, daher wir ihn zur leichtern Uebersicht in nachstehende sieben Perioden theilen, die sämmtlich durch wichtige Erscheinungen begründet sind:

### Erste Periode.

Das bardisch-gothische Zeitalter, von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen, oder bis 768 nach Chr. Geb.

### Zweite Periode.

Das Fränkische Zeitalter. Von Karl dem Großen bis zu den Schwäbischen Kaisern, oder bis 1137.

### Dritte Periode.

Das Zeitalter der Minnesinger oder der Schwäbischen Dichter. Von den Schwäbischen Kaisern bis auf die Errichtung der ersten Deutschen Universitäten, oder bis 1346.

### Vierte Periode.

Das Zeitalter der Meistersänger. Von der Gründung der ersten Deutschen Universitäten bis zur Erscheinung der vollständigen Lutherischen Bibelübersetzung, 1542.

### Fünfte Periode.

Das Zeitalter aufblühender Wissenschaftlichkeit. Von der Bibelübersetzung bis auf Opitz, oder bis 1627.

### Sechste Periode.

Das Zeitalter widerstrebender Meinungen. Von Opitz bis auf Klopstock, oder bis auf die Erscheinung der Messiade, 1751.

### Siebente Periode.

Das Zeitalter classischer Litteratur. Von Klopstock bis jetzt.

### Anmerk.

Die Feststellung der Perioden ist in der Litteraturgeschichte wie in der politischen nicht in allen Lehrbüchern dieselbe. Im Allgemeinen kann man nur fodern, daß die Eintheilung durch wichtige und einflußreiche Begebenheiten begründet sey. Dergleichen aber gibt es oft mehrere, welche die Wahl erschweren, besonders in der Geschichte der Litteratur, wo ohnedies die Grenzscheiden nicht so scharf gezogen seyn können wie in der politischen Geschichte. Daher sind die Eintheilungen bei Morhof, Ortloff, Adelung, Meister, Schlözer, Bouterwek und allen Andern, die eine Geschichte der Litteratur geschrieben haben, verschieden.

# Erste Periode.

## Das baldisch-gothische Zeitalter.

Von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen, oder bis 768.

### §. 1. Vorbemerkung.

Da die frühsten Anfänge der Sprach- und wissenschaftlichen Bildung bei jedem Volke, also auch bei den Deutschen, nur wenig Merkwürdiges darbieten, und die Geschichte von der ersten Erscheinung Deutscher Völkerschaften (113 v. Chr. Geb.) bis auf Karl den Großen, der größern Hälfte nach, in das tiefste Dunkel gehüllt ist: so müssen wir uns bei dem Mangel an klaren Thatsachen mit Muthmaßungen und Meinungen begnügen, wie sie aus einigen dunkelen Nachrichten alter Römischer Schriftsteller hervorgehen.

### §. 2. Gangbare Meinung über den Gesang der Deutschen.

Der gangbaren Meinung nach waren die Deutschen schon in der frühsten Zeit mit der Dichtkunst bekannt, wenn sie gleich nicht in dem Sinne, wie die Griechen oder andere, unter einem wärmern und heitern Himmel aufgeblühte, Völker, ein poetisches Volk genannt werden können. Sie hatten ihre Sänger, Barden genannt, die zu Ehren ihres Gottes Tuisko, und zur Feier des Andenkens tapferer Männer Lieder sangen, welche, vom

Vater auf den Sohn forterbend, die Geschichte und Rechtsgewohnheiten ihres Volkes enthielten. Auch zogen sie selbst in den Krieg, um den Muth der Streiter zu beleben, und beim Beginnen der Schlacht wurde ein Kriegsgesang angestimmt, in welchem man den Gang der Schlacht nachahmte, und den Ton der Stimme durch Vorhalten der Schilde vor den Mund verstärkte. An Tonspielen fehlte es nicht; man kannte die Trompete und Trommel, ja sogar die Harfe, die Venantius Fortunatus ihnen gibt, und die Leier, nach welcher Ammianus Marcellinus die Lieder absingen läßt.

## §. 3. Schriftsteller.

### Tacitus.

Unter den Geschichtschreibern des Alterthums, die über die alten Deutschen geschrieben haben, behauptet Tacitus, der im ersten Jahrhundert nach Chr. Geb. lebte, den höchsten Rang. Im dritten Cap. seines Werks: de situ, moribus et populis Germaniae findet sich eine Stelle, welche die gewöhnliche Meinung von Deutschen Barden veranlaßt hat, und wörtlich also lautet: Fuisse apud eos et Herculem *) memorant, primumque omnium virorum fortium ituri in proelium canunt. Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem Barritum (Barditum) vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur. Terrent enim trepidantve, prout sonuit acies. Nec tamen voces illae, quam virtutis concentus videntur. Affectatur praecipue asperitas soni, et fractum murmur, objectis ad os scutis, quo plenior et gravior vox repercussu intumescat.

(Sie erzählen, es habe bei ihnen einen Herkules gegeben; diesen besingen sie, sobald sie in die Schlacht ge-

hen wollen, als den ersten aller tapfern Männer. Auch gibt es bei ihnen Gesänge, durch deren Vortrag, Barritus genannt, sie die Gemüther anfeuern, und den Ausgang des kommenden Treffens durch den Gesang selbst vorherverkünden; denn sie erregen oder empfinden Schrekken, je nachdem das Schlachtgetöse erklingt. Und so scheint dies nicht sowohl ein Zusammenklang der Stimme, als der Tapferkeit zu seyn. Vorzüglich befleißigen sie sich dabei der Rauhigkeit im Tone und eines gebrochenen Getöses, indem sie sich die Schilde vor den Mund halten, damit die Stimme volltönender und nachdrücklicher durch die Erschütterung anschwelle.)

*) Herkules bedeutet nach Fulda (s. Meusels Geschichtsf. Thl. 1. S. 94.) in der Celtischen Sprache tapfer. Wenn der Römer also hörte, daß die Germanen ihre Herkulen oder ihre Helden besangen, so dachte er dabei nur an den Herkules.

## §. 4. Fortsetzung.

### Ammianus, Vegetius ꝛc.

Eine zweite, hierher gehörige Stelle im Ammianus Marcellinus, B. 16. Cap. 12., sagt: clamorem fuisse maximum, qui ipso fervore certaminum exoriens identidem, paulatimque adolescens, ritu extollitur fluctuum cautibus illisorum; und eine dritte in demselben Schriftsteller, B. 26. Cap. 7: pro terrifico fremitu, quem barbari dicunt barritum. Auch Vegetius B. 3. Cap. 18: clamor autem, quem quidam barritum vocant, non prius debet attolli, quam acies utraque se junxerit. Außerdem erwähnen des Gesanges Diodor (V, 31.) und Strabo (IV, 197.)

Anmerk. Die Stelle im Lucanus, Pharsalia B. 1. V. 447.

Vos quoque, qui fortes animas, belloque peremtas
Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
Plurima securi fudistis carmina Bardi.

gehört nicht hierher, da hier die Gallischen Barden gemeint sind, und die Gallier von den Germanen ganz verschieden waren, wie aus Tacitus Agricola B. 50. Cap. 11. erhellet.

## §. 5. Ergebniß.

Vergleicht man diese Stellen mit einander, so ergibt sich der Hauptsache nach, als wahr:

1) daß Gesang und Lieder bei den alten Deutschen zu Ehren ihrer Helden vorhanden gewesen *), wie denn solche überhaupt zu allen Zeiten und unter den rohesten Völkern gefunden werden;

2) daß diese Gesänge vorzüglich im Kriege zur Belebung des Muths gebraucht worden sind, — eine Sitte, die wir bei allen ungebildeten und wilden Völkern des Alterthums und der neuern Zeit wiederfinden, und

3) daß man den dumpfen Ton dieser Kriegs- und Schlachtgesänge durch die vor den Mund gehaltenen Schilde nach und nach verstärkt und furchtbarer gemacht habe.

*) Auch andere Stellen im Tacitus sprechen dafür. Dahin Annal. Lib. 1. cap. 65; Quum barbari festis epulis, laeto cantu aut truci sonore subjecta vallium ac resultantis saltus complerent.

## §. 6. Barden.

Ob aber die alten Deutschen jemals Sänger gehabt, die, wie in dem benachbarten Gallien, unter dem Namen Barden [1]) einen besondern Stand, eine eigene Gesellschaft gebildet, deren Amt es mit sich gebracht habe, die Geschichte des Volkes in Liedern aufzubewahren, und

diese bei Feierlichkeiten vorzusingen: das ist sehr zweifelhaft, und kann wenigstens aus den angeführten Stellen durchaus nicht erwiesen werden. Das mehrmals vorkommende Wort Barritus [2]), woraus man auf das Dasein der Barden hat schließen wollen, bezeichnet in allen obigen Stellen ganz deutlich nicht den Kriegsgesang (carmina) selbst, sondern nur den Vortrag desselben (relatum, fremitum, clamorem), also das eigentliche Kriegsgeschrei, wozu sich auch das Geheul der Weiber gesellen mochte [3]).

Anmerk. 1) In Scandinavien heißen sie Skalden, und waren die historischen Dichter des Volks. Woher diese ihre Cultur nahmen, wissen wir nicht. Ihre Gesänge aber reichen bis in's höchste Alterthum hinauf, und die Sänger selbst verstummten erst im 13ten Jahrh. mit dem letzten Skalden Sturlo Tordson. Die vorzüglichsten unter ihnen waren die Isländischen, denen wir auch die Sammlungen alter poetischer Sagen unter dem Namen Edda verdanken.

2) Barritus, oder, wie Ernesti will, Barditus, trägt in seiner Endsylbe itus die deutlichste Spur Römischer Bildung, ähnlich den Wörtern hinnitus, tinnitus. Die erste Sylbe bar ist sicher Deutschen Ursprungs, wie Tacitus selbst andeutet. Festus sagt in seinem Werke, de veterum verborum significatione: „Bardus gallice cantor appellatur, qui virorum fortium laudes canit, ita dictus a gente Bardorum.“ Ammianus versichert, das Wort sey barbarischen Ursprungs: Gentilitate appellant barritum (nach Art wilder Völker nennt man den Schlachtgesang so), und Apulejus nimmt es in der Bedeutung von Elephantengeschrei. Lipsius und Adelung (älteste Geschichte der Deutschen, Thl. 1. S. 388) leiten mit Recht den Namen von Baren her, welches im Friesischen noch schreien heißt. Die Schreibart Bardiet hat also keinen Grund.

3) Ut virorum cantu, feminarum ululatu sonuit acies, sagt Tacitus, Hist. Lib. 4. cap. 11. als es zwischen dem Batavier Civilis und den Römern zum Treffen kam.

## §. 7. Beschaffenheit ihrer Lieder.

Eben so wenig läßt sich etwas sagen über die Beschaffenheit dieser Lieder. Die Schreibkunst war zu Arioviſts und Hermanns Zeiten wohl wenig bekannt, [1]) und durch Ueberlieferung ist nichts auf unsere Zeit herabgekommen. Wenn man indessen den rauhen Charakter des Volks, seine bloß kriegerische Bildung und seine harte Lebensweise bedenkt, so wird unser Glaube an den innern Werth derselben, und die ohnedies vergebliche Sehnsucht nach ihrer Wiederauffindung nur schwach seyn können [2]). Auch scheinen ihre Gesänge auf den feiner Gebildeten eben keinen vortheilhaften Eindruck gemacht zu haben, da Julian sie mit dem Geschrei wilder Vögel vergleicht [3]).

Anmerk. 1) Möglich, daß sie die Runenschrift kannten, die, nach der Nordischen Sage, mit dem neuen Göttergeschlecht der Asen unter dem jüngern Odin in Scandinavien (Schweden und Norwegen) eingeführt wurde. Aber sicher war sie nicht allgemein, so wie sie selbst höchst mangelhaft war. Denn das alte Runenalphabet bestand nur aus sechzehn Buchstaben, welche zugleich die Zahlen ausmachen. Erst in der Folge wurde es vermehrt, um sich bestimmter ausdrucken und fremde Wörter schreiben zu können. Ueberreste davon finden sich noch in dem alten Runencalender (aus Holztäfelchen und Stäben), wovon einer im Waisenhause zu Halle (s. Gräter Iduna und Hermode, vom J. 1812), und einer in der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig aufbewahrt wird.

2) In Gräters Bragur, B. 6. Abtheil. 2. S. 246, wurde ein Preis von hundert Dukaten auf die Auffindung der alten Bardenlieder gesetzt, welche Karl der Große hatte sammeln lassen. S. zweit. Zeitr. §. 2. Anm. 3. — Klopstock, dieser wahre Freund der Deutschheit, versuchte in seinen drei Bardieten (Hermanns Schlacht, Hermann

und die Fürsten, und Hermanns Tod) jene alten Barden-lieder zu Ehren Hermanns nachzubilden.

3) Enim vero barbaros eos, qui trans Rhenum incolunt, vidi rustica carmina, verbis facta similibus, clangorum, quos aspere clamantes aves edunt, studiose amplecti et carminibus delectari. (Julian. in Misopog. S. 337.)

## §. 8. Ulphilas.

Erst um die Mitte des vierten Jahrhunderts finden wir ein Denkmal germanischer Schriftstellerei, das älteste und wichtigste, das uns aus diesem Zeitraume übrig geblieben ist. In dieser Zeit lebte Ulphilas*), der von den Jahren 360 bis 380 Bischof der christlichen Gothen in Dacien, Thracien und Mösien (der jetzigen Wallachei), also der Westgothen, war, und bei seinem Volke als ein frommer und gelehrter Mann in großem Ansehen stand. Er hatte seine Bildung unter den Griechen erhalten, denn sein Volk wohnte an und in den Grenzen des Griechischen Reichs, und stand mit den Griechen zu Constantinopel in einem großen Verkehr. Diese erlangte Einsicht benutzte er zur Versittigung und Bildung seines Volks.

*) Von dem Gothischen Wulfs, der Wolf, daher von Einigen, wie Hugo Grotius, Wulphila oder Wulfila geschrieben.

## §. 9. Seine Bibelübersetzung und Schrifterfindung.

Das wichtigste Verdienst seines Lebens ist seine Uebersetzung der Bibel in's Mösogothische. Diese Sprache wurde von den, damals in Mösien am schwarzen Meere wohnenden Gothen, gesprochen, die ein Suevischer Völkerstamm waren, also zu einem Hauptstamme Deutscher Völker gehörten, und ist daher als Schwester

der übrigen Deutschen Mundarten zu betrachten. Er übersetzte, wie auch aus den Constructionen seiner Arbeit hervorgeht, aus dem Griechischen ängstlich treu und wörtlich, mußte aber bei der Armuth seiner Sprache sich selbst Wörter bilden, oder sie vielmehr aus dem Griechischen entlehnen (mit der die Germanische Sprache höchst wahrscheinlich einen gemeinschaftlichen Ursprung hat), um Begriffe auszudrucken, welche die Gothen noch nicht kannten [1]). Diese Schwierigkeiten fand er auch bei den Schriftzeichen. Er legte zwar das damals bekannte Alphabet zum Grunde, half aber da nach, wo Laute in seiner Sprache waren, für die das gewöhnliche Alphabet keine Zeichen hatte. Dies und nichts anders hat man sich zu denken, wenn von Ulphilas Erfindung der Gothischen Buchstaben die Rede ist [2])

Anmerk. 1) S. über die Gothische Sprache Maskov's Geschichte der Deutschen, 2. B. Anm. S. 51. f. f. — Hickes in seiner Mösogothischen Grammatik Cap. 8. hält die Gothische Sprache für die Mutter der meisten nördlichen Sprachen, besonders auch der Angelsächsischen und der Fränkisch-Deutschen. Unverkennbar ist ihre Verwandtschaft mit dem Niederdeutschen, so wie sie überhaupt in den meisten grammatischen Formen von den Deutschen Dialekten nicht wesentlich verschieden ist.

2) Wer hätte auch den Ulphilas lesen und verstehen können, wenn er durchaus neue und unbekannte Schriftzüge erfunden hätte! Man darf indessen die Buchstaben in dieser Uebersetzung nur einmal ansehen, um die auffallende Aehnlichkeit mit dem Griechischen Alphabet wahrzunehmen. Auch in unsrer jetzigen Schrift, die sich erst späterhin in den Klöstern bildete, kann man das Lat. Alphabet als Mutter derselben nicht verkennen. Daß Ulphilas indessen auch die sogenannte Runenschrift, die nach Scandinavien gehört, mit benutzt, und sie nur für die Gothen bequemer und brauchbarer eingerichtet habe, kann nicht bestritten wer-

den. Lund in seiner diss. de Zamolxi primo Getarum legislatore hat es sogar sehr wahrscheinlich gemacht; und auch in christlicher Zeit wurden die Runen noch fortgebraucht, wie der christliche Runencalender der Deutschen Gesellschaft in Leipzig beweiset, der die Feiertage und die Eintheilung in Wochen enthält, welche Kenntniß den Germanen doch erst mit dem Christenthum zukam. cf. W. Grimm üb. deutsche Runen S. 58. Ders. zur Hist. der Runen etc. Wien. 1828. 8. (Wien. Jahrb. Bd. 43.)

## §. 10. Urkunden dieser Bibelübersetzung.

Da diese Uebersetzung das schätzbarste Denkmal des germanischen Alterthums, und die Urquelle aller Deutschen Sprachuntersuchungen ist: so erfodern auch die Urkunden derselben eine genauere Aufmerksamkeit. Wir haben deren zwei: den codex argenteus (silberne Handschrift) zu Upsala in Schweden, und den codex carolinus zu Wolffenbüttel.

1. Der codex argenteus befand sich zuerst im Benedictiner-Kloster Werden, in der Grafschaft Mark in Westphalen. Wie er dahin gekommen, ist nicht bekannt; doch läßt sich erweisen, daß er in Italien etwa im Anfang des 6ten Jahrh. geschrieben worden. Von Werden kam er, wie Ihre sagt, nebst andern Schätzen des Klosters, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nach Prag, um ihn sicher zu stellen. Als nun der Graf von Königsmark nach der glücklichen Schlacht bei Prag 1648 diese Stadt eroberte, so fiel auch dieser Codex als Kriegsbeute in seine Hände, und wurde von ihm nach Stockholm zur Königinn Christine geschickt, die ihn der dortigen Bibliothek übergab. Hier aber blieb er nicht lange; denn 1655 verließ Isaac Vossius, Aufseher der Königl. Bibliothek, Stockholm, und nahm die Handschrift mit nach Holland. Hier erhielt sie Franz Junius zu seinem Gebrauch, schrieb sie ab, studirte sie gründlich, und gab sie darauf zum ersten Male in Druck heraus,

Der Codex befand sich schon damals, wie Junius in seiner Zueignungsschrift an den Schwedischen Grafen de la Gardie sagt, in schlechtem Zustande, und Junius brachte ihn erst in seine jetzige Ordnung. Sobald der genannte Graf hörte, daß der Codex in Vossius Händen sey, kaufte er ihm denselben für 400 Rthlr. (nach Einigen mehr) ab, ließ ihn ganz in Silber einbinden [1]), das Bild des Ulphilas darauf stechen, und schenkte ihn 1762 der Universität Upsala. Hier ist er noch, aber in einem fast ganz unbrauchbaren Zustande. Er ist in 4. mit Unzialbuchstaben und auf Pergament geschrieben, das sehr dünn und glatt polirt, und größtentheils purpurfarbig ist. Der vorhandenen Blätter sind nur noch 188; das Ganze bestand aus 320. Es enthält nämlich jetzt nur noch die vier Evangelien, und auch diese nicht ohne große Lücken, und einige Bruchstücke aus dem Briefe an die Römer [2]). Mehrere Buchstaben, besonders die, welche die Capitel anfangen, sind größer und mit Goldblech belegt. (S. Anmerk. 1.)

2. Der codex carolinus in Wolfenbüttel. Ihn entdeckte daselbst 1756 in der herzoglichen Bibliothek Franz Anton Knittel, damals Archidiaconus, und zuletzt Consistorialrath zu Wolfenbüttel. Hier befindet sich nämlich eine alte, im 8ten oder 9ten Jahrh. in Spanien gemachte Abschrift der Orig. Isidor. Hispalens., wovon ein Theil auf Pergamentblättern geschrieben ist. Auf diesen Blättern hatte zuvor Ulphilas Uebersetzung des Briefes an die Römer mit Gothischen Buchstaben und daneben eine alte Lat. Uebersetzung gestanden. Diese hatte man ausgelöscht und die Orig. Isidor. Hisp. darüber geschrieben. Die neue Schrift aber war mehr vergangen als die alte, und so gelang es Knitteln, den Text herauszubringen, der einige Ueberreste des Briefes an die Römer enthält. Er ist übrigens mit den Buchstaben

des codex argenteus, nur nicht so schön geschrieben, und überhaupt nicht so wichtig als dieser.

Anmerk. 1) Nicht aber darum hat er das Beiwort argenteus. Schon früher wurde er so genannt, von den großen, mit Gold und Silber ausgelegten Buchstaben, mit welchen mehrere Wörter geschrieben sind.

2) Eine Vervollständigung des Ulphilanischen Codex haben wir nächstens zu erwarten. Der glückliche Angelus Mai zu Mailand hat nämlich vor Kurzem in der Ambrosiana ganze Bücher aufgefunden, namentlich die vollständigen Episteln Paulus, sogar Bruchstücke aus dem Alten Testament, aus den Büchern Esra und Nehemia. Es werden in diesem Augenblick schon zu Mailand Gothische Typen für diese schön und deutlich erhaltenen Urkunden gegossen. — Zusatz zur dritten Ausg. Eine Probe davon ist erschienen: Ulphilae partium ineditarum specimen Mediolani, 1819. 4., mit 2 Kupf. (6 Liv.). Sie ist aus dem Buche Nehemia. Zusatz zur vierten Ausg. Eine vollständige Ausgabe des Ganzen wird noch mit Sehnsucht gehofft.

§. 11. Ausgaben derselben.

Mit Uebergehung der vollständigen Titel wird hier nur das wichtigste bemerkt.

1) Eine Ausgabe von Franciscus Junius, Dortrecht 1665, 4. 2 Vol. und 1684 zu Amsterdam, mit Gothischen Buchstaben, einer Angelsächsischen Uebersetzung von Thomas Marrschall und einem Glossar von Junius. Eine brauchbare und besonders correcte Ausgabe.

2) Eine Ausgabe von George Stiernhielm (der sich aber nicht auf dem Titel genannt hat), Stockholm, 1671 in 4. Der Gothische Text mit Lat. Buchstaben, daneben der Isländische und Schwedische Text und die Vulgata. Ist wegen vieler Druckfehler nicht recht brauchbar.

3) Eine Ausgabe von Eduard Lye, Oxford 1750, kl. Fol. mit einer wörtlichen Lat. Uebersetzung von Benzel und mehrern Anmerk. von ihm und dem Herausgeber, auch mit einer Sprachlehre des Letztern. Eine prachtvolle, correct gedruckte, jetzt sehr seltene Ausgabe.

4) Eine Ausgabe der Bruchstücke aus dem Brief an die Römer, nach dem codex carolinus, veranstaltete F. A. Knittel, zu Braunschweig 1761, gr. 4. (5 Thlr.) Enthält den Gothischen Text mit besonders dazu gegossenen Ulphilanischen Buchstaben, mit Knittels Lesung und Uebersetzung; auf der andern Seite daneben steht die im Codex befindliche alte Lat. Uebersetzung, darunter die Vulgata, und unter derselben der Griechische Text; auch ein weitläufiger kritischer Commentar, dessen Schwächen Ihre berichtiget hat. Eine prachtvolle Ausgabe, die viel Fleiß verräth.

5) Eine Ausgabe von Joh. Ihre*), Upsala 1763, in 4. (16 Gr.). Ist eine correctere Ausgabe des von Knittel aufgefundenen Textes, mit Lat. Buchstaben und einer Lat. Uebersetzungen vom Herausgeber. — Schätzenswerth wegen Ihre'ns Verbesserungen und Anmerkungen. — Diese Fragmente sind nachher noch mehrmals abgedruckt; besonders verdient die Ausgabe von A. F. Büsching, Berlin, 1773. 4. bemerkt zu werden.

6) Die letzte, neueste und vorzüglichste Ausgabe beider Codices ist von Joh. Christian Zahn, Weißenfels 1805. gr. 4. Sie ist nach Ihre'ns Text mit einer wörtlichen Latein. Interlinear-Uebersetzung, einer Sprachlehre und einem Glossar von Fulda, und mit Ihre'ns Lat. Uebersetzung neben dem Texte, nebst einer Kritik und erläuternden Anmerkungen, so wie einer historisch-kritischen Einleitung vom Herausgeber.

Anmerk. *) Der mehrmals erwähnte, und um die

Ausgabe des Ulphilas hochverdiente Joh. Ihre war Prof. zu Upſala, und ſtarb 1780.

## §. 12. Sprachprobe des Ulphilas.

Um Ulphilas Sprache einigermaßen kennen zu lernen, möge hier das Vaterunſer nach der Zahnſchen Ausgabe nebſt Fulda's Interlinear-Verſion einen Platz finden:

Atta unsar thu in himinam. weihnai namo
*Pater noster tu in coelis sanctificetur nomen*
thein. Quimai thiudinassus theins. wairthai wilja
*tuum. Veniat regnum tuum. fiat voluntas*
theins. swe in himina jah ana airthai. Hlaif
*tuus. sicut in coelo et super terra. Panem*
unsarana thanę sinteinan gif uns himmadaga. Jah
*nostrum τον perpetuum da nobis hodie. Et*
aflet uns thatei skulans sijaima. swaswe jah weis
*remitte nobis quod rei simus. sicut et nos*
afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais
*remittimus τοις debitoribus nostris. Et non feras*
uns in fraistubnjai. ak lausei uns af thamma ubilin.
*nos in tentationi. sed libera nos a τω malo.*
unte theina ist thiudangardi. jah maths. jah wul-
*enim tua est regnum. et potentia. et glo-*
tus. in aiwins. amen. *)
*ria. in aeternitates. amen.*

Anmerk. *) Atta, Vater. — Iſt ein von der rohen Natur ſelbſt gebildetes Wort. Die Sylben ab, ac, ta, pa, am, ma, bezeichnen das erſte Stammeln des Kindes, daher ſie auch in den Vater- und Mutternamen ganz entlegener Völker wiederkommen.

Unsar. — Die Stellung des Pronomens und Adjectivs hinter das Subſtantiv, die hier mehrmals vorkommt, iſt wohl eine Nachahmung des Griechiſchen.

Thu in himinam. — Die Auslaſſung des der und des biſt iſt ganz nach dem Griechiſchen. — Himinam iſt der

Dativ

Dativ Plur. von Himins, is, a, in, Plural: os, e, am, ans. (Das s ist eine Lieblingsendung der Gothischen Substantive und Adjective).

Weihnai, es werde heilig — ist tert. pers. praes. conj., eben so quimai und wairthai, von weihan, quiman und wairthan.

Ana, auf. — Präposit. an, in, auf.

Airthai, Erde. — Dativ Singul. von Airtha, ist ein, mehreren Sprachen gemeinschaftliches Wort, wovon das im Tacitus vorkommende Herthus.

Thana ist der accus. singul. des Artikels thai, der.

Gif — Imperativ von giban, schon damals so irregulär wie jetzt.

Himmadaga, heute. — Für hina Dag, diesen Tag, d. i. unser hint, heute.

Thatei ist dunkel. Ihre hält es für den Artikel: sa, so, thata, der, die, das, mit angehängtem ei.

Skulans der Plural von Skula, ein Schuldiger, Verbrecher.

Sijaima: pr. pers. plural. Praes. conjunct. vom irregul. wisan, seyn, wesen. Das Präsens Indicat. lautet Im, is, ist, Plural: Sijum, sijuth, sijud; im Conjunctiv: sijan, sijais, sijai, Plural: sijaima, sijaith, sijaina.

Thaim, buchstäblich nach dem Griechischen τοις.

Briggais, bringe. — Imperativ von briggan, nach der Griechischen Orthographie für bringan. Diese Verdoppelung des g statt des n findet sich überall in der Uebersetzung: Tuggo Zunge, Figgar Finger, Draggk Trank, siggwan singen u. s. w.

In Fraistubnjai, in Versuchung, von fraisan versuchen. Die Endung ubnjai scheint unser ung zu seyn.

Lausei, befreie, von lausgan, Griechisch λυσαι und dieses von laus (los) frei.

Af, von, ab.

Wulthus, Herrlichkeit. — Im Angelsächsischen ist Wuldor Glanz, verwandt mit dem lat. fulgor.

Aiwins, Ewigkeit, von Aiv (das alte Ewe) aevum, Griechisch αἰων.

Zu den grammatischen Eigenheiten dieser Sprache gehört auch noch, daß sie einen Dual hat, dem Griechischen ähnlich, dagegen das Hilfszeitwort haben nicht gebraucht, um die Vergangenheit, sondern um die Zukunft auszudrucken.

## §. 13. Kazungali.

Von poetischen Denkmälern der vor-karolingischen Zeit ist nur ein geringfügiges Gedicht auf uns herabgekommen, welches unter dem Namen Kazungali, d. i. der Beredsame, eine Art von Glaubensbekenntniß oder Gebetanweisung in Fränkischer Sprache enthält, und gewöhnlich das Weißenbrunner oder Wessobrunner Gebet genannt wird. Man findet es abgedruckt mit diplomatischer Genauigkeit in der „Bragur" (1ste Abth. 5ter B.) nebst einer Uebersetzung von J. F. A. Kinderling. Einzeln herausgegeben von W. Wackernagel, Berlin, 1827. 8. Sein poetischer Werth ist äußerst gering.

### Litteratur.

Man vergleiche theils über diesen, theils über die folgenden Zeiträume nachstehende Schriften:

Herzog's, D. G., Versuch einer allgemeinen Geschichte der Cultur der Deutschen Nation. Erfurt 1795. S. 144 u. f.

Anton, über Barden und Druiden der Germanen, im N. teutschen Merkur 1800, St. 12. S. 291, und dessen Geschichte der Germanen, 1794, 1ster Th.

Rößig's, Karl Gottl., Alterthümer der Deutschen, Leipzig 1801. (Ein für das Studium Deutscher Alterthümer überaus brauchbares, und wegen seiner sehr vollständigen Litteratur höchst schätzenswerthes Buch.)

Adelung's, Joh. Christ., älteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Litteratur bis zur Völkerwande-

rung. Leipzig 1806. S. besonders den 8ten Abschn. S. 308 u. f.

Horn's, Franz, Geschichte und Kritik der Deutschen Poesie und Beredsamkeit, Berlin 1805, S. 21 u. f.

Michaeler, Carol., Tabulae parallelae antiquiss. Teutonicae linguae dialectorum. Oenipont. 1776. 8.

Meister's, Leonhard, Beiträge zur Geschichte der teutschen Sprache und National-Litteratur, Heidelberg 1780. 1ster Th. S. 1—25.

Koch's, E. J., Grundriß einer Geschichte der Sprache und Litteratur der Deutschen. 2 Bde. 2te Ausg. Berlin 1795. 98.

Hagen, Friedr. Heinr. von der, und J. G. Büsching litterarischer Grundriß zur Geschichte der Deutschen Poesie, von der ältesten Zeit bis in das 16te Jahrh. Berlin 1812.

Adelung's, Joh. Chr., Mithridates, Berlin 1809, 2ter Thl. herausg. von Joh. Severin Vater, S. 185 u. f.

Jördens, Karl Heinr., Lexikon Deutscher Dichter und Prosaisten, Bd. 5. 1810. S. Ulfilas, S. 100 u. f.

Bouterwek, Friedr., Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Göttingen, Bd. 9. 1812.

Wachler, Dr. Ludw., Vorlesungen über die Geschichte der teutschen National-Litteratur, 2 Bde. Frankfurt a. M. 1818. 19.

---

# Zweite Periode.

## Das Fränkische Zeitalter.

### Von Karl dem Großen bis zu den Schwäbischen Kaisern, oder bis 1137.

---

### §. 1. Uebergang.

Obschon auch der Fränkische Zeitraum (von Einigen die Periode der christlichen Dichter genannt) für

die Geschichte der Rede- und Dichtkunst nur wenig Werke von Bedeutung aufzuweisen hat: so müssen wir doch seinen erfreulichen Anfang um so mehr mit Dank erkennen, da das Fränkische Deutsch die Grundlage der schönen Litteratur des gesammten Deutschen Volkes geworden ist. Als die Franken gegen das Ende des fünften Jahrh. unter ihrem Chlodwig (Ludwig) durch die Eroberung eines Theils von Gallien und Deutschland das große Fränkische Reich gründeten (das nachher in ein Frankreich und ein Deutsches Reich zerfiel), vereinigte ihr Nationalname schon eine Menge meistens hochdeutscher Völkerschaften, zu denen in der Folge auch die Hochdeutsch redenden Alemannen gehörten, deren Name späterhin von den Franzosen sogar auf alle Deutsche übertragen wurde. Eine Gesammtsprache aller Deutschen, der Fränkischen Monarchie einverleibten Völkerschaften gab es nun wohl nicht; aber schon die ältesten Denkmäler, die sich von der Fränkisch-Deutschen Sprache erhalten haben, sind wahres Hoch- oder Oberdeutsch, gemischt mit einigen Niederdeutschen Wörtern. Und diese Sprache war auch die Hofsprache der Merovingischen Könige. Allein der Geist der Härte und Rohheit, den dieses Volk aus den Deutschen Wäldern in das eroberte Gallien mitgebracht hatte, widerstrebte, auch selbst bei Annahme des Christenthums, zu dem sich die Franken seit Chlodwigs Bekehrung bekannten, den milden Einflüssen ihrer Merovinger, und war am wenigsten für eine Nationalpoesie geeignet, wenn gleich diese Zeit der ausschweifenden Barbarei fruchtbar an poetischen Sagen gewesen zu seyn scheint. Erst mit dem Ende des 8ten J. h. werden die Franken, durch die Einflüsse eines kräftigen Mannes ihrer Wildheit entrissen und für Kunst und Wissenschaft herangebildet. Dies war Karl der Große.

## §. 2. Karls des Großen
### Bemühungen um Deutſche Bildung.

Karl der Große (älteſter Sohn Pipin's des Kleinen), der 768 ſeine Regierung über die Franken antrat, und 800 das Kaiſerthum der Römer erneuerte, gehört nicht bloß der politiſchen Geſchichte, ſondern auch den Wiſſenſchaften und der Deutſchheit, deren Schöpfer er genannt zu werden verdient, wie Eginhard, ſein Biograph (839), ihn den Schöpfer unſrer Sprachkunde nennt [1]). In dieſer Beziehung iſt es bemerkenswerth, daß er zur Vertreibung der Barbarei mehrere ſehr ſchickliche Mittel wählte. So wie er ſelbſt in den Tagen des Friedens ſich am liebſten mit Einſammlung nützlicher Kenntniſſe beſchäftigte, und zu ſeiner Fertigkeit im Lateiniſch Sprechen auch noch im Alter das Erlernen der Schreibkunſt fügte, ſo wollte er auch die Köpfe ſeines Volks aufhellen. Zum Lehrer ſeiner Söhne nahm er einen gelehrten Engliſchen Mönch Alkuin (804) mit nach Deutſchland, ſtiftete Dom- und Kloſterſchulen, berief aus Italien und Griechenland geſchickte Männer, und errichtete an ſeinem Hofe auch eine gelehrte Geſellſchaft [2]). Mit Hilfe derſelben ſammelte er Handſchriften und Deutſche Heldenſagen [3]), ließ eine Auswahl guter Predigten aus den beſten Griechiſchen Kirchenlehrern in's Fränkiſche überſetzen, damit ſolche dem Volke von den Mönchen vorgeleſen werden könnten, und erfand für mehrere fremde Wörter, beſonders zur Bezeichnung der Monate [4]) und Winde, Deutſche Namen, oder verbreitete ſie doch, ja er verſuchte ſogar ſelbſt, die Deutſche Sprache grammatiſch zu bearbeiten. Ueberhaupt iſt er dadurch für die Litt. Geſchichte ſehr wichtig, daß eine Menge von Sagen, die ſich in ſeinem Zeitalter bildeten, und in ihm ihren Mittelpunkt fanden, ſpäterhin der Stoff zahlreicher epiſcher

Dichtungen geworden sind, die von der Provence und dem nördlichen Frankreich nach Deutschland verpflanzt wurden.

Anmerk. 1) Eginhardi vita Caroli M. Edid. Joh. Herm. Schminke. Traj. ad Rh. 1711. 4. Eginhard sagt von ihm in dieser Beziehung: inchoavit et Grammaticam patrii sermonis.

2) Der Begriff, den man sich von einer gelehrten Gesellschaft damaliger Zeit machen muß, darf freilich nicht nach dem Maßstab der unsrigen gemessen werden. Jedes Mitglied derselben nahm den Namen eines verdienten Mannes an. Karl z. B. hieß David; Alkuin — Flaccus; Engelbert — Homer; Adälard — Augustin; Erzbischoff Riculf von Mainz — Damötas.

3) Die hieher gehörige Stelle in Eginhardi vita Caroli lautet so: Item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum ritus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. Edit. Bas. 1532. fol. p. 121. Diese Stelle wurde sonst auf die alten Bardenlieder zu Zeiten des Ariovist und Arminius (Hermann) bezogen; allein es sind damit höchst wahrscheinlich die Gedichte aus dem Sagenkreise der Nibelungen und des Heldenbuchs gemeint, wie Aug. Wilh. Schlegel im Athenäum II. 2. S. 306, und Fr. Schlegel in seinen Vorlesungen d. Gesch. der deutschen Litt. I. S. 245 zu erweisen suchen. Für uns ist indessen wohl alles dies verloren gegangen.

4) Die Namen der Monate lauten in ihrer ursprünglichen, von Karl gegebenen Rechtschreibung also: Wintermanoth, Horning, Lenzinmanoth, Ostermanoth (nach der Frühlingsgöttin Ostra), Wunimanoth, Bracmanoth, Hewimanoth (Heumonath), Aranmanoth (Aehrenmonath), Witumanoth (Baum- oder Obstmonath), Windumemanoth (Weintraubenmonath), Herbistmanoth (der herbe, rauhe Windmonath), Heilugmanoth.

## §. 3. Hindernisse eines großen Erfolgs.

Obgleich diese dankenswerthen Bemühungen den Erfolg hatten, daß in mehreren Köpfen ein besserer Geist

und ein wissenschaftlicher Sinn aufgeregt wurde: so waren sie doch nicht hinreichend, der begonnenen Bildung Allgemeinheit und Dauer zu geben. Denn außer dem Paul Warnefried, einem sprachkundigen Longobarden (799), und dem Rhabanus Maurus *), dem Reformator des Schulwesens (834), so wie dem schon genannten Eginhard, hat die Geschichte dieser Zeit keinen denkwürdigen Mann zu nennen, der Kraft genug gehabt hätte, in dem Geiste Karl's des Großen fortzuwirken. Der langwierigen Kriege nicht zu gedenken, in denen Alles verwilderte, war besonders die Einführung des Christenthums der Grund zur allgemeinen Verbreitung der Lateinischen Sprache bei den Deutschen Schriftstellern geworden, und die Geistlichen fanden nach Karls Tode keinen Beruf, der Herrschaft dieser Sprache zu wehren, und sich der vaterländischen beim Gottesdienste zu bedienen, da diese von den nachfolgenden Kaisern des Karolingischen Stammes selbst wenig begünstigt wurde. Unter Heinrich dem Vogler (besser dem Städteerbauer), dem ersten Kaiser vom Sächsischen Stamme, und dem Wiederhersteller des alten Nationalglanzes, begann zwar der Bürgerstand sich zu bilden, und ein neuer Rittergeist hervorzugehen; aber verachtet und ungebraucht blieb dennoch die Deutsche Sprache, sowohl in ihrem Fränkischen als Sächsischen Dialekt, und vaterländische Dicht- und Redekunst schien ein kümmerliches Leben in fremder Sprache fortschleppen zu sollen.

*) Rhabanus (Schüler des Alkuin), verdient hier noch besonders wegen seines Eifers für die Ausbildung der Deutschen Sprache bemerkt zu werden. Er bewirkte nämlich auf der Kirchenversammlung zu Mainz (848), seinem Geburtsorte, die Verordnung, daß jede Predigt entweder Romanisch, d. i. Gallisch, oder Theotisch, d. i. Deutsch, gehalten werden sollte. Auch schrieb er ein Latei-

nisch-Deutsches Glossarium über das alte und neue Testament. Von diesem, für Litteratoren und Sprachforscher sehr wichtigen vaterländischem Denkmale, befindet sich unter andern eine vortreffliche Handschrift zu München, wohin sie aus der Bibliothek des Klosters Tegernsee gekommen ist, und mit welcher uns Bern. Jos. Docen in seinen „Miscellaneen zur Geschichte der Deutschen Litteratur ꝛc., München 1807" (B. 1. S. 153—196) näher bekannt gemacht hat.

## §. 4. Otfried's poetische Uebersetzung der Evangelien [1]).

Unter diesen Umständen werden wir um so dankbarer anerkennen müssen die Uebersetzung von Tatians Evangelien-Harmonie aus dem 9ten J. h., die eine reichhaltige Sprachquelle dieses Zeitraums ist, und mehr noch die Evangelien-Harmonie des Otfried, eines Schülers des Rhabanus Maurus. Dieser Benedictiner-Mönch aus dem Kloster Weissenburg im Elsaß, brachte etwa um's Jahr 870, die Evangelisten in gereimte Deutsche Strophen, und zwar, wie er selbst in einer Vorrede sagt, auf Bitten einer ehrwürdigen Frau, Namens Judith, welche die unzüchtigen und ausgelassenen Verse nicht ertragen konnte. Das Ganze besteht aus fünf Büchern, und enthält im ersten die Geschichte Jesu von seiner Geburt bis zu seiner Taufe; im zweiten und dritten die Gleichnißreden, Wunder und Lehren Christi, im vierten den Tod und das Begräbniß desselben, und im fünften die Auferstehung und Himmelfahrt. Schon hieraus ergibt sich, daß Otfried nicht eine Uebersetzung der Evangelisten geliefert hat. Er legte vielmehr diese nur zum Grunde und verfertigte daraus eine poetische Erzählung der Lebensgeschichte Jesu, die er hin und wieder mit einigen moralischen Bemerkungen ausstattete. Vorangeschickt sind drei Zueignungsschriften, die

erste an den Ostfränkischen König Ludwig, die zweite an den Erzbischof von Mainz, Luitpert, die dritte an den Bischof zu Kostnitz, Salomo. Von den noch vorhandenen Handschriften dieses Evangelienbuchs sind die zu Wien und in der Heidelbergischen Büchersammlung die bekanntesten. Unter den gedruckten Ausgaben ist die von Flacius (Basel 1571, 8.) nebst einem Glossarium von einem Augsburgischen Arzt, Gassar, die älteste und seltenste. Außerdem haben wir eine Ausgabe von Joh. Schilter, welche in seinem Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum. T. 1., einen Raum von 400 Folioseiten einnimmt [2]) und eine Sammlung von Bruchstücken, nach einem Bonner Codex, von H. Hoffmann. Bonn, 1821. 4.

Anmerk. 1) Ein eigner Abschnitt ist dem Otfried gewidmet in Jördens „Lexikon deutscher Dichter" ꝛc. Bd. 4. S. 145—153.

2) Schilter, der noch oft genannt werden wird, war Professor, erst in Jena, dann in Straßburg, und starb 1705. Er ist in der neuern Geschichte unsers Sprachwesens einer der verdientesten Männer, indem er die noch vorhandenen Denkmäler aus der Kindheit unserer Sprach- und Redekunst mühsam in den drei Bänden seines Thesaurus (Ulm, 1728. 3 Bde. fol.) zusammen stellte.

## §. 5. Otfried's Sprache. Notker. Willeram.

Betrachtet man Otfried's Uebersetzung als ein poetisches Werk, so hat es nur theilweise einen geringen Werth, und kann durchaus nicht mit den Lehrgedichten des gebildeten Alterthums der Griechen und Römer verglichen werden. Denn, wenn es gleich mitunter Züge, Bilder und kühne Wendungen enthält, die eines Dichters würdig sind, so sinkt er doch in zu vielen Stellen zu den alltäglichsten Gemeinplätzen der Mönchsphilosophie herab.

Sieht man es aber als Denkmal der Sprache an, so erscheint er uns als Herr und Meister derselben, der in ihr alles leistet, was die Armuth und Unbiegsamkeit derselben, worüber er in seiner Zuschrift an Luitpert selbst klagt, nur irgend zuläßt. Denn er schrieb in einer Sprache, die, wie er sagt, sich nicht unter die Zucht der Regeln bringen lasse, und für bäurisch gehalten werde, weil noch Niemand darin geschrieben. Er nennt sie Francisce Sprach, also Fränkische, die, wie Gassar in seinem Urtheil über dieselbe sich äußert, damals vom Bodensee zu beiden Seiten des Rheins, bis durch den Schwarzwald und Elsaß hinab in Alemannien, geredet wurde, und die seit der Stiftung der Fränkischen Monarchie über alle andere Dialekte das Uebergewicht hatte. Otfried hat das Verdienst, ein unfruchtbares Feld zuerst urbar gemacht, und unter Steinen und Erdschollen einen geebneten Weg gebahnt zu haben [1]).

Von späteren prosaischen Uebersetzungen verdienen noch ihres Werths für Sprachforschung wegen genannt zu werden: die Psalmen-Paraphrase in altfränkischer Sprache von Notker, genannt Labeo (Großlippe), einem Abte zu St. Gallen (gest. 1022), wovon sich noch Handschriften zu Wien und St. Gallen befinden, und eine Umschreibung des Hohenliedes in Fränkischer Prosa von Willeram, einem Abt zu Ebersberg in Baiern (gest. 1085), woselbst auch die älteste Handschrift aufbewahrt wird [2]).

Anmerk. 1) Leibnitz hat in seinen Collect. etym. eine Sammlung Altdeutscher Wörter nach den Glossarien eines Rhabanus, Gassar ꝛc. veranstaltet; auch Schikter in seinem Thesaur. Einige Wörter mögen zur Probe dienen: duruhsiunlich (augenscheinlich), gichtigoter (begütert, von echt, gut), notlicho (gewaltsam), unlustidet mih (es verdrießt mich), smeccarlih (schön), salielihho

(glücklich), Clauuida (Witz, Geist), Senoadra (Nerve, Sennader), Leoth (Lieder), Tatracha (Geschichte, Sage), Analichida (Bild, Aehnlichkeit), Fiantscah (Feindschaft), gemiscemes (laßt uns vermischen), Secchia (Zank), Luitlicheun (vor den Leuten, öffentlich).

2) Sowohl Notker's Psalmen als Willeram's hohes Lied stehen im Schilterschen Thesaurus. Von Willeram erhielten wir kürzlich: Uebersetzung und Auslegung des Hohenliedes in doppelten Texten, aus der Breslauer und Leidener Handschrift, herausgegeben und mit einem vollständigen Wörterbuche versehen, von Dr. H. Hoffmann. Breslau 1827. 8. — Zwischen Otfried und Notker liegt ein Zeitraum von 150 Jahren. Wie sehr hat sich in dieser Zeit die Sprache geändert! Man vergleiche nur nachstehende fünf erste Bitten aus dem Vaterunser beim Otfried mit denen beim Notker:

Fater unser thu in himilon;
uuihi si namo thiner!
biqueme uns thinaz richi;
si uuillo thin hiar nidare, so ser ist ufan himile;
thia dagalichun zuhti gib hiut uns:
schuld bilaz uns allen, so uuir ouh duan uuollen.

beim Notker so:

Uater unser, du in himile bist:
Din Namo uuerde geheiligot;
Din riche chome,
Din uuillo gescehe in erdo, also in himile
Unser tagelicha brot kip uns hiuto
Unde unsere scvlde belaz uns, also ouh uuir belazen unseren sculdigen.

## §. 6. Das Hildebrands- und Ludwigslied.

Von den epischen Originalgedichten dieses Zeitraums ist Vieles nicht auf uns herabgekommen. Was wir

noch haben, beschränkt sich auf das Bruchstück eines Liedes von Hildebrand (s. Hagens u. Büsching's litter. Grundriß zur Gesch. der deutschen Poesie. Berlin 1812. 8), das, seinem Inhalt nach, in die Sagen von Dietrich von Bern eingreift, seiner Form nach alliterirend ist; und auf das Ludwigslied, oder den Hymnus auf den Sieg, welchen Ludwig III. [1]) im J. 881 an der Schelde über die Normannen erfocht. Der Verf. desselben ist uns unbekannt. Nachdem er das Ungemach beschrieben, das die Franken von den Normannen auszustehen hatten, wird Ludwig von Gott aufgefodert, sein Volk zu rächen. Der König nimmt die Auffoderung an [2]), wofür denn der Dichter sein Lob besingt, und mit dem Wunsch für seine lange und glückliche Regierung schließt. — Schilter hat das Lied im 2ten Bd. seines Thesaurus abgedruckt, und vergleicht es mit den Gedichten des Sämond, des ältesten Schwedischen Dichters. Das Sylbenmaß ist frei und gleicht dem Glykonischen; Gedanken und Ausdruck sind oft sehr dichterisch, doch ist der Ton noch sehr ungleich [3]).

1) Unter Ludwig III. ist hier der Jüngere von Deutschland, der König der Ostfranken, zu verstehen, nicht der Westfränkische oder Französische Ludwig, obwohl dieser auch in dem Liede vorkommt, und Beide in Einem und demselben Jahre, 882, starben. S. Wachter Forum der Kritik. Ersten Bandes, erste Abtheilung. Altenburg 1827. 8.

2) Diese Stelle lautet im Original wörtlich so:

Tho nam her skild indi sper
ellianlicho reit her
Vuold her uuarer rahchon
Sina uuidersahchon,
Tho ni uuas iz buro langa
Fand her thia Northmannon,
Gode Lob sageta.
Her siht thes her gereda.
Ther kunig reit kuono

Sang lioth frano.
Joh alle saman sungun!
Kyrieleison.
Sang uuas gesungen,
Vuig uuas bigunnen,
Bluot skein in uuangon
Spilodunder Vrankon.
Thar raht tegeno gelih,
Nichein so so Hluduuig,
Snel indi kuoni,
Thas uuas imo gekunni.

und in der wörtlichen Ueberſetzung:

Da nahm er Schild und Speer;
Eilends ritt' er her,
Er wollte wahrlich rächen (Rache üben)
(An) ſeinen Widerſachern.
Da war es nicht anfangend lange (da dauert es nicht lange)
Fand er die Normannen.
Gott Lob! ſagte er.
Er ſah, die er begehrte (zu ſehen wünſchte),
Der König ritt kühn,
Sang Lied heilig.
Und alle (zu) ſammen ſangen
Kyrieleiſon.
Sang war geſungen,
Gefecht war begonnen,
Blut ſchien in Wangen
Spielender (wohlgemuther) Franken.
Da rächte (ſich) einem Degen (Krieger) gleich
Niemand ſo wie Ludwig
Schnell (tapfer, alacris) und kühn,
Das war ihm angeboren.

3) Das Hildebrandslied wurde von den Br. Grimm, Caſſel 1812. 4. und das Ludwigslied, ſtrophiſch eingetheilt u. berichtigt (von Docen) herausgegeben. München, 1813. 8.

## §. 7. Lobgesang auf den Hanno.

In eine spätere Zeit und wohl erst gegen das Ende dieser Periode fällt der Lobgesang auf den heiligen Hanno, Erzbischof von Cöln, der 1075 starb. Wir kennen den Verf. dieses Gedichts nicht, doch lebte er wahrscheinlich am Schlusse des elften Jahrhunderts *), und scheint ein gedankenreicher, für dichterische Begeisterung empfänglicher, und mit gelehrten Kenntnissen nicht dürftig ausgestatteter Geistlicher gewesen zu seyn. Martin Opitz fand die Handschrift in der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau, und veranstaltete davon (Danzig 1639. 8.) eine, mit schätzbaren Anmerkungen begleitete Ausgabe. Auch Schilter nahm dies Gedicht in seinen Thesaurus auf; der beste Abdruck aber steht in der Ausgabe von Opitzens Lobgedichten, Zürch, 1755 in 8. von S. 155—350. Ein späterer Abdruck mit einer hochdeutschen Uebersetzung und Erklärung ist vom Prof. Hegewisch im Deutschen Magazin, Hamburg 1791. Jul. St. 10—75, und der neuste von D. G. A. F. Goldmann (mit Einleitung, Uebersetzung und Anmerk.) Leipzig und Altenburg 1816. 8. (sehr empfehlenswerth). Das bündigste Urtheil über den Werth des Gedichts hat Herder in seinen „zerstreuten Blättern (Th. 5.)" ausgesprochen. — Das Ganze hat einen nicht geringen Umfang; denn es besteht aus 49 Strophen, und nach der Abtheilung beim Opitz aus 874 Versen. Der Stoff, den der Dichter bearbeitet, ist freilich oft sehr widerstrebend, doch weiß er ihn ziemlich zu beherrschen, und mit einer gewissen Gewandheit zur Einheit zu verbinden, wenn er gleich weit ausholt und viel Ungehöriges einmischt. Er beginnt mit der Schöpfung, kommt auf den Sündenfall, geht von ihm auf die Erlösung des Menschen durch Christum, und auf die Versendung der Apostel zur Verbreitung des Christenthums über. Dies ist der Inhalt der fünf ersten Strophen.

Nun verkündet er das Christenthum unter mehreren Völkern auch den Franken, welches ihn auf die Verdienste des Hanno leitet, und da dieser Erzbischof zu Cöln, und Cöln eine Burg war, so nimmt er davon Gelegenheit, von der Geschichte der Burgen zu sprechen, wo er von dem Ninus und der Semiramis ausholt, dann zu den Weissagungen des Propheten Daniel, und zu den Römern und deren Eroberungen in Deutschland fortschreitet, und endlich auf die Franken und deren vorgeblichen Ursprung von den Trojanern kommt. Hier kehrt er wieder zum Cäsar zurück, und bahnt sich den Weg zur Geburt Christi unter dem August, wo er die Ausbreitung des Christenthums noch einmal berührt, und das Lob auf den Hanno aufs Neue anknüpft. Nun verweilt er bei ihm, schildert seinen Charakter, und erzählt die Verfolgungen, die er erduldet, und die Wunder, die er verrichtet hat. Diese Schilderung von Hanno's Charakter und die Beschreibung des Treffens zwischen dem Cäsar und Pompejus in Aegypten (St. 27) gehören zu den gelungensten Stellen.

*) Docen und J. Grimm geben ihm aus inneren Gründen des Gedichts ein späteres Alter.

## §. 8. Hroswitha *).

Zum Schluß dürfen wir wohl auch erwähnen, was eine Deutsche Dichterin, Hroswitha, eine Nonne aus dem Braunschweigschen Stifte Gandersheim, die etwa um das J. 980 blühte, in fremder Sprache geleistet hat. Sie schrieb, außer dem Leben Otto I. in Lat. Versen und mehreren Legenden in Hexametern und Pentametern, auch Lateinische geistliche Schauspiele, in denen sie den Terenz nachzuahmen versuchte. Die erste Ausgabe ihrer sämmtlichen Werke besorgte Conrad Celtes, Nürnberg, 1501 in fol., die neuste Heinr. Leonh. Schurz-

fleisch, Wittenberg, 1707 in 4. Schon Gottsched, der in seinem: „nöthigen Vorrath zur Geschichte der Deutschen dramatischen Dichtkunst (Leipzig 1757.)" den Inhalt ihrer theatralischen Stücke angibt (von S. 4—10) ist der Meinung, daß man von ihr nicht mehr fodern könne, als die ganze damalige gelehrte Welt gewußt habe. Sie hatte zwar die fromme Absicht, ihren Klosterschwestern, statt der leichtfertigen Lustspiele des Terenz, christliche Dramen in die Hände zu geben; allein, nicht zu gedenken, daß sie in fremder Sprache schrieb, also einer Geschichte Deutscher Dichtkunst eigentlich nicht angehört, sind auch ihre Nachahmungen so klostergerecht und unfruchtbar, und zeigen überall so wenig poetischen Geist, daß man ihr auch in dieser Hinsicht nur einen geringen Antheil an dem Fortgang der Dicht- und Redekunst zugestehen kann, wenn gleich Conrad Celtes mehrere sehr enthusiastische Lobschriften auf sie anführt.

*) Vergl. Schmidt's, von Lübeck, hist. Studien (Altona, 1827. 8.) S. 1 ff.

---

# Dritte Periode.

## Das Zeitalter der Minnesinger.

### Von den Schwäbischen Kaisern bis auf die Gründung der ersten Deutschen Universitäten, oder bis 1346.

---

### §. 1. Sprache und Poesie im engen Zusammenhang.

Wenn wir den nothwendigen Zusammenhang der Sprache und Poesie auch nicht aus inneren Gründen darthun könnten, so würden wir schon mittelst der Geschichte

schichte überzeugend belehrt werden: daß die Poesie abhängig sey von dem Zustande der Sprache, und daß jene sich zu dieser verhalte, wie der Künstler zu seinem Stoff. Das Genie des Künstlers schafft und bildet. Der Tonkünstler entlockt seinem Instrument die zarten und schmelzenden Töne, der Maler wetteifert mit den Schönheiten der Natur durch den Gebrauch seiner Farben, und der Bildhauer gibt uns den vollendet-schönen Bau einer Venus in Stein. Aber die Harmonie des Tonkünstlers, das lebendige Farbenspiel des Malers und der rundlich-zarte Gliederbau des Bildhauers sind durch edlen Stoff bedingt, der bildsam sich fügen muß nach dem freien Willen des Künstlers, wenn in der Form sich der Geist aussprechen soll, den ihr Schöpfer ihr einhauchte. — Wenden wir dies auf Sprache und Poesie des zweiten Zeitraums unsrer Litteraturgeschichte an: so haben wir den Hauptschlüssel zur Lösung der Frage gefunden, warum die Poesie auch nach Karl dem Großen sich nicht zu heben vermochte. Das Latein der Kirche, und der ganze Mönchisch-Lateinische Zustand damaliger Zeit mußte nothwendig den sichern und raschen Fortgang der Deutschen Schriftsprache hemmen, und die eigentliche Volkskraft lähmen. Nur gute Köpfe vermochten in schwachen Versuchen einen widerstrebenden Stoff zu bekämpfen, aber nicht über ihn, gebietend und frei, wie in einem bekannten Elemente, zu herrschen. Erst die Zeit, und die durch sie herbeigeführten günstigern Umstände konnten die Sprache allmählich veredeln, und dadurch dem gefesselten Genie seine Freiheit und der Dichtkunst einen edlern Stoff zuführen.

## §. 2. Allgemeine Ursachen eines edlern Gesanges unter den Schwäbischen Kaisern.

### a) Schwäbische Mundart.

Diese bessere Zeit beginnt mit der Regierung der Schwäbischen Kaiser aus dem Stamme der Hohenstaufen, deren erster, Konrad III., im J. 1138 den Deutschen Kaiserthron bestieg. Bis zu ihm waren, von Karl dem Großen an gerechnet, mehr als dreihundert Jahre verflossen, während welcher Zeit die Sprache zwar nur langsam fortgeschritten war, aber doch an Weichheit des Ausdrucks und Geschmeidigkeit unverkennbar gewonnen hatte. Die harten und rauhen Töne, die fremden Wörter und räthselhaften Verbindungen, welche das Lesen der früheren Denkmale erschweren, hatten sich allmählich verloren, so daß der unbekannte Sänger des Erzbischofs Hanno (II. Periode §. 7.) schon in einer sanftern Sprache dichten konnte. Nun aber, als die Regierung der Schwäbischen Kaiser begann, verschmolz der Fränkische Dialekt, der so lange geherrscht hatte, in den mit ihm sehr nahe verwandten, aber verfeinerten Schwäbischen oder Alemannischen, der jetzt die Hof- und Büchersprache des ganzen gesitteten Deutschlands wurde, in welcher Würde er sich auch bis zur Kirchen-Reformation erhalten hat. Das neue Schwäbische Deutsch nahm die unvollkommene, regellos schwankende Bildung des Fränkischen leicht in sich auf, und veredelte es nach den neuen Bedürfnissen des aufgeregten poetischen Geistes. Die Schwäbische Mundart war reicher an Vocalen, Partikeln, Vorwörtern und Ellipsen, leichter empfänglich für Ableitungen und Zusammensetzungen, eignete sich also mehr zur poetischen Sprache, und war dem Dichter ein bildsamerer Stoff, die kindliche Unbefangenheit und zarten Gefühle seines Herzens darin abzudrucken. So finden wir in der gebildetern Sprache die erste allgemeine

Ursach von dem vollkommnern Gesange dieses wahrhaft poetischen Zeitraums.

### §. 3. Fortsetzung.

#### b) Kreuzzüge.

Eine zweite Ursache liegt in den Kreuzzügen, die im J. 1096 ihren Anfang genommen hatten. Diese, für ein Phantom unternommenen Kriege, mußten schon durch ihre Eigenthümlichkeit den Geist eines Volks beleben, das durch die leidenschaftlichen Bewegungen seiner Nachbaren im Süden und Westen von Europa gleichsam unwillkührlich mit fortgerissen wurde. Auf diesen kriegerischen Wallfahrten mit den phantasiereichen Franzosen und Italiänern gemischt, von denen die letztern durch den Reichthum der Städte Venedig, Genua und Pisa, auch eine Verfeinerung der Sitten erlangt hatten, kamen die heiligen Argonauten, unter denen sich auch mehrere Deutsche Sänger befanden, nach Constantinopel, dem einzigen Zufluchtsort der alten Künste und Urbanität, und von da in jenes üppig-heilige Land, das, reich an köstlichen Gaben der Natur, wie an Wundern und heiligen Sagen, den staunenden Deutschen eine ganze Welt neuer Erscheinungen und nie gekannter Gefühle aufschloß. So wurden diese romantischen Reisen den Deutschen eine Veranlassung, nicht nur ihre Sitten zu veredeln, ihre Kenntnisse zu erweitern, ihren Geschmack zu verfeinern, sondern besonders ihre Phantasie zu entzünden, und ihnen einen gewissen Geist der Andacht, der Schwärmerei und der Liebe einzuhauchen, welcher der Dichtkunst so vortheilhaft ist.

### §. 4. Fortsetzung.

#### c) Erhöhter Wohlstand der Deutschen.

Auch der damals in Deutschland blühende Wohlstand, der den Trieb zum Vergnügen, und damit die

Neigung zu den schönen Künsten erweckte, darf nicht übersehen werden. Die Kreuzzüge bewirkten nämlich eine größere Prachtliebe an Höfen, indem die abendländischen Fürsten durch die Bekanntschaft mit den Sitten und Künsten des Morgenlandes gereizt wurden, ihre Residenzen mit schönen Gebäuden zu schmücken. Dies, und die Verweisung des niedern Adels auf das Land, der mit seinen Räubereien und Bedrückungen die bürgerliche Freiheit beengt hatte, machte die Städte volkreich, so, daß Künste, Manufacturen und Handlung in ihnen aufblühten, in deren Besitz die Einwohner, durch Privilegien geschützt, ihren Reichthum sicherten und vermehrten. Viele Bürger waren auch durch den Tod der kreuzfahrenden Ritter und Güterbesitzer zu liegendem Eigenthum gelangt, und hatten oft so viel erworben, daß sie dem arm zurückkehrenden Gebieter wieder aufhelfen konnten, wodurch auch sie zu Vorrechten und Ansehen kamen. So erhob sich ein freier Bürgerstand, den die Fürsten, welche bisher von den mächtigen Vasallen viel gelitten hatten, mehr begünstigten, damit er dem Ritterstande an die Seite treten könnte, und der Handel verbreitete überall mehr Leben und Thätigkeit, besonders seit dem J. 1241, da seine Sicherheit durch die Hansa begründet wurde.

## §. 5. Besondere Ursachen.

### a) Troubadours.

An diese allgemeinen Ursachen knüpfen sich noch einige besondere, welche zunächst Schwaben angehen. Das südliche Frankreich hatte nämlich schon hundert Jahre früher in seinen Troubadours oder Provençalischen Dichtern *) Sänger aufgestellt, die, da sie Ritterthaten und Liebe zu Gegenständen ihres Gesanges wählten, auch bald als Muster einer freiern und edlern Dichtkunst gal-

ten. Ohne zu untersuchen, ob diese Provençalen ihre Dichtkunst durch die Mauren aus Afrika empfangen, ist so viel gewiß, daß der ausgezeichnete Ruhm ihrer Muse sich in das benachbarte Schwaben, d. h. in das ehemalige Alemannien und den angrenzenden Theil der Schweiz um so leichter verbreitete, da die Provence und das Deutsche Reich damals noch durch Lehnsverbindung mit einander verknüpft waren. Was Wunder, daß dieser freundliche Gesang auch den talentvollen Deutschen entzündete, und die in ihm schlummernden Kräfte zur vollen Wirksamkeit aufregte!

*) So nennt man die ritterlichen Dichter des 12ten und 13ten Jahrhunderts im südlichen Frankreich und östlichen Spanien, welche Landschaften den gemeinschaftlichen Namen Provence führten. Die Einwohner dieser Landesstriche, Provinciales oder Provençaux genannt, waren, durch glücklichen Himmelsstrich und milde Regierung begünstigt, im Besitz einer Sprache, die, gebildet aus Römischen und Germanischen Wörtern, sich durch Wohlklang und Reichthum auszeichnete, und daher der höheren Bildung und poetischen Stimmung der Höfe und des Adels besonders zusagte. Da die Provençalischen Fürsten gebildet und prachtliebend zugleich waren, so gehörte es bei ihnen zum guten Ton, Dichterkreise aus dem Adel um sich zu schaffen, und jede Festlichkeit durch Poesie und Gesang, begleitet von Laute und Harfe, zu verschönern, daher auch die Wandelsänger und Lautenschläger, die von einem Hofe zum andern reiseten, gute Aufnahme fanden. Ihre Gesänge, in denen sich der Reim ausbildete, waren großentheils idyllischen und erotischen Inhalts, und das Hauptverdienst derselben der zarte, klangreiche Ausdruck. Wegen der Leichtigkeit ihrer Poesie hießen sie auch Troubadours (von trouver); die Engländer und Schotten nannten sie Minstrels. Vergl. Fr. Diez, die Poesie der Troubadours. Nach gedruckten u. handschriftl. Werken derselben dargestellt. Zwickau, 1826. 8.

## §. 6. Fortsetzung.

### b) Begünstigung der Dichtkunst.

Indessen würde diese Wirkung wohl nicht so bedeutend gewesen seyn, wenn die Dichtkunst nicht ihren Schutz am Throne selbst gefunden hätte. Die Kaiser aus dem Schwäbischeu Stamme waren große Gönner sowohl der Deutschen als der Provençalischen und Toscanischen Dichtkunst. Friedrich I., mit dem eigentlich das goldene Zeitalter des romantischen Liebes- und Heldengesanges beginnt, zog mehrere Troubadours an seinen Hof, dichtete selbst in der Provençalischen Sprache, und gab dadurch, so zu sagen, den Ton an. Ihr Beispiel erweckte andere Deutsche Fürsten, und die kühnen Vertheidiger der Burgen wurden zugleich Freunde und Beschützer der Musen. Es bildeten sich hie und da Sängergesellschaften, die sogar die anmuthigen Spiele an den Höfen zu Toulouse und Paris nachzuahmen und poetische Wettstreite zu veranstalten suchten, in welchen die Sieger von den angesehensten Damen gekrönt wurden, so, daß die Dichtkunst damals als die Würze gesellschaftlicher Unterhaltung und als herrschendes Vergnügen Deutscher Fürsten zu betrachten war.

## §. 7. Minnesinger, oder Schwäbische Dichter.

Aus diesen allgemeinen und besondern Ursachen läßt sich der Abstich dieses Zeitalters von dem vorigen und das Erscheinen jener romantischen Dichter erklären, die sich unter dem Namen der Minnesinger oder Schwäbischen Dichter durch den Zauber ihrer Lieder Bewunderung und Unsterblichkeit errungen haben. Der Hauptgegenstand ihrer Gesänge war nämlich die Liebe (Minne), denn in der alten Germanischen Denkart lag der Keim zu einer poetischen Verehrung des Weibes, der sich entwickelte

durch die christlichen Vorstellungen von der Heiligkeit der Jungfrau, die den Sohn Gottes geboren, und die Zeit der höchsten Blüthe ihrer Dichtkunst war die Regierung der Schwäbisch-Deutschen Kaiser, daher ihre zwiefache Benennung. Indessen sangen mehrere von ihnen gar nicht von Liebe; Einige dichteten Tanzlieder, Loblieder auf den Frühling und die Natur, Fabeln und Erzählungen, noch Andere schrieben geistliche Gesänge, Ritter- und Heldengedichte. Eben so waren diese Dichter nicht Alle aus Schwaben; auch die andern Deutschen Provinzen, selbst das Ausland, namentlich Italien, lieferten Mehrere.

Anmerk. Ob Minne- und Meistergesang verschieden oder gleichbedeutend sey, ist eine Frage, die, von J. Grimm angeregt (Litter. Anzeiger 1807. St. 23.) und von Docen aufgenommen (Altdeutsches Museum I. S. 73 bis 125), verschieden beantwortet worden. Docen behauptet die Verschiedenheit beider gegen Grimm, und die von ihnen aufgestellten Gründe, welche theils aus dem metrischen Bau der Gedichte, theils aus den äußern Lebensverhältnissen der Dichter selbst entnommen sind, haben die Identität der gleichzeitigen Minne- und Meistersänger, wenn auch nicht gewiß, doch wahrscheinlich gemacht. Dennoch aber wird zwischen beiden unterschieden werden müssen, wenn man auf den Stoff und Ton ihrer Gesänge, so wie auf die urkundlichen, zunftartigen Meisterschulen achtet, welche unter den Meistersängern entstanden, und die Dichtkunst in die beengenden Schranken des bürgerlichen Lebens bannten (S. die vierte Periode), während der Minnegesang an den Höfen der Hohenstaufen als wahre Ritterpoesie frei sich ausbildete.

## §. 8. Schöne Eigenthümlichkeit derselben.

Fragen wir, wodurch sich die Minnesinger von den Dichtern des früheren Zeitraumes so vortheilhaft unterscheiden, so finden wir die Antwort in der Sitteneinfalt

ihrer Zeit. Nicht durch künstlich gebaute Systeme und Theorien, sondern durch Natur und geselligen Umgang gebildet, kannten diese Dichter nur den gestirnten Himmel über sich, und das Gesetz der Freiheit in sich. Natur, Liebe und Tapferkeit waren die Welt, in der und für die sie lebten, und alle Eindrücke, die dadurch auf sie gemacht wurden, wirkten so unmittelbar auf das Gemüth, daß die Poesie ihrer Welt sich nothwendig in ihrem Geist abdrucken mußte. Wir sehen sie daher, voll von diesen heiligen und süßen Gefühlen, nur das geben, was lebendig in eigener Brust sich regt, und all' die Freuden und Schmerzen der Liebe, all' die Ahnungen und Träume ihrer kindlich-reinen Phantasie, all' ihr Sehnen und Hoffen, wie sie es empfanden und erkannten, rein und ungekünstelt, zart und lebendig wieder ausströmen. Und diese reine Gemüthlichkeit, die sich in den meisten Liedern der Minnesinger ausspricht, ist es, die wir als wesentliche Eigenthümlichkeit derselben herausheben möchten.

### §. 9. Begrenzung ihres dichterischen Werths.

Bei dieser gerechten Anerkennung ihres Verdienstes dürfen wir indessen nicht verhehlen, daß die meisten Deutschen Minnelieder Nachbildungen der Provençalen sind, wenn man gleich in ihnen das Bestreben wahrnimmt, ihre Vorbildner zu übertreffen. Diese Nachbildung finden wir theils in größeren Erzählungen und Romanen, von denen wir hier nur den Lancelot, Gamuret, Parcival und Grave von Narbonne anführen wollen, theils in kleineren Minneliedern, deren Töne süße Nachklänge Provençalischer Gesänge sind, wie sie z. B. der Altfranzösische Sänger Folquet de Marseille, den der Graf Rudolph von Nüwenburg fast wörtlich übertrug, und Arnaut de Marveil, Girant de Borneil, Anselm Faidit, Arnaud Daniel und

Andere gedichtet haben *). Eben so muß man, bei den Minnesingern, zwischen ihren epischen, didaktischen und lyrischen Gedichten wohl unterscheiden. Diese Letzteren, die eigentlichen Minnelieder, welche besonders Natur und Liebe zum Gegenstand haben, sind die zartesten Klänge eines unbefangenen Gemüths, in welchen die Kunstlosigkeit ihrer Sprache, die Naivetät ihrer Schilderungen, die Einfalt ihrer Sitten, die Herzlichkeit und Reinheit ihrer Gefühle ganz unverkennbar ist; in den didaktischen und epischen Dichtungen aber, wo es mehr auf Erfindungskraft, schickliche Wahl, richtige Anordnung, Studium und höhere Geschmacksbildung ankommt, finden wir uns theilweise mehr angeregt als befriedigt, und dürfen, bei der Verschiedenheit der Bildung und des Volksgeistes, keinen Eindruck erwarten, der dem Genuß bei der Lesung Griechischer und Römischer Dichtungen gleich gestellt werden könnte.

*) Ausführlich spricht darüber Bodmer in seinen neuen kritischen Briefen, 1763, S. 87 ff.

## §. 10. Geschichte ihrer Wiederauffindung.

Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind diese Minnelieder der Vergessenheit entzogen worden. Eine handschriftliche Sammlung von 140 Dichtern, die, bekannt unter dem Namen der Manessischen*), sich bis zu Anfang des 17ten Jahrh. in der Schweiz erhalten hatte, in der Folge nach Heidelberg, und zuletzt nach Paris gekommen war, wurde hier von Joh. Christ. v. Bartenstein 1726 entdeckt. Dieser schrieb einige Gedichte für seinen Schwager, den Professor Scherz, ab, der zwanzig Jahre später seinen Schweizerischen Freunden manches von dieser Abschrift mittheilte. Bodmer und Breitinger, zwei Zürcher Gelehrte, suchten sich die Handschrift durch den fleißigen Geschichtforscher Schöpf-

lin zu verschaffen, und ließen bald nachher (1748) Proben der alten Schwäbischen Poesie und endlich (1758 u. 59) die ganze Sammlung abdrucken. Nun erst wurde die Aufmerksamkeit auf diese ungekannten Schätze der alten Litteratur rege, und gelehrte Freunde und Kenner der Dichtkunst fingen an, durch Sammlungen und einzelne Gedichte, durch biographische Nachrichten und Glossare ein gründliches Studium des Minnegesangs vorzubereiten und allgemeiner zu machen, so daß wir uns jetzt einer großen Zahl von Kennern und Freunden der Schwäbischen Poesie erfreuen dürfen. Die meisten Verdienste um diesen Zweig der Litteratur haben sich außer Bodmer und Breitinger erworben: Lessing, Eschenburg, Myller, Anton, Adelung, Fülleborn, Koch, Herder, Gräter, v. Aretin, Benecke, die Mitarbeiter an der Bragur, Tieck, und in den neuesten Zeiten haben besonders zur festen Begründung und Erweiterung der alten Sprachlitteratur mit erfreulichem Wetteifer gewirkt: v. d. Hagen, Büsching, Zeune, Docen, J. und W. K. Grimm, A. W. und Fr. v. Schlegel, Uhland, K. Lachmann, Dorow, Görres, J. v. Lassberg, F. J. Mone, A. Primisser und Andere. Noch Vieles steht für die Folge zu erwarten, da die begonnenen Anstrengungen und Forschungen in diesem Gebiet vaterländischer Kenntniß immer eifriger betrieben werden.

*) Rüdger von Manesse, Mitglied des Raths zu Zürch, lebte im Anfang des 14ten Jahrh., und war der erste, welcher mit Hilfe seines Sohnes, der Küster und nachher Schullehrer in Zürch war, eine Sammlung der besten Minnelieder veranstaltete, wie uns solches sein Landsmann, Johann Hadloub, in einem Liede aufbewahrt hat. Diese Handschrift befand sich unter Nr. 7266. der Königl. Französischen Bibliothek zu Paris. Sie ist in groß Fol., von zwei verschiedenen Händen geschrieben. Die Columnen sind ordentlich gespalten, und die Linien nach dem Zirkel-

maße eingetheilt. Die bei jedem der 140 Dichter befindlichen Zeichnungen sind schlecht, das Colorit aber sehr lebhaft. Die Vorstellungen derselben beziehen sich selten auf den Inhalt der Gedichte, meist zielen sie auf die besondere Neigung des Dichters zum Jagen, zum Reigerbeizen, Reiten, Turnieren ꝛc., oder auf etwas Merkwürdiges, wodurch er sich im Felde berühmt, oder bei den Schönen beliebt gemacht hat. Schild und Helm sind dabei nicht vergessen, und in Absicht auf Kleidung, Waffen, Kriegsrüstungen u. s. w. sind diese Figuren für Künstler und Geschichtschreiber sehr brauchbar.

## §. 11. Handschriftliche Sammlungen.

Die bis jetzt bekannt gewordenen handschriftlichen Sammlungen von Gedichten der Minnesinger sind außer der Manessischen, als der bedeutendsten Quelle des Altdeutschen Gesanges: der Goldastische Codex in der Rathsbibliothek zu Bremen, der eine, von Goldast genommene Abschrift verschiedener Stücke des Manessischen Codex ist; der Jenaische auf der akademischen Bibliothek, und der des Benedictiner-Klosters zu Weingarten [1]). Außerdem bewahrt die herzogliche Bibliothek zu Weimar zwei Handschriften, welche Meistergesänge aus dem 14ten und 15ten Jahrh., und unter diesen mehrere Minnelieder enthalten; desgleichen gibt es mehrere Handschriften in der Heidelbergischen Bibliothek [2]). Auf der Schusterzunft zu Colmar wurden 1790 über tausend Lieder von Minne- und Meistersängern des 14ten, 15ten und 16ten Jahrh. entdeckt [3]). Auch Rüdiger in Halle fand 1793 zwei handschriftliche Folianten von Minne- und Meistersängern [4]), und in der Bibliothek des Freiherrn Patachich v. Zajezda, Erzbischofs von Kolocza in Ungarn, liegt ein reichhaltiges Manuscript von Minneliedern, dessen nähere Beschreibung und Bekanntmachung noch zu wünschen ist [5]). Einzelne

Handschriften, besonders epischer Gedichte, finden sich zerstreut an verschiedenen Orten, namentlich zu München, Wien, Dresden, Gotha, Heidelberg, Stuttgart, St. Galln, Berlin (in Besitz des Herrn v. d. Hagen), ꝛc. Manche kostbare und seltene Incunabeln sind auch in den Privat-Bibliotheken der Herren v. Meusebach (wozu, außer einer reichen Sammlung Deutscher Volkslieder, auch ein, nur noch in wenigen Exemplaren vorhandener Abdruck des Titurel vom J. 1477 gehört), v. Nagler, Bratring, Bennoni Friedländer ꝛc. in Berlin.

Anmerk. 1) Zapf's Reisen in einige Klöster Schwabens, S. 13.

2) Unter diesen ist die wichtigste der Titurel, obwohl unvollständig. S. Friedr. Wilken's Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidelbergischen Büchersammlungen. Heidelberg 1817.

3) Nähere Angaben und Proben s. in der Goth. gelehrten Zeitung. 1790, St. 42, S. 336, Bragur, B. I. S. 380—82, und B. II. S. 329—332.

4) S. Rüdiger's neusten Zuwachs der Deutschen Sprachkunde, St. 5. S. 236; vergl. Braga und Hermode, B. III. Abth. 2. S. 152 flg.

5) Vergl. Allg. Deutsche Bibliothek, Bd. 57. St. 1.

## §. 12. Gedruckte Sammlungen, Erklärungen, Uebertragungen, Nachrichten ꝛc.

Der gedruckten Sammlungen von Minnesingern besitzen wir nur wenige.

1) Den Anfang machen die §. 10. erwähnten „Proben der alten schwäbischen Poesie des 13ten Jahrhunderts aus der Manessischen Sammlung," Zürch, 1748. 8. — Diese von Bodmer und Breitinger ver-

anstaltete Sammlung enthält Proben von 81 Minnesingern, zugleich aber grammatische Anmerkungen über die Sprache der Schwäbischen Dichter, und ein Glossarium oder Erklärungen der darin vorkommenden dunklen Wörter.

2) Zehn Jahre darauf folgte von denselben Herausgebern der vollständige Abdruck des Manessischen Codex, unter dem Titel: „Sammlung von Minnesingern aus dem Schwäbischen Zeitpuncte, CXL. Dichter enthaltend; durch Ruedger Manessen, weiland des Raths der Uralten Zyrich. Aus der Handschrift der königl. Französischen Bibliothek herausgegeben. Erster Theil. Zyrich, 1758. Zweiter Theil 1759, 4. Diese Sammlung enthält, außer dem Wartburger Kriege und einigen Lehrgedichten, dem größeren Theile nach erotische Gedichte, sämmtlich aus dem Zeitraum von Heinrich v. Veldeck bis zu Anfang des 14ten Jahrh.. In geschichtlicher Hinsicht sind beide Sammlungen, obwohl dürftig ausgestattet und unkritisch angelegt, sehr empfehlenswerth, und dem Deutschen Alterthumsforscher schätzbar; doch dürften sie bald durch die von unserm v. d. Hagen angekündigte neue Ausg. der Minnesinger, in 3 Bänden in 4., welche zugleich die Manessische Sammlung in sich schließen soll, entbehrlich gemacht werden.

3) Erst nach einem Zeitraum von sechs und zwanzig Jahren erschien eine dritte „Sammlung Deutscher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert." Erster, Zweiter Band. Berlin, 1784. 1785. gr. 4. Der Herausgeber derselben ist Christoph Heinrich Myller, der vormals als Prof. der Philosophie und Geschichte am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin lebte, und nachher in Zürch, seiner Vaterstadt, privatisirte. Diese, mit großer Uneigennützigkeit *) zu Stande gebrachte schätzbare Sammlung größerer Gedichte enthält indessen

nur den reinen Abdruck der, von Bodmer dem Herausgeber überlassenen Abschriften einiger Schwäbischen Dichter, mit so ängstlicher Treue, daß außer der alten mangelhaften Interpunction, selbst Schreib- und Lesefehler beibehalten sind. Die Verständlichkeit der aufgenommenen Gedichte ist nirgend durch Erklärung befördert, und eben so wenig irgend etwas über die Dichter selbst, über das Alter und den Zustand der genommenen Abschriften gesagt worden.

4) Die letzte Sammlung hat den Titel: „Deutsche Gedichte des Mittelalters. Herausgegeben von Friedr. Heinr. v. d. Hagen, und Dr. Joh. Gustav Büsching." Erster Band mit 4 Holzschnitten. Berlin, 1808. Zweiter Bd. 2. Abth. 1820. 1825. 4. Diese Sammlung soll Gedichte vom 12ten bis 15ten Jahrh., also aus der Blüthezeit der Deutschen Poesie, in sich begreifen. Der erste Band enthält (bis auf ein größeres Gedicht von Salomon und Morolf) lauter noch unabgedruckte, fünf an der Zahl, aber mit mehrern grammatischen Verbesserungen und Ergänzungen und einer einfachen Interpunction, zur Erleichterung des Verständnisses versehen. Jedem Gedichte ist eine Einleitung vorgesetzt, in welcher Nachrichten über das Alter, den Verf., die Sprache und Form des Gedichts, so wie über die dabei benutzte Handschrift gegeben werden. Vollständige Vergleichung der Handschriften, Lesarten, Sprach- und Sacherklärungen sollen kritischen Ausgaben und allgemeinen lexikalischen Werken vorbehalten bleiben. Der 2te Bd. enthält das Heldenbuch, und wnrde von Hagen und Ant. Primisser herausgegeben.

Sehr zahlreich sind die vorhandenen Erklärungen, Uebertragungen und Nachbildungen. Die wichtigsten derselben findet man: in Langen's „Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe," Thl. II.; in Gleim's

„Gedichten nach den Minnesingern," Berlin 1773 (eine liebliche Nachbildung, der zugleich die Originale beigefügt sind); im „Teutschen Merkur," 1774, Jan.; in der (ältern) Iris von Jacobi, Bd. IV. St. 1.; in „Bragur, einem litter. Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit," Bd. I. Nr. 3., Bd. II. Nr. 2.; in Braga und Hermode, oder neuem Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten," Bd. I. Abth. 1. und 2., Bd. II. Abthl. 1. und 2., Bd. III. Abth. 1., Bd. IV. Abth. 1 u. 2.; in der „Berliner Monatsschrift" 1793, Jul. Aug. und Novbr., und 1795, März und Sept. (Lieder aus dem Manessischen Codex, nebst einer möglichst genauen Uebertragung); im „Neuen Teutschen Merkur," 1798, Aug.; in „Haug's Epigrammen und vermischten Gedichten," Berlin 1805, Bd. II.; in den „Minneliedern aus dem Schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet und herausgegeben von Ludw. Tieck." Berlin 1803, 8. (Ist mit einer gehaltvollen Einleitung versehen, enthält aber nur leichte Veränderungen, so weit es nöthig war, auch den ungelehrten Freunden der Dichtkunst einen Begriff von dem poetischen Werthe der Minnelieder zu geben.) In den drei letzten Jahrzehenden sind besonders zu bemerken: „G. F. Benecke's Beiträge zur Kenntniß der Altdeutschen Sprache und Litterat." Göttingen 1810. 8.; „Museum für alte Deutsche Litteratur und Kunst," 1809—12, 4 Hefte, von Hagen, Docen, Büsching u. Hundeshagen; die von Heinze u. Gräter, und später von Hagen herausgegebene Alterthumszeitung „Iduna und Hermode," 1812—13. 4.; und die noch fortlaufenden „Dorowschen Denkmäler alter Sprache und Kunst," wovon bis jetzt 3 Hefte, Bonn, 1823. Berlin, 1824. 8. erschienen sind.

*) Myller kündigte sein Unternehmen im Jahr 1780 an, und wünschte die Unterstützung von 30 Freunden der

Altdeutschen Litteratur, von denen jeder drei Jahre hinter einander jährlich 15 Thlr. zur Bestreitung der Druckkosten beitragen sollte. Er selbst gab ein Ansehnliches dazu her, und besorgte die ganze Ausgabe nebst den mühsamen Correcturen unentgeltlich.

## §. 13. Nachrichten von einigen der merkwürdigsten Minnesinger.

Die Zahl der uns bekannten Dichter dieses Zeitalters, unter denen sich Mehrere aus kaiserlichem und fürstlichem Stamme befinden, die aber sämmtlich durch das Band der Musen vereint waren, beläuft sich auf etwa 300. Nicht alle sind in der Litterargeschichte gleich wichtig, daher hier nur die wenigsten genannt, und nur diejenigen näher beachtet werden können, deren Lieder und größere Werke den meisten poetischen Werth haben. Die ganze Reihe beginnt mit:

Heinrich v. Veldeck. Er war ein Niederdeutscher, lebte zu Ende des zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrh., und ist Verfasser einer „Schwäbischen Eneidt" [in Myllers Sammlung ꝛc. ꝛc.], und mehrerer anderer Gedichte, die in der Manessischen Sammlung, Thl. I. S. 18 — 22 abgedruckt sind. (S. §. 20).

Hartmann v. Aue. Ein Ritter, vermuthlich aus Franken, blühte um's Ende des zwölften Jahrh., ist Verf. mehrerer Lieder von sehr ungleichem Werth, in der Maness. Samml. Thl. I. S. 178 — 183, und einer kurzen Erzählung: der arme Heinrich (in Myllers Sammlung Bd. I. S. 197), und einzeln von den Brüd. Grimm herausgegeben. Berlin 1815. 8. Am merkwürdigsten ist er als Uebersetzer eines Französischen Ritter-Romans: Iwain (Twein) und Laudine oder der Ritter mit dem Löwen, zuletzt herausgeg. von G. F. Benecke u. K. Lachmann. Berlin 1827. 8.

Albrecht

Albrecht v. Halberstadt lebte im Anfange des dreizehnten Jahrh. und arbeitete in der Schwäbischen Mundart den Ovid und zwei Französische Ritter-Romane um: Gamuret und Tschionadulander.

Wolfram v. Eschenbach (Eschilbach), Schreiber des Herzogs Otto von Oestreich; ein Zeitgenosse Veldeck's und einer der ersten und fruchtbarsten Dichter dieses Zeitraums. Was ihm mit Gewißheit gehört, ist Folgendes: einige Lieder in der Manesse. Sammlung, Thl. I. S. 147—49; ferner der Trojanische Krieg, wovon eine Handschrift im Kloster Gottwich und eine andere in der Königl. Bibliothek zu Berlin liegt (s. §. 20); der Parcival, aus dem Provençalischen des Guyot, ein Gedicht, das sich in mehrern Handschriften zu St. Gallen, Dresden und in der Heidelbergischen Bibliothek befindet, und in Myllers Sammlung Bd. I. abgedruckt ist; der Titurel, den er aber nur angefangen, und der, von Andern umgearbeitet und fortgesetzt, erst gegen das Ende des 13ten Jahrh. vollendet zu seyn scheint. Außerdem wird er für den Verf. mehrerer anderer Schriften und für den Theilnehmer an verschiedenen Rittergeschichten gehalten. Er ist der Homer und Ariost des Schwäbischen Jahrhunderts, und verdient besonders studirt zu werden.

Heinrich v. Ofterdingen lebte im zwölften und dreizehnten Jahrh. und bildete sich in Oestreich am Hofe des Herzogs Leopold des Ehrenhaften, den er auch als seinen Gönner und Beschützer in seinen Liedern besang. In dem poetischen Wettstreit auf der Wartburg spielte er eine Hauptrolle, wovon noch einige Bruchstücke übrig sind, welche die Manesse. Samml. Thl. II. S. 1. u. f. aufbewahrt hat. Er gilt für den vorzüglichsten Verf. des Heldenbuchs, einer Sammlung vieler Gedichte, die Thaten der Helden früherer Zeit besingend.

Nikolaus Klingsohr. Ein Zeitgenosse des Vo-

rigen, hervorstrahlend unter den Minnesingern durch seine gelehrten Kenntnisse in der Mathematik und Astrologie, und sehr angesehen als Dichter. Nur wenige Poesieen von ihm sind noch übrig; sie stehen unter den Kampfliedern aus dem Kriege auf der Wartburg, in der Manessischen Sammlung Thl. II.

Walther von der Vogelweide. Ein überaus fruchtbarer Sänger, der, in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrh. lebend, und, von einem Hofe zum andern gehend, überall sich beliebt machte. Sein größter Gönner war Leopold von Oestreich, der Glorwürdige, von dem er auch kostbare Geschenke erhielt. Seine Lieder zeigen einen Mann von Welt und athmen viel Vaterlandsliebe. Eine beträchtliche Anzahl derselben steht in der Maness. Samml. Th. I. S. 101 — 142, und in Myllers Samml. Bd. II. Die neueste Ausgabe seiner Gedichte veranstaltete K. Lachmann. Berlin 1827. 8.

Johann Enenkl (Jans der Enenchel, Joannes Nepos). Ein geborner Wiener, der von 1190 bis 1250 lebte. Sein bekanntestes Gedicht ist das Fürstenbuch von Oestreich und Steyer, — eine Chronik, welche zu Linz, 1618. 8. in Druck erschien, und ebendas. 1740. 12., aber fehlerhaft, wieder aufgelegt wurde. Auch ist er Verfasser einer, theils in Reimen, theils in Prosa geschriebenen Universal-Chronik, die Weltgeschichte von der Schöpfung bis auf Kaiser Friedrich II. enthaltend, wovon der gelehrte Benedictiner und Capitular P. Magnus Faus, unter dem Titel: „philologischer Versuch über Joh. Enickel's Deutsche Universalchronik aus dem dreizehnten Jahrh." ꝛc. Reichsstift Neresheim 1793, 8. eine Probe mitgetheilt hat.

Gottfried von Straßburg, um's Jahr 1232. Er trug den Tristan, einen der ältesten Ritter-Romane Britannien's, in die Schwäbische Mundart über, dichtete

auch einen Lobgesang auf die Jungfrau Maria und einige moralische Lieder, die in der Manesſ. Samml. Thl. II. S. 183—85 abgedruckt sind. Der Tristan und einige Erzählungen stehen im ersten Band der Myllerschen Sammlung. Gottfried von Straßburgs Werke, besonders der Tristan, nebst Wörterb. u. anderen Zugaben, herausgeg. v. F. H. v. d. Hagen. Breslau, 1823. 2 Bde. 8.

Ottokar von Horneck, aus Steiermark gebürtig, lebte zwischen 1270 u. 1330. Er schrieb ein histor. Werk von den Weltregenten und Kaisern bis auf Friedrich II., welches sich handschriftl. in der K. K. Bibl. zu Wien befindet; ferner eine gereimte Oestreichsche Chronik, von 1250 bis 1309, ebenfalls handschriftlich in Wien.

Der ältere Meißner (der alte Misner). Ein nach seinem wahren Namen uns unbekannter Dichter, der, aus Meißen gebürtig, in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrh. lebte. Er wird seines süßen Sanges wegen gelobt. Die Manesſ. und Myllersche Sammlungen enthalten Mehreres von ihm.

Reinbot von Doren, aus der Mitte des dreizehnten Jahrh., ein Hofpoet des Herzogs Otto von Baiern, schrieb einen Ritter-Roman von dem heil. Georg, den Möser in Osnabrück, der die Handschrift besaß, in Gottsched's Neuem Büchersaal 1749, Bd. VIII. St. 4. S. 365—376 ausführlich beschrieben, und eine Probe daraus mitgetheilt hat.

Reinmar der Aeltere, im Anfang des dreizehnten Jahrh., lebte am herzogl. Hofe Leopold's VII. von Oestreich, und wohnte 1217 dem Kreuzzuge desselben nach Palästina bei. Die Manesſ. Samml. Thl. I. S. 61—83 enthält von ihm mehrere wohllautende Gedichte voll zarten Gefühls. Auch er befand sich in dem Wettstreit auf der Wartburg, wovon uns die Manesſ.

Samml. Thl. II. S. 4. noch einen Theil seiner dortigen Rolle aufbewahrt. — Reinmar der Viedeler (d. i. Tonkünstler), von dem sich die ersten sechs Strophen eines Gedichts in der Maness. Samml. Th. II. S. 110. befinden. — Reinmar von Zweter, wahrscheinlich ein Sohn des Vorigen, hat mehrere moralische und religiöse Lieder gedichtet, von denen viele in der Maness. Samml. Th. II. S. 122 — 155 abgedruckt sind.

Konrad von Würzburg gehört unter die Dichter der letztern Hälfte des dreizehnten Jahrh. und ist daher einer der letzten aber auch fruchtbarsten und merkwürdigsten des Schwäbischen Zeitpunkts. Er ist Verf. mehrerer lyrischer und epischer Gedichte, von denen ein Theil in der Man. Samml. Th. II. S. 198 — 207 abgedruckt ist. Das wichtigste ist sein Trojanischer Krieg, nachgebildet dem Wälschen (Provençalischen), wovon vier Handschriften zu St. Gallen, Straßburg, Berlin und Wien aufbehalten werden. Er wurde lange für den Verfasser (von Andern nur für den Herausgeber) des Liedes der Nibelungen gehalten, wovon sogleich ausführlicher die Rede seyn wird.

Unter den Kaisern, Königen und Fürsten dieses Zeitraums waren mehrere nicht bloß Dichterfreunde und Beschützer der Musen, sondern selbst Minnesinger. Dahin gehören besonders: die Kaiser Friedrich I. (1152—90), Heinrich VI. (1190—97), Friedrich II. (1215—50) und Konrad IV. (1250—54), König Wenzel von Böhmen (1278), Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeil (1298), Hermann, Landgraf zu Thüringen, Markgraf Heinrich von Meißen, Herzog Heinrich von Pressala und mehrere Grafen und Freiherren.

Anmerk. Ein vollständiges Dichterverzeichniß gibt Docen im Altdeutschen Museum I, S. 126 bis 234.

## §. 14. Uebersicht ihrer Gedichte.

Die Gedichte dieses Zeitalters lassen sich in drei Classen bringen: I. epische, II. didaktische, III. lyrische.

### I. Epische Gedichte.

Die epischen sind entweder 1) volksthümliche Deutsche Heldendichtungen, oder 2) Nachbildungen Französischer und Provençalischer Vorbilder, 3) oder Uebertragungen antiker Götter- und Heldensagen.

#### 1) Volksthümliche Deutsche Heldendichtungen.

Diese, ihrem Stoff und ihrem Wesen nach echt Deutschen Dichtungen, beruhen alle auf Heldensagen, die zum Theil schon früher von Volkssängern zu kleinen und größeren epischen Gedichten benutzt, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aber gesammelt, geordnet, theilweise mit einander verschmolzen, zu einem Ganzen verbunden und von verschiedenen Sängern überarbeitet und umgebildet wurden. Die Sagen selbst, welche ihnen zum Grunde liegen, sind theils Gothisch-Longobardische, theils Fränkisch-Burgundische mit jenen und mit Nordischen in Verbindung gebracht. Unter mehrern hieher gehörigen Heldendichtungen sind die wichtigsten

##### a) Der Nibelungen Lied.

Dieses vollständige und echt vaterländische Heldengedicht bildet den Vereinigungspunkt vielfach verschlungener, wundervoller Mähren und Volkssagen der großen Heldenurzeit. Der Grundstoff ist der Untergang der Nibelungen, eines Alt-Burgundischen Heldenstammes, durch die Rache der schönen Chriemhild, der Gemahlinn des hörnernen Siegfried, die daher als Hauptpersonen dastehen, und die Sage, auf der es beruht, ist nach ihren einzelnen Umständen folgende: Ein Fränkischer Held, Siegfried, genannt der Gehörnte, weil er, eine kleine

Stelle auf dem Rücken ausgenommen, am ganzen Körper unverwundbar und wie von Horn war, kam nach Worms, um die schöne Chriemhield, eine Schwester Guntachars, des Gemahls der Brunhildis, zu freien. Weil er aber viel stärker und heldenmüthiger war, als alle Burgunder, so haßten sie ihn, und es geschah, daß sein Schwager, der grimmige Hagen von Tronege, mit Zustimmung der andern Brüder, ihn auf der Jagd hinterrücks durchbohrte und ermordete, als er eben aus einer Quelle trank, worauf man sich seines ungeheuren Nibelungenhortes (eines großen Schatzes, den Siegfried in den Niederlanden gewonnen) bemächtigte. Chriemhilde vom bittern Weh durchdrungen, auch des Schatzes beraubt, den man ihr nicht wiedergeben wollte, zog nun, von dem Hunen-König Etzel (Attila von den Römern genannt) wegen ihrer Schönheit zur Gemahlinn begehrt, nach Ungarn, dem Mittelpunkt des großen Etzelschen Reichs; und ihren Siegfried noch immer im Herzen tragend, sann sie auf blutige Rache gegen seine Mörder. Sie lud daher den Guntachar und seine Brüder, auch Hagen und ein zahlreiches Gefolge von Burgundern an Etzels Hof. Hier reizte sie die Hunnen und Deutschen Bundesgenossen, besonders den jungen Ostgothischen Helden Dieterich von Bern (Theodorich den Großen nennen ihn die Römer) gegen die Burgunder auf, so daß alle erschlagen wurden, und der ganze Stamm der Nibelungen unterging. So weit die Sage.

Hienach zerfällt das Gedicht selbst in zwei Haupttheile: in Siegfriedens Tod und in Chriemhildens Rache.

Die Zeit, in welche der Gegenstand des Gedichts fällt, ist die des Hunnenkönigs Ezelin oder Attila, um die Mitte des 5ten Jahrhunderts; die Scene am Rhein und auf Oestreichs und Ungarns Grenze, welches sich bestimmt aus dem ganzen Liede ergibt, aber der Verfas-

ser desselben ist unbekannt, daher nur aus innern Gründen wahrscheinlich gemacht worden, daß es Heinrich von Ofterdingen sey, der in Oestreich wohl befreundet war. Auf jeden Fall aber rührt es in seiner jetzigen Gestalt nur von Einem her. Die metrische Form ist die vierzeilige jambische und trochäische Strophe, in Reimpaaren mit sechsfachem Hauptaccent, auch spondeischen, anapästischen und daktylischen Rhythmen.

Handschriftlich befindet sich dieses Gedicht in der Gräflichen Bibliothek zu Hohenems, zu St. Gallen und in der Jesuiterbibliothek zu München, auch ein Bruchstück in der Heidelbergischen Bibliothek *). Bodmer gab zuerst Chriemhilden's Rache und die Klage, nebst Fragmenten aus den Nibelungen, heraus (Zürch. 1757. 4.); vollständig aber erschien das Gedicht in der Myllerschen Sammlung, jedoch ohne die geringste Kritik, höchst fehlerhaft. Erst in den neuern Zeiten erkannte man den eigentlichen Werth dieses Dichterwerks, worauf besonders Joh. von Müller aufmerksam machte, und eifrige Forscher, wie v. d. Hagen, A. W. v. Schlegel, Zeune, Büsching, Hinsberg, K. Lachmann, Mone, K. Simrock ꝛc., die tiefer in das Geschichtliche und Dichterische eindrangen, stellten es in Ausgaben, Abhandlungen, Erklärungen und Uebertragungen in's Neudeutsche dem Volke als einen köstlichen Schatz hin, und als das erste und vorzüglichste Denkmal Altdeutscher Dichtkunst. So erhielten wir nach und nach eine Uebertragung von v. d. Hagen (Berlin 1807; 2te umgearb. Ausgabe, Frankf. 1824. 8.), und eine von demselben bearbeitete kritische Ausgabe des Urtextes (Berlin 1810; 2te Aufl., ohne Lesarten, mit e. Wörterb. Breslau, 1816; 3te Aufl., mit den Lesarten aller Handschriften, Wörterbuch u. Einl. Ebend. 1820. 8.); ferner eine prosaische Uebersetzung von Zeune (Berlin 1814),

und eine dem Original nachgebildete metrische von Büsching (1815), auch eine Bearbeitung von Hinsberg. Dann folgte eine Schulausgabe des Urtextes, mit einem Glossar, von Zeune (Berlin, 1815. 12.). — Die neusten und vollendetsten Ausgaben aber sind die bereits angeführte 3te von v. d. Hagen, die von J. v. Laßberg, Constanz, 1821. 8. und die von K. Lachmann „der Nibelungen Noth, mit der Klage; in der ältesten Gestalt, mit den Abweichungen der gemeinen Lesart." Berlin 1826. 4. — Eine neue Hochdeutsche Uebersetzung, mit Benutzung des Lachmann'schen Textes, erschien von K. Simrock. Berlin, 1827. 2 Bde. 16. Für die Feststellung des historischen Begriffs dieses Gedichts und die Erleichterung des Verständnisses sorgte besonders F. Mone durch seine „Einleitung in das Nibelungen-Lied, zum Schul- und Selbstgebrauch." Heidelberg, 1818. 8.; ferner K. Lachmann „über die urspüngliche Gestalt des Gedichts der Nibelungen Noth. Berlin 1816. 8." und v. d. Hagen „die Nibelungen und ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Breslau 1819. 8." so wie dessen „Anmerkungen zu der Nibelungen Noth. Frankfurt a. M. 1824. 8."

Die genannten Herausgeber dieses Epos, und mit ihnen alle Kenner und Freunde Altdeutscher Litteratur, sind über den vorzüglichen Werth desselben einverstanden. Es ist ein glücklich gewählter vaterländischer Stoff, der nicht minder wie die Form den romantischen Geist des Dichters bekundend, und in seinen Theilen mit Kunstsinn und Genialität zur Einheit geordnet, auch reich ist an trefflich gezeichneten Charakteren und treuen Schilderungen, so, daß wir dieses Gedicht als das schätzbarste Denkmal des Deutschen Alterthums betrachten müssen. Als Probe möge hier das „erste Abenteuer," nach der Hagenschen Ausgabe, mit der prosaischen Uebersetzung von Zeune und der metrischen und neu Hochdeutschen von

Simrock, die größtentheils nach dem Lachmannschen Text bearbeitet ist, begleitet, stehen.

Anmerk. *) Davon gibt Wilken in der schon genannten Geschichte der Heidelbergschen Büchersammlung, S. 543 folgende Nachricht: „Bt. 118, von 2 Händen, 14tes Jahrh. 869 Verse aus dem 2 Thl. des Nibelungen Liedes. Die Blätter sind sehr verbunden und zerstreut. Das Bruchstück ist ohne Strophenabtheilung geschrieben, auf dickem Papier."

## Aventiure von den Nibelungen.

### Urschrift.

Uns ist in alten mären wunders vil geseit,
von heleden lobebären, von grozer arebeit,
von vreuden und' hochgeziten, von weinen und' von chlagen
von chüner recken striten muget ir nu wunder horen sagen.

Ez wůchs in Burgonden ein vil edel magedin,
daz in allen landen nichts schoners mochte sin,
Chriemhilt was si geheizen, sie wart ein schöne wip;
darum můsen degene vil verliesen den lip.

Der minnichlichen meide trůten wol gezam,
ir můt'ten chůne recken, niemen was ir gram:
ane mazen schöne so was ir edel lip,
der junchvrówen tugende zierten anderiu wip.

Ir pflagen drie chunige edel unde rich,
Gunther unde Gernot, die recken lobelich,
unde Giselher der junge, ein ůzerwelter degen;
diu vröwe was ir swester, di fursten heten s' in ir pflegen.

Di herren waren milte, von arde hohe erborn,
mit chraft unmazen chůne, die recken ůzerchorn;
da zen Burgonden so was ir lant genant:
sie vrumten starchiu wunder sit in Etzelen lant.

Ze Wormeze bi dem Rine si wonten mit ir chraft,
in diente von ir landen vil stolziu ritterschaft,
mit lobelichen eren unz an ir endes zit:
sie erstuben sit jämerliche von zweier edelen vröwen nit.

Ein' richiu chuniginne vrô Uete ir müter hieß;
ir Vater der hiez Danchrat, der in diu erbe liez,
sit nach sime lebene, ein ellens richer man,
der öch in siner iugende grozer eren vil gewan.

Die drie chunige waren, als ich gesaget han,
von vil hohem ellen; in waren undertan
öch di besten rechen, von den man hat gesagt,
starch unde vil chüne, in scharpfen striten unverzagt.

Daz was von Tronege Hagene, und' öch der brüder sin,
Danchwart der vil snelle, von Metzen Ortewin,
die zwene marchgraven Gere und' Eckewart.
Volcher von Alzeye, mit ganzem ellen wol bewart.

Rumolt der chuchenmeister, ein tiuwerlicher degen.
Sindolt unde Hunolt, dise herren müsen pflegen
des hoves und der eren, der drier chunige man;
sie heten noch manigen rechen, des ich genennen neine chan.

Dangwart der was marschalch, do was der neve sin
truhsâze des chuniges, von Metzen Ortewin;
Sindolt der was schenche, ein ûzerwelter degen;
Hunolt was chameräre: si chunden hoher eren pflegen.

Von des hoves chreste, unde von ir witen chraft,
von ir vil hohen werdecheit, unde von ir ritterschaft,
der di herren pflagen mit vröden al ir leben, —
des en chund' iu ze ware niemen gar ein ende geben.

In disen hohen eren trömte Chrimhilde,
wie si zuge einen valchen, starch, schön unt wilde,
den ir zwene aren erchrommen, daz si daz müste sehen:
ir en chunde in dirre werten nimmer leider sin geschehen.

Den tröm si do sagete ir müter Ueten;
si ne chundes nicht bescheiden baz der güten:
„der valche, den du ziuhest, daz ist ein edel man:
ine welle got behüten du müst in schiere v'loren han."

„Waz saget ir mir von manne, vil liebiu müter min?
ane rechen minne so wil ich immer sin;
sus schön ich wil beliben unz an minen tot,
daz ich von mannes minne sal gewinnen nimmer not."

„Nu versprich ez niht ze sere:" sprach aber ir müter do
„soltu immer herzenliche zer werten werden vro,
daz geschicht von mannes minne, du wirst ein schöne wip,
ob' dir noch got gefüget eins rehte güten ritters lip."

„Diu rede lat beliben," sprach si „vröwe min;
ez ist an manigen wiben vil diche worden schin,
wie liebe mit leide ze iungest lonen chan:
ich soll si miden beide, so ne chan mir nimmer missegan."

Chriemhilt in ir müte sich minne gar bewach;
si lebte diu vil güte vil manigen lieben tach,
daz si ne wesse niemen, den minnen wolde ir lip:
sit wart si mit eren eins vil chünen rechen wip.

Der was der selbe valche, den si in ir tröme sach,
den ir beschiet ir müter wie sere si das rach
an ir nächsten magen, die in stügen sint!
durch sin eines sterben starp vil maniger müter chint.

## Prosaische Uebersetzung.

Uns ist in alten Mähren Wunders viel gesagt von lobwerthen Helden, von großen Kämpfen, von Freuden und Hochfesten, von Weinen und von Klagen; von kühner Recken [1]) Streiten mögt ihr nun Wunder öhren sagen. Es wuchs in Burgunden ein edles Mägdelein, daß in allen Landen nichts schöneres mochte seyn, Chriemhild war sie

geheißen, die ward ein schönes Weib, ihrtwegen mußten viel Degen [2]) verlieren Leib und Leben. Die holde Maid zu lieben geziemte wohl, nach ihr trachteten kühne Recken, niemand war ihr gram; ohne Maßen schön war ihr edler Leib, der Jungfrau Tugenden hätten auch andere Weiber geziert. Drei Könige, edel und reich, hegten und pflegten sie, Gunther und Gernot, die löblichen Recken, und Giesselher der junge, ein auserwählter Degen; das Fräulein war ihre Schwester, die Fürsten hatten sie in ihrer Pflege. Die Herren waren mild, von hochgebornem Geschlecht, mit Kraft ohne Maßen kühn, auserkorne Recken; Burgunden war ihr Land genannt: sie thaten starke Wunder nachher in Etzels Land. Zu Worms am Rheine wohnten sie mit ihrer Kraft, ihnen diente viel stolze Ritterschaft aus ihren Landen mit löblichen Ehren bis an ihr Ende, da sie jämmerlich starben durch zweier edelen Frauen Neid. Eine reiche Königin, Frau Ute, war ihre Mutter, ihr Vater hieß Dankrat, der ihnen nach seinem Ableben das Erbe ließ, ein kraftreicher Mann, der auch in seiner Jugend großer Ehren viel gewann. Diese drei Könige waren, wie gesagt, von viel hoher Kraft; ihnen waren unterthan auch die besten Recken, von denen man je gesprochen hat, die kühnsten, stärksten und in allen Streiten unverzagtesten. Das war Hagen von Troneg, und auch sein Bruder Dankwart der viel schnelle, und Ortwin von Metz, die zwei Markgrafen Gere und Eckewart, Volker von Alzei, von wohlbewährter Stärke. Runolt der Küchenmeister, ein auserwählter Degen, Sindolt und Hunolt, diese Herrn mußten pflegen des Hofes und der Ehrengebräuche als Dienstmannen der drei Könige. Sie hatten noch manche andere Recken, die ich nicht nennen kann. Dankwart war Marschal [3]), sein Neffe Ortwin von Metz war Truchseß [4]) des Königs, Sindolt war Schenke, ein wackerer Degen, Hunolt war Kämmerer; sie konnten hoher Ehren pflegen. Von des Hofes Pracht und ihrer großen Kraft, von ihrer hohen Würdigkeit, und von der Ritterschaft, der die Herrn oblagen mit Freuden all ihr Leben, davon kann euch fürwahr niemand eine vollendete Be-

schreibung geben. Einst träumte Chriemhilden, der tugendhaften Jungfrau, wie sie einen wilden Falken auferzöge, den ihr zwei Adler vor ihren Augen erwürgten; ihr konnte in dieser Welt nimmer größeres Leid geschehen. Den Traum sagte sie ihrer Mutter Ute; diese konnte ihn der Guten nicht besser auslegen, als so: „der Falke, den du ziehest, „das ist ein edler Mann; wenn Gott ihn nicht behütet, „mußt du ihn schier verlieren.“ „Was sagt ihr mir vom „Manne, viel liebe Mutter mein? ohne Männerliebe will „ich immer seyn; so will ich bleiben bis an meinen Tod, „so daß ich vom Manne nimmer habe Noth.“ — „Nun „verred' es nicht zu sehr,“ sprach ihre Mutter darauf, „willst du herzlich froh auf der Welt werden, so geschieht's „durch Mannes Minne; du würdest ein schönes Weib, so „dir Gott noch einen rechten guten Ritter zuführte.“ — „Die Rede laßt bleiben, viel liebes Mütterlein! es ist an „manchen Weibern sehr oft sichtbar worden, wie Liebe mit „Leide zuletzt noch lohnen kann; ich werde beide meiden, „so kann mir's nimmer übel gehen.“ Chriemhilde bewahrte sich in ihrem Gemüthe vor Liebe; seitdem lebte die gute Maid manchen lieben Tag, so daß sie keinen fand, den sie minnen mochte; nachher ward sie mit Ehren eines sehr guten Ritters Weib. Der war derselbe Falke, den sie im Traume sah, welchen ihr die Mutter gedeutet. Wie sehr rächte sie das an ihren nächsten Verwandten, die ihn nachher erschlugen! durch das Sterben dieses Einen starb mancher Mutter Kind.

1) Starker Ritter. 2) Tapfere Ritter. 3) Stallmeister, von Mare (Mähre, Roß) und Schalk (Knecht). 4) Speisemeister von Truhe (Tracht Speisen) und Setzer (Aufsetzer).

## Metrische Uebersetzung.

Die alten Sagen melden uns hoher Wunder viel
Von preiswerthen Helden, von kühnem Wagespiel;

Von Freuden und Luſtbarkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten, mögt ihr nun Wunder hören ſagen.

Es wuchs bei den Burgonden ein edel Mägdelein,
Wie in allen Landen kein ſchön'res mochte ſeyn;
Chriemhild war ſie geheißen, ſie ward ein ſchönes Weib,
Um das viel Degen mußten verlieren Leben und Leib.

Die Minnigliche lieben brachte nimmer Scham
Kühnen Rittersleuten; Niemand war ihr gram;
Schön ohne Maaße war ihr edler Leib;
Der Jungfrau Tugend zierte wohl jedes andere Weib.

Sie pflegten drei Könige, edel und auch reich,
Günther und Gernot, die Recken ohne Gleich,
Und Giſelher der junge, ein auserwählter Degen;
Ihre Schweſter war die Fraue, die Fürſten hatten ſie zu pflegen.

Die Herren waren milde, von Stamme hochgeboren,
Von unerhörten Kräften, die Recken auserkoren;
Das Reich der Burgonden, ſo war ihr Land genannt:
Sie ſchufen ſtarke Wunder hernach in Etzels Land.

Zu Wormes an dem Rheine ſie wohnten mit ihrer Kraft;
Von ihren Landen diente viel ſtolze Ritterſchaft,
Mit rühmlichen Ehren die ganze Lebenszeit,
Bis daß ſie jämmerlich ſtarben durch zweier edeln Frauen Neid.

Frau Ute ihre Mutter, die reiche Königinn, hieß;
Ihr Vater hieß Dankrat, der ihnen das Erbe ließ,
Bei ſeines Lebens Ende, vordem ein ſtarker Mann,
Der auch in ſeiner Jugend viel großer Ehren gewann.

Die drei Könige waren, wie ich kund gethan,
Stark und hohen Muthes, ſie hatten unterthan

Auch die besten Recken, wovon man je gesagt,
Von großer Kraft und Kühnheit, in scharfen Streiten unverzagt.

Das war von Troneck Hagen, und auch der Bruder sein
Dankwart der schnelle, von Metzen Ortewein;
Die beiden Markgrafen Gere und Eckewart;
Volker von Alzeie, an allen Kräften wohl bewahrt.

Rumolt der Küchenmeister, ein wackerlicher Degen;
Sindolt und Hunolt, die Herren mußten pflegen
Des Hofes und der Ehren, in der drei Fürsten Bann:
Sie hatten noch manchen Degen, den ich euch nicht nennen kann.

Dankwart, der war Marschall; da war der Neffe sein
Truchseß des Königes, von Metzen Ortewein;
Sindolt, der war Schenke, ein auserwählter Degen,
Und Kämmerer war Hunolt; sie konnten hoher Ehren pflegen.

Von ihres Hofes Stärke und ihrer weiten Kraft,
Von ihrer hohen Würde und ihrer Ritterschaft,
Wie sie die Herren übten mit Freuden all ihr Leben,
Davon weiß wahrlich Niemand euch ein volles Bild zu geben.

In diesen hohen Ehren, da träumte einst Chriemhild,
Sie zöge sich einen Falken, stark, schön und wild;
Den griffen ihr zwei Aare; daß sie das mußte seh'n,
Ihr konnt auf dieser Erde kein größer Leid geschehn.

Sie sprach von dem Gesichte zu ihrer Mutter Ute;
Die wußte keine Deutung als diese für die Gute:
„Der Falke, den du gezogen, das ist ein edler Mann:
Gott woll' ihn denn behüten, sonst ist es um ihn gethan."

„Was sagt ihr mir vom Manne, viel liebe Mutter mein?
Ohne Reckenminne so will ich immer seyn;
So schön will ich verbleiben, bis an meinen Tod,
Daß ich von Mannesminne gewinne nimmer Noth."

„Verſprich es nicht zu theuer," begann die Mutter ſo:
„Willſt du je von Herzen auf Erden werden froh,
Das kommt von Mannesminne; du wirſt ein ſchönes Weib,
So Gott dir noch vergönnet eines guten Ritters Leib."

„Die Rede laſſet bleiben," ſo ſprach ſie, „Fraue mein,
Es mag an manchen Weibern genug erprobet ſeyn,
Wie Liebe mit Leide zuletzt belohnen kann:
Ich will ſie meiden beide: nie übel ergeht es mir dann."

In ihren hohen Tugenden, deren ſie züchtig pflag,
Lebte das edle Mägdelein noch manchen lieben Tag,
Und hatte nicht gefunden, der minnen mocht' ihr Leib;
Dann ward ſie doch mit Ehren eines guten Ritters Weib.

Das war derſelbe Falke, den jener Traum ihr bot,
Den ihr beſchied die Mutter. Ob ſeinem frühen Tod,
Den nächſten Anverwandten wie gab ſie blut'gen Lohn!
Durch dieſes Einen Sterben ſtarb mancher Mutter Sohn.

## §. 15. Fortſetzung.

### b) Das Heldenbuch.

Ein anderer Sagenkreis iſt das Heldenbuch, von verſchiedenen Bearbeitern, beſonders aber von Heinrich von Ofterdingen und Wolfram von Eſchenbach Es iſt eine aus 4 Abſchnitten beſtehende Sammlung verſchiedener alter gereimter Heldenſagen, die ſämmtlich in dem Charakter des Haupthelden Dietrich von Bern, der, als Theodorich der Große, die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllte, ihren Vereinigungspunkt finden. Das Ganze iſt reich an wunderbaren romantiſchen Dichtungen, deren gemeinſamer großer Gegenſtand Wirken und Tod der Helden iſt. Handſchriften davon findet man in Straßburg und Dresden. Die erſte Ausgabe erſchien ohne O. u. J., wahrſcheinlich ums J. 1477, eine ſpätere 1509 zu Hagenau, beide in Fol.; neuere ſind unter dem

dem Druckort Frankfurt am M., 1545, 60, 79 und 90, letztere in 4. Häßlein schrieb Noten dazu zur Erleichterung des Verständnisses der veralteten Sprache (Bragur I. 324. u. s. w.). Die neuste Ausg. ist von v. d. Hagen in dem 2ten Bande der Gedichte des Mittelalters.

### 2) Nachbildungen alt-französischer Dichtungen.

### §. 16. Fortsetzung.

Wenn wir in der alten Volks- und Heldendichtung der Germanischen Urzeit das Heidenthum vorherrschend finden, und das Christenthum nur im Hintergrunde in einzelnen Strahlen hervorbrechen sehen: so erblicken wir in den spätern Heldensagen des Mittelalters überall die leitende Idee des sich entwickelnden Christenthums, die mit einem mystisch-religiösen Geist alle Dichtungen durchdringt und solche dadurch zu den eigenthümlichsten Erscheinungen der Schwäbischen Ritterpoesie macht. Aber eben diese Idee knüpft sich innig, theils an die Idee des Kaiserthums, das durch seine glänzenden Erscheinungen alle Ritter und Helden um den höchsten Thron der Erde, wie um einen Mittelpunkt sammelt, von wo aus der Kampf des Christenthums gegen Heiden und Ungläubige zur Gestaltung einer neuen Welt unternommen wird; theils an die Vorstellung eines vollkommenen Ritterthums, das jederzeit zur Vertheidigung der Unschuld und Tugend bereit sey. Und so sehen wir wie von selbst zwei Sagenkreise sich bilden, von denen der Eine um Karl den Großen als Haupt und Stifter des Kaiserthums, der Andere um den alt-britischen Nationalhelden Arthur (Artus) sich bewegt, der das Ideal des geistigen Ritterthums in sich schließt, das durch den heiligen Gral ausgedruckt ist. In allen diesen Dichtungen verschmolz die Poesie der Deutschen mit der Provençalischen, Britischen und

Orientalischen, um so mehr, als durch die Kreuzzüge alle Ritter und Dichter in Europa und Asien eine große zusammenhängende Gesellschaft bildeten.

a) Gedichte aus dem Sagenkreise Karl's des Großen.

Dieser Kreis umfaßt alle Nachbildungen Nordfranzösischer Werke, die sämmtlich Karl den Großen und seine Paladine zur Grundlage und zum Mittelpunkt haben, und selbst die Thaten späterer Kaiser auf ihn übertragen. Das große unerschöpfliche Thema ist: der Kampf des Lichts mit der Finsterniß, und der Schauplatz der Thaten die Doppelwelt der Christenheit in Europa und der Ungläubigen in Asien und Afrika. Oben an steht das große Rolandslied oder die Roncevaller Schlacht vom Pfaffen Konrad, aus dem 12ten Jahrh., wovon ein großes Fragment in Schilter's Thes. II. abgedruckt ist. Nicht minder wichtig ist: Flore und Blanscheflur, von Konrad Flecke (der in der ersten Hälfte des 13ten Jahrh. dichtete). Die Geschichte dieses Epos gehört zu den gangbarsten in der spätern Zeit des Mittelalters, und wurde auch spanisch bearbeitet. Besonders verbreitet wurde sie in Italien durch Boccaz, der daraus einen weitläufigen Roman (il Filocopo) bildete, der mehrmals neu abgedruckt worden ist. Eine metrische Behandlung dieses Stoffs aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrh. in Oberdeutscher Mundart ist, obwohl höchst fehlerhaft, in dem 2ten Bde. der Myllerschen Sammlung abgedruckt. Auch besitzen wir eine Niederdeutsche oder Plattdeutsche gereimte Erzählung aus dem 14ten Jahrh., welche aus einer Handschrift der akadem. Bibl. zu Helmstädt von Paul Jak. Bruns (Berlin und Stettin 1798. 8.) herausgegeben ist.

b) Gedichte aus dem Sagenkreise Arthurs.

Die Gedichte dieses Sagenkreises sind ebenfalls dem

Französischen nachgebildet, deuten aber auf eine frühere Zeit und spielen auf einem andern Schauplatz. Sie vereinigen sich alle in Arthur, einem König des 6ten J. h. in Wales (Cambrien) und Cornwales, an dessen Hof sich Alles drängte, was durch Ritterschaft nach Ruhm warb. Mag dieser Arthur eine wirklich historische Person gewesen seyn (wie Einige glauben, Andere bezweifeln) oder nicht; sein Name ist von der Ritterpoesie mit glänzenden Farben geschmückt, und in den Romanen des Mittelalters, die den König Arthur als den Zögling des weisen Merlin (eines berühmten Magikers und Zauberers) und als das Haupt von neun und vierzig Rittern von der Tafelrunde darstellen, vielfach gefeiert worden. Diese Ritter zogen, gleich den Herkulessen der Vorzeit, von Land zu Land, Unterdrückte zu retten oder zu rächen, versammelten sich bei glänzenden Hoflagern und schlossen da gewöhnlich einen Bund zu irgend einer rühmlichen That. Religiosität und Liebe (eingeengt in die Grenzen der Ehrbarkeit und Unschuld) verbanden sich als charakteristische Hauptzüge mit ihrem ritterlichen Muth, und Niemand wurde daher zur Tafelrunde gelassen, der sich nicht Tugend und Ehrgefühl zum höchsten Gesetz gemacht hatte. Die vorzüglichsten der hieher gehörigen Gedichte sind: Iwein, von Hartmann von der Aue (s. oben, S. 48.), wahrscheinlich aus dem Ende des 12ten Jahrh., im 2ten Bd. der Myllerschen Sammlung und in einer neuen Ausg. von G. F. Benecke und K. Lachmann. Berlin, 1827, 8.; ferner Lancelot vom See, von Ulrich von Zatichoven aus dem 13ten Jahrh., wovon F. F. Hofstäter im 2ten Thl. seiner Altdeutschen Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde (Wien 1811, 8.) aus zwei Handschriften der Kaiserl. Hofbibliothek Auszüge und Nachrichten gibt; Tristan in der ältesten Bearbeitung von Eilhart von Hobergen aus dem 12ten Jahrh. und dann von Gott-

fried von Straßburg aus dem 13ten Jahrh., das, eins der vorzüglichsten der Altdeutschen Poesie, aber unvollendet, fortgesetzt wurde von Ulrich von Türheim und Heinrich von Friberg, und durch v. d. Hagen bearbeitet, mit Einleitung und Wörterbuch versehen, Breslau 1823, 2 Bde. 8. erschienen ist; ferner: der Parcival, von Wolfram von Eschenbach (s. oben, S. 49.), eine der vortrefflichsten Dichtungen, und das Meisterwerk des Verfassers; der Titurel, auch von Wolfram von Eschenbach, aber nur von ihm angefangen, und erst später zu Ende des 13ten Jahrh. von Andern fortgesetzt und beendet, in Bruchstücken herausgegeben von Docen in seinem ersten Sendschreiben über den Titurel. Berlin, 1810. 8. und im 8ten Bd. der Wiener Jahrbücher nach einer Wiener Handschrift von Schottky. Eine alte und seltene Folio-Ausgabe vom Jahre 1477 besitzt die Königl. Bibliothek zu Dresden. Endlich noch der Lohengrin, wahrscheinlich aus dem 13ten Jahrh. von unbekannten Verfassern, herausgeg. von Görres, Heidelberg, 1813. 8.

### c) Der heilige Gral.

Der heilige (frone) Gral ist bei den Dichtern der Tafelrunde der Becher oder Kelch, der bei der Einsetzung des Abendmahls diente, und in welchem Joseph von Arimathia das Blut des Erlösers nach Britannien gebracht haben soll. Hier hinterließ er ihn seinem Sohne, einem Bischof, der zuerst eine Tafel des fronen Grals errichtete, an welcher nur Personen von reiner Tugend Platz finden konnten. Aber der Becher verschwand bald nachher mit dem Verfall des Christenthums in Britannien, wurde dann wieder auf eine wunderbare Art entdeckt, als Arthur regierte, war indessen nur Wenigen bekannt und der Ort seiner Aufbewahrung fast unzugäng-

lich, und kam endlich, vielfach entweiht, nach Indien, bis er gänzlich von der Erde verschwand. — In dieser Erzählung liegt die symbolische Bezeichnung eines zur höchsten Sittenreinheit und geistigen Vollendung aufstrebenden Ritters, der unerhörte Gefahren bestehen, große Werke der Kraft und des Muths vollbringen und in der Entsagung sich üben muß, ehe er zu dem Besitz der Erkenntniß des höchsten und heiligsten Gutes der Erde gelangt. Daher müheten sich die tapfersten Ritter um den fronen Gral, wie einst Griechenlands Helden um das goldne Vließ, und ihre Abenteuer wurden der Gegenstand der ausgezeichnetsten Sänger. Davon zeugen der Tristan, der Parcival und Titurel, in welchen unverkennbar das Streben Deutscher Kraft und Liebe nach der höchsten geistigen Vollendung ausgedruckt ist.

Anmerk. S. Büsching der heil. Gral und seine Hüter, im Altd. Mus. I.

### 3) Nachbildungen antiker Götter- und Heldensagen.

### §. 17. Fortsetzung.

Auch der Stoff des Griechischen und Römischen Alterthums wurde von den Dichtern dieses Zeitalters zu Nachbildungen und Uebertragungen benutzt und im Geiste des Ritterthums behandelt. Zuerst nennen wir die Eneit des Heinrich von Veldeck, als das älteste Werk dieser Art. Es ist aus dem letzten Drittel des zwölften Jahrh. und eine Nachbildung des Chrétien de Troyes. Die Geschichte wird fortgeführt bis zur Vermählung des Aeneas mit der Lavinia. Handschriftlich befindet sich dies Gedicht zu Gotha und Wien; doch sind die Handschriften aus dem 14ten und 15ten Jahrh., daher man in jeder nur die Sprache ihrer Zeit findet, und also über die Sprache des Originals, von der es ungewiß ist, ob

sie Nieder- oder Oberdeutsch war, nicht urtheilen kann. Abgedruckt ist die Eneit in der Myllerschen Sammlung Bd. 1. — Mehrere Bearbeitungen gibt es vom Trojanischen Kriege. Die wichtigste ist die von Konrad von Würzburg (s. oben S. 52.), die auch nach einem altfranzösischen Original gedichtet, und, der ersten Hälfte nach, im 3ten Bde. der Myllerschen Sammlung abgedruckt ist. — Endlich besitzen wir noch die Verwandlungen Ovid's von Albrecht von Halberstadt. Sie sind nach der Umarbeitung des Georg Wickram gedruckt und mit prosaischen Auslegungen versehen, Mainz 1545; nur die Sprache des Prologs ist unverändert geblieben.

## II. Didaktische Gedichte.

### §. 18.

Hieher gehören mehrere größere und kleinere Spruchgedichte, zum Theil von unbekannten Verfassern. Zu den schätzbarsten werden gerechnet: der König Tyro von Schotten, der Winsbeck und die Winsbeckinn, die sämmtlich in dialogischer Form sind und Sittenvorschriften enthalten, die einem Sohn und einer Tochter über ritterliches Leben und häusliches Glück gegeben werden. Sie gehören noch dem zwölften oder doch dem Anfang des 13ten J. h. an. Den ersten Abdruck veranstaltete Goldast unter dem Titel: Paraenetici veteres, 1604. 4. und begleitete ihn mit einem Commentar; zum zweiten Male erschienen sie in Schilters Thesaur. II., mit den verschiedenen Lesearten und Anmerkungen von Goldast und Scherz, und den dritten neuesten Abdruck enthält die Manessische Sammlung, Th. II., S. 248 — 260. Eine Hochdeutsche Bearbeitung des Königs Tyro gab Böckh im 1sten Bd. der Bragur, und das Original des Winsbeck, mit kurzen Erläuterungen begleitet, im 2ten Bde.; die Winsbeckinn aber ließ Franz. Heinr. Sparre mit

metrischer Uebersetzung und einigen Spracherklärungen 1760, 4. abdrucken. — Aus einer frühern Zeit sind noch zu bemerken: der wälsche Gast oder Sittensprüche von Ferrara, durch Thomasin von Tirkeläre (auch von Clär oder Zerkler), aus dem Friaul, gedichtet noch nicht gedruckt; und besonders: Freidank's Bescheidenheit, ein Gedicht voll reiner und sinnreicher Sittensprüche, nach Art Orientalischer und Griechischer Gnomen, abgedruckt in der Myllerschen Samml. Bd. II., und vielfach umgearbeitet und verändert. Als eine satirisch-didaktische Dichtung dieses Zeitraums ist noch Salomon und Markolf (auch Morolf) zu nennen, auszugsweise abgedruckt in Eschenburg's Denkmälern Altd. Dichtkunst. Bremen 1799. 8., und, vollständig und mit Einleitung versehen, in v. d. Hagen's uud Büsching's Gedichten des Mittelalters, Bd. 1. Es wechseln hier Ernst und Scherz.

## III. Lyrische Gedichte.

### §. 19.

Die lyrischen Gedichte huldigen besonders der Natur und der Liebe und gaben daher der Schwäbischen Dichtkunst den Namen des Minnegesanges. Auch ist bei den vornehmsten und berühmtesten Sängern dieser Periode eine vorherrschende Neigung für das Minnelied unverkennbar. So bei den ältern Minnesingern: Heinrich v. Veldeck, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach, Reinmar der Alte, Walther von der Vogelweide; bei den jüngeren: Ulrich von Lichtenstein, Walther von Metz, Graf Konrad von Kirchberg, König Wenzel von Böhmen, und vielen Anderen. Doch dichteten sie nicht bloß Liebeslieder; auch religiöse und moralische Lieder, Lobgesänge auf die Jungfrau Maria und Klagelieder auf Verstorbene

kommen bei den ältern und jüngern Meistern vor. Merkwürdig ist, daß in allen diesen Liedern eine große Mannigfaltigkeit an metrischen Weisen oder Tönen herrscht (wie z. B. die Manessische Sammlung beweiset, die allein gegen 1200 verschiedene Töne enthält) und daß viele von ihnen uns noch jetzt als Muster eines melodischen Volksliedes erscheinen, obgleich ihre Verfasser noch weit von unsrer metrischen Bildung entfernt waren.

Die erste und bedeutendste Quelle dieses alten Minnegesanges ist die §. 12. genannte Manessische Sammlung, die aber, bei aller Anerkennung des Eifers ihres Herausgebers Bodmer, doch nur als eine Ruine aus dem Schutt der Altdeutschen Litteratur hervorragt. Daher gaben uns zu dieser Ausgabe sehr schätzbare Ergänzungen: Raßmann im Altdeutschen Museum I. und Benecke in seinen Beiträgen zur Kenntniß der Altd. Spr. und Litterat. Göttingen 1810. 8. Denen, welchen diese Sammlungen nicht zu Gebote stehen, mögen nachstehende Proben einen kleinen Ersatz bieten:

### Innere Zufriedenheit der Liebe.

Von Heinrich, Fürsten von Anhalt; reg. von 1211—1252.

---

Ich wil den winter enpfahen mit gesange.
Alle swigen stille die kleinen vogelin;
Ich entwart noh nie so von sime getwange
Das ich dar in*) lieze die minne froeide sin.
Des danke ich doch der viel lieben frowen min.
Ir roter mund, ir roselehtes wange,
Ir guete, und ir wol lichtvarwer schin
Zieret ein lant wol al ube den rin.

Ich will den Winter empfangen mit Gesange!
Zwar schweigen sie alle, die kleinen Vögelein;

*) Wahrscheinlich darum.

Doch geschah mir noch nie so durch seine Herrschaft,
Daß ich darum die Minnefreude unterließe.
Das verdanke ich doch meiner Vielgeliebten.
Ihr rother Mund, ihre rosenhafte Wange,
Ihre Holdigkeit, ihr lichtstrahlender Glanz
Zierte wohl selbst ein Land am Rhein.

Wol mich, wol mich iemer! mir ist wol ze muote,
Das die argen schalke ze mir tragen has.
Sie unerent sich, doch so minne ich die guote
Wand min Gott selber noch nie vergas,
Do er schuof — merket alle wol, was? —
Ein wib, diu mich het in ihrer huote.
Das ich mir ze lebenne gan bas und ie bas,
Des ensih ich an schalkhafter diet niht das.

Wohl mir immer und immer mehr! Mir ist wohl zu Muthe,
Indeß arge Schälke gegen mich hegen Haß.
Sie beschimpfen nur sich; ich aber minne stets die Gute;
Weil Gott selbst meiner noch nie vergaß,
Da er schuf — merket Alle, was? —
Ein Mädchen, welches mich hält in ihrer Huth.
So beginne ich zu leben immer besser und besser,
Und achte des schalkhaften Volkes nicht so viel!

Möchten sie dem walde sin loube verbieten
Und der heide ir blueien, das were getan.
Möchten si's geraten, wie gerne sie das rieten,
Das man guote froeide uberal mueze lan;
So mueze man, sam die wolfe, sich gehaben.
Ich wil mich guoter froeide nieten.
Froeide, und ere, die lat in niht versmahen,
Als gebot mir diu liebe wol getan.

Möchten sie dem Walde sein Laub verbieten,
Und der Wiese ihr Blühen; sey es darum!
Möchten sie aber erlangen, wie so gerne sie thäten,
Daß man überall gute Freude unterließe;

So müßte man, gleich den Wölfen, zusammen leben.
Nein! ich will guter Freude genießen!
Freude und Ehre, die laß dir nicht verschmähen!
Also gebot mir die gute Geliebte.

---

## Die Frühlingsklage.

Von Jakob von der Warte, um 1245, nebst einer freien Uebersetzung von Gräter.

---

Man soll hören suesses singen
In dien ouwen überall,
Lobelichen sang erklingen
Sunder von der nahtegal?
Schouwent uf den anger breit
Und ouch an der lichten heide
Wie schone si sich mit ir kleide
Gen dem meien hat bekleit.

Hört ihr nicht das süße Singen
In den Auen überall?
Richt die Wunderlieder klingen,
Nicht den Sang der Nachtigall?
Schaut den weiten Anger an,
Und die lichte lust'ge Heide,
Die sich mit dem schönsten Kleide
Vor dem Mai hat angethan.

Maniger haude bluemelin
Lachent us des meien touwe
Gen der lichten sunnen schin;
Dü zit ist in werder schouwe.
Was sol troesten mir den muot
Sit mich twinget herzen swere
Bi der ich vil gerne were
Das dü mir niht gnade tuot.

Wie sich ihm entgegen freuen
Aus dem Thau die Blümelein!

Alle Welt wird ſich erneuen
In der Sonne goldnem Schein!
Und nur ich muß troſtlos ſeyn;
Ich ſoll keine Luſt empfinden,
Ich ſoll keine Gnade finden
Vor der lieben Frauen mein!

Ach vil minneklichü guete,
Enbinde mich von ſender not;
La mich nicht us-diner huote,
Ald ich bin an freiden tot.
Ich ſol diner helfe gern;
Las du min herze us diner pflihi,
So kan mich getroeſten niht,
Dun welleſt mich genade wern.

O du liebereiche Minne,
Wend', ach, wende meine Noth!
Tröſte die verlaßnen Sinne,
Oder ich bin freudentodt!
Deine Hülfe hilft allein;
Muß ich ſcheiden von der Beſten,
Wird mich nichts auf Erden tröſten!
Laß mir Gnade angedeihn!

Gewalt noch mangem angeſiget,
Das hoeret man die wiſen iehen,
Da man genade niht enpfliget,
Das ſol man miner frouven ſpehen.
Dü iſt gar gewaltig min;
An genade dü vil guote
Lat mich truren in unmuote,
Muos ich an min ende ſin.

Von Gewalt, die Weiſen ſagen,
Wird der Starke ſelbſt beſiegt,
Seht, ich muß um Gnade klagen,
Die an einer Frauen liegt.

Himmel! ich verzage schier!
Krank an ihren Minnefreuden
Läßt sie mich vergebens leiden,
Und mein End' ist vor der Thür.

Minne du solt sin gemeine,
Ald ich bin an froeiden tot.
Fuege das mich lieplich meine
Der vil lieben mundel rot.
Sit *) du bist gewaltig min
Und leitest mine sinne,
Swie du wilt ach werdiu minne,
So solt ouch ir gewaltig sin.

Minne! ach! sey gleich gesinnet,
Oder ich bin freudentodt!
Füg' es, daß mich lieblich minnet
Der Geliebten Mündlein roth.
Wie du wohnest, Minne, hie,
Wie du leitest meine Sinne,
Ach! so leite, werthe Minne,
Werthe Minne, leit' auch sie.

*) Gräter liest swie.

---

## Im Winter.

Von Markgraf Otto IV. (mit dem Pfeil) von Brandenburg; regierte von 1266—1308.

Winter! dine trüben Stunde,
Und din kelte mannigvalt,
Ob ich das erwenden kunde,
Daſ si wurden bas gestalt;
Das liesf ich, dur die langen naht,
Und dur die vil minneklichen.
Dü mir froiden vil hat braht.

Winter, deine trüben Stunden,
Deine Kälte mannigfach,

Wenn ich's auch verwandeln könnte,
Daß ſie würden beſſer geſtaltet!
Ließ ich's, ob der langen Nächte,
Und ob der viel Minniglichen,
Die mir viele Freuden bringt.

Ich ſach die vil minnekliche,
Vor mir ſtan in richer wat;
Zehant do wart ich froeiden riche,
Davon min mout vi hohe ſtat.
Mich gruoſte ir minneklicher munt;
Der duhte mich in ſolher röte,
Sam en fürig flamme entzunt.

Ich ſah die viel Minnigliche
Vor mir ſtehn in reichem Gewand.
Plötzlich ward ich freudenreich,
So daß mein Muth ſehr hoch nun ſteht,
Mich grüßt' ihr minniglicher Mund,
Er ſchien von ſolcher Röthe mir,
Als hätte Feuerflamme ihn entzündt.

Hey, Herre Got! durh dine güte
Ruoche der minnekliche pflegen;
Mit ſteten trüwen ſie behüte.
Und ſende ir dinen ſüſſen ſegen.
Das hat ſie verſchuldet gar
Gegen al der werlte gemeine.
Ey, Herre Got, nu nim ir war!

Ach Herre Gott! nach deiner Güte
Geruhe der Lieblichen zu pflegen;
Mit feſter Treue ſie behüte,
Und ſend' ihr deinen ſüßen Segen.
Das hat ſie verdient gar ſehr
Um die geſammte Welt.
Ei Herr Gott, nimm ihrer wahr!

## Im Frühling. (Von demſelben.)

Uns kumt aber ein lichter meie,
Der machet manig herze fruot.
Er bringet bluomen mangerleye;
Wer geſach ie ſüſſer bluot?
Vogelin döne ſint manigvalt.
Wol geloubet ſtet der walt;
Des wirt vil trurig herze balt.

Uns kömmt abermals ein heller Mai,
Der macht manches Herze froh.
Er bringt der Blumen mancherlei!
Wer ſah je ſüßere Blüte?
Der Vögelein Töne ſind mannigfach,
Schön belaubet ſteht der Wald;
Manch traurig Herz wird muthig drob.

Ich wil nah ihr hulde ringen
Alle mine lebenden tage,
Sol mir niht an ir gelingen,
Seht! so ſtirbe ich ſender klage;
Sie en tröſte mich zeſtunt.
Ir durkihtig roter munt
Hat mich uf den tot verwunt.

Ich will um ihre Huld wohl ringen
All meine Lebenstage.
Wird mir nichts bei ihr gelingen,
Seht! ſo ſterb ich traurig klagend,
Sie tröſte mich denn zur Stunde.
Ihr hellleuchtend rother Mund
Hat mich auf den Tod verwundt.

## Lob der Liebe. (Von demſelben.)

Sieh, biderber man! din gemuete heret,
Swa ein wib dich minnekliche grüſſet,

Al din hoffenunge wird gemeeret.
Frowen-güte mannen-kumber büſſet.
Ane minne iſt nieman wert.
Unküſche mag geminnen niht.
Unminne die iſt dem ein wiht,
Der rehter minne gert.

Sieh, biedrer Mann! dein Muth der herrſchet,
Sobald ein Weib dich lieblich grüßt.
All deine Hoffnungen wachſen wieder.
Frauenhuld vergütet Männerkummer.
Ohne Liebe iſt Niemand werth,
Unkeuſchheit vermag nicht zu lieben.
Unkeuſche Liebe iſt nichts für den,
Der rechter Liebe begehrt.

Wie ſol man bas geſprechen von der minne?
Niman hat niht, als rehte gutes.
Swer der pfliget, der waltet guoter ſinne.
Minne tuot dem man niht arges mutes.
Swer der Minne iſt undertan,
Sie lat in manige tugende ſehen,
Als ich die wiſen höre jehen;
Si leret ſünde lan.

Wie kann man beſſer die Liebe preiſen?
Niemand hat von ihr als lauter Gutes.
Wer ihrer pflegt, der denket richtig.
Liebe giebt dem Mann keine böſen Begierden.
Ueber wen die Liebe herrſchet,
Den läßt ſie manche Tugend ſehen,
Wie ich die Weiſen höre zeugen;
Sie lehrt die Sünde laſſen.

Ia wol dem, der unminne z'allen ſtunden
Geren flihet! Den mag ere geren,
Minne wart ni bi den ſünden vunden,
Si kan guoten man wol rehte leren

Genuoge lüte ſprechent ſo,
Daſ unminne ſünde ſi.
Minne iſt aller ſünden fri;
Seht! minne machet vro.

Ja wohl dem, wer unrechte Liebe immer
Gern fliehet! Ihn hat die Ehre gern.
Liebe findet ſich nie bei Sünden.
Sie kann dem Guten das Rechte lehren.
Weiſe Leute ſagen:
Unrechte Liebe iſt Sünde.
Liebe iſt von allen Sünden frei.
Seht! Liebe machet froh.

---

## IV. Poetiſche Wettſtreite.

### §. 20.

### Der Krieg auf der Wartburg.

Obwohl von dramatiſcher Poeſie in dieſer Periode noch nicht die Rede iſt, ſo hat man doch einen poetiſchen Wettſtreit, bekannt unter dem Namen: der Krieg auf der Wartburg, für den erſten dramatiſchen Verſuch in Deutſcher Sprache anſehen wollen. Kann er auch indeſſen nicht dafür gelten, ſo iſt er doch das wahrhafte Abbild einer wirklich dramatiſchen Ergötzung dieſer Zeit des poetiſchen Turniers und Zweikampfs aus dem Stegereife. Das ganze Gedicht, welches dieſer Wettſtreit zur Folge hatte, beſteht aus zwei Theilen. Im erſten (deſſen ſechzehnreimige Strophe des Fürſten von Thüringen oder der Thüringer Herren Ton heißt) treten auf: Heinrich von Ofterdingen gegen Walther von der Vogelweide, der tugendhafte Schreiber (vermuthlich Heinrich von Rispach), Bieterolf, Reimar von Zweter und Wolfram von Eſchenbach; im zweiten Theile (in einer zehnreimigen Strophe) Klingsohr, Ofterdingen und Eſchenbach allein. Der Schauplatz

platz ist auf der Wartburg, am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen und seiner Gemahlinn Sophie, und die Zeit das Jahr 1207. Veranlassung und Erfolg desselben waren folgender Art: Ofterdingen erregte dadurch, daß er in alle seine Gesänge das Lob des Herzogs von Oestreich, Leopold des Ehrenhaften, an dessen Hofe er sich aufgehalten, einmischte, die Eifersucht der Uebrigen, die Hermann's Milde und Tapferkeit rühmten. Sie verabredeten daher einen Wettstreit, in welchem die Kämpfer übereingekommen seyn sollen, den Besiegten aufzuhängen. Wirklich verstummten sämmtliche Gegner vor dem Ofterdingen, aber bestürzt gemacht durch die schöne Sophie, die in den Versammlungssaal eintrat, wurde er besiegt. Die Sieger eilten, das Urtheil an ihm zu vollziehen, als er, unter den Mantel der ihn liebenden Fürstinn sich bergend, in ihr seine Retterinn fand. Nun bat Ofterdingen sich den Klingsohr, der damals an dem Hofe des Königs Andreas von Ungarn lebte, zum Schiedsrichter aus. Klingsohr reisete mit ihm, und that, nach erneuerten poetischen Wettkämpfen, in welchem auch Wolfram von Eschenbach sich auszeichnete, den Ausspruch, daß dem Ofterdingen der erste Preis gebühre. Diesem gelang es nun auch, sich die erzürnten Gegner wieder zu versöhnen, und die Landgräfinn verehrte dem Klingsohr eine goldene Kette für die Ehrenrettung ihres Günstlings.

Gedruckt ist dieses Gedicht in der Manessischen Sammlung II., und in Docen's Miscell. zur Gesch. der Deutschen Litteratur, Bd. I. Eine besondere Ausgabe veranstaltete A. Zeune, Berlin 1818. 8.

Anmerk. Diese Art der Wettstreite wurde entlehnt von den Provenzalen, bei denen sie Tenzoni hießen, und häufig vorkamen. Ein ähnlicher Wettgesang zwischen Frauenlob und Regenbogen befindet sich auch in der Manesf. Samml. Thl. II.

## §. 21. Prosaische Denkmäler.

### Der Sachsen- und Schwabenspiegel.

So wie bei allen Völkern, bildete sich auch bei den Deutschen die Prosa später und langsamer als die Poesie. Erst nachdem Kaiser Friedrich II. im J. 1235 den Landfrieden in Deutscher Sprache hatte aufschreiben lassen, gaben die Reichsverhandlungen eine bestimmte Veranlassung, das Deutsche Volk zu einer prosaischen Gesammtsprache vorzubereiten. Die ersten Denkmäler der Prosa sind daher Sammlungen von Land- und Stadtrechten, worunter am bekanntesten und wichtigsten sind: der Sachsen- und der Schwabenspiegel, von denen jener die Deutschen Gesetze und diplomatischen Urkunden des nördlichen, dieser die Gesetze des südlichen Deutschlands enthält. Zunächst gehören also zwar beide dem wissenschaftlich gebildeten Rechtsgelehrten, aber sie verdienen auch vom Sprachforscher beachtet zu werden, da sie durch Bündigkeit und edlen Ausdruck den noch hie und da herrschenden steifen und undeutschen Kanzleistyl beschämen. — Der Sammler des Sachsenspiegels ist Ecko (Eckard) von Repgow, der um die Mitte des dreizehnten Jahrh. lebte, und eine gereimte Vorrede zu seiner Gesetzsammlung machte. Er hatte sie erst in Lat. Sprache zusammengetragen, übersetzte sie aber aus derselben, nicht in den Niedersächsischen Dialekt, sondern in eine größtentheils Hochdeutsche Sprache, die nach dem Schwäbischen Dialekt gebildet ist. Eine gute Ausgabe derselben besorgte C. W. Gärtner, Leipzig, 1732. Fol. [1]); die neuste C. G. Homeyer, nach der Berliner Handschrift vom J. 1369 (über die Fr. Wilken in seiner Gesch. d. Königl. Bibliothek zu Berlin, 1828. 8. S. 229 Näheres berichtet) Berlin, 1827. 8. — Wie viel höher aber auch für die Bedürfnisse der Prosa der Schwäbische Dialekt gebildet war, beweiset der Schwabenspiegel, der erst im J. 1282 durch Graf von Grim-

menstein verfaßt wurde, also über ein halbes Jahrhundert jünger ist als der Sachsenspiegel. Dieses Gesetzbuch hat zwar keine gereimte, aber eine moralisch-religiöse Vorrede voll edlen Gefühls in einem hie und da sogar wohlklingenden Styl [2]). Ungefähr um diese Zeit ist es denn auch, wo die Deutsche Sprache anfing, statt der Lateinischen in den Gerichten allgemein zu werden, jedoch bediente man sich dazu in den meisten Gegenden des herrschenden Provinzialdialekts, wodurch die Bildung einer prosaischen Gesammtsprache für das ganze Deutsche Volk sehr aufgehalten wurde.

Anmerk. 1) s. Dreyer's Beiträge zur Litteratur und Geschichte des Deutschen Rechts, St. 1—3, woselbst 45 gedruckte Ausgaben und 64 Handschriften verzeichnet sind.

2) Schilter's Thesaurus, Bd. II.

## §. 22.

### Predigten Berthold's und Tauler's.

Späterhin finden sich noch zwei Denkmäler der Beredsamkeit, nämlich die Predigten des Franciscaners Berthold, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts angehören [1]), und die Predigten des Dominicaners Joh. Tauler, die aber schon in die folgende Periode hinüberstreifen, da sie gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fallen, Tauler lebte nämlich zu Straßburg von 1294 bis 1361. Er predigte Deutsch, indem er die Mundart seiner Gegend mit mehrern von ihm selbst gemachten Ausdrücken mischte, welche die ersten Versuche einer philosophischen Sprache ankündigen, und zeigte eine für sein Zeitalter bewundernswürdige Beredsamkeit. Mit Recht kann man von ihm sagen, daß er der Prosa die erste Richtung zu einer höhern Bildung gegeben, die späterhin durch Luther fortgesetzt wurde. Die erste Ausgabe seiner Predigen erschien zu Leipzig, 1498, 4., die

zweite, zu Augsburg 1508. Die neuste Ausgabe ist zu Frankfurt, 1825 in 3 Bänden, 8. herausgekommen. [2])

Anmerk. 1) Sie sind theils vollständig, theils in Bruchstücken von Ch. Fr. Kling, Berlin. 8. 1824 herausgegeben.

2) Die Historia oder Leben des ehrwürdigen Herrn und Dr. Joh. Tauleri, aus dessen Schriften zusammengezogen und dargestellt, (Lüneburg) im Jahre Christi 1689. 8. von Joh. Arrend.

## §. 23. Einige Bemerkungen über die Sprache dieses Zeitalters.

Wie rein und schön, wie reich und fruchtbar die Sprache in den Zeiten der Minnesinger gewesen, hat Opitz (in seiner Deutschen Poetik) durch eine Menge Beispiele zu beweisen gesucht. Wenn man aber bedenkt, welch' eine Menge von Wörtern seit der Zeit theils gänzlich untergegangen, theils ihre Bedeutung verändert haben: so sieht man leicht, daß zum Verstehen jener Dichter ein eigenes Studium der Grammatik jenes Zeitalters gehört. Zur gründlichen Betreibung dises Studiums ist aber auch das Lesen der Gesetzbücher und Staatsurkunden nothwendig, da in ihnen, wie schon Leibnitz im 3 Th. der Braunschweigschen Scribenten *) richtig bemerkt, die alten Redensarten und Eigenthümlichkeiten sich immer weit länger als in andern Schriften erhalten. — Einige grammatische Spracheigenthümlichkeiten dieses Zeitalters sind unter andern folgende:

Der Artikel steht häufig nach dem Hauptworte, öfters zwischen dem Haupt- und Beiworte, auch wohl doppelt, um des Nachdrucks willen, und fehlt zuweilen auch wieder.

Viele Hauptwörter endigen sich im Plural auf

e statt auf er, und werden besonders häufig im Genitiv gebraucht.

Das Eigenschaftswort hat nicht immer seine vollständige Beugung, besonders wird der weibliche Endlaut e weggelassen. Es wurde öfters da gebraucht, wo wir uns jetzt des Umstandsworts bedienen.

Die Zeitwörter erhielten durch alle Zeiten die Sylbe ge vor sich (ich gerede); auch hatte die 2te und 3te Person derselben häufig noch keine eigene Endung.

Ellipsen und Inversionen waren sehr häufig.

*) Hier findet man unter andern die ältesten Municipalgesetze von Braunschweig und Zell, so wie sie vormals von Herzog Otto I. gegeben, und hernach von seinem Sohn Albert I. erneuert und vermehrt worden. Darin kommen z. B. die Wörter vor: Echteding, welches ein zweites Gericht, eine Revision des Rechts zu bedeuten scheint, denn achter ist so viel als nach; Sackwalde bezeichnet nicht, wie jetzt, einen Sachwalt, sondern die streitende Partei selbst; Wegge ein Brot, eigentlich ein Kegel, seiner Form wegen. (Eine Wecke, Semmel, ist noch jetzt als Provinzialismus vorhanden.)

## §. 24. Litteratur.

Die Schriften über diesen Zeitraum sind sehr zahlreich. Außer den bereits angeführten vergleiche man folgende besondere Hilfsmittel zur Litterargeschichte der Schwäbischen Dichter:

Kritische Beiträge zur Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, Leipzig. 1732 — 44. 8.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften. Leipzig 1745 — 50. 8.

Horn's, Joh. Gott., Sammlung zu einer historischen Handbibliothek von Sachsen. 9 Thle. Leipzig, 1728 — 36. 8.

Wiedeburg's, B. C. B., Nachricht von einigen alten

Teutschen poetischen Manuscripten aus dem 13ten und 14ten Jahrh. Jena, 1754. 4.

Eschenburg's, J. J., Beiträge zur Altdeutschen Dichtkunst. Bremen 1799. 8.

Adelung's, J. C., Chronologisches Verzeichniß der Dichter und Gedichte aus dem Schwäbischen Zeitpunkte. S. sein Magazin für die Deutsche Sprache, Bd. II. St. 3.

Küttner's Charaktere Deutscher Dichter ꝛc. S. 15.

Bragur, ein litterar. Magazin der Deutschen und Nordischen Vorzeit. Bd. I. S. 141 — 150.

Meister's, Leonhard, Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und Nat. Lit. Th. I. S. 50 — 123.

Nasser's, Joh. Adolph, Vorlesungen über die Geschichte der Deutschen Poesie. Bd. I. S. 35 u. f.

Scherzii, J. Ge., Glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suevicae, ed. Jer. Jac. Oberlinus. Tom. prior. Argentorati 1781. fol. (Enthält den wichtigsten Beitrag zum Verständniß der alten Schwäbischen Sprache).

Jördens, Carl. Heinr., Lexikon Deutscher Dichter ꝛc. 3ter Bd. S. 584 — 669. (Ein litterarisch-reichhaltiger Abschnitt über die Minnesinger).

Koch's, Erd. Jul., Compendium der Deutschen Lit. Gesch. Bd. 1. S. 34 — 51.

Von der Hagen und Büsching, Grundriß zur Geschichte der Deutschen Poesie. Berlin, 1812. 8.

# Vierte Periode.

## Das Zeitalter der Meistersänger.

### Von der Gründung der ersten Deutschen Universitäten bis auf Luthers Bibelübersetzung, 1542.

---

### §. 1. Nöthige Vorbemerkung.

Der Zeitraum, dem wir uns jetzt nähern, läßt sich in seinem Anfangspunkt weniger scharf und bestimmt begrenzen, daher er von Einigen früher, von Andern später begonnen, von Allen aber mit der Reformation geschlossen wird. Wir beginnen ihn mit dem J. 1346, oder der Errichtung der ersten Deutschen Universität Heidelberg, weil wir gerade in der Beschaffenheit des Universitätswesens den Hauptanstoß zur Veränderung Deutscher Bildung zu finden glauben, ohne darum zu übersehen, was schon früher die Phantasiekräfte unterdrückt, und damit die Schwingen der Dichtkunst gelähmt hat. So wie nämlich das Menschenleben, so hat auch das Leben der Völker in jedem Zeitraum eine gewisse Blüthezeit. Diese finden wir in dem Minnegesang von 1152 bis 1250: sie beschränkt sich also auf etwa hundert Jahr. Der nachfolgende, auch beinah ein Jahrhundert (bis 1346) umfassende Abschnitt, gleicht dem Untergange der Sonne nach einem hellen Mittage, sie leuchtet und erwärmt immer schwächer, bis auch ihre letzten Strahlen ersterben.

Anmerk. Es ist schon S. 39. bemerkt worden, daß, wenn gleich Minne- und Meistergesang sich in einander verlieren, doch der (von Bodmer gemachte, und seitdem bestehende) Unterschied zwischen beiden nicht bestritten werden kann. Dieser zeigt sich bei dem Meistergesang theils in der Sprache, die eine Menge Wörter und Formen aus den Pro-

vinzial-Mundarten in sich aufnahm, theils in der metrischen Form und dem Stoff der Gedichte, der nur die didaktisch-satirische Dichtart begünstigte, theils auch in den Personen, die sich mit der Dichtkunst beschäftigten und den eigenthümlichen Geist ihres Standes und ihrer Lebensweise in ihren Poesien abdruckten. Merkbar wird zwar dieser Unterschied schon zu Ende des 13ten Jahrh. bald nach Konrad von Würzburg, den man als den Schlußstein in der Reihe der edlen Schwäbischen Dichter betrachten kann, obwohl noch manche gleichzeitig lebende Sänger, selbst fürstliche, wie Markgraf Otto von Brandenburg, als wahre Minnesänger gelten werden; aber scharf und bestimmt tritt er erst hervor um die Mitte des 14ten Jahrh., wo sich wirkliche Singschulen in den niedern Ständen des Volks bilden, und wissenschaftliche Anstalten, als Begründer eines prosaischen Geistes, sich erheben. Daher glaubten wir den Anfangspunkt der vierten Periode nicht früher setzen zu dürfen.

## §. 2. Vorbereitende Ursachen eines allmähligen Verfalls des Minnegesangs.

Mit dem Jahr 1250, oder mit dem Tode Friedrichs II., des letzten Kaisers aus Schwäbischem Stamme, tritt für Deutschland eine Zeit der Verwirrung und Barbarei ein, die, 23 Jahr hindurch dauernd (bis 1273), in der politischen Geschichte als ein Interregnum da steht. Auch hören mit Friedrich's Tode (wenigstens für Deutschland) die Kreuzzüge auf, welche den Geist der Ritterschaft geweckt und belebt hatten; mit ihm verliert sich der Schutz und die Liebe zur Dichtkunst, die — eine noch zarte Blume auf dem Boden des Gefühls — der sorgsamen Pflege nicht entbehren konnte. An die Stelle gesetzlicher Ordnung trat nun das wieder erwachende Faustrecht; der Umgang mit den Provençalischen und Toscanischen Dichtern war abgeschnitten; die Ritter, die sich durch Kreuzzüge und Verschwendung zu Grunde ge-

richtet, wurden Räuber, und Schwaben vorher der Sitz des Wohlstandes und des Geschmacks, gerieth in Verfall. So waren also nicht nur die Hauptantriebe zur Dichtkunst verschwunden, sondern auch der politische Zustand Deutschlands war so schwankend, regellos und bedrückend, daß ein freies Spiel der Geisteskräfte immer mehr der gemeinen Sorge für das Leben weichen mußte.

§. 3. Zunehmender prosaischer Zustand Deutschlands.

Wenn gleich dieser politisch-schlechte Zustand nach 23 Jahren mit Rudolph von Habsburg (1273) sich besserte, so gestatteten doch die nothwendigen Sorgen nach außen hin diesem klugen und tapferen Manne nicht, sich der Deutschen Poesie anzunehmen; noch weniger konnten es seine Nachfolger, Adolph von Nassau (1291), Albrecht von Oestreich (1298) und Heinrich von Luxemburg (1308), nach dessen Tode wieder ein Kampf zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich (1314) die Gemüther spaltete, bis endlich Karl IV. (1347) durch die goldene Bulle (1356) dem Deutschen Reich eine feste Verfassung gab. Allein nun war auch die Neigung zur romantischen Poesie erstorben; Turniere und poetische Wettkämpfe galten nicht mehr; andere Lustbarkeiten hatten die Dichtkunst längst von den Höfen verdrängt, und fürstliche Mäcene kannte man nur noch aus der Geschichte.

§. 4. Völlige Entkräftung des poetischen Sinnes.

Man hätte hoffen sollen, daß die Errichtung der Universitäten in Heidelberg (1346), Prag (1348), Wien (1388), Erfurt (1392), Würzburg (1403), Leipzig (1409), die innerhalb funfzig Jahren entstanden, und der dadurch beförderte Anbau der Wissenschaften auch auf die Wiederbelebung der Dichtkunst hätte vor-

theilhaft einwirken müssen; aber gerade diese Anstalten waren es, die den Geschmack noch mehr verderbten, selbst den gesunden, schlichten Verstand irre leiteten, ihn von der Beobachtung der Natur und jeder freien, gemeinnützigen Nachforschung, auf Grillen, leere Unterscheidungen und begrifflose Wörter hinführten, und jeden, unter der Asche noch glimmenden Funken der sonst lodernden Phantasie völlig verlöschten. Denn kraftlähmend mußten die scholastischen und theologischen Spitzfindigkeiten wirken, mit denen sich die akademischen Lehrer jener Zeit beschäftigten und wodurch sie den Saamen zu unaufhörlichen Zänkereien und Mißverständnissen ausstreuten, ohne wahre Gelehrsamkeit und classische Bildung, die Mutter der Künste, im geringsten zu fördern. Dieser streitsüchtige, pedantische Ton verscheuchte vielmehr auch die ernstern Musen, und ein barbarisches Latein, worin die Streitenden ihre Polemik hüllten, konnte den gänzlichen Untergang Deutscher Dichtkunst nur beschleunigen. So geschah es, daß auch der letzte Pulsschlag des hinsterbenden Minnegesangs stockte.

### §. 5. Nothwendiger Gang dieser Veränderung.

Bei dem allen würde die Schwäbische Dichtkunst dennoch unter den ungünstigsten Zeitumständen einem solchen Verfall nicht haben erliegen können, wenn nicht schon ihre eigenthümliche Beschaffenheit selbst den Wurm zu ihrer Vernichtung in sich getragen hätte. Ihre Dichtkunst nämlich (s. dritte Periode §. 8.) war ein Kind der rohen Natur, ihr Gesang der Ausbruch ungeregelter Empfindung, durch nichts unterstützt; denn Studium der Alten, Kritik und Philosophie kannten sie nicht, und so fiel gerade das weg, was ihnen neue Ideen hätte zuführen, ihren Geschmack läutern, ihr Gefühl veredeln und sichern können. Mit veränderter Sitte mußte sich daher

nicht nur der enge Kreis singbarer Gegenstände bald anders gestalten und damit der Stoff derselben vermindern, sondern die unbewahrte Quelle des Gefühls sich auch von selbst trüben und vertrocknen, je weniger ihr von außen her frische Nahrung zugeführt wurde. Daraus erklärt es sich, wie ungünstige Zeitumstände und Mangel an Schutz von oben herab, den Schwäbischen Gesang so bald und so völlig vernichten, und eine Zeit poetischer Dürre herbeiführen konnten, wie der vierte Zeitraum sie in den Erzeugnissen seiner Meistersänger darstellt.

## §. 6. Meistersänger.

So wie der Minnegesang an den Höfen verstummte, wurde die Dichtkunst ein Eigenthum der Handwerker, und erhielt hier in den unheiligen Händen ein zunftmäßiges Ansehen, das ihr den bezeichnenden Namen des Meistergesangs zugezogen hat. Es bildeten sich nämlich ganze Dichtergesellschaften, die eine förmliche Zunft unter sich ausmachten, und gleich den Handwerks-Innungen ihre Statuten, Privilegien, bestimmte Zusammenkünfte und Ceremonien hatten. Da ihre Mitglieder aber nicht aus Fürsten und Rittern bestanden, sondern (mit Ausnahme weniger Gelehrten) aus Handwerkern jeder Art: so erhielten sie, im Gegensatze der Volkssänger, von ihrer erlangten Meisterschaft im Handwerk, den Namen Meistersänger [1]) und ihre Verbindungen den Namen Meistergenoßschaften, die, von Kaiser Karl IV. im J. 1378 mit einem Freiheitsbrief und dem Recht ein eignes Wappen zu führen, begnadigt, sich Jahrhunderte hindurch erhalten haben, und noch jetzt vielleicht nicht ganz ausgestorben sind [2]). Ihre vornehmsten Versammsammlungsplätze waren Mainz, Frankfurt, Colmar, Nürnberg und Straßburg; ähnliche Gesellschaften entstanden zu Memmingen, Ulm, Heilbronn,

Augsburg und in andern Reichsstädten; und zu Mainz verwahrte man die Privilegien, den ältern Wappenbrief und eine goldene Krone, die sie, einer fabelhaften Erzählung nach, vom Kaiser Otto I. zum Geschenk erhalten haben sollten [3]).

Anmerk. 1) In den bessern Zeiten der Minnesinger bezeichnete Meistersänger einen Rhapsoden, der die Lieder der Dichter, die oft, wie Konrad von Würzburg, ihrer Vorzüglichkeit wegen, mit dem Namen eines Meisters belegt wurden, absang oder declamirte.

2) In Nürnberg blühten sie bis zur Mitte des vorigen Jahrh., und in Ulm soll eine Gesellschaft von Meistersängern aus der Weberzunft sich bis auf die neuste Zeit forterhalten haben.

3) s. Joh. Christoph Wagenseil's Buch von der Meistersinger holdseligen Kunst, Anfang, Fortübung, Nutzbarkeit und Lehrsätzen. Altorf 1697, 4. Vergl. im dritten Bd. der „Bragur" S. 17 — 109. J. H. Häßlein's Abhandlung von den Meistersängern.

## §. 7. Eigenthümlichkeit derselben.

So wie die Minnesinger ihrem Genius folgten, so unterwarfen sich die Meistersänger oder — wie sie sich bescheiden selbst nannten, die Liebhaber des Meistergesangs — nach und nach, gewissen, aus dem Bau der Minnelieder abstrahirten, Regeln oder Gesetzen, die in den sogenannten Tabulaturen enthalten waren. [1]). Eine solche Tabulatur bestand hauptsächlich in einer Sammlung prosodischer Sünden, vor denen gewarnt wurde, doch rügte sie auch Fehler in dem öffentlichen Absingen des Meistergesanges, hatte also fast durchweg einen negativen Charakter, der nur mit dem äußern Bau der Gedichte und ihrer Gesangweise, nicht aber mit der Poesie des Inhalts zu thun hatte. Alle verpönte Feh-

ler hatten ihre Kunstnamen, z. B. falsche Meinung, worunter sie alle falsche, abergläubische, schwärmerische und unchristliche Lehren und Geschichten, unzüchtige Bilder und Ausdrücke verstanden; blinde Meinung, Worte, die den Gedanken unrichtig bezeichneten; ein Halbwort, d. h. die Abkürzung eines Worts um eine Sylbe, oder auch die Theilung eines Worts am Ende eines Verses [2]); ein Anhang, wenn man (wie sie es nannten) aus einem stumpfen Worte ein klingendes machte, z. B. Monde, Manne und Bahne, aus Mond, Mann und Bahn, welches man, wie sie meinten, wohl in der Mitte eines Verses thun könne, aber nicht bei einem Bundworte: d. i. in dem letzten Worte eines Verses; eine Klebsylbe, wenn man zwei Sylben oder zwei Wörter zusammenzog, z. B. lan st. lassen, kei'm st. keinem; selbst unsere überall gültigen Wörter zur, im u. s. w. waren in dieser Hinsicht verpönt; Mylben steht dem Anhang entgegen, denn man bezeichnete damit das Auslassen eines End-Buchstabens des Reims wegen, z. B. finge statt singen, wenn es sich auf Dinge reimen sollte. — So wie diese Fehler das Grammatische der Sprache betreffen, so betrafen andere das Musikalische, oder das eigentliche Absingen. Dahin z. B. Stutzen oder Zucken, wenn man beim Absingen ohne Noth pausirte; so wie zween Reime oder Verse in einem Athem, wenn man mit dem Ende eines Verses während des Absingens nicht gehörig pausirte; Veränderung der Töne, wenn man nicht in derselben Melodie aussang; falsche Melodey, wenn man durch den ganzen Gesang von der vorgeschriebenen Melodie abwich.

Wer von den Mitgliedern der Zunft, oder den sogenannten Gesellschaften die ganze Tabulatur, die bei ihren Zechen und Zusammenkünften abgelesen wurde, vollkommen inne hatte, hieß ein Schulfreund; derje-

nige, der sie noch nicht recht verstand, ein Schüler; der, welcher einige Töne vorsingen konnte, ein Singer; wer nach Anderer Tönen Lieder machte, ein Dichter, und wer selbst einen Ton oder eine Versart (Reimgebäude) mit ihrer Melodie erfand, ein Meister. Nach dieser Ehre strebten Alle, denn der Ton trug den Namen seines Erfinders, uhd dergleichen Töne zählte man in spätern Zeiten über zweihundert, die, in Classen getheilt, oft seltsame und lächerliche Benennnngen hatten, z. B. die Schneckenweis, die schwarze Dintenweis des Magister Ambrosius Metzger, die verschlossene Helmweis, des Kupidinis Handbogenweis, die fröhliche Studentenweis, Apollinis Harfenweis, die Gelblöwenhautweis, die Cliusposaunenweis, der frische Ton Hans Vogels, der kurze Ton Barthel Regenbogens ꝛc.

Um das Musikalische der Poesie allgemein zu üben, gab es Singschulen, in denen öfters Wettstreite angestellt wurden. So versammelte sich die Nürnbergsche Meistersängergenossenschaft an den Sonn- und Festtagen in der dortigen Katharinenkirche nach der Nachmittagspredigt. Einige Tage zuvor wurde solches von einem Merker (Vorsteher) angesagt, und durch ausgehängte Tafeln in der Stadt bekannt gemacht. Jeder Gesellschafter war verbunden, zu erscheinen. Bei dem Eingange der Kirche stand eine Büchse, in der man Geld zur Bestreitung der Unkosten in den Zechen sammelte. In der Kirche war ein mit Vorhängen umzogenes und für die Merker bestimmtes Gerüst, daher Gemerke genannt, und ein Singestuhl, der einer Kanzel glich [3]), für den Singenden. Den Anfang machte das Freisingen, d. h., es durfte jeder, auch ein Fremder, singen, aber ohne Wettstreit und ohne Belohnung. Nun stimmten alle Meister ein Lied in vollem Chor an. Hier-

auf folgte das Hauptsingen, d. h., es wurde um die Wette gesungen, der Inhalt der Lieder aber durfte nur aus der Bibel genommen seyn, und Buch und Capitel mußten angegeben werden. Ein Merker bestimmte die Ordnung, nach der die Wetteifernden sangen. Zu Richtern waren vier Merker bestellt: der eine verglich den Inhalt des Liedes mit der Bibel, der andere gab Acht, ob die Regeln des Bars (so nannte man den Meistergesang) auch genau beobachtet worden, der dritte untersuchte die Reime, und der vierte horchte auf die Melodie. Nun schritt man zur Vertheilung der Preise. Der erste Preis war ein Gehäng oder eine silberne Kette, woran sich eine Münze befand, auf der König David mit seiner Harfe abgebildet war, daher der Sieger König Davidgewinner genannt wurde; der zweite Preis war ein von seidnen Blumen verfertigter Kranz. Wer einen dieser Preise errungen hatte, durfte das nächste Mal bei den Merkern sitzen.

Die andern Zusammenkünfte hielten die Meistersänger in Wirthshäusern. Wenn die Neulinge nach einiger Zeit losgesprochen wurden, so nannte man dieses die Freiung, und diese brachte dem Sänger den Vortheil, daß er von den Sängern aller Orten Unterstützung zu erwarten hatte. Die Gegenstände des lyrischen und epischen Meistergesangs waren gewöhnlich geistliche Lieder, biblische Geschichten, die in ihren Zunftgesetzen ausdrücklich verordnet waren, und besonders auch gereimte Chroniken. Uebrigens muß man mit den Meistersängern nicht die sogenannten Spruchsprecher verwechseln [4]).

Anmerk. 1) Eine solche Tabulatur findet sich abgedruckt im Wagenseil (s. §. 6. Anm. 3).

2) Z. B.: Der Türkenkaiser reitet froh
Auf einem Constantinopolitanisch-schwarzen Hengst vorbei.

3) Im dritten Bande der Bragur befindet sich ein Kupfer, in welchem eine solche Singeschule nebst einer Sizzung der Meistersänger, nach dem Gemälde eines alten Deutschen Malers, Franz Hein, vom J. 1521. vorgestellt ist.

4) Diese, obwohl sie um dieselbe Zeit in Aufnahme kamen, waren eine Art von Stegreifdichtern (Improvisatoren), die sich eine große Fertigkeit im Reimen erworben hatten, und bei Hochzeiten, Handwerkszusammenkünften und andern Gelagen die Gesellschaft mit ihren Einfällen für Geld unterhielten, wozu sich kein Meistersänger hergab. Indessen hat sich unter ihnen keiner berühmt gemacht, und nur Einer, Namens Wilhelm Weber, der zu Nürnberg im 16ten Jahrh. lebte, macht auf eine Erwähnung Anspruch. Er hatte viele alte, in's Deutsche übersetzte Schriftsteller, als den Josephus, Virgil, Ovid, Plinius u. s. w. fast ganz im Kopfe, daher konnte man ihm nicht leicht etwas aufgeben, worüber er nicht sogleich einen langen Spruch hätte sagen können, wobei er immer die alten Schriftsteller anführte. Wagenseil erzählt von ihm folgende platte Anekdote: Es hatten drei muntere Gesellen, die von dem Weber bei einer Hochzeit in seinen Sprüchen mochten durchgehechelt worden seyn, beschlossen, ihm eine Schalkheit zu beweisen. Sie erwarten ihn daher einst zur Nachtzeit, als er, wie gewöhnlich, aus dem Wirthshause kommt, ergreifen ihn, tragen ihn in den kleinen Bach, der durch einen Theil der Stadt Nürnberg fließt, Fischbach genannt, und laufen davon. Weber, ein starker, dicker Mann, steigt mit Mühe aus dem Bach, der zu beiden Seiten mit großen Steinen eingefaßt war, schüttelt sich ab, blickt dann gen Himmel und ruft:

Herr Gott, du gerechter Richter,
Der du bei Nacht kennst alle Gesichter,
Thu mir doch so viel zu Lieb,
Sag mir, wer seyn die drei Dieb,
Die mich haben in Fischbach getragen,
Daß ich sie kann bei meiner Obrigkeit verklagen.

So

So werd ich wieder fröhlich seyn, und wacker lachen,
Wenn man sie straft, daß ihnen der Herzbend'l thut krachen.

Mehr über diese Spruchsprecher s. in Flögels „Geschichte der komischen Litteratur" Bd. I. S. 328. flg., wo man auch eine in Kupfer gestochene Abbildung des Wilhelm Weber findet.

## §. 8. Würdigung derselben.

Aus dieser Darlegung der Eigenthümlichkeiten einer poetischen Zunft ergibt sich nur zu klar, daß die romantische Poesie der Schwäbischen Dichter bis auf die leiseste Spur verloren, und in ein wirkliches mechanisches Handwerk übergegangen war. Was konnte sich auch wohl von Meistern erwarten lassen, die durch die Art, wie sie die Poesie behandelten, schon ihren Mangel an Kenntniß und dichterischen Geist bekundeten, und was von Lehrlingen, die dergleichen Kunstregeln als ihre Bildungsschule betrachten sollten! Nur eine platte, gemeine, kraftlose Reimerei, ohne Leben und Geist, konnte die Ausbeute einer Anweisung seyn, die kaum eine Ahnung von dem wahren Wesen der Dichtkunst verräth, und jedes sich regende Gefühl in seinem innersten Leben ertödten mußte. Wenn dennoch aber die Folge zeigt, daß einige geistvolle Schriftsteller mit dichterischen Anlagen sich unter ihnen erhoben, so sind solche nicht als Lehrlinge dieser Schule, sondern als geniale Köpfe zu betrachten, die durch sich selbst geworden sind, was eigene Kraft ihnen gestattete. Auch war es nur eine Dichtungsart, nämlich die moralisch-satirische, in der etwas Namhaftes geleistet wurde *), und auch dieser Umstand läßt sich aus dem sittlichen Zustand der damaligen Zeit leicht erklären. — Wenn wir indessen nach dieser Ansicht die Meistersänger als Dichter verurtheilen müssen, so können wir ihnen doch in einer andern Beziehung weder unsere Achtung versagen, noch ihnen allen

guten Einfluß auf die vaterländische Dichtkunst ableugnen. Denn es ist nicht zu verkennen, daß sie, ohne selbst gebildet zu seyn, doch die Poesie als die Würze ihres Lebens betrachteten, und ihre, wenn gleich beschränkte Kraft daran setzten, sich und ihre Zeitgenossen zu etwas Höherem zu erheben, das sie aber nur dunkel ahneten. Betrachten wir ihre Tabulatur als den ersten rohen Versuch eines Strebens nach Kunst und Kritik, und erwägen wir, daß sie dadurch mehr die Verbesserung des Gesanges als die Beförderung der Dichtkunst bezweckten: so fällt schon ein großer Theil des gewöhnlichen Tadels hinweg. Und nimmt man endlich an, daß die Strenge ihrer Regeln etwas dazu beigetragen habe, dem Tonmaß eine bestimmtere und regelmäßige Stimmung zu geben, und den Wohlklang der Sprache wie die Reinheit der Verse zu befördern, so erscheint ihr Bemühen sogar nicht ganz unnütz für Sprache und Dichtkunst, ist aber auf jeden Fall einzig zu nennen, da in der Litteraturgeschichte aller andern Völker nichts Aehnliches gefunden wird.

Nachstehende, aus dem 11ten Stücke „der Beiträge zur kritischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" genommene Proben, werden den Zustand des lyrischen Meistergesanges deutlich darlegen:

## I.

### In der kurzen Tagweis Michael Vogel's.

1.

Hilf Gott! wie gar kurz ist der Tag
Des menschlichen Lebens auf Erden,
Darin sich Jammer, Noth und Klag
Erfinden thut mit viel Beschwerden;
Eh wir uns in der Welt umwenden
Thut unser Leben sich oft enden.

Unser Leben ist eine Wallfarth,
Darinnen wir unselig streben,
Wann die in Müh und Arbeit hart
Vollstrecket wird in diesem Leben
Sich einem kurzen Tag vergleichet,
Der allgemach von dannen schleichet.
Wie ein Nachtwach ist sie verdrossen
In wenig Stunden gar hinweg geflossen.
Unser Leben auf Erden noch
Auf siebenzig Jahr sich erstrecket,
Und wann es dann thut steigen hoch:
So sind es achtzig Jahr beflecket
In Sünden viel und mannichfaltig
Mit Widerwärtigkeit zwiespaltig.

2.

David in seinem Psalter klar,
Das neunzig ist, solches uns berichtet;
Hiob in seinem Buch fürwahr
Die Tag des Lebens gar vernichtet,
Als kurz und eitel und vergänglich
Mit Noth beladen überschwenglich.
Wie an der Wand ein Schatten bloß
Sich thut bewegen hin und wieder.
Und scheinet uns dermaßen groß,
Als ob er hätte Menschenglieder;
Jedoch wird er nicht lang befunden
Ist augenblicklich bald verschwunden.
Also das Leben schnell hinlaufet
Mit keinem Gelde man es wiederkaufet;
Es fährt wie ein Postboth davon,
Der eilends mit den Pferden rennet.
Ja wie ein leichter Vogel schon,
Welcher gar bald die Luft zertrennet;
Ja wie ein Schifflein unverzogen
Oder ein Pfeil von dem Handbogen.

3.

Dieweil dann wie ein kurzer Tag
Das menschlich Leben ist auf Erden,
Was thun wir an uns für ein Plag,
Als die wir leben thun in Gferden
In zeitlichem Wolluſt dorächtig,
Stolziren in der Welt hoch prächtig.
Um ein geringes Linſenmus
Zeitlicher Freuden hier vergebens
Verkaufen wir ohne Reu und Buß
Die Erſtgeburt des langen Lebens;
Thun durch ein ſüßes Gift verſcherzen
Die ewig Seligkeit mit Schmerzen.
Darum ein jeder woll aufwachen,
Zu der Bekehrung keinen Aufzug machen,
Sondern bei lichtem Tag das Heyl
Suchen in Zittern und in Sorgen
Daß uns heut wird Genad zu Theil
Nicht ſollen fürſparen auf Morgen:
Dann nach dem Tod ist es geſchehen,
Da hilft kein Reu, Bitt oder Flehen.

II.

In der Redweis Hanns Vogel's.

1.

Sanct Lucas ſchreibet klar
In dem achtzehnden dabey:
Jeſus nahm frey
Zu ſich die Zwölfe gar
Und zu ihnen ſprach rein:
Sehet, wir gehen hinauf richtig
Gen Jeruſalem ſchon
Und es wird vollendet zur Friſt
Alles, das ist
Geſchrieben worden frohn
Durch die Propheten fein
Von des Menſchen Sohn, denn er pflichtig

Wird überantwortet auch dort
Den Heiden und er wird auch fort
Verspottet und geschmähet sehr
Und auch verspeyet werden mehr;
Und sie werden mit Plag
Ihn geisseln und tödten, er sprach,
Und denn hernach
Wird er am dritten Tag
Auferstehen gemein
Wiederum von den Todten wichtig.

2.

Sie aber all dabey
Vernahmen der keines so gar
Und die Red war
Ihnen verborgen frey,
Und wusten nicht was doch
Das gesagt war; Es geschah richtig,
Da er nahet hin zu
Jericho; Ein Blinder saß
Am Weg der maß,
Der bettelt mit Unruh
Und da er aber noch
Höret das Volk, das durchging wichtig
Forschet er, was das wäre mehr;
Da verkündigten sie ihm sehr:
Jesus von Nazareth, der ging,
Fürüber; allda er anfing
Rief und sprach, Jesu fron,
Du Sohn Davids, erbarm dich mein!
Die aber fein
Forne an gingen schon,
Bedräuten ihn hoch
Er sollte schweigen zugleich gar pflichtig.

3.

Er aber schrie vielmehr:
Du Sohn David, erbarm dich mein!

Jesus stand fein
Stille und hieß ihn sehr
Zu sich führen fürwahr,
Und da sie nahe bei ihm kamen
Sprach Jesus zu ihm dort,
Was willst du, daß ich dir soll thun?
Er sprach, Herr nun,
Daß ich möge hinfort
Sehen, und Jesus klar
Sprach zu ihm; Sey sehend mit Namen,
Dein Glaub hat dir geholfen frey,
Und er ward sehend auch darbei,
Und folget ihm nach auch ohn Spott
Lobet und preiset er da Gott.
Und alles Volk gemuth
Das solches sahe, also gleich
Lobet Gott reich.
Auch du Davids Sohn gut
Stärck unsern Glauben gar
Hilf uns hie und dort. Nun sprecht Amen.

Anmerk. *) Es soll damit nicht gesagt seyn, als wenn es an Proben anderer Dichtungsarten ganz gefehlt hätte. So gab es im 14ten Jahrh. allerdings eine Deutsche Liederpoesie, aus der Manches für andere Zwecke des Aufbehaltens werth seyn möchte; aber es war nur ein vorübertönender Volksgesang, ohne alles Hinstreben zu einer höheren Bildung des Gefühls, größtentheils von namenlosen Dichtern, da ein Volkslied keine Ansprüche mehr auf Ruhm gab. Lehrreich ist in dieser Hinsicht die Limburgische Chronik, die mehrere Proben von damals gesungenen Liedern aufbewahrt. Aus ihr ersehen wir, daß Liebes-, Jäger-, Abschiedslieder ꝛc. gedichtet und gesungen wurden, ja daß selbst das Schachspiel (damals Schachzabelspiel) die Liederdichter zum Gesang begeisterte. Das 15te Jahrh. scheint den Volksgesang nur wenig begünstigt zu haben, da der Zeitgeist immer prosaischer wurde, wenigstens ist uns nichts Erhebliches aus dieser Zeit übrig geblieben. Dagegen scheinen

in diesem Jahrh. die erzählenden Romanzen beliebt gewesen zu seyn, die wie andere Volkslieder, gesungen, und daher auch Lieder genannt wurden; doch behandeln sie meist nur lustige Geschichtchen, die sich mit einer gewissen derben Jovialität im Style der Volkslieder aussprechen, gehören also mehr zur muntern oder komischen Gattung, und haben daher nichts von dem schwärmerischen Charakter, welcher der ritterlichen Romanze eigen ist.

§. 9. Handschriftliche Sammlungen von Meistergesängen.

Die vorzüglichsten Handschriften von Meistergesängen sind:

1) in der Bibliothek der Jenaischen Deutschen Gesellschaft. Das Manuscript ist in 4., über 500 Blätter stark, auf Papier geschrieben. Der Sammler ist unbekannt. Den Anfang des Codex macht das Register, in welches die hier befindlichen Lieder nach den Meistertönen, in welchen sie gesungen werden sollen, eingetragen sind. Voran steht allemal der Name des Dichters, der diese Töne erfunden hat. Darauf folgen die Namen, welche er diesen Tönen gegeben, und bei jedem steht der Anfang des Liedes nebst der Seite, wo es zu finden. Das älteste der hier vorkommenden Lieder hat die Jahrzahl 1545, und ist von Hans Sachs. Die Anzahl der Lieder beläuft sich auf mehr als 300, und der Dichter auf 25. (s. Wiedeburgs ausführliche Nachricht von einigen alten Deutschen poetischen Manuscripten aus dem 13ten und 14ten Jahrh., welche in der Jenaischen akadem. Bibliothek aufbehalten werden, S. 148 — 152).

2) auf der Schusterzunft zu Colmar. Der (§. 11. schon angeführte) Codex enthält über tausend Lieder von Minne- und Meistersängern. (s. Bragur, Bd. I. S. 380 — 82).

3) in der Bibliothek Rüdiger's in Halle. Die Handschrift ist in Fol. auf Papier, 1133 Seiten stark. Sie enthält von einigen sechzig Reimern des 16ten und 17ten Jahrh. fast lauter gereimte biblische Historien, die größtentheils sehr schlecht sind. Der Sammler nennt sich S. 605 Wolf Bauttner. (s. Rüdiger's neuster Zuwachs der Deutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde, St. V. S. 236).

4) in der Heidelbergischen Bibliothek. Hier befinden sich unter andern zwei Sammlungen, die indessen mehr Gedichte von Minnesingern als Meistersängern enthalten. Die erste Sammlung ist in 4. auf Papier geschrieben, 133 Blätter stark, mit der Aufschrift: Poëma in laudem variarum personarum utriusque Testamenti. Der Lieder sind 18. Die zweite Sammlung führt die Aufschrift: Cantiones variae, ist auf Papier geschrieben, und enthält 61 Lieder. (s. Friedr. Adelung's Altdeutsche Gedichte in Rom, oder fortgesetzte Nachricht von den Heidelbergischen Handschriften in der Vaticanischen Bibliothek, S. 303 u. f.). Wilken, in seiner schon gedachten „Geschichte der Heidelbergischen Büchersammlungen," hat vier handschriftliche Sammlungen unter dem Titel Meisterlieder aufgeführt und gibt von jeder eine kurze Nachricht.

## §. 10. Hugo von Trimberg.

Den Uebergang von den Minnesingern zu den Meistersängern machen Fabeln und moralisch-satirische Gedichte, die überhaupt ein charakteristischer Zug dieses Zeitraumes sind. Der erste, dessen wir in dieser Hinsicht aus der Zeit des hinsterbenden Minnegesanges gedenken müssen, ist Hugo von Trimberg, ein Schwäbischer Lehrdichter und Schulmeister. Zu Trimberg, einem Dorfe im Bisthum Würzburg, geboren, und zu

Ende des 13ten und noch im Anfang des 14ten Jahrh. lebend, hat er sich durch zwei moralisch-satirische Gedichte, der Sammler, und der Renner, bekannt gemacht, welches letztere sich handschriftlich in Leipzig, Tübingen, Wolfenbüttel und mehrern Orten befindet. Die einzige gedruckte, aber modernisirte Ausgabe seines Renners, erschien 1549 zu Frankfurt a. M. Fol. *) Das Gedicht selbst ist ein planloses Gemisch von Fabeln, Erzählungen, Schwänken und Sittensprüchen, in denen der Verf. wohl Belesenheit und Kenntniß des menschlichen Herzens zeigt, die aber nichts von der Anmuth und Feinheit des Minnegesanges an sich tragen, und mit wenig Ausnahmen ohne Leben und Interesse sind. Den Titel seines Buchs erklärt er selbst, wenn er sagt

Renner ist dieß Buoch genannt,
Wanne es sol rennen durch die lant.

Anmerk. *) Auf die, oft sehr ungeschickten Abweichungen des Herausgebers, Cyriacus Jacobus, von den handschriftlichen Originalen, machte schon Morhof in seinem „Unterricht von der Deutschen Sprache und Poesie," Kiel 1682, S. 351, aufmerksam. Nasser theilt in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Deutschen Poesie," Bd. I. S. 74—80, einige Fabeln aus dem Renner mit, und Horn in seiner „Geschichte und Kritik der Deutschen Poesie," S. 44., eine kleine Stelle aus dem, auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek befindlichen Codex.

## §. 11. Der Fabeldichter Boner.

Boner, oder, wie er sich nach alter Gewohnheit schrieb, Bonerius, ist ein Fabeldichter, dessen Zeitalter man aus wahrscheinlichen Gründen in die erste Hälfte des 14ten Jahrh. setzt. Er hinterließ in Deutschen Reimen eine Sammlung von hundert Fabeln, zu denen er den Stoff aus dem Avianus [1]) und dem Anonymus

des Nevelet [2]) entlehnte. Es sind aber nicht lauter Fabeln in Aesopischer Manier, sondern auch einige Erzählungen, deren vorzüglichstes Verdienst in der natürlichen, kunstlosen Einfalt des Vortrages besteht. Sie bleiben für uns ein sehr schätzbares Denkmal eines Zeitalters unserer Poesie, das, so wie es zunächst auf die Blüthezeit der Minnesinger folgt, ihr auch unter allen übrigen Abschnitten dieses Zeitraums an Werth und Gehalt am nächsten kommt, und sind um so bemerkenswerther, da sie die trefflichsten Köpfe unsers Volks zu den scharfsinnigsten Untersuchungen veranlaßt haben.

Der Handschriften, welche bis jetzt davon bekannt geworden, sind 15, nämlich die Scherzische, zwei Zürcher, vier Wolfenbüttler, eine Gottschedische (jetzt in der K. Bibliothek zu Dresden), eine Wiener, eine Oettinger, eine Straßburger, und vier in Heidelberg. Der gedruckten Ausgaben sind mehrere, z. B. eine Bamberger v. J. 1461, welche 85 Fabeln enthält; eine unvollendete Straßburger in elf akademischen Dissertationen des Prof. Scherz, vom Jahr 1704—1710, welche 51 Fabeln enthält; eine durch Bodmer und Breitinger besorgte Zürcher Ausgabe v. J. 1757 mit 92 Fabeln, unter dem Titel: „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger," und die neuste und vollständigste, eine Berliner, herausgegeben von J. G. Beneke, 1816, 8. — Die Bamberger, als die älteste uns bekannte, wurde von Lessing in der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden, und von ihm im 1sten „Beitrag zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel" (1773) ausführlich beschrieben. Die Schlußschrift dieser Ausgabe lautet:

Zu bamberg dies puchleyn geendigt ist
Nach der gepurt unsers Herren ihesu christ
Do man zalt tausend unde vierhundert jar

Und im einundsechzigsten das ist war
An sant Valenteins tag
Got behut uns vor seiner plag. Amen. [3])

Anmerk. 1) Dies ist Flavius Avianus, der wahrscheinlich unter der Regierung der beiden Antonine im 2ten Jahrh. nach Chr. Geb. lebte. Wir besitzen von ihm 42 Fabeln in elegischer Versart.

2) Der ungenannte halbbarbarische Lat. Dichter, welcher unter dieser Benennung verstanden wird, ist der Erzbischof von Tours, Hildebert, dessen 60 in elegischem Sylbenmaße abgefaßte Fabeln in der Sammlung alter Fabeldichter, die Nevelet unter dem Titel: Mythologia Aesopica. Frcf. 1610. 8. herausgegeben hat, vorkommen und daselbst unmittelbar auf die Fabeln des Avianus folgen. Es sind die versificirten Fabeln des Romulus, eines prosaischen Fabeldichters, dessen Zeitalter eben so wenig genau bestimmt werden kann, als sein Name vollkommen ausgemacht ist. (s. Lessing's 5ten Beitrag zur Gesch. und Litter. S. 43 u. f.)

3) Eine sehr vollständige Litteratur, die Bonerschen Fabeln betreffend, findet sich in Jördens „Lexikon Deutscher Dichter und Prosaisten," S. 161 — 179. Nachstehende zwei Proben sind aus der Bodmer-Breitingerschen Sammlung entlehnt, und zwar die 17te und 20ste.

I.

Ein fuchz hungern began,
Unter einen hohen boum er kan,
Uf den ein rapp kam gepflogen
Mit einem Kes gezogen,
Den er geroubet hatte do;
Des was der fuchz unmassen fro.
Do in der fuchz erst an sach,
Mit glatten worten er do sprach:
Gott gruez dich lieber herre min,
Uiwer diener wil ich sin.
Und jemer wesen uiwer knecht,
Das dunkt mich billich unde recht.

Ir ſint ſo edel und ſo rich,
Kein vogel mag ſin uiwer glich
In allen kuinigrichen;
Ich wên uich muos entwichen
Der ſperwer und das faelkelin,
Der habk und ouch des pfawe ſchin.
Sueß iſt uiwer kêlen ſchal,
Uiwer ſtim hoeret man überal
In dem walt erklingen,
Wenn ir geraten ſingen;
Das hab ich wol genomen war.
Der rapp ſprach: das ſol ſin an alle var
Er liez ſin ſtim us und ſang,
Das es dur den walt erklang.
In dem geſang enpfiel im do
Der kês; das wart der fuchz vil fro
Des muoſt der rappe ſchamrot ſtân
Dar zuo muoſt er den ſchaden hân.

II.

Eis mals ein loewe ſich ergieng
In einem Walde do er ving
Ein mus diu wolt er ertoedet han.
Sie ſprach, her loewe lând mich gan,
Es zimt nit uiwer biderbkeit,
Noch uiver edelmuetikeit,
Noch lob noch ere lit daran,
Uib ir mich toedent lant mich gan;
Was eren mag ein kuing beiagen,
Uib von im wirt ein knecht erſlagen,
Des er gewalt het wen er wil,
Iſt im des eren, der iſt nit vil.
Was großer ſignuſt mag das ſin,
Uib ein loew ein müiſelin
Ertoedtet: der het eren me
Der geſchaden mag und nit tout we.
Laſſet ir mich herr geneſen,
Ich mag uich vil wol nutze weſen

Und mag uich keinen ſchaden tuon,
Noch minr denn dem aren ein huon.
Der loewe liez ſin zuirnen ſin
Und lieze vri das muiſelin;
Des wart es inneklichen fro,
Ich will uich danken ſprach es do.
Nu wart es ouch nit lang geſpart
Wan das der loew gefangen wart
In einem netze das was ſtark:
Er hette geben tuſend mark,
Das er dar uz wer geweſen,
Er wand ſicher nit geleſen.
Da er alſus gevangen lag
Da kam diu mus ê das der tag
Uf gieng und kam zum loewen hin.
Sie ſprach: got gruez uich herre min,
Was klaget ir, was iſt uiver not?
Ich bin gevangen uf den tot
Sprach der loewe zuo der mus.
Sie ſprach, ir komet wol her us,
Ich hilf uich umb uiwer leben,
Wann ir das ouch mir hand geben.
Was ſol ich uich me ſagen?
Die mus geriet das netz genagen
Und mit den zenen biſſen
Und welt es gern zeriſſen
Entzwei, do wart ein groſſes loch.
Vil bald der loewe floch.
Der mus danken er began;
Sie ſprach ich han es gern getan.
Gedenk wi der gewaltig ſi
Dem miltikeit wonet bi.
Gewalt erbermde haben ſol,
Der mer dem minre ſol vertragen,
Nutz mag der ſin der nit mag ſchaden.
Der loew die kleinen mus liez gan,
Die er wol moegt ertoedet han;

So mogt im schade nit enwesen,
Doch muost er von ir hilf genesen;
Si gedacht was er ir het getan
Und half im das er dannan kam.

## §. 12. Reineke Fuchs.

### Ein episch-satirisches Gedicht.

Nach dem Fabeldichter Boner findet sich in der Litteratur-Geschichte ein Zeitabschnitt von etwa hundert Jahren, der für uns nichts von Bedeutung darbietet, und in welchem man sich besonders mit Chroniken und Meistergesängen beschäftigt zu haben scheint. Mit der letzten Hälfte des 15ten Jahrh. aber erheben sich Moralisten und Satiriker, welche theils geschärfter, theils gemäßigter, die verderbten Sitten ihrer Zeit züchtigen. Der damalige Reichthum des Volks hatte Ueppigkeit, und diese wieder Ausschweifungen und Unsittlichkeit in allen Ständen herbeigeführt, so daß selbst die Geistlichkeit Theil daran nahm. Die wenigen Bessern sahen diese Verderbheit nicht ohne Unwillen, denn der sittliche Mensch, der in seiner Brust den idealen Maßstab für die Menschheit trägt, kann die Unangemessenheit seiner Mitwelt zu demselben nicht anders als mit erhabenem Zürnen betrachten; und so läßt es sich erklären, wie gerade die satirische Dichtungsart in dieser Zeit am häufigsten und glücklichsten bearbeitet wurde.

Der erste und vorzüglichste, dem wir in dieser Hinsicht unsere Aufmerksamkeit schenken, ist der Verf. eines, dem komischen Epos nahe verwandten, satirischen Fabelgedichts, das unter dem Titel Reineke Fuchs bekannt und eines der trefflichsten Denkmäler der Altdeutschen Poesie ist. Wer der Verf. desselben sey, ist lange unentschieden geblieben. Der frühern Meinung nach ist es ein gewisser Heinrich von Alkmar, der als Hof-

meister bei dem Herzoge Renatus von Lothringen um's Jahr 1470 gelebt haben soll. Allein schon Rollenhagen nennt in der Vorrede zu seinem „Froschmäusler" den Nikolaus Baumann, der als Doctor der Rechte und Rath des Herzogs Magnus von Jülich bei seinem Hofe in Ungnade fiel und 1526 als Secretär des Herzogs von Mecklenburg und Prof. der Rechte zu Rostock starb; und neuere Untersuchungen haben diese Meinung bestätigt [1]). Eben so streitig war die Frage: ob dieses Gedicht ein echt-deutsches Originalproduct oder eine Nachahmung sey? Man hat sich indessen für das letztere erklären müssen, da wir ein älteres Werk in holländischer Sprache besitzen [2]), in welchem der Gang der Erzählung zum Theil bis auf die kleinsten Züge, ganz wie in dem Deutschen Reineke, gefunden wird, und es scheint nach einer genauen Vergleichung, daß entweder der Deutsche Dichter den Holländischen zu seinem Vorbildner gehabt habe, obgleich auch dieser den Stoff wahrscheinlich aus mehrern Alt-französischen Fabeln entlehnt hat [3]), oder daß beide Bearbeiter aus einer und derselben Quelle geschöpft. Die ganze Dichtung gehört überhaupt zu denen, die sich nach und nach aus Deutschen Volkssagen gebildet haben. Denn schon zur Zeit Karl's des Großen sollen von dem Deutschen Volke satirische Anekdoten erzählt worden seyn, in denen ein Herzog Reinhard oder Reineke von Lothringen als Fuchs, und ein Graf von Oestreich unter dem Namen Isegrim als Wolf aufgeführt worden. In der Folge haben vermuthlich die Franzosen auch dieses satirischen Stoffs sich früher bemächtiget, um ihn in freier Dichtung weiter auszubilden. Das Verdienst der Erfindung würde demnach weder einem Französischen noch einem Deutschen Dichter besonders angehören. Dennoch hat sich unser Dichter durch die poetische Behandlung seines Stoffs über seine

prosaischen Vorgänger so erhoben, daß man seiner Arbeit wohl den Rang eines Originalproducts zugestehen kann.

Anmerk. 1) Die Untersuchung dieser Streitfrage begann in Flögel's „Geschichte der komischen Litteratur," Bd. III. S. 28 — 94. Darauf hat Tiaden in seinem „gelehrten Ostfriesland" (Aurich, 1785) Th. I. S. 19—88. mit vielen Beweisgründen zu zeigen gesucht, daß Nik. Baumann der wahre Verf. des Gedichts sey. Baumann suchte sich nämlich für die Ungnade, in die er am Hofe zu Jülich gestürzt worden war, durch dieses Gedicht zu rächen, welches die Kabalen jener Residenz darstellt und lächerlich macht, wählte auch zur Sprache desselben den in Jülich sowohl damals als auch noch jetzt sehr gewöhnlichen Friesischen Dialekt des Plattdeutschen, setzte aber, um völlig unbekannt zu bleiben, den Namen Heinrich von Alkmar vor, der, wie Tiaden beweis't, nie gelebt hat, und fügte um seine Erdichtung noch mehr zu verschleiern, Anmerkungen dieses angeblichen Heinrich von Alkmar bei, indeß er seine eigenen Anmerkungen bloß unter dem Namen des Herausgebers anhängte. Noch mehr bestätiget hat dies Kinderling in seiner „Geschichte der Niedersächsischen Sprache," S. 350 u. f.

2) Von diesem Buche kennt man nur ein einziges Exemplar, das sich in der Stadt-Bibliothek zu Lübeck befindet, und den Titel führt: „die historie van reynaert de vos". Am Ende steht: „hier eindet die historie van reynaert de Vos. Int jaer ons heren MCCCC, ende Lxxxv opten vierden Dach van junio. Delf in hollant." Diese Delfter Quart-Ausgabe in holländ. Prosa mit einigen dazwischen laufenden Reimen hat 112 Blätter, und besteht aus 49 Cap. Der ehemalige Stadtbibliothekar und Subrector Suhl in Lübeck besorgte davon im J. 1783 einen Abdruck, unter dem Titel: „die historie va reynaert de vos, nach der Delfter Ausgabe von 1485 zum genauen Abdruck befördert ꝛc." Lübeck und Leipzig, 8.

3) Man findet in Französischen Bibliotheken mehrere hand-

handschriftliche Romane und Fabelsammlungen unter den Titeln: le Roman du Reynrad, le Roman ancien du maistre Renard, le Renard couronné etc., in denen der Fuchs jedesmal die Hauptrolle spielt. — Horn, in seiner „Geschichte und Kritik der Deutschen Poesie," merkt S. 53 noch an: daß es bereits im 9ten Jahrh. im Austrasischen Reiche einen Politiker, Namens Reginard gegeben, dessen Verschlagenheit und ränkevoller Sinn weit und breit berühmt gewesen, so, daß man ihn unter dem Bilde des Fuchses vorgestellt, dem er den Namen (renard) gegeben haben solle, und wirklich, setzt er hinzu, finden wir dieses Wort auch nicht früher als im zehnten Jahrhundert.

§. 13. Inhalt desselben und Bestimmung seines Werths.

Das Gedicht (wie es in der ältesten uns bekannten Ausgabe von 1498 vor uns liegt) ist in Plattdeutscher oder Niedersächsischer Sprache, und zwar in dem Friesischen Dialekt derselben geschrieben, und besteht aus vier Büchern, deren jedes mehrere Kapitel enthält. Die Verse sind Jamben, in die sich indessen nach damaliger Regellosigkeit des Versmaßes viele Spondäen, Anapästen u. s. w. eingeschlichen haben. Das Ganze ist ein lebendiges Gemälde von einem Hofe, dessen Regent sich den Anschlägen eines niederträchtigen Günstlings überläßt, und dadurch, wider seinen Willen, auf den Untergang seines Reichs hinarbeitet, und enthält als ein satirisches Fabelgedicht die Lehre, daß nach der Welt Lauf die Schlauheit über alles Recht den Sieg davon trägt. Die darin vorkommenden Personen, nämlich der König mit allen seinen Vasallen, Staats- und Hofbeamten, Geistliche und alle übrige Stände, sind unter dem Bilde von allerlei Thieren, fast in Aesopischer Manier, vorgestellt, und der Charakter, den die Natur jeder Thierart eingeprägt hat, bezeichnet die Denk- und Gemüthsart der handelnden Personen. Der

Fuchs (Reineke) spielt die Hauptrolle; von den übrigen Thieren sind der Löwe (Nobel) als König, der Dachs (Grimbart), der Bär (Braun), der Kater (Hinze), der Bock (Bellyn), der Hase (Lamp), der Wolf (Isegrimm), der Hahn (Hennink) vorzüglich in die Begebenheit verflochten [1]). Reineke, nachdem er sich durch alle Anklagen der Thiere glücklich durchgelogen, wird noch zum Schluß mit Ehren und Gnadenbezeigungen vom König überhäuft, und kehrt in Begleitung seiner nun zahlreichen Freunde in seine Burg (Malepartus) zurück, wo er seiner Familie den glücklichen Ausgang seines Handels erzählt.

Nur selten ist ein Gedicht so allgemein und günstig aufgenommen worden wie dieses. Jahrhunderte lang war es im ganzen nördlichen Europa, besonders in Deutschland, ein Lieblings-, man kann sagen ein Volksbuch. Man hielt es für eine Fundgrube, aus der sich echte Lehrsätze der Moral, ja selbst die Geheimnisse der tiefsten Politik schöpfen ließen, und daher war es auch in den Händen aller Fürsten und Staatsmänner. Man lös'te es endlich in Prosa auf, und verkauft es noch jetzt auf den Jahrmärkten neben dem gehörnten Siegfried, der schönen Magellone und andern Volksbüchern. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrh. hat die Menge der Romane und anderer Schriften den Reineke aus den mittlern Ständen verdrängt, und er würde vielleicht ganz in Vergessenheit gerathen seyn, wenn ihn nicht Göthe in edlerer Gestalt wieder in's Leben gerufen hätte [2]). Wenn man das Gedicht, wie es nicht anders seyn darf, nach der Zeit seines Entstehens und dem damals herrschenden Geist beurtheilt, so muß man es nicht nur für das vorzüglichste dieses Zeitraums, sondern überhaupt für eins der gelungensten der Alt-deutschen Poesie erklären. Denn die mitunterlaufenden Plattheiten sind Fehler seines Zeitalters, für die wir hinreichend ent-

schädigt werden durch eine sehr getreue und gutgehaltene Charakterzeichnung, durch Mannigfaltigkeit der oft sehr komischen Lagen, durch Fülle von Witz und Laune und eine höchst lebendige und freimüthige Darstellung in größtentheils sehr fließenden und ungezwungenen Reimen. Tugend, Weisheit und Sittlichkeit haben in diesem Gedicht ihre trefflichste Lobrede gefunden. Auch für den Sprachforscher und Alterthumskenner ist es von großem Werth.

Anmerk. 1) Es ist höchst wahrscheinlich, daß jedes Thier eine wirkliche Person vorstellt. Schon Eccard (Commentar. de rebus Franciae, Wirceb. 1729. T. II. p. 797.) meint, daß unter dem Wolf Isegrim der Name eines Herzogs von Oestreich, unter Reineke dem Fuchs aber der Herzog Reinhard von Lothringen zu verstehen sey, und daß der Dichter beide Personen sehr richtig gezeichnet habe.

2) S. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bd. LIV. St. 2. S. 245 — 248.

## §. 14. Ausgaben desselben.

Als Deutsches Volksbuch ist Reineke Fuchs sehr oft gedruckt worden: dennoch gehört ein gut erhaltenes Exemplar zu den Seltenheiten. Wir kennen bis jetzt 16 Ausgaben der Niederdeutschen Bearbeitung:

1) Reynke de Voß. Lübeck 1498, in kl. 4. Ist die älteste Ausgabe und mit vielen Holzschnitten geziert. Das einzige, davon vorhandene Exemplar ist auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Professor Hackmann zu Helmstädt ließ es 1711 zu Wolfenbüttel abdrucken. In der Vorrede nennt sich Heinrich von Alkmar als Verfasser. Sonst wird seiner nirgend in der Gelehrtengeschichte gedacht.

2) Van Reyneken dem Vosse u. s. w. Rostock 1517, in kl. 4. Ist ein neuer Abdruck von No. 1. Die

Holzschnitte sind sparsamer, aber besser. Ein Exemplar dieser Ausgabe befindet sich auf der Bibliothek zu Dresden.

3) Eine dritte Ausgabe in 4. von Nic. Baumann zu Rostock 1522 bei Ludwig Dietz gedruckt, führt Rollenhagen in der Vorrede zu seinem „Froschmäusler" an. Es hat aber kein neuerer Litterator diese Ausgabe jemals gesehen.

4) Eine Ausgabe von 1539 zu Rostock, auch bei Ludwig Dietz, in 4., ganz mit Schwabacher Schrift gedruckt, ist besonders ihrer typographischen Schönheit und Correctheit wegen merkwürdig. Der Text ist mit 37 Holzschnitten geziert, und außerdem befinden sich noch bei den Anmerkungen 13 einzelne Figuren, die charakteristisch und zum Theil satirisch sind, wohin z. B. ein Advocat gehört, der kalt und warm zugleich bläs't. Die Herren Nasser und Soltau (der Uebersetzer des Reineke) besaßen diese Ausgabe. Letzterer, hat vor seinem Tode sein Ex. der Hamburger Stadtbibl. übergeben.

5) Eine andere Rostocker Ausgabe, v. J. 1548 in 4. bei Ludwig Dietz, besaß Gottsched. Das Titelblatt fehlte. Auf dem 272sten Blatte stand mit Buchstaben die Jahrzahl 1549, und am Schlusse des Registerbogens Druckort, Drucker und die Röm. Zahl MDLIII., daher man annimmt, der Druck habe 48 angefangen, und sey 53 beendet worden.

6, 7, 8) Drei Ausgaben v. J. 1562 in 4., 1572 in 4. mit Holzschnitten, und 1575 in 8. sind zu Frankfurt a. M. gedruckt. Letztere besaß Gottsched.

9) Eine Ausgabe vom J. 1592 in 4. zu Rostock gedruckt, mit Holzschnitten, besitzt Professor Nasser (s. dessen Vorlesungen über die Gesch. d. D. Poesie).

10, 11 u. 12) Drei Octav-Ausgaben aus dem 17ten Jahrh., v. J. 1606 (so steht auf dem Titelblatt, am Ende steht 1604), 1660 und 1666, mit Holzschnit-

ten, sind zu Hamburg erschienen. Letztere hat viele Druckfehler, und ist in den Händen des Prof. Nasser.

13) Eine Wolfenbüttler Quart-Ausgabe v. J. 1711, ist ein Abdruck der Lübecker Ausgabe von 1498, welchen F. A. Hackmann besorgte. Sie ist mit Lat, Schrift gedruckt, und von einem Plattdeutschen Gedichte, de Koker (der Köcher), begleitet, dessen Verf uns unbekannt ist, das hier aber zum ersten Male erschien, und eine Sammlung von gereimten moralischen Sentenzen enthält (welche die Pfeile sind, von denen dieser Köcher den Namen hat), die, ohne sonderlichen poetischen Werth, doch für das Studium der Plattdeutschen Sprache und der ältern Deutschen Sittengeschichte nicht unwichtig sind.

14) Die zu Leipzig, bei Breitkopf im J. 1752 erschienene, von Gottsched besorgte Quart-Ausgabe. Sie ist nach der Hackmannschen Ausgabe, als ein Anhang zur Gottschedischen Hochdeutschen Uebersetzung.

15) Eine sehr empfehlenswerthe Ausgabe: Reineke de Voß mit eener Verklaring der olden Sassischen Worde. Gedrucket to Eutin 1797. dorch Bened. Struve, Hofboekdrücker. 8. (18 gr.) Diese Ausgabe besorgten Voß und Bredow, nach dem Hackmannschen Text, jedoch mit mehrern Abweichungen in Ansehung des Dialekts. Sie ist mit einem sehr brauchbaren Glossarium versehen.

16) Die neuste Ausgabe ist: Reineke de Fos fan Hinrek fon Alkmar, upt nye utgegeven unde forklarend dorg Dr. K. F. A. Scheller. Halberst 1825.. 8. Ist nach der ältesten Lübecker Ausg. v. J. 1498 abgedruckt, doch ist der Abdruck nicht genau. Der Herausgeber vindicirt die Autorschaft dem H. von Alkmar.

### §. 15. Uebersetzungen desselben.

Auch an Uebersetzungen ins Hochdeutsche und in

fremde Sprachen fehlt es nicht. Nach bloßer Anführung einer ältern von Beuther, Frankf. a. M. 1545 in Fol. welche 1556 in Fol. und 79, 90, 1602 und 1617 in 8. wieder aufgelegt iſt, einer andern zu Roſtock von 1650 in 8., 1662 wiederholt, und der Gottſchediſchen (ſ. vorigen §. Nr. 14.), die proſaiſch und ſehr fehlerhaft iſt, verweilen wir hier nur bei den neuſten von Göthe und Soltau. Die Göthesche erſchien unter dem Titel: Reineke Fuchs in zwölf Geſängen, und findet ſich einzeln (Berlin 1794, 8.) und in ſeinen Werken (Bd. X.). Sie iſt in Hexametern, und, ungeachtet mancher Zuſätze und Einſchiebſel, doch ſo treu, daß ſie eher Ueberſetzung als Nachbildung genannt werden muß. In der Versart des Originals, oder in ſogenannten Knittelreimen (kurzen gereimten Jamben) iſt die Soltauſche: Reineke Fuchs; von D. W. Soltau, Berlin 1803. 8. N. veränd. Ausg., Braunſchw. 8. 1823., und deshalb volksmäßiger. Auch dieſe Ueberſetzung iſt, mit Auslaſſung einiger müßigen Stellen, ziemlich treu, doch hat der Reinike darin zuweilen ein etwas modernes Anſehen bekommen.

Von den Ausgaben und Ueberſetzungen, welche in fremden Sprachen erſchienen ſind, erwähnen wir hier nur einer Lateiniſchen von Hartmann Schopper *), welche zuerſt 1567 zu Frankfurt a. M. in 8. erſchien und mehrmals wieder aufgelegt worden iſt. Sie iſt in vierfüßigen Jamben und, wie das Original, in vier Büchern, und jedes Buch in Capitel getheilt, auch nicht ohne poetiſche Schönheiten, obwohl man es der Arbeit an mehrern Stellen anſieht, daß ſie dem Verfaſſer ſauer geworden, wie er denn ſelbſt ſie laborem Aetna graviorem nennt.

Anmerk. *) Der Anfang des langen prahleriſchen Titels der erſten Ausgabe lautet: Opus poeticum de admirabili fallacia et astutia vulpeculae Reinikes etc. In

den folgenden Ausgaben von 1574, 79, 80, 84 und 95, die auch in 12. sind, ist der Titel sehr abgekürzt.

### Probe aus dem Niederdeutschen Original und der Hochdeutschen Uebertragung.

#### Aus dem 2ten Buche des Originals.

Wente wy beiden vp eine tydt gingen
Twischen Kallyß vnd Elverdhingen,
Dar ginck eine Mere mit erem Valen,
De bede swart weren, alse de Kalen.
Dat junge Vale mochte wor olt syn
Van veer Mänten, nicht vele myn.
Isegrim, de Wulff, was by na dodt,
Van hungers wegen leet he grothe noth.
He bath my, dat ick fragen scholde,
Efft de Mere vorköpen wolde
Ere junge Valen, vnd ock wo düre?
Süs ginck ick tho er vp eventüre;
Ick sprack: höret my Mere fruwe,
Ick weit, dat dyt Vale ys juwe,
Wille gy ydt vorköpen? segget my dat!
Se sprack: Ja ick vorköpet vmme schat;
De Summe, dar ick dat vmme wil geuen,
Steit achter vnter mynem vote geschreuen;
Wille gy ydt seen, ick latet juw lesen.
Da hörde ick wol, wo se wolde wesen.
Ick sprack: Nein Frowe, des syth bericht,
Lesen effte schryven kan ick nicht,
Juwes Kyndes ick ock nicht begere;
Men Isegrim wüste gerne, wo ydt were,
De hefft my hergesant tho juw.
Do sprack se: So laten en kamen nu,
So wil ick em des maken vrot.
Da ginck ick hen, dar Isegrim stot,
Ick sprack, wille gy juw ethen sath,
De Mere secht vnd entbüth juw dat.
Dat gelt steit vnder erem vote geschreuen,
Wor se dat Vale vmme geuen.

Se woldet my hebben leſen laten,
Men wat ſcholde my dat baten?
Wente ick yo nene ſchryfft weth,
Des lyde ick vaken groth vordreth.
Ohem, ſeet, effte gy dat können leſen!
Iſegrim ſprack, wat ſcholde dat weſen,
Dat ick nicht ſcholde leſen, wat ydt ock ſy?
Ja Düdedſch, Walſch, Latin ock Frantzöß darby.
Hebb ick doch tho Erfordt ſchole geholden,
Ock hebbe ick mit den wyſen olden,
Alſe mit den Meiſters van der Audientzien,
Queſtien gegeuen vnd Sententzien.
Ick was in der Logiken gelicencieret,
Wat ſchryfft dat men vyſeret,
Kan ick leſen, gelick mynen namen,
Dar vmme wil ick mede tho ramen
Beydet gy miner hyr ein kleen,
Ick wil ghaen vnd de ſchryfft beſeen.
He ghinck hen vnd fragede euen,
Wo ſe dat Valen wolde geuen.
He fragede na dem beſten kope,
Se ſprack: dat gelt ſteit to hope
Geſchreuen vnder mynem achter voet.
He ſprack: lath ſeen. Se ſprack: ick doet.
Se börde den voet baven dat graß,
De nyge mit yſeren beſlagen was,
Mit ſös Hoffnägeln, vnd ſloch wiſſe
Vnd rakede ock nicht all miſſe.
Wente ſe ſloch ene vor ſyn höuet,
Dat he ſtörtede vnd lach vordöuet,
Vnd vel vor Dodt thor erden nedder.
Ehr he ſyck recht vorhälde wedder,
Dat was wol eine grote ſtunde.
De Mere leep wech, all dat ſe konde,
Und leeth Iſegrime liggen vorwundt;
He lach, vnd hülede alſe ein hundt.

## Göthe's Uebertragung.

— — — — — Wir gingen nämlich zusammen
Zwischen Kackyß und Elverdingen, da sah'n wir von weitem
Eine Stute mit ihrem Fohlen, und Eins wie das Andre
Wie ein Rabe so schwarz. Vier Monath mochte das Fohlen
Alt seyn. Und Isegrim ward vom Hunger gepeinigt, da bat er:
Fraget mir doch, verkauft uns die Stute nicht etwa das Fohlen?
Und wie theuer? Da ging ich zu ihr und wagte das Stückchen.
Liebe Frau Mähre, sagt' ich zu ihr: Das Fohlen ist euer,
Wie ich weiß, verkauft ihr es wohl? Das möcht ich erfahren.
Sie versetzte: bezahlt ihr es gut, so kann ich es missen,
Und die Summe, für die es mir feil ist, ihr werdet sie lesen,
Hinten steht sie geschrieben an meinem Fuße. Da merkt' ich,
Was sie wollte, versetzte darauf: ich muß euch bekennen,
Lesen und schreiben gelingt mir eben nicht so, wie ich es wünschte.
Auch begehr ich des Kindes nicht selbst; denn Isegrim möchte
Das Verhältniß eigentlich wissen; er hat mich gesendet.
Laßt ihn kommen, versetzte sie drauf, er soll es erfahren.
Und ich ging, und Isegrim stand und wartete meiner.
Wollt ihr euch sättigen, sagt ich zu ihm, so geht nur, die Mähre
Giebt euch das Fohlen, es steht der Preis am hinteren Fuße
Unten geschrieben; ich möchte nur, sagte sie, selber nachsehn.
Aber zu meinem Verdruß mußt ich schon manches versäumen,
Weil ich nicht lesen und schreiben gelernt. Versucht es, mein Oheim,
Und beschauet die Schrift, ihr werdet vielleicht sie verstehen.
Isegrim sagte: Was sollt ich nicht lesen! das wäre mir seltsam!
Deutsch, Latein und Wälsch, sogar Französisch versteh' ich,
Denn in Erfurt hab' ich mich wohl zur Schule gehalten,
Bei den Weisen, Gelehrten und mit den Meistern des Rechtes
Fragen und Urtheil gestellt, ich habe meine Lizenzen
Förmlich genommen, und was für Scripturen man immer auch findet,

Les' ich als wär es mein Nahme. Drum wird es mir heute nicht fehlen.
Bleibet, ich geh' und lese die Schrift, wir wollen doch sehen.
Und er ging und fragte die Frau: wie theuer das Fohlen?
Macht es billig. Sie sagte darauf: ihr dürft nur die Summe
Lesen, sie stehet geschrieben an meinem hinteren Fuße.
Laßt mich sehen! versetzte der Wolf. Sie sagte: das thu ich!
Und sie hub den Fuß empor aus dem Grase; der war erst
Mit sechs Nägeln beschlagen; sie schlug gar richtig und fehlte
Nicht ein Härchen, sie traf ihm den Kopf, er stürzte zur Erden,
Lag betäubt wie todt. Sie aber eilte von dannen,
Was sie konnte. So lag er verwundet, es dauerte lange.
Eine Stunde verging, da regt er sich wieder und heulte,
Wie ein Hund. — — — — — — —

## §. 16. Sebastian Brand. — Sein Narrenschiff.

Einer der besten Satiriker seines Jahrhunderts ist Sebastian Brand, mit dem Beinamen Titio. Er wurde 1458 zu Straßburg geboren, studirte zu Basel die Rechte, wurde Rath des Kaisers Maximilian I., der ihn wegen seiner Einsicht sehr schätzte, und starb endlich als Kanzler (Stadtsyndikus) in seiner Vaterstadt, den 10. Mai 1521. Am bemerkenswerthesten unter seinen vielen Schriften ist ein satirisch-didaktisches Gedicht, welches den Titel führt: „das Narrenschiff, oder das Schiff aus Narragonien." Es enthält in vierfüßigen Jamben (einer Versart, die zu Brand's Zeiten fast die einzig bekannte war) eine Schilderung der Laster und Thorheiten seines Zeitalters, und fand einen so außerordentlichen Beifall, daß es nicht nur sehr oft wieder aufgelegt werden mußte, sondern auch in andere Sprachen übersetzt und erklärt wurde. Das poetische Verdienst ist indessen an demselben das geringste. Die ganze Dichtung besteht bloß darin, daß er sich ein Land, Narragonien, erdichtet,

wohin er alle Narren zu Schiffe bringt, und daß er jeder Thorheit eine eigene Stelle widmet. Zu diesem Zweck reiht er eine Menge Sittenlehren und Satiren an einander, über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, und vertheilt solche auf 113 Kap. oder Gemeinplätze, die keinen andern Zusammenhang unter einander haben, als daß sie durch einen gemeinschaftlichen Titel mit einander verbunden sind. Der Vortrag hat im Ganzen wenig poetisches Leben, obschon es hie und da nicht an feinen Wendungen und glücklichen Ausdrücken fehlt. Körnicht und gedrungen wird Brand's Ausdruck besonders, wenn er die Eitelkeit des Stolzes, Eigendünkels, der Projectmacherei, der Polyhistorei und des Schwatzens rügt, oder über den Unbestand der Dinge dieser Erde philosophirt. Viele aus den alten Schriftstellern entlehnte Sittensprüche dehnen das Ganze unnöthiger Weise aus. Eben so ist er sehr verschwenderisch mit Beispielen, die er aus der alten Geschichte anführt, wie es denn auch nicht an langweiligen Allegorien fehlt. Die Sprache ist die Schwäbische seiner Zeit, die von der damaligen Obersächsischen wenig verschieden war. Sie schwebt zwischen der Sprache der Minnesinger und unserm jetzigen Hochdeutschen in der Mitte, und hat viele Wörter und Redensarten, die zum Theil noch jetzt in Schwaben üblich sind. Die Brandschen Jamben sind wenigstens so richtig und wohlklingend, als sie kaum ein Andrer vor ihm gemacht hat. Und wenn auch das Narrenschiff, als Gedicht betrachtet, den Werken anderer Dichter seines Zeitalters nachsteht, so ist es doch ein Buch voll gesunden Verstandes, voll Welt- und Menschenkenntniß. In seiner Satire ist übrigens mehr Bitterkeit als Witz und Laune; er lacht nicht, sondern er zürnt, aber er will auch nicht, daß seine Leser lachen, sondern daß sie vielmehr den Ernst und die Wahr-

heit seiner Schilderungen fühlen. Das Ganze will beurtheilt seyn, nicht nach der Wirkung, die es auf uns macht [1]), sondern nach dem Geschmack und Bedürfniß damaliger Zeit, der es ein Lieblingsbuch war, und es lange blieb, obwohl späterhin in umgearbeiteten und verstümmelten Ausgaben. Die älteste Ausgabe, ist zu Basel 1494 in 4. gedruckt, und in demselben Jahre erschienen noch 3 andere Ausgaben zu Nürnberg, Augsburg und Rüttlingen in 8. Die übrigen echten Ausgaben sind die zu Basel 1495, 1499, 1506, 1508, 1509 und Straßburg 1512 [2]). Auch ist es in's Plattdeutsche, Holländische, Englische und Französische übersetzt worden.

Anmerk. 1) s. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. I. S. 191.

2) Die Straßburger Ausgabe von 1494 (wiederholt Augsburg 1495 u. 98.) enthält Zusätze und Erweiter. eines Fremden, gegen welche der Verf. protestirte. S. Ebert bibliogr. Lexikon Bd. 1. — S. auch Koch's Compendium ꝛc. Bd. I. S. 149, und Nasser's Vorlesungen S. 187 u. 88. — Wieland hat im T. Merkur v. J. 1776 Febr. S. 170—72 einige vorzügliche Stellen zur Probe aus dem Original abdrucken lassen, die wegen der Seltenheit echter Ausgaben auch hier einen Platz finden mögen:

Gar oft verdirbt ein Hantwerksman
Der viel Gewärb und Hantwerk kan,
Wer jagen will, und uf eyn Stund
Zwen Hasen vohen (fahen) mit eym Hund,
Dem wirt (wird) ettwan kum (kaum) eyner wol,
Gar dick wirt im ganz nüt zumol (nichts zumal)
Wer schießen uß vi Armbrust will
Der trifft kaum etwann wol das Ziel.

* * *

Wer uff sich selbst viel Aempter nymbt
Der mag nit tun das jedem zymbt.
Der hie muß syn und anderswo
Der ist recht weder hie noch do.
Wer tun will, daß eym jeden g'falt

Der muß han Ottem (Athem) warm und kalt
Und ſchlucken vil das im nit ſmekt
Und ſtreken ſich nach der Gedekt (Decke)
Und künnen (können) pfulwen underſtrowen (ſtreuen)
Eym jedem underm Ellenbowen
Und ſchmyeren yedem wol ſyn Styrn,
Und lügen daß er keynen erzürn.
Aber viel Aempter ſchmeken wol
Man wermbt ſich bald bey groſem Kol (Kohlfeuer)
Und wer vil Wyn (Wein) verſuchen dut
Den dunkt doch nit eyn yeder gut.
Dann ſchlecht geſchmydt iſt bald bereit.
Dem Wiſen liebt Eynfaltikeit.

* * *

Syner Mutter Schild gar mancher fürt
Das er vielleicht am Vater irrt.
Viel hant des Brief und Sygel gut
Wie daß ſie ſint vom edelm Blut,
Sie went (wollen) die erſten ſin von recht
Die edel ſint in irm Geſchlecht;
Wie wol ichs nit ganz ſtraff noch acht
Uß Tugend iſt all Adel gemacht.
Wer noch gut Sitt, Ehre, Tugend kan,
Den halt ich für eyn edel Mann;
Aber wer hett keyn tugend nitt
Keyn Zucht, Scham, Ehre, noch gute Sitt,
Den halt ich alles Adels leer
Ob joch (auch) eyn Fürſt ſyn Vatter wär
Adel alleyn by Tugend ſtat (ſteht)
Uß Tugend aller Adel gat. (geht)

* * *

Ich weiß noch einen, heiſt Hans Miſt,
Der will all Welt deß überreden
Er ſey zu Norwegen und Schweden
Zu Alkair geweßt und zu Granat
Und do der Pfeffer wechſt und ſtaht;
Der doch nie kam ſo fern hinus,
Hett ſyn Mutter daheim zu Hus

Ein Pfannkuch oder Wurst gebachen
Er hätts geschmeckt (gerochen) und hören krachen.
Des rhümens ist uf Erd so vil
Daß es zu Zyten nem groß wyl;
Denn jedem Narren das gebrißt
Daß er will syn, das er nit ist.

### §. 17. Geiler von Kaisersberg.

Noch merkwürdiger ist Brand's Narrenschiff geworden durch die Predigten, welche ein Doctor der Theologie und Prediger zu Straßburg, Johann Geiler von Kaisersberg im J. 1498 darüber Lateinisch entworfen und Deutsch gehalten hat. Sein Schüler Jak. Other gab sie 1511 Lateinisch heraus, unter dem Titel: Navicula seu speculum fatuorum a Jacobo Othero collect., und Joh. Pauli, ein Franziscaner-Mönch übersetzte sie zuerst 1520 in's Deutsche; nach ihm N. Höniger unt. d. Titel: Weltspiegel, Basel 1574. 8. Diese Predigten, 110 an der Zahl, sind ausführliche Discurse über die denkwürdigsten Verse Brand's, worin jeder Narrengeschwarm, mit Schellen behängt, beschrieben und gestraft wird. Sie enthalten treffliche und kühn ausgesprochene Wahrheiten, durch Beispiele bekräftigt, in oft sehr derber Sprache, zeigen von gesundem Verstand und Weltkenntniß und verbinden mit der bittersten Rüge damaliger Thorheiten eine gewisse Naivetät und Biederherzigkeit, so, daß Schimpf und Ernst wie Zwillingsbrüder hier neben einander stehen. Auch als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden ꝛc. der Zeit des Kaisers Maximilian I. verdienen diese Predigten beachtet zu werden; sie gehören zu den, noch nicht hinlänglich gekannten Fundgruben unserer Sprache *).

Anmerk. *) s. G. v. K's Leben, Lehren und Predigen dargestellt von F. Wilh. Ph. v. Ammon. Erlangen, 1826. 8. Charaktere Teutscher Dichter und Prosaisten, Berlin

1781, Bd. I. S. 64 — 67., desgl. Teutscher Merkur v. Jahr 1776, Februar-Stück S. 172 — 174, wo es zum Schluß heißt: „Diejenigen, welche Gaylern übel genommen haben, daß er diese Homilien gehalten, müssen nicht überlegt haben, daß seine Art in das besonderste Detail alle sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Thorheiten und Mißbräuche aller Stände, Geschlechter und Professionen einzugehen, gerade die einzige ist, wie man Moral predigen müßte, wenn wirklicher Nutzen dadurch geschafft werden sollte. Diese Art zu predigen war im 16ten Jahrh. sehr gewöhnlich." — In Eberts bibliogr. Lexikon, Bd. 1. sind viele andere ascetische Schriften G's v. K. nahmhaft gemacht.

## §. 18. Thomas Murner.

An Witz und komischer Laune werden die beiden vorgenannten Satiriker noch übertroffen durch ihren Zeitgenossen Thomas Murner. Er wurde 1475 zu Straßburg geboren, war ein Schüler des, als Uebersetzer des Sebast. Brandschen Narrenschiffs bekannten Jakob Locher, ging in den Franziscaner-Orden, erhielt zu Paris die Würde eines Magisters der freien Künste, wurde 1506 vom Kaiser Maximilian I. zu Worms als Dichter gekrönt, und starb als Doctor der Theologie, Prediger und Professor zu Lucern zwischen den Jahren 1531—37. Thomas Murner ist in der Reformationsgeschichte als ein heftiger Gegner Luthers bekannt. Als solcher befand er sich eine Zeit lang bei dem König von England, Heinrich VIII., der ihn ausdrücklich zu sich berufen hatte, wohnte auch einer öffentlichen Religionsdisputation bei, die zu Baden zwischen den Katholiken und Protestanten gehalten wurde, und schrieb zu Lucern, wider die protestantischen Cantons allerlei Schmähschriften, welche die Folge hatten, daß er 1520 die Schweiz mit Schimpf verlassen mußte, daher man das Jahr seines Todes nur muthmaßlich auf 1536

angeben kann. — Er war ein unruhiger Kopf und heftiger Eiferer, daher auch seine Schriften, den Charakter der Derbheit an sich tragen. Wo Brand nur tadelt, da schimpft er; aber an satirischem Witz übertrifft er jenen.

## §. 19. Schriften desselben.

Die zahlreichen Schriften Murners sind theils prosaische, theils poetische, theils in Deutscher, theils in Lateinischer Sprache. Die merkwürdigsten sind:

1) Die Narrenbeschwörung „narrè beschwerùg," gedruckt zu Straßburg 1512, in 4. Der roth gedruckte Titel dieser Ausgabe steht in einer Einfassung von lauter Narren, und unter einem Holzschnitte, der einen Mönch vorstellt, welcher einen, vor ihm in einer Badewanne sitzenden Narren beschwört. In der Vorrede sagt der Verf., daß es ihm viel Mühe gemacht habe, seine Kunst zu lernen; diese wolle er nun treiben, und die Narren aus Deutschland in die welschen Länder verbannen. Daß er Brand's Narrenschiff zum Muster genommen hat, ist unverkennbar, indem er eben so wie jener der menschlichen Thorheiten spottet, die Unsittlichkeit in allen Ständen geißelt, und besonders die Geistlichkeit züchtigt. Nur führt er nicht, wie Brand, allerlei Narren nach einander namentlich auf, sondern das Ganze ist in mehrere Abschnitte getheilt, von denen jeder einen besondern Titel hat, der meistens von einem Sprichworte hergenommen ist. Vor jedem Abschnitte steht ein Holzschnitt, ganz in der Manier der Brandschen Holzschnitte. Eine zweite Ausgabe dieser Narrenbeschwörung v. J. 1518, in 4., auch zu Straßburg, stimmt mit der ersten in der Hauptsache überein. Beide befinden sich zu Nürnberg in der Solgerschen Bibliothek. Auch gibt es eine dritte v. J. 1522. Modernisirte Ausgaben, von Georg Wickram sind: zu Straßburg vom J. 1556,

1556 oder 58 u. 1618, und zu Frankfurt v. J. 1565. — Ueber diese seine Narrenbeschwörung hat Th. Murner, wie er selbst am Schlusse des Buchs sagt, Predigten zu Frankfurt a. M. gehalten [1]).

2) Die Schelmenzunft „der Schelmè zufft" 1512. (ohne Ort) 4. und eine zweite Ausgabe zu Augsburg 1513, eine dritte, vierte und fünfte zu Straßburg 1516. 4., ferner zu Straßburg 1558. 4. und zu Frankfurt 1567. 8. Eine verstümmelte Ausgabe ist zu Frankfurt 1618. 8. erschienen, und ein Abdruck der zweiten Ausg. mit Erläuterungen und einem Wörterverzeichniß von G. E. Waldau. Halle 1788. 8. Diese, aus seinen zu Frankfurt gehaltenen Predigten entstandene Schelmenzunft ist ein Seitenstück zur Narrenbeschwörung, worin er mit eben dem Witze, aber auch mit Ungestüm und Grobheit, gegen die Thorheiten und Laster seiner Zeit, und besonders gegen die Geistlichkeit loszieht.

3) „Die Geuchmat (Gauchmat) zu straff allē wybschē manen," gedruckt zu Basel 1519. 4. und eine andere Ausgabe von 1565 zu Frankfurt a. M. Die Gauchmat (von Gauch, Narre, und Mat, Wiese, also Narrenwiese) ist eine Strafpredigt für die Ehemänner, die sich durch Weiberliebe bethören lassen, in welcher der Verf. zeigt, welche Mittel die Weiber anwenden, ihre Männer zu Gäuchen zu machen, und in dieser Hinsicht alle berühmte Männer und Frauen aus der biblischen Geschichte, von Adam und Eva an, sogar den Moses, auf der Gauchmat erscheinen läßt. Das Buch ist in Prosa mit untermischten Versen geschrieben, nicht ohne lebhaften Witz, aber auch so voll von Gemeinheiten und unzüchtigen Einfällen, daß man über den Geschmack unsers Satirikers nicht lange in Zweifel bleibt.

Außerdem schreibt man Murnern noch die „Mülle

von Schwündelsheym und Gredt Müllerin Jarzeyt," worin ebenfalls mancherlei Thorheiten bestraft werden, und den zu seiner Zeit so beliebten komischen Volksroman „Tyl Ulenspiegel (Eulenspiegel)" [2]) zu, dessen älteste uns bekannte Hochdeutsche Ausgabe vom J. 1519 ist. Lessing [3]) hat indessen aus einer Hochdeutschen Ausgabe v. J. 1540. 4., die er auf der Wolfenbüttler Bibliothek fand, nachgewiesen daß der Eulenspiegel ursprünglich Plattdeutsch gewesen, und schon gegen das Jahr 1483 geschrieben worden sey; doch hat sich Murner vielleicht das Verdienst der ersten Hochdeutschen Uebersetzung dieses Romans erworben [4]).

Anmerk. 1) Wir müssen bei dieser Gelegenheit derjenigen Narren gedenken, die in der Geschichte unter dem Namen der Hofnarren bekannt sind. Im Mittelalter hatte man nämlich, nicht bloß in Deutschland, sondern fast an allen Höfen Europa's, ein ordentliches Amt für die Lustigmacher, die, wenn sie ihre wirkliche Bestallung als solche hatten, Hofnarren (Fous du Roi en titre d'office) genannt wurden, zur Unterscheidung derjenigen Lustigmacher, die Hof- oder Kriegsämter bekleideten. Der Charakter derselben war, wie Flögel in seiner „Geschichte der Hofnarren," (Liegnitz 1789. 8.) erzählt, verschieden: Einige waren von grober Art, konnten Alles sagen, was ihnen einfiel, ohne Unterschied der Person und Zeit, und sich die gröbsten Zoten erlauben; Andere waren witzige und sinnreiche Köpfe, schlaue Hofleute von feiner Sitte, die durch artige Erzählungen und kurzweilige Reden belustigten; noch Andre waren Tellerlecker und Schmarotzer, die sich um einer Mahlzeit willen verspotten ließen. Manche Fürsten fanden auch Vergnügen an Blödsinnigen und Dummköpfen oder an den häßlichsten Zwergen, Andere wieder an pedantischen Gelehrten. Die Hofnarren hatten auch eine eigene Tracht; dazu gehörte: der beschorne Kopf, die Narrenkappe (Gugel, Kugel, Kogel), ein Kopfputz von kugelförmiger Gestalt, Eselsohren an demselben, ein Narrenkolben (Marotte) von Leder in Form einer Herkuleskeule

mit einem Riemen, ein großer Halskragen und Schellen, die sie bald an diesem, bald an jenem Theile des Körpers trugen. — Uebrigens erhielt sich die Sitte, Hofnarren zu haben, bis in das 18te Jahrh. Ihren Ursprung findet man wohl am natürlichsten in dem Hang der Fürsten zu Erheiterungen. Ein Rath Karl's V., Dr. Lamprechter, pflegte daher zu sagen: ein Fürst muß zwei Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt.

2) Dieser Abenteurer wurde in der ersten Hälfte des 14ten Jahrh. zu Knittlingen, einem Wolfenbüttelschen Dorfe unweit Schöppenstädt geboren, und starb in dem Städtchen Möllen, 4 Meilen von Lübeck, wo sein Grabstein mit der Anspielung auf seinen Namen, einem Spiegel und einer Eule, noch zu sehen ist. Sein Name ist unter den Deutschen zum Sprichwort geworden, und bezeichnet alle muthwillig-lustige närrische Streiche, die aus reiner Freude daran verübt werden; denn dergleichen verübend zog Tyl durch Niedersachsen und Westphalen, ja selbst nach Pohlen und Rom. Seine Schwänke sind in alle Sprachen übersetzt, unzählig oft aufgelegt, mit Anmerkungen herausgegeben und von Jung und Alt gelesen worden. Siehe Reichard's Bibliothek der Romane, Bd. II. §. 4. Flögel's Geschichte der Hofnarren, und Görres über die Volksbücher; Leben und Thaten Till Eulenspiegels, Prag und Wien 1795. 8.

3) s. Gotthold Ephraim Lessing's Leben, Th. III., S. 135 — 141, wo sich zugleich Lessing's Urtheil über den Nutzen findet, den Murner's Gedichte uns gewähren können. Er sagt: „Wer die Sitten der damaligen Zeit kennen lernen will, wer die Deutsche Sprache in allem ihrem Umfange studiren will, dem rathe ich, die Murnerschen Gedichte fleißig zu lesen. Was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, kann er nirgends besser zu Hause finden als in ihnen."

4) Ueber Murner's Leben und Schriften findet man etwas Ausführliches in den: „Nachrichten von Th. M's. Leben und Schriften ꝛc. von Georg Ernst Waldau."

(Nürnberg 1775. 8.), und in Jördens Lexikon, Bd. III, S. 738 — 758.

## §. 20. Dramatische Poesie.

Unter den verschiedenen Dichtungsarten, deren von dem ersten Zeitraum bis jetzt gedacht worden, war für die dramatische Poesie der Deutschen noch so gut als nichts geschehen. Die ersten, für die Darstellung berechneten Versuche dieser Art, die auch nur als Proben roher Bestrebungen genannt werden können, gehören der Mitte des 15ten Jahrh. Die Mimen, Histrionen und Jokulatoren, deren man im 11ten, 12ten u. 13ten Jahrh. erwähnt, waren nichts als Gaukler und Possenreißer, die von einem Hofe zum andern zogen, um bei Feierlichkeiten, Hochzeiten und Gelage durch Tanz, Gesang und mimische Späße zu belustigen. Indessen ist es wahrscheinlich, daß eben sie zu den mehr geordneten dramatischen Vorstellungen Veranlassung gegeben haben, die in der Folge unter dem Namen Fastnachtspiele einen wesentlichen Theil der Fastnachtlustbarkeiten ausmachten [1]). Aber auch diese Fastnachtspiele waren extemporirte Farcen, etwa in dem Geschmack, wie sie noch jetzt in Marionettenbuden zuweilen gesehen werden [2]).

Anmerk. 1) Die Fastnachtzeit war in den frühern Jahrhunderten eine Zeit des erlaubten Muthwillens, die man in Mummereien, Schmausereien und lustigen Possen verlebte. Diese Art des Vergnügens führte von selbst auf den Gedanken, eine angenommene Rolle dabei durchzuführen, und das, was anfangs nur ein Fastnachteinfall gewesen war, weiter auszubilden. So entwickelte sich daraus die dramatische Poesie in Deutschland.

2) s. Nasser's Vorlesungen über die Geschichte der Deutschen Poesie, Bd. I. S. 174 — 75.

## §. 21. Dramatische Dichter.

### a) H. Schnepper, genannt Rosenplüt, und H. Volz.

Der Thespis der Deutschen Bühne, wie Gottsched ihn nennt, ist ein Nürnbergscher Meistersänger und Wappenmaler, Hans Schnepper [1]), genannt Rosenplüt. Dieser schrieb um die Mitte des 15ten Jahrh. sechs Fastnachtspiele, nämlich 1) ein vaßnacht Spil (hat weiter keine Ueberschrift), 2) Von den Syben Meistern, 3) Des Türken Vaßnachtspil, 4) Ein Vaßnachtspil von dem Jüngling, 5) Ein Vaßnachtspil von dem pawern und dem bock, 6) Ein Vaßnachtspil vom Ehebruch, von denen das dritte am bekanntesten ist, und wegen des darin herrschenden fröhlichen Tons auch das gelungenste genannt werden kann. Jedoch will auch dies nicht viel sagen; denn man findet hier überall nichts als gemeine Reden und plumpe Schilderungen damaliger Sitten, die wohl mitunter echtkomische Züge enthalten, aber doch die Rohheit des Zeitalters und den Mangel eigener Bildung zu grell bezeichnen [2]). Rosenplüt war indessen nicht der erste, der solche Spiele verfertigte, denn er nennt sich nirgend den Erfinder derselben, sondern setzt sie als eine bekannte und gewöhnliche Fastnachtlust voraus. Fast gleichzeitig mit ihm trat Hans Volz (Folz) ein Barbier zu Nürnberg, auf, dessen Fastnachtspiele 1519 und 1521 zu Nürnberg gedruckt, und in v. d. Hagen's Grundriß S. 524 verzeichnet sind.

Anmerk. 1) Schnepper (Schnäpperer) heißt wahrscheinlich so viel als Schwätzer, wie er sich selbst am Schluß eines seiner Gedichte nennt. Schnappern, sagt Stieler in seinem Deutschen Sprachschatz (Nürnberg 1691) heißt so viel als lingua celebri et exercitata, ventosa et enormi loquacitate esse. Schimpflich muß dieser Beiname nicht gewesen seyn, weil Rosenplüt sich selbst so nennt.

2) Rosenplüt's sechs Fastnachtspiele sind vollständig abgedruckt in: Gottsched's „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der Deutschen dramatischen Dichtkunst ꝛc." (Leipzig 1757 — 65, 2 Bde. 8.) Bd. II. S. 43 — 80, welches Werk unstreitig Gottsched's beste Arbeit und für die Geschichte der Deutschen dramatischen Dichtkunst überaus brauchbar ist. Ueber Rosenplüt selbst und den Inhalt seiner Fastnachtsspiele s. ebend. Bd. I. S. 11 — 28.

## §. 22. Fortsetzung.

### b) Theodoricus Schernberk.

Mit dem komischen Fastnachtspiele in Deutschland kamen auch die Religionsdramen auf. Eins der vorzüglichsten dieser Art ist die „Apotheosis Joannis VIII, Pontificis Romani. Ein schön Spiel von Fraw Jutten, welche Babst zu Rom gewesen, vnd aus jhrem bäbstlichen Scrinio pectoris, auff dem Stuel zu Rhom, ein Kindlein zeuget." Dieses Stück erschien zum erstenmale zu Eisleben 1565. 8. Der Herausgeber, Hieronymus Tilesius, sagt in der Vorrede, daß ein Meßpfaff, Theodoricus Schernberk, es schon 1480 verfertigt habe. Der Inhalt derselben ist die bekannte Fabel der Päpstinn Johanna. Diese läßt der Dichter, nachdem sie ein Kind geboren, und in die Hölle gefahren ist, durch die Fürbitte der Maria aus der Hölle befreit und vom Engel Michael in den Himmel gebracht werden. Hier ist das Talent der Sprache, der poetisch-mimischen Darstellung, der dramatischen Zusammenfassung der Charaktere und deren bestimmte energische Auffassung mit gebührendem Lobe anzuerkennen. Es ist hier ein weitläufiger Stoff, der oft nach vielen abweichenden Richtungen sich verlieren zu wollen scheint, zu einer synthetischen Einheit gefaßt worden, und wenn wir nur eine solche darin anerkennen, so werden wir schon den dichterischen Werth des Stücks nicht gering anschlagen dürfen. Vorzüglich rein gehalten

sind die beiden Antithesen des Stücks: Christus Salvator und Maria auf der einen, und die des Lucifer und der Lillis, des Teufels Mutter, eines höchst phantastischen Charakters, auf der andern Seite; und so grell verwickelt und so tief verstrickt der Knoten auch erscheint, so erfreulich beruhigend löset er sich doch am Ende auf.

Anm. s. Horn's Gesch. u. Kritik, der Deutschen Poesie, S. 70 u. 71. — Abgedruckt ist das Stück in Gottsched's Vorrath ꝛc. Bd. II. S. 81 — 138; vergl. ebendas. S. 221.

### §. 23. Melchior Pfinzing's Theuerdank.

Die Grenzscheide zwischen diesem und dem nachfolgenden Zeitraum macht ein Heldengedicht von Melchior Pfinzing. Dieser Mann war zu Nürnberg 1481 geboren, lebte als Geheimschreiber am Hofe Maximilian's I., und starb 1535 als Propst zu St. Victor in Mainz. Sein Verdienst in der Litteratur-Geschichte besteht in einem berühmten historisch-allegorischen Gedichte, das den Titel führt: „die Geuerlichkeiten und eins teils der Geschichten des löblichen streytparen vnd hochberümbten Helds und Ritters Herr Tewrdanckhs" (Nürnberg 1517. Fol.) und kurz weg der Theuerdank heißt. Der Held des Gedichts ist Kaiser Maximilian I., der darum Theuerdank genannt wird, weil er von Jugend auf alle seine Gedanken auf abenteuerliche (hohe, herrliche) Dinge gerichtet *), und der auch vielleicht den ersten Entwurf zu diesem Gedichte selbst gemacht, oder doch um die Entstehung und Ausbildung desselben gewußt hat, ein Umstand, der zum Ruhme des Gedichts sehr Vieles, wenn nicht das Meiste, beigetragen hat. Den Stoff dazu gab Maximilian's Vermählung mit der schönen und reichen Maria von Burgund (im Gedicht Ehrenreich genannt), Tochter des Herzogs von Burgund, Karl's des Kühnen (Romreich genannt), zu deren Besitz er nur nach vorher be-

standenen Abenteuern gelangen konnte, die hier sämmtlich erzählt werden, und, zum Theil aus der Geschichte des Kaisers selbst entlehnt, den Hauptinhalt des Gedichts ausmachen. Der Held besteht in Begleitung des Ehrenhold's (des personificirten Ruhms) alle Gefahren, die drei Staatsbediente der Maria ihm bereiten, nämlich Fürwittich (das jugendliche Alter), Unfalo (das Jünglingsalter) und Neidelhart (das reifere männliche Alter), die sich unter der weiblichen Regierung besser zu befinden glauben, und deshalb die Vermählung zu hintertreiben suchen; er kommt dann glücklich an den Hof der Prinzessinn, und wird von ihr, nachdem er noch sechs Ritter in einem Turniere besiegt, mit dem Kranz des Sieges geschmückt. Hierauf werden die drei Hauptleute von Ehrenhold angeklagt und zum Tode verurtheilt; Maximilian aber, aufgefodert von der Prinzessin zu einem Kriege gegen die Ungläubigen, unternimmt, nachdem er sich zuvor mit ihr verlobt hat, einen Kreuzzug. Hieraus ergibt sich, daß dieses Gedicht eine allegorische Lebensgeschichte des Kaisers Max. sey, und daß der Dichter an Theuerdank's Beispiel habe zeigen wollen, wie ein muthiger und christlich-frommer Sinn in allen Perioden des Lebens jeder Gefahr zu trotzen im Stande sey. Dieser moralische Zweck gibt auch dem Gedichte seinen besondern Werth. Das poetische Verdienst ist gering, der Sprache fehlt es an Kraft, und den Charakteren an innerem Interesse. Die Verse sind Jamben von vier, zuweilen drei Füßen mit untermischten Trochäen. Das Ganze ist in 118 Kapitel oder Abschnitte getheilt.

Anmerk. *) Die Unkunde der wahren Bedeutung des Worts Theuerdank verleitete den Vincentius Placeius, es durch caraegrates, carigratius zu übersetzen, also darunter Einen zu verstehen, der seinen Dank theuer erkauft hat.

## §. 24. Ausgaben des Theuerdanks, und typographische Merkwürdigkeit derselben.

Da die ersten Ausgaben des Theuerdank an typographischer Schönheit Alles übertreffen, was bis dahin in Druck erschienen war: so verdienen sie hier einer umständlichen Erwähnung. Die erste Ausgabe hat den im vorigen §. angeführten Titel, der auf der ersten Seite des ersten Blattes steht und 4 Zeilen einnimmt. Am Ende des Buchs steht: „Gedruckt in der Kayserlichen Stadt Nürnberg durch den Eltern Hannsen Schönsperger Burger zuo Augspurg." Das Druckjahr ist nicht angegeben, doch findet man unter der Zueignungsschrift an Karl V., damaligen König von Spanien, die Jahrzahl 1517, woraus wohl zu schließen ist, daß der Druck in eben dem Jahre zu Stande gekommen. Das Ganze enthält 118 Bogen Fol. — Diese Ausgabe verdient als ein Meisterstück des Drucks und der Holzschneidekunst die Aufmerksamkeit des Alterthumsfreundes. Sie besteht nämlich aus kostbarem Papier, mit besonders dazu verfertigten, so schönen, großen und zierlichen Lettern, daß man ehemals glaubte, das ganze Werk sey in Tafeln, von Holz geschnitten, abgedruckt. Die dabei befindlichen 118 Holzschnitte stellen die verschiedenen Abenteuer vor, die Theuerdank zu bestehen hatte; sie sind äußerst sauber von Hans Schäufelin verfertigt, einem trefflichen Maler und Kupferstecher zu Nördlingen, der, ein Schüler Albrecht Dürer's [1]), mit diesem, was Fleiß und Talent betrifft, verglichen werden darf. Einige Exemplare dieser Ausgabe sind auf Pergament abgedruckt und mit ausgemalten Holzschnitten geziert. Dergleichen Exemplare findet man zu Wien, Zürch, München, Kiel (in der Bibliothek des Prof. Nasser) und Berlin (auf der Berlinischen Gymnasiums-Bibliothek). — Eine zweite Ausgabe, Augsburg 1519, ist der ersten in der Haupt-

sache gleich, hat aber doch in der Rechtschreibung, Form der Buchstaben, Güte des Papiers eine Menge Abweichungen, unterscheidet sich auch von jener durch schwächere Holzschnitte, die hier nicht mit Schäufelins Monogramm, d. h. mit den in einander geschlungenen Buchstaben H. S. nebst einer dabei liegenden Schaufel, bezeichnet sind, wie man solches in der ersten Ausgabe auf einigen Holzschnitten, z. B. dem 13ten und 39sten, findet. Exemplare davon sind zu München und in der Bibl. des Prof. Nasser. — Eine dritte Originalausgabe, ebenfalls vom J. 1519. Fol. ist auch zu Augsburg gedruckt. Die Unterschiede von der zweiten sind indessen unwesentlich. Diese und die vorige Ausgabe besitzt der Hofkammerrath Josch in Nürnberg. Die vierte und fünfte Ausgabe sind zu Augsburg 1537 u. 1692, beide Fol., gedruckt. Unecht und verfälscht sind aber die Ausgaben von dem Fabeldichter Burkard Waldis (Frankfurt, 1553. Fol., 1563 u. 1589), indem sich der Herausgeber eine fast gänzliche Umschmelzung des Textes mit vielen Auslassungen und Zusätzen erlaubt, aber dadurch mehr verschlechtert als verbessert hat [2]). Noch schlechter ist die Umarbeitung von M. Schultes, 1679. Fol.

Anmerk. 1) Albrecht Dürer steht unter den bildenden Künstlern des Mittelalters oben an. Er wurde 1471 zu Nürnberg — dem damaligen Deutschen Athen — geboren, und starb daselbst 1528. Nachdem er eine Zeitlang die Goldschmiedsprofession bei seinem Vater betrieben hatte, lernte er zeichnen, malen, und übte sich auch im Kupferstechen und Holzschneiden. In den Jahren 1490 — 92 machte er eine Reise durch Deutschland, Holland, und 1505 nach Venedig, wo er ein ganzes Jahr zubrachte. Kaiser Maximilian I. ernannte ihn zu seinem Hofmaler, und alle Könige und Fürsten, Gelehrte und Künstler damaliger Zeit bewiesen ihm ihre Achtung und Freundschaft. Dürer war ein Mann von großem Genie und vielseitiger Ausbildung.

Ausgezeichnet als Zeichner, Maler, Kupferstecher, Formschneider und Bildhauer, war er der erste, der die Regeln der Perspective in Deutschland nach den Regeln der Mathematik lehrte, und sich eine Kunsttheorie bildete. Darüber und über den Festungsbau schrieb er eine: Anleitung zur Geometrie, Zeichenkunst und Fortification, die, als sprechender Beweis seiner Kenntniß und Einsicht da stehend, hier nur darum angeführt wird, weil sie beweiset, daß man schon einen guten Anfang in didaktischer Prosa gemacht hatte. So beginnt er seinen Unterricht in der Geometrie mit den Worten: „Im anfang that not, so man die jungen messen will leren, das sie wissen, was der grund sey, daraus man myst, vnd wie da gemessen werde. Es sey ein verdachts oder forgemachts ding. Dreyerley ding sind zu messen, erstlich eyn lenge, die weder breyt noch dick ist, darnach eyn lenge, die eyn breiten hat, zum dritten ein lenge, die eyn breiten und dicken hat. Dieser aller ding anfang vnd end sind punckten. Aber eyn punckt ist eyn solch ding, das weder gröss, leng, breyt oder dicken hat, vnd ist doch eyn anfang vnd end aller leiblichen ding, die man machen mag, oder die wir in unsern sinnen erdencken mögen ꝛc.“ Ausführliche Nachricht über sein Leben, seine Schriften und Kunstarbeiten findet man in Roth's „Leben Albrecht Dürer's“ ꝛc. (Leipzig 1791. 8.) und in Heller's, „das Leben und die Werke A. D's.“ Bamberg, 1827. 3 Bde. 8., von denen aber erst Bd. II. 1. 2. erschienen ist.

2) In der Kaiserlichen Bibliothek befinden sich, nach Khautz „Versuch einer Geschichte der Oestreichischen Gelehrten,“ S. 96. u. f., noch mehrere Codices des Theuerdank, in welchen Manches sogar von des Kaisers Maximilian eigner Hand geschrieben seyn soll. Genauere Belehrung darüber ertheilt Hellers Skizze einer Geschichte der verschiedenen Ausgaben des Theuerdank, in dessen Beiträgen zur Kunst- und Litteratur-Gesch. Heft I. u. II. Nürnberg 1822. 8. S. 87 — 121.

## §. 25. Maximilian's I. Einfluß auf die Litteratur.

Wir können diesen Zeitraum nicht schließen, ohne

des wohlthätigen Einflusses zu gedenken, den Kaiser Maximilian I. auf die Litteratur seines Zeitalters gehabt hat. Dieser, auch in der politischen Geschichte so merkwürdige Mann, der durch seine ganze Denkart der nachfolgenden Glaubensverbesserung und Sprachbildung freiere Bahn brach, kam 1493 auf den Kaiserl. Thron und starb 1519 zu Wels im Lande ob der Ens. Mit den gangbarsten neuern wie mit den ältern Sprachen bekannt, war er ein enthusiastischer Freund und Beförderer der Wissenschaften, besonders der Deutschen Litteratur, und ermunterte daher die besten Köpfe seiner Zeit zu Werken des Geschmacks, wie er denn die geschicktesten Männer seiner Zeit, den Reuchlin, Erasmus, Melanchthon, Agricola, Geiler, Conrad Celtes, Peutinger, Dürer ꝛc. als Musenfreunde um sich versammelte. Er selbst nahm Theil an den Arbeiten der Schriftsteller, und verfertigte theils mehrere Aufsätze in Deutscher Sprache, theils gab er den Grundriß zu einigen größern Werken. Zu diesen gehört der Weißkunig (der weise König), eine Erzählung von den Thaten Maximilian's I., die nach seiner Angabe von seinem Secretair Markus Treitzsaurwein von Ehrentreitz zusammengetragen wurde. Sie enthält, als ein (obgleich nicht rein-historisches) Seitenstück zum Theuerdank, die Geschichte Maximilian's von seiner ersten Erziehung bis auf die Endigung des von ihm geführten Venetianischen Krieges, so wie einen Theil der Lebensgeschichte seines Vaters Friedrich's III., in der Sprache des Theuerdank, d. h. im Oestreichischen Dialekt; doch sind die Personen nicht namentlich aufgeführt. So heißt der König von Frankreich „der blaue König" und die rebellischen Niederländer heißen „die braune Gesellschaft." Die erste, und bis jetzt einzige, gedruckte Ausgabe dieses noch viel zu wenig gekannten und beachteten historischen Schatzes erschien, nach dem in der Kaiserl. Hofbibliothek befindlichen

Codex, zu Wien im J. 1775, in 2 Bden. Fol. (10 thl.), mit vielen dazu gehörigen ausdrucksvollen Holzschnitten von einem Schüler Albrecht Dürer's, Namens Hans Burgmeir [1]). Mark. Treitzsaurwein sagt in dem Vorbericht, es sey ein unvollkommnes Werk, das im J. 1514 von Max. I. in diese Form gekleidet sey, um daraus in der Folge ein vollkommnes, historisch wahres, richtig geordnetes und wohldeutsches Werk zu bilden, woraus Maximilian deutlich als Urheber desselben hervorgeht [2]).

Anmerk. 1) Proben aus dem Weißkunig finden sich in Pischon's Handbuch der Deutschen Prosa. Berlin 1818. Th. I. S. 70—76.

2) S. Koch's Compendium ꝛc. Bd. I. S. 65. und 66.

---

# Fünfte Periode.

## Das Zeitalter aufblühender Wissenschaftlichkeit.

### Von der Bibelübersetzung bis auf Opitz, oder bis 1627.

---

### §. 1. Vorbereitung einer höhern wissenschaftlichen Bildung.

Die höhere Sprach- und wissenschaftliche Bildung, welche wir mit diesem Zeitraume aufblühen sehen, war bereits in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts durch mancherlei günstige Erscheinungen vorbereitet worden. Die erste, welche das Studium der alten Litteratur und ein freieres Denken aufregte, wurde durch die Eroberung Constantinopels von den Türken im J. 1453 veranlaßt. Mehrere gelehrte Griechen nämlich, welche

die Oberherrschaft eines rohen Volks nicht ertragen konnten, flüchteten nach Italien, wo die Liebe zu den Wissenschaften schon rege war, und von wo aus solche nun in das benachbarte Deutschland überging. Dazu kamen die mancherlei wissenschaftlichen Bildungsanstalten, welche in mehreren Theilen Deutschlands hervorgingen (Universität Trier 1472, Mainz 1477, Wittenberg 1502, Frankfurt a. d. O. 1506) und bei dem durch Wiklef (gestorben 1387) und Huß (verbrannt 1415) wankend gemachten, jetzt immer tiefer sinkenden Ansehen des Papstes, auch eine freiere Lehre verbreiteten. Mit ihnen erhoben sich Gelehrte und Denker, die in verschiedenen Fächern der Wissenschaften als Lehrer und Schriftsteller vortheilhaft arbeiteten, wie Albrecht von Eyb, Moralphilosoph (1470), Gerhard von Schüren, der ein deutsch-lateinisches Lexikon schrieb (1477), Joh. Wessel, ein aufgeklärter Theologe (1489), Conrad Celtes, der erste, von Friedrich III. selbst gekrönte Deutsche Dichter, der 1508 als Bibliothekar und Prof. der Dichtkunst zu Wien starb, Peter Schott von Straßburg (1491), der sich als Jurist und Philologe bekannt machte, Rudolph Agricola, der Wiederhersteller der Philosophie, der schönen Litteratur und des gesunden Geschmacks in Deutschland (1495), Heinrich Bebel aus Schwaben, ein Philologe, Geschichtsforscher und lat. Dichter, der zu Tübingen lehrte (1497), besonders aber Joh. Reuchlin, der Reformator des Sprachstuduims (1454 bis 1521), und Joachim Camerarius von Dalburg, der Stifter der sodalitas litteraria rhenana (1503). An diese Gelehrte reihten sich in der letzten Zeit denkende Künstler, wie Martin Schöngauer zu Colmar (1486), Lambert Sutermann, geb. zu Lüttich (1505), und Michael Wohlgemuth von Nürnberg (1519), so wie dessen Schüler Albrecht Dürer,

und Kunst und Gelehrsamkeit kamen bei den Großen immer mehr in Achtung und Ansehen, welches sich schon aus dem Umstand ergibt, daß 1498, auf dem Reichstage zu Freiberg, der Doctorstand dem Ritterstande gleich gesetzt wurde. Auch die Erfindung der Buchdrukkerkunst durch Guttenberg (1436), die sich nach Eroberung der Stadt Mainz in Italien und Deutschland verbreitete, und die darauf folgende Entdeckung Amerika's durch Columbus (1492), so wie die Einführung der Posten in Deutschland durch Maximilian, brachten eine wohlthätige Reibung der Kräfte hervor, indem sie theils die leichtere Verbindung der Völker, theils die Mittheilung der Ideen beförderten. Und so vereinigten sich also mehrere Umstände, den Deutschen Geist zu wecken, und ihn für ein tieferes Forschen in dem Gebiete der Wahrheit anzuregen.

## §. 2. Luther, als Reformator und Schriftsteller.

Von diesen Vorbereitungen eines bessern Zeitgeistes unterstützt, begann Dr. Martin Luther im J. 1517 das große Werk der Glaubensverbesserung. Dieser ewig denkwürdige Mann (geb. d. 10. Nov. 1483 zu Eisleben, und daselbst d. 18. Febr. 1546 gestorben) ist nicht bloß Glaubensheld — obwohl schon dies Einzige seine Unsterblichkeit sichert, — sondern er gehört ganz vorzüglich der Geschichte Deutscher Sprach- und Redekunst an. Wenn sich schon eine gänzliche Umänderung der kirchlichen Verfassung in Deutschland nicht denken läßt ohne vielseitige An- und Aufregung der geistigen Kräfte überhaupt, und Luther also schon in dieser Beziehung als Schöpfer eines freieren und edlern Zeitgeistes und als Beförderer eines ernsten wissenschaftlichen Studiums betrachtet werden muß; so kann sein unmittelbarer Einfluß auf Sprachbildung noch weit weniger verkannt werden, da er die ganze Kraft seiner Rede auf-

bot, die göttliche Sache, der er lebte, in allen Formen des Vortrages zu verfechten, und die Sprache zu zwingen, seinem Deutschen Sinn sich zu fügen. Dies bestätigt theils der ganze Gang seiner Reformation, theils und besonders die nähere Betrachtung seiner Schriften.

Verweilen wir nämlich bei diesen, so dringt sich uns sogleich die Bemerkung auf, daß sie als reiner Abdruck seines Wesens, mit seiner Eigenthümlichkeit im schönsten Einklange stehen. Das Feuer seines Temperaments, die heroische Tugend seines Handelns, die Hochherzigkeit und Geradheit seines Sinnes, die, sein ganzes Wesen durchdringende Gottes- und Menschenliebe, und der darauf sich stützende und unerschütterliche Glaube an das Gelingen seiner Sache, waren die Hauptbestandtheile seines Wesens, das eben darum mehr kräftig als zart, mehr stark als weich, mehr heftig als sanft, nach außen hin wirken und sich mit einer gewissen Derbheit aussprechen mußte, die zuweilen an Härte und Rauhigkeit zu grenzen schien. Diesen Charakter finden wir in seinen Schriften wieder. Er gab sich in ihnen ganz wie er war, denn er wiederholte nur in ihnen sein Wesen. Seine Schreibart ist der lautere Erguß eines starken Gemüths, das jedes Gefühl ausströmt, wie es geboren wird, und, jede äußere Rücksicht verachtend, nur dem erkannten Rechten und Wahren sich hingibt. Daher gab er der Sprache seinen Ton und seine Kraft, dem Ausdruck seine Klarheit und Stärke, dem Worte seinen Geist und sein Leben. Daher ist er unübertrefflich im Erhabenen und Großen, kurz und männlich, wo er Wahrheit ausspricht, feurig und eindringend, wo er sich in Empfindungen ergießt.

Anmerk. Unter den vielen Schriften, welche die Feier des dreihundertjährigen Reformationsfestes veranlaßt hat, ist, besonders in wissenschaftlicher Beziehung, wichtig

und

und inhaltreich: „Geschichte Dr. Martin Luther's und der durch ihn bewirkten Kirchenverbesserung in Deutschland, von Chr. Wilh. Spieker," (Berlin 1818. 8.).

## §. 3. Seine prosaischen Schriften.

Luther wollte, wie der Dichter sagt [1]), mit dem Schwert der Rede schlagen. Dazu bedurfte er einer Form, die bisher wenig oder gar nicht gebildet und selbst den bessern Köpfen unter den Schwäbischen Kaisern fremd geblieben war; er schuf sich die Deutsche Prosa. Mehr als wir fodern können, leistet er auf diesem, zuerst von Tauler im 14ten Jahrh. angebauten, späterhin von Albrecht Dürer (s. S. 138, Anm. 1.) auch für strengwissenschaftliche Gegenstände bearbeiteten, aber darum immer noch wenig urbar gemachten Felde, indem er der Sprache seines Volkes, die zwischen einer Menge von Provinzial- und Stadtdialekten schwankte, erst grammatische Festigkeit geben mußte, um sie zur verständlichen Gesammtsprache erheben zu können. Seine ihm inwohnende Kraft siegte auch hier wie überall. Sein prosaischer Styl ist zwanglos und natürlich, körnicht und kurz, und durch Farbe und Ton mit dem Inhalt übereinstimmend. Seine Schriften verdienen vor allen das Studium des Deutschen Sprachforschers, der in ihnen am besten den Gang der Sprachbildung wahrnehmen kann [2]). Besonders erkennbar wird die schöne Eigenthümlichkeit seiner Rede in seinen Originalwerken: den Predigten, Tischgesprächen und freundschaftlichen Briefen; noch mehr in seinen satirischen und polemischen Schriften, wo er als Streiter für die Ehre Gottes und Christi erscheint. Hier ist er ganz einheimisch, und der Erste zu nennen, der den Deutschen gezeigt hat, wie die Polemik mit Würde zu behandeln sey. Ueberall nichts Persönliches, erblickt er in seinem Gegner nur die Meinung, die er

bestreitet, und dadurch erhebt er sich über alle polemisch-satirischen Schriftsteller seiner Zeit, so wie er hier die ganze Kraft der Sprache erschöpft, und man könnte sagen, in voller Rüstung vor seinen Gegner sich hinstellt. Dies ist besonders der Fall in seiner Schrift: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhaben werden" (Wittenberg, 1524. 4.), ein Werk voll edlen Zornes und kühnen Witzes; ferner in seinen „Etliche Sprüche wider das concilium Obstatiense" (Wittenberg, 1535. 4.); in der „Ernste zornige Schrift Dr. M. Luther's wider M. Simon Lemnius Epigrammata" (1538); und in seiner Schrift „Wider Hans Worst" (1541. 4.) [3]).

Anmerk. 1) Müchler in seiner „Ode an die Deutschen."

2) Vergleiche J. M. Schröckh's Leben Dr. Martin Luther's, Leipzig 1778, 8. Horn's Geschichte und Kritik der Deutschen Poesie, S. 61 u. 62; besonders aber „Luther's Verdienste um die Ausbildung der Hochdeutschen Schriftsprache, von G. F. Grotefend," in den Abhandlungen des Frankfurtischen Gelehrtenvereins für Deutsche Sprache. Erstes Stück. Frankfurt a. M. 1818. 8. S. 24 — 152.

3) Diese und ähnliche Schriften sind alle einzeln gedruckt, und nachher den Sammlungen seiner Schriften einverleibt worden, von denen man fünf verschiedene Ausgaben hat, unter welchen die vorzüglichste ist: D. M. Luther's sowol in Deutscher als Lateinischer Sprache verfertigten und aus der letzteren in die erstere übersetzten Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Joh. Georg Walch. Halle 1740—53. 24 Bde. 4. Daraus besitzen wir einen sehr gelungenen Auszug: Luthers Werke, in einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl. 10 Bde. Hamburg 8. Bis 1827. 5 Bde in einer zweiten vermehrten Auflage.

## §. 4. Seine Bibelübersetzung.

Will man indessen den ganzen Reichthum der Lu-

therischen Sprache kennen lernen, so muß man seine Deutsche Bibelübersetzung studiren. Mit diesem vorzüglichsten Sprachdenkmal des 16ten Jahrh. beginnen wir den fünften Zeitraum der Litteratur-Geschichte, da es das erste Schriftwerk ist, in welchem die Deutsche Sprache, die bis dahin nur in ihren Mundarten gekannt war, als Volks- und Büchersprache erscheint, welche freilich durch die feinere Bildung Sachsens vorbereitet, aber durch die Reformation und deren Haupt, in der Bibel zuerst niedergelegt worden ist. In dieser Uebersetzung, besonders im A. T., gab Luther Muster jeder Art des Vortrags, bald einfache Erzählungen, bald rührende Darstellungen, bald sanfte Gemälde, bald, wie in den Psalmen, begeisternde und erhabene Schilderungen in dem Tone der Hymne, so daß er sich oft selbst übertraf. Aber, wie er auch nicht verhehlt, verwandte er darauf all' seinen Fleiß, und suchte und fragte oft Tage lang bei Handwerkern und Künstlern nach einem Ausdruck, der treu der Sache entsprach, die er wiedergeben wollte [1]). Daß nie Einer vor ihm tiefer eindrang in den Geist der heil. Schriftsteller, nie Einer mit so viel Feuer und Empfindung, mit so viel Schönheit und Treue dollmetschte, davon überzeugt man sich dann um so lebhafter, wenn man seine Uebersetzung mit den vorlutherischen Bibelübersetzungen in Oberdeutscher und Plattdeutscher Sprache vergleicht [2]).

Anmerk. 1) Trefflich spricht darüber Philipp Marheineke in seiner Schrift: „über den religiösen Werth der Deutschen Bibelübersetzung Luther's." Berlin 1815. 4.

2) Ueber die Oberdeutschen Uebersetzungen, s. Panzer's Annalen der Deutschen Litteratur, S. 9, 14, 93, 94, 111, 133, 154, 165, 175, 182, 419; über die Plattdeutschen: Johann Melchior Göze's Historie der gedruckten Niedersächs. Bibeln von 1470 — 1621. Halle 1775. 4.

Für die älteste hält man die handschriftlich in Leipzig aufbewahrte Uebertragung der Vulgata von Matthias von Behaim, 1343. Eine der merkwürdigsten Oberdeutschen Uebersetzungen ist zu Nürnberg bei Anton Koburger, 1483 erschienen, deren nähere Beschreibung Stoff zu einer Vergleichung mit der Lutherischen darbieten wird: der Deutsche Text der Bibel ist nach der Vulgata eingerichtet, und alle Fehler derselben werden hier getreu wiedergegeben. Die Worte Mos. 1, Kap. 3. V. 15. lauten hier so: „Ich wirt setzen feindschaft zwischen dir und deyn Weyb, und deynen samen und iren samen, so wird zermüschen dein haupt. Du wirst heymlich tragen neyde iren Fußtritt." — Aus andern Stellen erhellet, daß der Uebersetzer die lat. Worte nicht recht gelesen, oder nicht recht verstanden habe, z. B. 2. Cor. 2, V. 14, wo die Worte, quia spiritualiter examinatur übersetzt werden: „wenn er stirbt geystlich," wo also examinatur mit exanimatur verwechselt ist; ferner Matth. 22, V. 42. sind die Worte: quid vobis videtur de Christo, übers.: „Was ist euch geschehen von Christo?" Princeps publicanorum ist: ein „Fürst der Offensündner" übersetzt. Von lächerlicher Unwissenheit zeigt die Uebersetzung der Stelle Marc. 8, V. 27: et egressus Jesus et discipuli ejus in castella Caesareae Philippi: „Und Jhesus ging aus von dannen, und seine Jüngern in dy Castell des Kayserthumbs Philippi." — Auch ist die Uebersetzung voll von solchen Wörtern, die ihre Bedeutung verloren haben, z. B. 2. Chron. 31, V. 21. wird Ee st. Gesetz gebraucht. Die Aufschrift des 5ten B. Mos. heißt: „das Buch der andern Ee," d. i. des wiederholten Gesetzes. Von gleicher Art sind auch die Wörter: Gleichsner und Trügner, statt Heuchler; unberhaft st. unfruchtbar; Behalter st. Erlöser; Grysgrammung der Zän st. Zähnklappen; Anfraw st. Großmutter. (Eine Probe aus Matth, 6. V. 24—34. dieser Uebersetzung ist abgedruckt in des Verf. Sprach- und Sittenanzeiger der Deutschen. Berlin, 1817. Bl. 90). — Die Holzstiche, die sich bei diesem Bibelwerk befinden, sind zum Theil albern, zum Theil auffallend. Dahin gehört,

daß die Schlange, die Even verführt, mit einem menschlichen Gesichte erscheint, daß das Paradies von Mauern und Thürmen umgeben ist, und daß man (bei der Offenbar. Joh. Kap. 10.) den Römischen Papst mit der dreifachen Krone in Gesellschaft vieler Bischöfe erblickt, wie er auf dem Boden liegt, und die Engel mit Schwertern auf ihn losschlagen. (S. Meister's Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache, Th. I. S. 181 — 85.).

Ein vortreffliches Hilfsbuch zur nähern Kenntniß des in der Lutherischen Uebersetzung enthaltenen Sprachschatzes ist Wilhelm Abrah. Teller's „vollständige Darstellung und Beurtheilung der Deutschen Sprache in Luthers Bibelübersetzung," Berlin 1794. 95. 2 Thle. 8. Und in litterar-historischer Hinsicht kann man Panzer's „Geschichte der Deutschen Bibelübersetzung Luther's von 1517 — 81" Nürnberg, 1783. 8. nicht genug empfehlen.

Will man aber bei der Beurtheilung der Lutherischen Bibelsprache genau verfahren, so muß man die früheren Ausgaben der Uebersetzung von den spätern wohl unterscheiden. Die letzte, im J. 1545 von ihm besorgte, sieht der ersten gar nicht mehr ähnlich. Luther besserte unablässig von Jahr zu Jahr, und verließ immer mehr die Oberdeutsche Mundart. Dennoch blieben auch in der letzten Ausgabe noch manche Eigenthümlichkeiten in Ansehung der Sprache und Orthographie übrig, die späterhin aus den neuern Ausgaben ganz verschwunden sind. Teller hat in der erwähnten „Beurtheilung ꝛc." Th. I. S. 257 — 281 ein Verzeichniß einiger wichtigen Abweichungen in den Lesarten der letzten Ausgabe Luther's und der spätern geliefert.

## §. 5. Luther, als Kirchenlieder-Dichter.

Luther war nicht bloß heller Verstand, sondern auch tief fühlendes Gemüth, und daher für die geistliche Poesie vorzüglich geschaffen. Dies beweisen nicht nur seine trefflichen Uebersetzungen der Davidischen Psalmen und anderer poetischen Schriften der Bibel, sondern auch seine

eigenen geistlichen Lieder. Zwar besitzen wir deren nur 38, unter denen mehrere die sichtbaren Spuren ihres Zeitalters an sich tragen; aber sie athmen doch fast alle einen tief religiösen Sinn, und zeigen uns, was der Mann Gottes geleistet haben würde, wenn seinen Geist nicht der strenge Ernst seiner Lehre gefesselt hätte. Mit Recht hat man sein Lied: Ein veste Burg ist unser Gott für eines der gelungensten gehalten, in welchem sich die ganze Persönlichkeit des Mannes, und die Kraft seines Glaubens so rührend und lebendig ausspricht, daß wir es auch hier getreu, wie es in der Walch'schen Ausg. seiner Schriften (Th. X. S. 1749) abgedruckt ist, mittheilen [1]). Durch diese Lieder wurde Luther auch Reformator des Deutschen Kirchengesanges, der von ihm seine glänzende Periode anhebt [2]). Von seinen Predigten wird späterhin (§. 25.) die Rede seyn.

Anmerk. 1) Es wurde von ihm nach dem 46sten Psalm im J. 1530 gegen den damals bevorstehenden Reichstag zu Augsburg gedichtet.

Ein veste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht seins Gleichen.

Mit unser Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkohren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,

Und ist kein ander Gott;
Das Feld muß er behalten.
Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt' uns gar verschlingen:
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt,
Thut er uns doch nicht:
Das macht, er ist gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.
Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan,
Mit seinem Geist und Gaben;
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

2) Schon in der ersten Hälfte des 14ten Jahrh. hatte man Deutsche Kirchenlieder (s. A. J. Rambach's Anthologie christl. Gesänge aus allen Jahrhunderten, Altona und Leipzig, 1817 — 1822. 4 Bde. 8.); aber sie waren sparsam und zum Theil aus dem Lateinischen übersetzt. Durch die Reformation erhielt auch der Gesang einen andern Geist; die Zahl der Deutschen Kirchenlieder wuchs schnell an, und belief sich zu Anfang des 18ten Jahrh. schon über 33000, von mehr als 500 Kirchenliederdichtern. S. Koch's „Compendium" II. 44, und G. L. Richter's „allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter." (Leipzig, 1804. 8.)

## §. 6. Ulrich von Hutten.

Luthern am nächsten steht sein Zeitgenosse und Geistesverwandter Ulrich von Hutten, merkwürdig als Humanist, Dichter und Reformator, überhaupt aber eine

seltene, kräftige Natur. Geboren 1488 auf seinem Familienschlosse Stackelberg in Franken, verband er in sich die Liebe zu den Musen mit der Neigung zu ritterlichen Thaten. Die Kenntniß seiner Persönlichkeit ist nöthig, um seine Schriften zu begreifen. Klein von Person, hatte er doch einen starken Körperbau; abgehärtet, ertrug er jedes Ungemach, wie er selbst von sich in einer Grabschrift erzählt, die er sich einst krank in Padua gesetzt hatte:

Pauperiem, morbos, spolium, frigusque famemque
Vita omni et quae sunt asperiora tuli.

In diesem Körper wohnte ein kühner Geist, der allem Widerstand trotzte, heftig in Thaten und Worten, unerschütterlich in seinen Grundsätzen, treu in seinen Verbindungen, und immer bereit, um Wahrheit und Recht Leben und Güter aufzuopfern. Durch den ewigen Kampf mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit, und die unzähligen Feinde, die ihm seine Freiheits- und Wahrheitsliebe zuzog, wurde er zwar in eine Bitterkeit und innere Wuth gesetzt, die zuweilen in Anstöße von Grausamkeit ausbrach; doch aber war er voll Wärme für das Wohl seiner Brüder und seines Vaterlandes, immer edelmüthig, bieder, offen und treuherzig, und bei allen diesen ritterlichen Tugenden einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit.

Dieser seltene Mensch begann sein ritterliches Leben im zwanzigsten Jahre (1508), da er nach Italien in den Venetianischen Krieg zog. Hier aber hatte er weniger Anlaß, seinen Muth in Kriegsthaten als in Erduldungen aller Arten von Ungemach zu beweisen. Krank und von Gelde entblößt, pilgerte er nach Deutschland zurück, wo er unstät und planlos bis 1514 umherirrte, ging dann wieder nach Italien, um in Pavia die Rechtswissenschaft zu studiren, folgte bald nachher einer Einladung des Erzbi-

schofs Albrecht von Mainz, begab sich aber 1515 zum dritten Male nach Italien, wo er indessen keine bleibende Stätte fand, und wieder nach Deutschland zurück wanderte.

Während dieser Zeit verfertigte er einen Theil seiner Lateinischen Gedichte, und sein Lobgedicht auf Deutschland und die Deutsche Nation an Albrecht von Brandenburg (1512). Nach seiner dritten Rückkehr in Deutschland wurde er von Kaiser Maximilian I. zur Belohnung seiner ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen, und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt, wozu das schönste Mädchen seiner Zeit in Augsburg, Constantia, eine Tochter des berühmten Historikers Konrad Peutinger, den Kranz geflochten hatte. Da um diese Zeit der mannhafte Luther gegen den Papst auftrat, so konnte Hutten wohl nicht zweifelhaft seyn, welche Partei er ergreifen sollte. An Allem theilnehmend, was die Sache der Menschheit betrifft, schrieb er sogleich gegen Leo X. und gegen Alle, die sich einer würdigen Sache entgegensetzten, eine Menge heftiger Schriften in Lateinischer, zuletzt auch in Deutscher Sprache, in Versen und in Prosa, wie gerade sein Geist ihn hinriß, und munterte Luthern in einem herrlichen Briefe auf, muthig fortzufahren. In welcher Sprache und mit welchen Gefühlen dieser geschrieben ist, davon zeugen unter andern die Worte: Ferunt, excommunicatum te. Quantus, o Luthere, quantus es, si hoc verum est! — Sogar die Bulle v. J. 1520 gab er heraus mit sehr treffenden und beißenden Randglossen, schrieb eine historische Deduction über den steten Ungehorsam der Römischen Päpste gegen den Kaiser, und trieb's so weit, daß Leo X. endlich dem Kurfürsten Albrecht von Mainz ansinnte, er sollte den Hutten an Händ' und Füßen gebunden nach Rom schicken. Albrecht konnte ihn nun nicht mehr schützen, und da derselbe

päpstliche Befehl an verschiedene Deutsche Fürsten ergangen war, Hutten auch erfuhr, daß man Gift und Dolch gegen ihn gebrauchen wolle: so zog er sich in das Schloß Ebernburg zurück, und schrieb von dort aus an Kaiser Karl V., an Albrecht von Mainz und an Friedrich den Weisen von Sachsen Briefe, in denen er seine Sache vertheidigt, und Gerechtigkeit gegen den Römischen Hof fodert. Von dieser Zeit an ließ er sich ganz los gegen alle Diejenigen, die er als Feinde der geistigen und bürgerlichen Freiheit, als Verfechter der Tyrannei und der Dummheit, als Widersacher der Vernunft und eines richtigen Gefühls erkannte. Er verfolgte sie mit den bittersten Satiren, vermehrte aber dadurch auch die Zahl seiner Feinde, deren Macht und Rachsucht er endlich weichen mußte, und floh, da er in Deutschland nirgends mehr Sicherheit fand, nach der Schweiz, auf eine kleine Insel des Zürchersees, Ufnau genannt, wo sein Körper, unter den gehäuften Anfällen des Mangels und Elends von außen und der Gewalt einer so ungestümen Feuerseele von innen, im 35sten Jahre seines Alters, 1523 zu Grunde ging, und dadurch einen Geist in Freiheit setzte, der, wenn äußere Macht, Reichthum und Glück seiner innern Kraft gleich gewesen wären, nothwendig die ganze Welt hätte umkehren, und eine neue Gestalt der Dinge hervorbringen müssen. Mag man an diesem Charakter auch ungern die Milde vermissen: er steht bei aller Leidenschaftlichkeit in der Geschichte seiner Zeit auf einer sittlichen Höhe, zu der die Nachwelt nur mit staunender Bewunderung hinaufblicken kann.

Anmerk. Siehe Teutscher Merkur 1776, Februar S. 174 — 185. Vergl. Ulrich v. Hutten, geschildert von C J. Wagenseil, Nürnbg. 1823. 8.

## §. 7. Schriften desselben.

Hutten gehört der Deutschen Litteratur-Geschichte

weniger als Schriftsteller, denn als Humanist und Gelehrter an. Er schrieb sehr viel, aber nach Sitte seiner Zeit größtentheils in Lateinischer Sprache [1]), erst in seinen letzten Lebensjahren Deutsch, in Versen und in Prosa, und zwar prosaische Dialogen und verificirte Reden; auch übersetzte er einige seiner Lateinisch geschriebenen satirischen Dialogen in's Deutsche. Für uns ist er merkwürdig als Redner und Dichter. Die Kraft seiner Beredsamkeit zeigt sich besonders in seinen Reden gegen Herzog Ulrich von Würtemberg, gegen den auch sein Dialog Phalarismus gerichtet ist, ein Werk, das zuerst 1517. 4. erschien, und wovon unter andern ein Exemplar in der Wolfenbüttelschen Bibliothek vorhanden ist. Sein Antheil an den Epistolis obscurorum virorum — ein Buch, das (1515.) gegen die beschränkten Ansichten der Cölnischen Theologen gerichtet war — beweis't sein vorzügliches Talent für die Satire, die in ihrer höchsten Bitterkeit und Strenge in seiner Expostulatio cum Erasmo (Rotterd. 1523. 4.) sich offenbarte. Seine Deutschen Gedichte haben wenig poetischen Werth. Aber sein Charakter spricht sich in ihnen, wie überall, so kräftig aus, daß man den kühnen Wahrheitsfreund auch in seinem Ungestüm lieben muß. [2]) Dies ist besonders der Fall in seiner „Clag und Vormanung gegen den übermäßigen unchristlichen Gewalt des Babsts zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen [3])."

Anmerk 1) Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Koch's Compendium Th. I. S. 152.

2) Wer mag ihn ohne innige Theilnahme hören, wenn er ausruft:

Von Wahrheit ich will nimmer lan (lassen),
Das soll mir bitten ab kein Mann;
Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fest und sehr

Man mich damit zu schrecken meint,
Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Do ich die Sach hätt g'fangen an,
Gott wöll sie trösten, es müß gahn,
Und sollt es brechen auch vor'm End,
Will's Gott, so mag's nit werden g'wend,
Darum will brauchen Füß und Händ,
Ich hab's gewagt.

Hutten's Deutsche Gedichte hat Al. Schreiber herausgegeben. Heidelberg, 1810 (1824). gr. 8.

3) Vergl. Küttner's Charaktere Teutscher Dichter ꝛc. S. 84—86, wo es auf der letzten Seite heißt: „Seine wenigen noch übrig gebliebenen Schriften in Versen und Prosa verrathen durchaus den freien Mann und freien Denker; sie sind geschrieben mit eisernem Griffel, ungewöhnlich stark im Ausdrucke, kühn, heldenmüthig, voller Hohn und Trutz, ein Abbild seines großen Herzens. Männlich und feuervoll ist seine Sprache, kurz in Worten und von vielsagender Bedeutung, sie reißt hin und erschüttert. Nichts, was er schrieb, läßt ohne Schauder und Bewunderung sich lesen; nichts, was in unsern Tagen Kühnes und Wahres gesagt ward, hat die Glut seines ungestümen Feuers."

S. G. Chr. Fr. Mohnike Hutten's Jugendleben, Greifsw., 1816. 8. worin eine Geschichte und Beschreibung der Urschrift der Klage enthalten ist. — Eine vollständige Sammlung der Huttenschen Schriften ist: Ulrichi ab Hutten, Equitis germani, opera quae exstant omnia, edid. Ern. Herm. Münch. Berolini, 1822—25. 5 vol. 8.

## §. 8. Hans Sachs.

Die Meistersänger, deren wir in dem vorigen Zeitraum ausführlich gedacht haben, weil sie in ihm ihr Entstehen und Gedeihen fanden, lebten, wie schon bemerkt worden, mehrere Jahrhunderte fort, und zählten auch zur Zeit der Reformation noch manche geistvolle Männer zu ihren Mitgliedern. Als Haupt derselben, und als Reformator des Meistergesanges, ist der unge-

lehrte Hans Sachs zu betrachten, der, früherhin mehr ein Gegenstand des witzelnden Spottes, erst in neuern Zeiten mit Ernst und Würde behandelt, und als ein Mann von tiefen poetischen Anlagen gewürdigt worden ist.

Hans Sachs, eines Schneiders Sohn, wurde 1494 zu Nürnberg geboren, erlernte und trieb als Brodgeschäft das Schuhmacherhandwerk, und starb in seiner Vaterstadt 1576. Durch seine ausgezeichneten Anlagen zur Poesie für etwas Höheres bestimmt, benutzte er mit Anstrengung und Fleiß die Zeit seiner Wanderschaft zur Erweiterung seiner Kenntnisse, nachdem er schon einige Anleitung in dem Meistergesang von einem Nürnbergschen Leinweber und Meistersänger Leonhard Nunnenbeck erhalten, den er auch dankbar und bescheiden seinen Lehrer nennt, ungeachtet der Schüler wohl mehr seinem eigenen Talent, als seinem Meister verdankt. Dieses zu entwickeln und auszubilden war ihm sein ganzes Leben hindurch das angenehmste Geschäft, indem er die, von seinem Broderwerb ihm bleibende Zeit ganz der Poesie widmete, und mit großem Eifer las und schrieb. Mit diesem Fleiß verband er einen für alles Gute empfänglichen Sinn und ein sehr frommes religiöses Gemüth, wodurch er auch in den letzten Jahren seines Lebens, da schon die Abstumpfung der Sinne sein nahes Ende verkündigte, Jedem, der ihn sah, ehrwürdig wurde.

Anmerk. Eine sehr vollständige und treue historisch-kritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens haben wir von Sal. Ranisch, Altenburg 1765. 8. — Er selbst hat eine Erzählung in Versen geliefert, unter dem Titel: „Summa all meiner Gedicht, von M.D.XIIII. Jahr an, bis ins 1567te Jahr," die sich am Ende des 5ten Buchs seiner gedruckten Gedichte befindet. Auch besitzen wir von seinem Schüler Adam Puschmann ein Lobgedicht auf ihn, in welchem unter dem Titel: Elogium reverendi viri Johannis Sachsen Norinbergensis (1576), Nachricht über sein

Leben und die Anzahl seiner sämmtlichen Gedichte gegeben wird. — Sehr rührend ist die Beschreibung, die uns dieser Puschmann in einem zum Andenken seines Lehrers verfertigten Meistergesang von dem ehrwürdigen Greise macht. Er stellt nämlich einen Traum von Nürnberg und Hans Sachsen darin vor, und sagt unter andern:

Mich daucht, ich reist aus rüstig
Vnd kam in Meyens Zeit
In ein stat groß, schön, lustig
Von schönen Heüßern bereit,
Wie Wonung der gedürsten
Reichsfürsten.
Mitten in dieser Stat
War ein hoher Berg grüne,
Darauf ein schöner Gart,
In Freuden wärt ich küne,
Weil darin gepflantzet wart
Mancher Baum voll Früchte,
Gezüchte,
Pomeranzen, Muscat.
Mehr fand ich fein
Auch Rosinlein
Mandeln, Feygen, allerlei rein
Wol schmeckend Frücht, als groß und klein
Der genoße viel Volks gemein,
Das darin spatzirt hat.
Mitten im Garten stunde
Ein schönes Lustheuslein,
Darin sich ein sal funde
Von Marmor pflastert fein
Mit schön lieblichen Schilden
Vnd Bilden,
Figuren frech vnd kün.
Rings herum der Sal hatte
Fenster geschnitzet aus,
Durch die man all Früchte thate
Sehen im Garten draus.

In dem Sal stund ohnecket
Bedecket
Ein Tisch mit seiden grün.
An selben saß
Ein alt Mann, was
Grau vnd weis, wie ein Taub dermas,
Der het ein großen Bart fürbas
In ein schönen großen Buch las,
Mit Gold beschlagen schön.
Das lag auf ein Buld eben
Vor ihm auf dem Tisch sein,
Vnd an Banken darneben
Viel großer Bücher fein,
Die alle wol' beschlagen
Da lagen,
Die der alt Herr ansach.
Wer zu dem alten Herren
Kam in den schönen Sal,
Und ihn grüßet von ferren,
Den sach er an dismal,
Sagt nichts, sondern tet neigen
Mit schweigen
Gegen ihm sein Haupt schwach,
Dan sein Red vnd
Gehör begunt
Ihm abgehen, auch Sinnes Grund.
Als ich nun da in dem Sal stund,
Vnd sein alt lieblich Angesicht rund
Anschauet u. s. w.

Wieland, der im Teutschen Merkur v. J. 1776, April, S. 94, einen Theil dieses Traumes mittheilt, ruft am Schlusse aus: „Guter, glücklicher alter Mann! Nimm diese Thräne der Liebe, die mir, indem ich dies abschreibe, über die Wange rollt! — der Liebe und auch der Freude, daß die Natur so gerecht gegen dich war, und dich den Freudenbecher, den sie dir voll eingeschenkt hatte, so rein bis

auf den letzten Tropfen ausschlürfen ließ! Wer hätte je verdient glücklich zu seyn, wenn du nicht?"

## §. 9. Anzahl seiner Gedichte, Ausgaben derselben und Handschriften.

Hans Sachs war ein Zeitgenosse von Tasso, Cervantes und Ariost, und das fruchtbarste Dichtergenie, nicht bloß seiner Zeit, sondern aller Jahrhunderte. Seine ersten poetischen Arbeiten fallen in die Jahre 1514 und 15; seine schönere Periode aber beginnt mit dem Jahre 1530 und geht bis 1558. In dieser Zeit hat er das meiste, und überhaupt nach seiner eigenen Angabe vom Jahr 1567, gegen 6048 Gedichte geschrieben, wovon aber nur der vierte Theil in der gedruckten Sammlung seiner Poesien auf uns gekommen ist, wenn die fehlenden, die er aber selbst nicht der Aufnahme werth fand, nicht noch irgendwo in Handschriften versteckt liegen. Unter den vorhandenen befinden sich 56 Tragödien, 68 Komödien, 62 Fastnachtspiele, 210 biblische Erzählungen und geistliche Betrachtungen, 150 Davidische Psalme, mehr als 480 Erzählungen aus der Mythologie und Geschichte nebst vermischten Gedichten, und etwa 286 Fabeln und Schwänke.

Ungefähr 200 seiner Gedichte waren nach und nach als fliegende Blätter einzeln gedruckt worden, ehe er an eine Sammlung dachte. Da solche aber Beifall fanden und sogar öfters nachgedruckt wurden: so veranstaltete er im 74sten Lebensjahre eine Ausgabe seiner vorzüglichsten Gedichte in drei Folio-Bänden, welche zu Augsburg in Verlag des Buchhändlers Georg Willer erschien (daher die Willersche Ausgabe genannt), und deren erster Band zu Nürnberg im J. 1558 unter dem Titel gedruckt ist: „Sehr herrliche schöne vnd warhaffte gedicht. Geistlich vnd Weltlich, allerlei art, als ernstliche

Tra-

Tragedien, liebliche Comedien, seltzame Spiel, kurzweilige Gesprech, sehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabel, sampt andern lecherlichen schwenken und hossen ꝛc. Welcher stück seynd dreihundert vnd sechs vnd sibentzig. Darundter Hundert vnd sibentzig stück, die vormals nie im truck außgangen sind, yetzund aber aller welt zu nutz vnd frummen inn Truck verfertigt. Durch den sinnreichen vnd weyt berümbten Hans Sachsen, ein Liebhaber teudscher Poeterey, vom M.D.XVI Jar, biß auf diß M.D.LVIII Jar, zusammen getragen und vollendt [1])". Zwei Jahre darauf, 1560, erschien das zweite, und 1561 das dritte Buch seiner Gedichte; jenes enthält 310 neue Stücke, dieses 102. Diese 3 Bände sind nachher mehrmals wieder aufgelegt worden.

Eine zweite Ausgabe, mit etwa 600 Gedichten vermehrt, erschien 1570—79 in 5 Foliobänden, gleichfalls zu Nürnberg bei Joachim Lochner. Die beiden ersten Bände kamen noch bei Lebzeiten des Dichters heraus. Der Gesammttitel dieser Ausgabe ist: „Mancherley Artliche Stück schöner gebundener Reimen ꝛc."

Endlich erschien die dritte und vollständigste Ausgabe, die 1612 bis 16, in 5 starken Quartbänden, zu Kempten durch Christoph Krause gedruckt ist [2]).

Da diese drei Ausgaben sehr selten geworden sind, und nicht leicht alle Theile eines Abdrucks beisammen gefunden werden möchten, so kündigte Bertuch in Weimar 1778 eine neue Ausgabe in 8 Bänden 4. an, ließ auch mehrere Proben in demselben Jahre abdrucken, aber das Unternehmen kam nicht zu Stande. — Indessen erschien bald darauf eine Auswahl von Hans Sachse'ns Gedichten, unter dem Titel: „Hans Sachsens sehr herrliche, schön und wahrhafte Gedicht, Fabeln und gute Schwenk. In einem Auszuge aus dem ersten Buch, mit beigefügten Worterklärungen von J. H. H. (Häß-

lein), Nürnberg, 1781. 8. Die letzte Ausgabe erhielten wir von Büsching, bis jetzt drei Bde. Nürnberg 1817—24. 8. Einzelne Gedichte ließ R. Z. Becker drucken, wie sie ursprünglich als fliegende Blätter erschienen waren, mit den Holzschnitten nach den Originalplatten. Gotha 1821. gr. Fol. Außerdem erschien: Schwänke Hans Sachs, herausgegeben und mit den nöthigsten Worterklärungen begleitet von J. Ad. Nasser, Kiel, 1827. 8.

Handschriften von H. Sachsens Gedichten findet man in der Schulbibliothek zu Zwickau, in der Bibliothek der Jenaischen Deutschen Gesellschaft, in der Bibliothek der St. Sebaldsschule zu Nürnberg, auf der Schusterzunft zu Colmar, in der Königl. Bibliothek zu Dresden ꝛc. Auch Bertuch besaß einen ansehnlichen Vorrath handschriftlicher Gedichte unsers Meistersängers.

Anmerk. 1) Der Verleger ertheilt dem Dichter große Lobsprüche. Er denkt von ihm in Ansehung der Sprache nicht geringer, wie der Grieche urtheilte über seinen Homer, und der Römer über seinen Virgil.

2) Von der Form dieser Ausgabe — in welcher man übrigens eben so wenig als in den früheren, die lyrischen Gedichte, Meistergesänge, Kirchenlieder ꝛc. unsers Dichters findet — sagt der Buchdrucker: daß sie bequemer wäre, daheim oder über Feld zum Spatzieren oder Reisen zu gebrauchen.

## §. 10. Urtheile über Hans Sachs als Dichter, und gerechte Würdigung desselben.

Die Gedichte unsers Hans Sachs haben das Schicksal gehabt, in jedem Jahrhundert anders beurtheilt zu werden. Von seinen Zeitgenossen wurden sie, (mit Ausnahme der Gelehrten, die sich wenig darum bekümmerten), mit großem Beifall aufgenommen und

begierig gelesen. Zu Ende des 16ten Jahrhund. scheint eine gewisse Kälte gegen sie eingetreten zu seyn, die nach der Mitte des 17ten Jahrh. in wirkliche Verachtung und Schmähung überging, wie Wernike's komisches Heldengedicht „Hans Sachs" beweis't, worin der ehrliche Meistersänger als das Symbol der Dummheit aufgestellt wird [1]). Dasselbe thaten Englische, Italienische und Französische Kunstrichter, und selbst Bodmer schien durch Wiederauffrischung des Wernikeschen Spaßes (in seiner Sammlung kritischer, poetischer ꝛc. Schriften, Zürch 1741 S. 115 u. f.) seine ungünstige Stimmung gegen den alten ehrwürdigen Deutschen Mann nicht undeutlich zu verrathen. Seit dieser Zeit mußte das Handwerk unsers Dichters den Stoff zu witzelnden Bemerkungen und Späßen über ihn darbieten, welche sich bis auf die neuste Zeit fortpflanzten, und ein ernstes, würdevolles Urtheil nicht aufkommen liessen. Endlich nahm der damalige Heros der Deutschen Litteratur, Wieland, — ein rüstiger Kämpfer für die Wahrheit — im J. 1776 das Wort, und mit ihm unser Göthe, die Beide ihr Gefühl der Liebe und Achtung für den H. Sachs, und ihren Unwillen gegen die ihn herabwürdigenden Verächter vor dem ganzen Deutschen Volke laut und eindringend aussprachen [2]). Dies hat den Erfolg gehabt, daß der Spott allmählig verhallte, und der Ernst sich bemühte, den geschmähten und nun gerechtfertigten Dichter doch näher kennen zu lernen. — Man sieht bei einiger Kenntniß der Sache leicht, daß nur ein enthusiastisches Lob der übertriebenen und schnöden Verachtung die Wage zu halten vermochte. Die Wahrheit liegt dem nicht fern, der Hans Sachs nicht bloß nach seiner Eigenthümlichkeit, sondern auch nach dem Geist seiner Zeit betrachtet. Aus der Betrachtung jener ergibt sich, daß er ein Mann von ungemeinen poetischen Anlagen war, der, bei einer reichen

Phantasie, einer ziemlichen Gabe von Witz und bei viel Gemüthlichkeit und Beobachtungsgeist, durch unabläſſigen Fleiß und ernſtes Streben ſich mancherlei Kenntniß, beſonders der Welt und des Menſchen, angeeignet hatte, der aber auch, weil es ihm an gründlicher wiſſenſchaftlicher Bildung gebrach, überall Lücken in ſeiner Kenntniß ſpüren, und in Sachen des feineren Geſchmacks und der wiſſenſchaftlichen Bildung manche Fehlgriffe thun mußte. Sehen wir aber auf den Geiſt der Zeit, dem er angehörte, ſo erblicken wir ihn in einer Art von Kampf mit demſelben, indem er zwar innere Kraft genug hatte, ſich über ihn zu erheben, aber doch von den Eigenthümlichkeiten und Fehlern deſſelben vielſeitig berührt werden mußte. Daher entſtand in ſeiner Poeſie eine gewiſſe Ungleichheit, die uns bald die außerordentlichen Anlagen und Kräfte des Mannes bewundern, bald aber auch die Schwächen und Fehler ſeiner frühern mangelhaften Bildung wahrnehmen läßt. Man denke ſich aber, Hans Sachs hätte in unſerer, an gelehrten Hilfsmitteln ſo reichen Zeit, in einer, ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung günſtigen Lage gelebt; und man wird nicht umhin können, zu geſtehen, daß er eine Zierde unſers Jahrhunderts geweſen ſeyn würde [3]). Jede Vergleichung aber, die zwiſchen ihm und den Dichtern des Griechiſch-Römiſchen Alterthums angeſtellt wird, gehört zu den ungebührlichen Uebertreibungen der neuern Schule. Nur an unerſchöpflicher Fruchtbarkeit der Phantaſie überflügelt er die Dichter aller Zeiten.

Anmerk. 1) Wernike ſchrieb dieſe Satire gegen den Dichter Poſtel, den er unter dem verdrehten Namen Stelpo zum Nachfolger des alten Sachs einweihen läßt.

2) ſ. T. Merkur, April 1776. S. 75 — 82, wo zuerſt ein treffliches Gedicht von Göthe: Erklärung eines alten Holzſchnittes, vorſtellend Hans Sachs poetiſche Sendung, ab-

gedruckt ist (nachher in Göthe's Schriften Bd. VIII. 1789. 8. S. 307—315). Der Schluß dieses Gedichts weis't die Verächter des alten Meistersängers mit den Worten zur Ruhe:

In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

Dann folgen zwei Gedichte von Hans Sachs selbst: der Liebe Zank und Sanct Peter mit der Gaiß; und den Schluß macht eine Zugabe einiger Lebensumstände Hans Sachse'ns, von Wieland, worin es S. 95. heißt: „Auch seine Zeitgenossen waren gerecht gegen ihn; und ob Gott will, soll es künftig auch die bessere Nachwelt seyn. Denn es ist lang genug, daß Teutschland seinen Dichter, und wir Andern alle unsern Meister verkannt haben! Seine alte rohe, aber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte seiner Verse und Reime, seine holzschnittmäßige Dürerische Manier, und was ihm sonst aus seiner Zeit fehlerhaftes anklebte, soll uns nicht länger verhindern, den Geist, das Herz, die in allen seinen Werken leben und weben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben!"

3) Häßlein sagt im Vorbericht zu seiner Ausgabe der Sachsischen Gedichte: „Ein Grund, warum Hans Sachse'n nur selten Gerechtigkeit widerfährt, ist dieser, daß man auf den Genius der Zeiten keine, oder nicht genug, Rücksicht nimmt, sich nicht in die Lage versetzt, in der sich der Dichter befand, unter Zeitgenossen, wo die Barbarei triumphirte, wo ein Laie für einen Gelehrten galt, wenn er lesen und seinen Namen schreiben konnte, wo man Homer's Iliade und andere Meisterstücke des Alterthums noch in keinen kräftigen Uebersetzungen lesen, und sich dadurch bilden konnte, wo Privatbibliotheken noch nicht, oder sehr selten anzutreffen waren, und zu den Bibliotheken der Klöster, außer dem Klerus, der es durfte und nicht mochte, Niemand Zutritt hatte; in dem Zeitpunkt, wo eine Periode von hundert Jahren nicht so viel dichterische Producte an's Licht der Welt brachte, als jetzt eine Messe. Hans Sachse'n gebrach es an allen solchen Hülfsmitteln. Alles was ihn zum Dichter bildete, war, außer seiner unglaublichen Belesenheit, sein offener

Kopf, schlichter Menschenverstand, tiefschauender Blick, fruchtbare Einbildungskraft, und ein edles Herz, das ihn aus jedem, auch noch so entfernt scheinenden Sujet, für seine rohen Zeitgenossen Sittenlehren ziehen ließ."

## §. 11. Nähere Kenntniß seiner Gedichte.

Aus §. 9. ergibt sich, daß Hans Sachs fast in allen Dichtungsarten sich versucht hat. Dies und die Vielheit seiner Gedichte läßt schon erwarten, daß nicht Alles von gleicher Güte und unter der Verschiedenheit und Menge auch viel Mittelmäßiges, Schlechtes und Ungefeiltes sich befinden werde, das, von Seiten des poetischen Verdienstes betrachtet, des Aufbehaltens eben nicht werth ist. Letzteres möchte auch wohl der Fall bei seinen Meistergesängen gewesen seyn, deren er mehr als 4000 verfertigt hat, die aber auf sein ausdrückliches Verangen nicht gedruckt werden sollten. Sehen wir hier auf jede einzelne, von ihm bearbeitete Dichtungsart, so dringen sich uns folgende Bemerkungen auf:

Seine geistlichen und weltlichen Komödien und Tragödien, an Werth ziemlich gleich, sind in keiner Hinsicht mit denen zu vergleichen, die ungefähr um dieselbe Zeit in Spanien, England und Frankreich die Entstehung eines Nationaltheaters bewirkten. In vielen Dramen ist kein Zusammenhang, kein gebildeter Styl, kein wahrhaft dramatisches Interesse der Personen und ihrer Lagen, kein überdachter Plan. Der Herr spricht wie der Knecht, und die unzartesten Handlungen geschehen vor den Augen der Zuschauer. Einheit der Zeit und des Orts wird wenig beachtet. Die Semiramis und Kleopatra, die Agrippine und Klytemnestra treten in einem und demselben Stücke auf. Doch kommen mitunter sehr gelungene Charaktergemälde vor; der Dialog ist ziemlich leicht und fließend, und mancher Einfall sehr über-

raschend. Der Unterschied zwischen Komödie und Tragödie beruht bei ihm bloß darauf, daß in letzterer eine oder mehrere Personen ums Leben kommen. Mucius Scävola z. B. ist eine Komödie, weil sich der Held des Stücks nicht ersticht. Alle seine Schauspiele sind sehr kurz, obgleich manche sogar sieben Acte haben.

Unterhaltender sind seine Fastnachtspiele, worin er auch höher steht als seine Zeit. Hier war Hans Sachs mehr in seinem Element, und sein Witz, der in der Komödie oft durch Stoff und Form begrenzt war, fand hier einen freiern Spielraum. Besonders zeigt sich seine große Menschenkenntniß hier in ihrer ganzen Stärke. Viele dieser Fastnachtspiele kann man als Gemälde der Sitten seines Zeitalters ansehen. Zu den besten gehört: wie der Teufel ein alt Weib zur Ehe nahm (Bd. V. der Kemptner Ausgabe) [1]).

Nicht minder bemerkenswerth sind seine poetischen Gespräche, moralischen Gedichte, Erzählungen und Fabeln, welche letzteren theils Aesopische, theils mythologische Erzählungen sind. Am glücklichsten ist er in den Erzählungen, deren Inhalt er theils aus der Bibel, theils aus weltlichen Geschichtbüchern, theils aus der Deutschen Uebersetzung der Novellen des Boccaz, und aus dem ganzen Umkreise seiner großen Belesenheit nimmt; denn seine reiche Phantasie gibt auch dem unbedeutendsten Gegenstande Interesse und Leben. Dies gilt ganz vorzüglich von seinen Schwänken, oder den lustigen Erzählungen, die reich sind an komischen Späßen und drolligen Einfällen, und bei denen er mitunter den Brand und dessen Commentator, oder irgend eine Anekdote, Sage oder ein Volksmährchen benutzt hat. Gewiß sind diese Schwänke die Früchte seiner glücklichsten Laune, die sein Talent für das Komische am sichersten

bekunden, und gehören zu den werthvollsten Dichtungen seiner Zeit [2]).

In allen diesen Gedichten zeigt H. Sachs großes Gedächtniß, viel Menschenkenntniß, Witz und Belesenheit. Man sieht, er hatte die berühmtesten Schriftsteller des Alterthums — aber freilich in damaligen, schlechten Paraphrasen — studirt, und sich zugleich eine Menge historischer Nachrichten aus Chroniken gesammelt. Der Ton ist fast in allen Dichtungsarten derselbe. Sein beständiges Sylbenmaß sind die Knittelverse. Fast jedes seiner Gedichte schließt mit seinem Namen, der den letzten Reim macht, z. B. das wünscht Hans Sachs, das sagt, räth H. S. u. s. w. Auch setzt er unter jedes Gedicht Jahr und Tag, an welchem er es verfertigt hatte [3]).

Anmerk. 1) Ueber die Spiele und seine dramatischen Versuche überhaupt, s. Gottsched's „Nöthigen Vorrath ꝛc." Th. I. S. 47 — 114, und Th. II. S. 198—207.

2) Nasser hat in seinen Vorlesungen ꝛc. mehrere Stücke aus H. Sachse'ns Komödien, Fastnachtspielen, Erzählungen und Schwänken mitgetheilt. Wir geben eine Probe seiner Manier in nachfolgendem Schwank, den auch Wieland in seinem T. Merkur v. J. 1776 hat abdrukken lassen.

## Sanct Peter mit der Gaiß.

Ein Schwank.

Da noch auff Erden ging Christus,
Und auch mit ihm wandert Petrus,
Eins tags auß eim Dorff mit ihm gieng,
Bey einer Wegscheyd Petrus anfieng:
O Herre Gott vnd Meyster mein,
Mich wundert sehr der Güte dein,
Weil du doch Gott allmächtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller frist
In aller Welt gleich wie es geht,
Wie Habacuck sagt, der Prophet:

Frefel und Gewalt geht für recht,
Der Gottloß übervortheilt schlecht
Mit schalckheit den Gerechten und frommen,
Auch könn kein Recht zu End mehr kommen;
Die Lehr gehn durcheinander sehr,
Eben gleich wie die Fisch im Meer,
Da immer einer den andern verschlind,
Der böß den guten überwind,
Deß steht es übel an allen enden,
In obern und in nidern Ständen,
Deß siehst du zu vnd schweygest still,
Samb kümmer dich die sach nit vil,
Vnd geh dich eben glat nichts an!
Könst doch alles übel vnderstan,
Nembst recht in d'hand die Herrschaft dein!
O solt ich ein Jar Herr Gott seyn,
Vnd solt den Gewalt haben wie du,
Ich wolt anderst schawen darzu,
Führn vil ein besser Regiment,
Auff Erdereich durch alle Ständt!
Ich wolt stewern mit meiner hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub vnd Brand,
Ich wolt anrichten ein rüwig leben.
Der Herr sprach: Petre sag mir eben:
Meinst du woltst je besser regieren,
All ding auff Erd baß ordinieren,
Die Frommen schützen, die Bösen plagen?
Sanct Peter thet hinwider sagen:
Ja es müst in der Welt baß stehn,
Nit also durch einander gehn,
Ich wolt vil besser Ordnung halten.
Der HErr sprach: Nun so must verwalten,
Petre, die hohe Herrschaft mein,
Heut den tag solt du Herr Gott seyn!
Schaff vnd gebeut als was du wilt,
Sey hart, streng, gütig oder milt,
Gib auß den Fluch oder den Segen,

Gib schön Wetter, Wind oder Regen,
Du magst straffen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen,
In summa mein gantz Regiment
Sey heut den tag in deiner Händt.
Darmit reichet der HErr sein Stab
Petro, den in sein Hände gab.
Petrus war deß gar wolgemut,
Daucht sich der Herrlichkeit sehr gut.
Indem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager und bleich von Leib,
Barfuß in eim zerrissen Kleyd,
Die trieb ihr Gaiß hin auf die Wayd.
Da sie mit auff die Wegschayd kam,
Sprach sie: Geh hin in Gottes Nam,
Gott bhüt und bschütz dich immerdar,
Daß dir kein übel widerfahr
Von Wolffen oder Vngewitter,
Wann ich kan warlich je nit mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heint ich sonst nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden;
Nun geh hin wo du Wayd thust finden,
Gott der bhüt dich mit seiner Händ!
Mit dem die Fraw wiederumb wend
Ins Dorff, so gieng die Gaiß ihr straß.
Der HErr zu Petro sagen was:
Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört? Du must dich ihr erbarmen!
Weil ja den Tag bist Herr Gott du,
So stehet dir auch billich zu,
Daß du die Gaiß nembst in dein hut,
Wie sie von hertzen bitten thut;
Vnd behüt sie den gantzen Tag
Daß sie sich nicht verirr im Hag,
Nit fall noch mög' gestolen wern,
Noch sie zerreissen Wolff noch Bärn,

Daß auff den Abend wiederumb
Die Gaiß vnbeschedigt heimkumb
Der armen Frawen in ihr Hauß.
Geh hin vnd richt die sach wol auß!
Petrus namb nach deß HErren wort
Die Gaiß in sein Hut an dem ort,
Vnd trieb sie an die Wayd hindan.
Sich fing Sanct Peters vnruh an.
Die Gaiß war mutig, jung und frech,
Vnd bliebe gar nit in der nech, (Nähe)
Loff auff der Weide hin und wider,
Stieg ein Berg auff, den andern nider,
Vnd schloff hin und her durch die stauden.
Petrus mit ächtzen, blasn und schnauden
Must immer nachtrollen der Gaiß,
Vnd schin die Sonn gar über haiß.
Der schweiß über sein Leib abran,
Mit vnruh verzehrt der alte Mann
Den tag, biß auff den Abend spat,
Machtloß, hellig, ganz müd vnd matt,
Die Gaiß widerumb heimhin bracht.
Der HErr sach Petrum an und lacht,
Sprach: Petre, wilt mein Regiment
Noch lenger bhaltn in deiner Händt?
Petrus sprach: lieber HErre mein,
Nimb wider hin den Stabe dein,
Vnd dein gwalt, ich beger mit nichten
Forthin dein Ampt mehr außzurichten.
Ich merk, daß mein Weisheit kaum töcht (taugt)
Daß ich ein Gaiß regieren möcht,
Mit großer angst, müh und arbeit.
O HErr vergib mir mein Thorheit,
Ich will fort der Regierung dein
Weil ich leb nit mehr reden ein.
Der HErr sprach: Petre dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller ruh,

Vnd vertraw mir in meine Händt
Das allmechtige Regiment.

3) s. Jördens Lexikon, Bd. IV. S. 420. 21.

## §. 12. Seine Theilnahme an der Reformation.

Wir würden den guten Hans Sachs und seinen wohlthätigen Einfluß auf die damalige Zeit nur unvollständig würdigen, wenn wir nicht noch seines Antheils erwähnten, den er als Mensch und Dichter an Luther's Kirchen-Reformation genommen hat. Schon viele seiner Gedichte bekunden seinen redlichen und biedern Sinn, und stellen ihn als einen Mann dar von einem edlen, für jeden Eindruck des Schönen und Guten empfänglichen Herzen, von warmer Liebe für Tugend und Religion, und von einer frohen, durch keinen Wechsel des Schicksals getrübten Laune. Alles dies ergibt sich aber noch weit deutlicher aus dem lebhaften Antheil, den er an Luther's großem Werk bezeugte. Er war gerade ein junger, feuriger Mann von 23 Jahren, als Luther in Wittenberg öffentlich auftrat. Je mehr dieser sich erhob, desto mehr staunte unser Meistersänger zu seiner Größe hin. Alles, was gleich im Anfang der Reformation von und über Luthern geschrieben worden, hatte er gelesen, auch den großen Mann selbst zweimal gesehen, als dieser sich in Augsburg vor Cajetan stellen mußte, und nichts konnte ihn mehr von dem Kämpfer für Wahrheit abwendig machen. Wenn schon im fünften Jahre der Reformation in den beiden Hauptkirchen Nürnbergs nach Luther's Vorschrift gepredigt und getauft, die Bibel in Luther's Uebersetzung gelesen, und statt der unverständlichen Lateinischen Psalmen, Deutsche geistliche Lieder beim Gottesdienst gesungen wurden: so wird man von diesen Fortschritten in religiöser Aufklärung gewiß auch un-

ferm Hans Sachs einen bedeutenden Antheil zuschreiben, wenn man weiß, wie viel er, besonders bei dem gemeinen Mann in seiner Vaterstadt, galt. Er sammelte nicht nur sorgfältig, was er nur irgend von Luther's Schriften auftreiben konnte, sondern gab es auch seinen Mitbürgern zu lesen, wobei er denn zugleich in seinen Gesprächen mit ihnen den unwissenden Papisten eben so dreist die Augen zu öffnen suchte, als er die zu eifrig Lutherisch Gesinnten weislich in Zaum zu halten verstand.

Durch Luther's Beispiel gereizt, suchte er auch als Schriftsteller für die gute Sache zu wirken. Er dichtete deshalb verschiedene geistliche Lieder, von denen das bekannte „Warum betrübst du dich mein Herz ꝛc." in die öffentlichen Gesangbücher gekommen, und dreimal in's Lateinische, desgleichen in's Griechische, Französische, Englische, Holländische, Polnische, Niedersächsische und Böhmische übersetzt worden ist. Merkwürdiger aber sowol in dieser Beziehung, als auch in poetischer Hinsicht, ist seine Wittenbergische Nachtigall, oder, wie der Titel vollständig heißt: „die Wittenbergisch Nachtigall, die man yetz höret überall." *) Auf dem Holzschnitt ist eine Nachtigall zwischen Sonne und Mond und allerlei Thieren zu sehen; oben auf einem Berge ein Lämmlein mit der Siegesfahne. Ganz am Ende steht: Christus amator, Papa peccator. Es ist ein allegorisches Lobgedicht auf Luthern und die Reformation desselben, das im J. 1523 verfertigt ward, und als ein komisches Epos angesehen werden kann. Es herrscht in dem Ganzen nicht nur eine hohe, reine Begeisterung für die gute Sache der Reformation, und eine gewisse Altdeutsche edle Einfachheit in Worten und Gedanken, sondern auch eine echt-satirische Laune und ein derber, gesunder Witz, Eigenschaften, die diesem Gedichte eine eigenthümliche Kraft ertheilen. Zwar war die Satire über die herrschenden Laster der Geist-

lichkeit schon oft ein Gegenstand des Meistergesanges gewesen, und die papistische Klerisei hatte schon längst mit Verdruß auf die Meistersänger, als Zeugen der Wahrheit, hingesehen, die es für ein wesentliches Stück ihres Berufs hielten, dem blinden Haufen über seine eigennützigen Führer die Augen zu öffnen; aber keiner hatte ihnen noch so wehe gethan, und sie mit so glücklichem Erfolg dem allgemeinen Gelächter Preis gegeben, als es der Meister aller Meistersänger in seiner Nachtigall that. In einer vorangeschickten „Dedication an alle Liebhaber evangelischer Wahrheit" gibt er selbst den Zweck seines Gedichts dahin an, daß er das Wohlthätige der Reformation durch Luther in einer einfachen, leicht faßlichen Sprache für drei Klassen von Lesern darstellen wolle: für den gemeinen Mann, der noch gar nicht wisse, was es denn eigentlich mit der Reformation auf sich habe; für die bereits Lutherisch Gesinnten, daß sie Gott für die große Wohlthat der glücklich erlangten Aufklärung in der Religion von Herzen danken, und endlich für die hartnäckigen Papisten, die, auf Antrieb ihres intoleranten Glaubens an die allein selig machende Kirche, die neue Partei der evangelischen Christen verfolgen. Kurz — der Dichter will es seinen Lesern durch eine lebendige Darstellung recht anschaulich machen, wie groß Luther's Verdienst um die Reinigung der Lehre Christi von allen menschlichen Zusätzen sey, daß er dem Unwesen des Römischen Ceremonialdienstes ein Ende gemacht, und dafür die Ausübung der wahren christlichen Tugend herzlich empfohlen habe. — Um nun bei den ungebildeten Lesern, wie der Dichter sie sich denkt, seinen Zweck am sichersten zu erreichen, wählt er für die Einkleidung seiner Gedanken das grotesk-komische Gewand. Er läßt in einer, mit wahrem Dichtergenie durchgeführten Allegorie die spielenden Personen des großen Schauspiels der Refor-

mation nach der Reihe auftreten, und fügt am Schluß noch seine eigne Erklärung hinzu, um sein Publikum nicht im Dunkeln tappen zu lassen. Luther selbst tritt als Hauptperson unter dem Bilde einer Nachtigall auf. Schon seit mehreren Jahrhunderten hatte die Römische Kirche die verirrte Heerde der Christen während der Nacht der Unwissenheit bei dem Mondschein sophistischer Menschensatzung in einer undurchdringlichen Wildniß umhergeführt. Aber nun ließ die Nachtigall sich hören und lockte durch ihren schönen, hellen Gesang die irrenden Schafe zum Sonnenlicht der reinen evangelischen Wahrheit hin. Indessen hielt der Löwe, Papst Leo X., die armen Schafe in der Wüste der Hierarchie zurück, wo sie sich auf der dürren Weide des Römischen Gottesdienstes ihr sparsames Futter suchen sollten, und während er sie mit dem Mordstrick der hierarchischen Gesetze fesselt, helfen die Wölfe — die hohe Geistlichkeit sammt und sonders — ihm die ausgehungerten Thiere melken, scheeren und schinden. Den Wölfen zur Seite treiben Marktschreier und Gaukler aller Art, und besonders die Ablaßkrämer, das edle Handwerk des Scheerens und Schneidens, und saugen mit dem harten Pönitenzienwesen ihre unglücklichen Opfer bis auf's Blut aus. Was diesen da noch von Kraft und Saft übrig gelassen wird, eigenen die Schlangen — die Mönche und Nonnen — sich zu, die sich für ihre unnützen Liebesdienste auf Unkosten der armen Christen fett machen. — Aber immer lauter und heller tönt das Lied der Wittenbergischen Nachtigall, und dem Löwen wird für sein Reich bange. Darum sendet er in der Noth das wilde Schwein, den Dr. Eck, und den Bock, Emser (dessen polemische Schriften s. bei Flögel S. 152.), gegen sie aus; die Frösche, die Römischen Theologen, brüsten sich in dem Sumpf ihrer scholastischen Weisheit, und die

Wiltgens, die einfältigen, blinden Laien, wollen sich durchaus nicht aus dem dichten Gehege vertreiben lassen, das Dummheit und Aberglaube um sie gezogen haben.

Weiter malt der weise Dichter seine komische Allegorie nicht aus, weil er es fühlt, daß, wo der Schriftsteller es nicht mehr mit lächerlichen Thorheiten und Albernheiten, sondern mit Bosheit und Ränken zu thun hat, der spöttelnde Scherz dem tiefer schneidenden Ernst weichen muß. Mit kräftigen Farben zeichnet er den Greuel der Verfolgungen, welche die Bischöfe, im Bunde mit den weltlichen Fürsten, über die Anhänger der neuen Lehre ergehen ließen, wie sie Gefängnißstrafe und Landesverweisung zu Hülfe nehmen, um die Reformation in der Geburt zu ersticken. Der Dichter ist sogar dreist genug, von der Ferne auf die kaiserlichen Mandate hinzuweisen, durch die bei harter Strafe der Kauf und Verkauf aller Schriften Luther's in Nürnberg untersagt ward, und sagt, daß an allen den heimlichen Machinationen und offenbaren Grausamkeiten die Zeiten der Herrschaft des Antichrists zu erkennen wären. Und hier knüpft nun der wackere Mann eine kräftige und herzliche Ermahnung an die Freunde des großen Reformators an, womit er, aufmunternd und tröstend zugleich, das Ganze schließt.

Auch wir schließen diesen Abschnitt, mit der Bemerkung, daß der ehrliche Meistersänger nicht minder in Hinsicht auf seine Sprache beachtet zu werden verdient.

Anmerk. *) Das Gedicht steht im zweiten Buch der ersten Ausgabe seiner Werke vom J. 1560.

## §. 13. Johann Fischart, Menzer genannt.

Der lustigste Kopf, erste Lacher und größte Sonderling seiner Zeit war Johann Fischart, von dessen Le-

Lebensumständen aus Mangel an bestimmten Nachrichten nur gesagt werden kann, daß er um die Mitte des 16ten Jahrh. gelebt hat [1]). Er war nicht bloß ein fleißiger, sondern auch ein glücklicher Schriftsteller, und im Fach der Satire so seltsam und ausgelassen, daß er als eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieses Zeitraums in der Geschichte der Litteratur dasteht. Bei einer unerschöpflichen Fülle von Witz, und mit seltener Originalität, scherzt und lacht und höhnt und geißelt er die Thorheiten seiner Zeit, bald mit Feinheit, bald im schmuzigen, cynischen Tone, aber immer als schlauer Menschenkenner. Seine größte Kühnheit aber zeigt sich in der Art, wie er die Deutsche Sprache behandelt. Er betrachtet sie, wie sein Leibeigenthum, denn er dringt ihr Wörter und Wendungen auf, zu denen auch nicht die entfernteste Analogie aufzufinden ist. Im starkkomischen und burlesken Ausdruck ist er fast unübertreffbar. Doch auch die willkürlichsten Sprachformen, die er sich erlaubt, zeugen von seiner Gelehrsamkeit und seinem Witz, und neben ihnen stehen auch manche glückliche neue Veränderungen und Formen, die der beweglichen Leichtigkeit seiner Satire besser zusagen. Auch leuchtet selbst aus der schalkhaften Ergießung seines Genies ein heiterer Sinn und eine treuherzige Redlichkeit hervor. Wie groß der Beifall gewesen, den er unter seinen Zeitgenossen gefunden, ergibt sich schon daraus, daß mehrere seiner Schriften sehr oft wieder aufgelegt werden mußten, und, wie er selbst sagt, kaum hinlänglich gedruckt werden konnten [2]).

Anmerk. 1) Einige lassen ihn in Mainz, Andere zu Strasburg, noch Andere zu Frankfurt a. M. geboren werden. Letzteres behauptet Küttner in seinen Charakteren Bd. 1. S. 90. u. 91., und bestimmt sein Geburtsjahr auf 1511, und sein Todesjahr auf 1581. Nach ihm starb er als

Stadtschreiber und Syndicus zu Frankfurt. Dies ist aber offenbar falsch. Aus Fischart's eigenen Schriften ergibt sich, daß er noch ums Jahr 1586 Doctor der Rechte und Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken war. Gewiß ist es, daß er vor 1591 starb. (s. Koch's Compendium Bd. 1. S. 109—10). Mit seinem Namen hat er mehrern Spaß getrieben, und dadurch zu manchen Verwirrungen Anlaß gegeben. So schrieb er sich unter andern Hulkrich Ellopoſcleron Reznem. Den Begriff des ersten Namens glaubte er in seinem Vornamen Johann zu finden, den zweiten entlehnte er aus dem Griechischen ἔλλοψ Fisch und σκληρός hart), und der dritte entstand durch Umkehrung des Namens Menzer, den er sich, wie Einige sagen, nach seinem Geburtsort Mainz beigelegt haben soll.

2) s. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. I. S. 518. Vergl. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. 1. S. 90—95, und Horn's Geschichte ꝛc. S. 81. und 82.

## §. 14. Seine wichtigsten Schriften.

Seine satirisch-humoristischen Schriften in Prosa, die meist sehr abenteuerliche Titel führen, sind jetzt äußerst selten, und mehrere kennt man nur aus Anführungen [1]). Die wichtigsten sind:

1) „Affentheurlich Naupengeheurliche Geſchichtklitterung, Von Thaten vnd Rahten von kurtzen langen weilen Vollem beschreiten Helden vnd Herren Grandguſier, Gargantua vnd Pantagruel, Königen inn Vtopien, Jedewelt vnd Nienenreich, Soldan der neuen Kannarien vnd Oudyſſen Inſeln: auch Grosfürſten im Nubel Nibel Nebelland, Erbvögt auff Nichilburg vnd Niederherren zu Nullibingen, Nullenſtein vnd Niergendheym. Etwan von M. Franz Rabelais Französiſisch entworfen: Nun aber vberschrecklich luſtig inn einen Teutſchen

Model vergossen, vnd vngefärlich obenhin, wie man den Grindigen laufet, inn vnser Muter Lallen vber oder drunter gesetzt. Auch zu diesem Truck wieder auff den Ampoß gebrogt vnd dermassen Pantagruelisch verposselt, verschmidt vnd verdängelt, daß nichts ohn ein Eisen Nisi dran mangelt: durch Huldrich Elloposcleron. Getruckt zur Greneſing im Gänsserich 1552." 8. — Unter diesem Titel steht ein Holzschnitt, der zwei aus den Wolken gestreckte Hände darstellt, von denen die zur Linken einen Krebs festhält, mit den Ueberschriften: Si laxes erepit, Zu Luck entkriechts, und die andere eine Schlange zusammendrückt, mit der ebenfalls zwiefachen Ueberschrift: Si premas erumpit, Ein truck entziechts. Unter dem Holzschnitt steht: Im Fischen Gilts Mischen. — Dies ist die älteste unter den uns bekannten Ausgaben [a]), obwohl nicht die erste, wie der Zusatz auf dem Titel: zu diesem Truck wieder auff den Ampoß gebrogt, deutlich beweis't.

Eine zweite und neuere Ausgabe ist v. J. 1575. 8., die in manchen Stücken, nicht nur im Titel, sondern auch in der Sprache und Schrift, von der ersten abweicht ). Außerdem sind noch 11 Ausgaben bekannt, von 1577, 82, 90, 94, 96, 1600, 1605, 1608, 17, 20, 31, wie Koch und Flögel sie aufführen.

Diese Geschichtklitterung ist, wie der Titel schon anzeigt, eine freie Nachbildung des ersten Buchs des La vie du grand Gargantua, père de Pantagruel, von Fischart's Zeitgenossen, dem Französischen Satiriker Rabelais [b]), und der erste komische Roman in Deutschland, der einen Schatz von Possierlichkeiten und groteskem Witz enthält. Fischart nahm nur den Stoff des Rabelais. Er bearbeitete den Franzosen nach Deutscher Art und Kunst, so daß man Deutsche und nicht Französische Sitten und Schilderungen kurz ein echt-Deut-

sches Originalwerk zu lesen glaubt. Mitunter hat der Bearbeiter seinem Roman auch einige Verse eingestreut, und da verdient es bemerkt zu werden, daß wir hier die ersten, freilich ganz krüppelhaften Deutschen Hexameter und Pentameter, noch dazu gereimte, antreffen, die wir bis jetzt in der Geschichte unserer Poesie aufzuweisen haben [5]). Sie befinden sich am Ende des zweiten Kapitels der Geschichtklitterung, und sind der Anfang eines Gedichtes, das wahrscheinlich ein komisches Epos hat werden sollen. Fischart sagt, er habe deswegen diesen Versuch gemacht: „Dieweil daraus die Künstlichkeit der Teutschen Sprach in allerhand Karmina bescheint; und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechsmäßiger Sylbenstimmung, und sylbenmäßigen Sechsschlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Muß allein essen wollten,) forthin weiche." Bei allem echten Witz, den dieser Roman enthält, hat er doch auch viel Rohes und Gemeines, daher er auch nur durch starke Beschneidung und Umänderung für uns brauchbar gemacht werden könnte [6]).

Anmerk. 1) Ein Verzeichniß vieler seiner Schriften findet man bei ihm selbst, theils in der Vorrede zu seiner „Geschichtklitterung," theils in dem „Bienenkorbe des heil. Römischen Reichs Imenschwarms." Flögel in der Gesch. der kom. Litt., und Koch in seinem Compendium, haben diese Verzeichnisse abdrucken lassen.

2) Diese Nachricht verdanken wir dem Doctor Anton in Görlitz, der im Besitz der ältesten Ausgabe war, und solche im Deutschen Museum 1778, Bd. II., Decbr. S. 543 u. f. beschrieben hat.

3) Ein Exemplar dieser Ausgabe besaß der Prof. Heynatz zu Frankfurt a. d. O., der sie in dem Gothaischen Magazin der Künste und Wissenschaften Bd. I. S. 168 u. f. beschrieben, und Bd. II. St. 11. S. 987. u. f. eine Sammlung von Varianten aus derselben bekannt gemacht hat.

4) Franz Rabelais (geboren 1483, gestorben 1553) ist der Vater der Französischen Satire, der ohne Schonung alle Thorheiten geißelte, und der viel Genie und Originalität, aber wenig geläuterten Geschmack verräth. Sein Gargantua, als sein Hauptwerk, ist eine Satire gegen den Adel, die Geistlichkeit und den Hof, und wurde damals unterdrückt.

5) Die „Litteraturbriefe" (Th. I. 3te Aufl. S. 109 u. f.) haben sich das Verdienst erworben, auf dieses Alter des Deutschen Hexameters aufmerksam gemacht zu haben, da man sonst glaubte, daß Heraus (s. dessen Gedichte und Lat. Inschriften, Nürnberg 1721, wo man ein Lobgedicht auf Kaiser Karl VI. findet, überschrieben: Versuch einer neuen Deutschen Reimart) der erste Bearbeiter dieser Versart sey. Dies ist so wenig der Fall, daß ihm sogar Mehrere darin vorangegangen sind. Denn beinah um dieselbe Zeit, als Fischart seine Hexameter machte, versuchte Konrad Gesner, in seinem Mithridates exprimens differentias linguarum tum veterum, tum quae hodie per totum terrarum orbem in usu sunt (Tiguri 1555. 8.), ebenfalls Deutsche Hexameter; s. „Hauptepochen der Deutschen Sprache seit dem 8ten Jahrh. ꝛc." von Leonhard Meister, in den „Schriften der Kurfürstl. Deutschen Gesellschaft in Manheim" (Bd II. S. 78 u. f.), wo auch eine Probe der Gesnerschen Hexameter gegeben wird. — Auf Gesner folgt Eisenbeck, beider Rechte Doctor und Advocat in Regensburg, von dem wir besitzen: „der hundert und vierte Psalm Davids, in teutsche Hexameter oder Heroicum carmen versetzt ꝛc." (Regensburg, 1617), wovon einige Proben mitgetheilt sind in der Deutschen Bibl. d. schön. Wissens. Bd. VI. St. 1. Dann folgt Alsted, Prof. der Philosophie und Theol. zu Weißenburg in Siebenbürgen, in seiner Encyclopaedia scientiarum, und dann erst kommt Heraus. — Um uns von dem ersten schwachen Versuch im Deutschen Hexameter einen Begriff machen zu können, theilen wir hier Fischart's Zuschrift an die Deutsche Nation mit, die in wechselnden Hexametern und

Pentametern abgefaßt ist, bei welchen letzteren auch noch das Besondere ist, daß sich jedes Hemistichium mit dem andern reimt:

Dapfere meine Teutschen, redlich von Gemüt und Geblüte,
Nur ewerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,
Zu preisen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr seyd von Redlichkeit, von grosser streitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohne Widerstand!
So wer es euch allesampt fürwar eine mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
Drumb dieselbige sonderlich zu förderen eben:
So hab ich mich unverzagt, auf ietziges gern gewagt,
Und hof solch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er sagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt widerumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem ersten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutscher Sprache,
Der erst solch unterweist, frembde Völcker allermeist,
Dieselbige lange Zeit haben mit unserer Künste,
Allein sehr stolziglich, gepranget sehr unbilliglich:
Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen Dunste
Ihn nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

6) Etwas dieser Art ist geschehen in einer Umarbeitung, welche unter dem Titel: „Gargantua und Pantagruel umgearbeitet nach Rabelais und Fischart von Dr. Eckstein," zu Hamburg 1785 — 87 in 3 Theilen 8. erschien, und den Secretair der Dänischen General-Wegecommission zu Kopenhagen, Christ. Lävinus Fried. Sander, zum Verf. hat.

## §. 15. Fortsetzung.

2)„ Hultrich Elloposcleron Flöh Hatz, Weiber Tratz. Der Wunder vnrichtige und spotwichtige Rechtshandel der Flöh mit den Weibern, vermehrt mit dem Lobe der Mücken und des Flohes Strauß mit der Lauß." (Ohne Druckort und Jahreszahl) in 8; desgl. Strasburg bei

Bernhart Jobin 1578. 8. (aus der gereimten Vorrede des Verf. ergibt sich, daß dieser Ausgabe schon mehrere vorangegangen); ebenfalls zu Strasburg 1594 8. (auf dem Titel dieser Ausgabe heißt es, daß das Werk „auf ein newes abgestoßen und behobelt sey," und daß „der Flöh Apellation und der Belz Devension" bald nachfolgen soll); desgl. Strasburg 1610, 8. — Der Inhalt dieses so ziemlich seurrilen satirischen Gedichts ist: ein Floh klagt einer Mücke die Leiden, die er von den Weibern auszustehen habe, und die mannichfaltigen Todesarten der Flöhe. Die Mücke will ihn trösten, aber vergebens. Er bringt seine Klage vor den Jupiter, und dieser fodert die Weiber auf, sich zu verantworten. Endlich erfolgt der Ausspruch zum Vortheil der Weiber. Ein Anhang enthält Recepte für die Flöhe, ein Flöhlied und eine Flöhschlacht. — Das Gedicht ist voll von burleskem Witz, und mit so vielen ekelhaften Beschreibungen und Bildern überladen, daß selbst der Geschmack seines Zeitalters den Dichter nur schwer entschuldigt [1]).

3) „Podagrammisch Trostbüchlein. Innhaltend zwo artlicher Schutzreden von herrlicher ankonfft, geschlecht, Hofhaltung, Nutzbarkeit und tiefgesuchten Lob des Hochgelehrten Gliedermächtigen vnd zarten Frawlins Podagra. Nun erstmals zu Kitzelingen Trost und ergetzung andächtiger Pfotengrammischer Personen oder Handkrämpfigen vnd Fußverstrickten Kämpfern lvstig und wacker (wie ain Hund auff dem Lotterbet) bossiert und publiciert durch Hultrich Elloposcleron" ohne Ort 1577, (dann Strasburg, 1591. und 1604. 8.) — Dieses Trostbüchlein ist in Prosa geschrieben.

4) „Bienenkorb des Heyl. Römischen Imenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen) Hurnaußnäster, Brämengeschwürm vnd Wäspengetöß. Sampt Läuterung der Heyl. Röm. Kirchen Honigwaben: Einwei-

hung vnd Beräuchung oder Fegfeurung der Imenstöck: vnd Erlesung der Bullenblumen, der Dekretenkreuter, des Heydnischen Klosterhysops, der Suiter Säudisteln, der Saurbonischen Säubohnen, des Magisnostrischen Liripipefenchels vnd des Imenplatts der Plattinen, auch des Meßthaues vnd H. Saffts von Wunderbäumen ꝛc. ꝛc., alles nach dem rechten Himmelsthau oder Manna justirt, vnd mit Mentzerkletten durchziert. Durch Jesuwalt Pickhart, des Canonischen Rechtens Canonisirten oder Gewürdigten ꝛc. Getruckt zu Christlingen Anno 1579." 8. Neue Ausgaben sind von den Jahren 1580, 81, 82, 86, 88, und die neuste von 1657, Leipzig, mit einer Vorrede von Jacob Thomasius.

Dieser „Bienenkorb" ist eine Umarbeitung der Holländischen Satire: De Bienkorf der H. Roomsche Kercke; die Philipp Marnix, Herr von Saint Aldegonde 1569, 8. zum ersten Male herausgab. — Das Fischartsche Werk ist eine zügellose Züchtigung der Pfaffenunkeuschheit, und voll von kurzweiligen Mährchen und Legenden. Es wurde mit unglaublichem Frohlocken aufgenommen, und hat der Römischen Kirche keinen geringen Schaden zugefügt. Fischart trieb in seiner Umarbeitung nicht allein die beständige Allegorie des Verf. viel höher, sondern machte auch das Buch durch seine komische Laune und derbe Schreibart noch volksmäßiger, so wie er es durch viele neue Zusätze vermehrte. Nur muß man hier, wie in allen satirischen Schriften Fischart's, weniger poetischen Geist, als grotesken Witz und Spott suchen [2]), und es mit der Züchtigkeit seines Ausdrucks nicht genau nehmen.

Anmerk. 1) In Meister's Beiträgen zur Gesch. Th. I. S. 226 u. f. sind einige Proben dieses Gedichts abgedruckt. Wahrscheinlich veranlaßte der Fischartsche Flohhatz eine Nachahmung in macaronischen Versen (einer von

den Italienern entlehnten, und wahrscheinlich von ihrem, aus mehreren Ingredienzien bestehenden Lieblingsgericht, macaroni, benannten Versart, in der alte und neue Sprachen unter einander gemischt sind, und die Wörter der neuen Sprache nach Art der alten gebeugt werden), die zu Ende des 16ten und in der ersten Hälfte des 17ten Jahrh., öfters auch noch im 19ten Jahrh. gedruckt worden ist, und den Titel führt: Floïa, Cortum versicale (kurzes Gedicht) de Flois swartibus, illis Deiriculis (Thierchen) quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et spitzibus suis schnaflis steckere et bitere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia. Anno 1593. 4. Der Anfang dieses Gedichts lautet:

Angla (Stacheln) floosque canam, qui wassunt pulvere swarto
Ex wateroque simul fleitenti et blaside dicko,
Multipedes deiri, qui possunt huppere longe,
Non aliter, quam si floglos natura dedisset.
Illis sunt equidem, sunt, inquam, corpora kleina,
Sed mille erregunt menschis martrasque plagasque,
Cum steckunt snaflum in livum, blutumque rubentem
Exsugunt etc.

2) Ueber den „Bienenkorb" und alle genannte satirische Gedichte Fischart's s. man besonders Flögel's „Geschichte der komischen Litteratur," Bd. III.

## §. 16. Fortsetzung.

Anders erscheint uns Fischart in seinem ernsthaften erzählenden Gedicht: „das glückhafft Schiff" [1]). Hier zeigt sich, gegen seine sonstige Natur, Züchtigkeit der Sprache und durchweg eine edle, männliche Schreibart. Es wurde zuerst ohne Druckort und Jahreszahl (um 1576) in 4. herausgegeben, sodann unter dem Titel: „der warme Hirsbrei von Zürich" durch H. R. Maurer, Zürich, 1797. 4. Die Veranlassung zu diesem Gedichte war: die Zürcher wünschten, daß die Strasburger (damals noch freie Reichs-

städter) sich dem Schweizerbunde anschließen möchten. Die Strasburger aber besorgten, zu weit von der Schweizer Grenze entfernt zu seyn, als daß ihre Stadt im Fall der Noth zur rechten Zeit Hülfe von den Schweizern erhalten könnte. Um nun diese Besorgniß zu heben, machte eine Gesellschaft von Zürchern (unter denen sich wahrscheinlich der Verfasser selbst befand) 1576 früh morgens zu Schiffe auf der Limmat, der Aar und dem Rhein eine Reise nach Strasburg, um dem dortigen Schützenschießen beizuwohnen. Sie kamen an demselben Tage noch vor dem Abendschmause der Schützengesellschaft an, und brachten einen großen ehernen Topf voll warmen Hirsebrei mit. Als sie diesen auf den Tisch stellten, und die Strasburger sich wunderten, daß der Brei noch so heiß sey, es bisher auch für unmöglich gehalten hatten, den Weg von Zürch nach Strasburg in einem Tage zu machen: sagten die Zürcher, sie hätten die Absicht gehabt, den Strasburgern zu zeigen, daß, wenn ihre Stadt einmal überfallen würde, Zürch ihr eher zu Hilfe kommen könne, als ein solcher Brei kalt werde. Der Topf, der 144 Pfund wog, wurde als ein Geschenk der Zürcher zum Andenken in das Strasburger Zeughaus gebracht. — Diese Begebenheit beschreibt Fischart in gereimten Versen, und liefert darin ein genaues Tagregister der ganzen Reise und des Aufenthalts in Strasburg, sammt der glücklichen Rückkunft, in einem sehr gefälligen Tone. Das Gedicht ist reich an schönen malerischen Schilderungen der stillen Natur, an glücklichen Fictionen, weisen Sprüchen und witzigen Reden, und zeichnet sich durch wahrhaft poetischen Geist aus; die didaktische Tendenz desselben ist: anschaulich zu machen, wie der Mensch durch kraftvolles Ausharren bei einem kühnen Unternehmen möglich machen könne, was unmöglich scheint [2]).

Anmerk. 1) Fischart nennt sich darin Ulrich Mansehr vom Treubach. S. von d. Hagen's Briefe in die Heimath I. S. 179.

2) Auszüge daraus, in denen der metrische Vortrag in Prosa aufgelöst worden, findet man in der „Sammlung der Zürcherischen Streitschriften," Bd. II. St. 7, und daraus in Meister's Beiträgen ꝛc. Bd. I. S. 221 u. f. abgedruckt. Die besten Nachrichten über dieses Gedicht hat bis jetzt gegeben der Verfasser des Buchs: „über die Reise des Zürcher Breitopfs" Friedr. Dominicus Ring, Hofrath in Karlsruhe (Baireuth, 1787. 8.), auch die erste Hälfte des glückhaften Schiffes abdrucken lassen in Meusel's histor. litter. statist. Magazin 1802, Th. I. S. 226 — 251. Kleinere Proben stehen auch in Friedr. Bouterwek's Gesch. der Poesie und Beredſ. Bd. IX. S. 454 u. 55.

## §. 17. Burkard Waldis.

Dieser schon als Umarbeiter des Theuerdanks (s. S. 138.) genannte Mann lebte in der ersten Hälfte des 16ten Jahrh., und war noch im Jahre 1554 Kaplan der Landgräfinn Margaretha von Hessen. Aus seinen Schriften ersieht man, daß er die protestantische Religion angenommen, dem Katholizismus heftig entgegengearbeitet, viele Reisen nach Italien, Portugal und Holland gemacht, und dabei in drückender Armuth gelebt habe. Weiter weiß man von seinen Lebensumständen nichts, und da er weder von gleichzeitigen Litteratoren, noch von denen des folgenden Jahrhunderts angeführt wird, so scheint auch seine Berühmtheit zu seiner Zeit nicht groß gewesen zu seyn. Dennoch ist er für uns wichtig als Fabeldichter. Die Sammlung seiner Fabeln führt den Titel: „Esopus gantz new gemacht vnd in Reimen gefaßt. Mit sampt Hundert newer Fabeln, vormals im Druck nicht gesehen noch außgangen. Durch Burcardum Waldis." Frankfurt a. M. 1548. 8. Eine zweite Ausgabe erschien 1555, eine dritte 1565, und

eine vierte 1584, alle in 8. und zu Frankfurt a. M. Die ganze Sammlung ist in vier Bücher abgetheilt, von denen jedes 100 Fabeln enthält. Größtentheils ahmt er darin dem Aesop und Phädrus nach; doch dichtet er auch oft in ihrem Geist mit eigner Erfindsamkeit, oder entlehnt seinen Stoff aus wirklichen Vorfällen. Ueberhaupt gehören seine Fabeln nicht alle unter die Rubrik der eigentlichen Aesopischen Fabel; denn mehrere unter ihnen sind Schwänke oder kleine komische Erzählungen, aber mit einer bestimmten Nutzanwendung versehen. Als Erzähler wird er nicht selten schwatzhaft und weitläufig; doch ist er reich an feinen komischen Zügen, lebhaft in seinen Beschreibungen, und besonders correct in seiner Sprache. Er gehört zu den trefflichsten Fabeldichtern seines Jahrhunderts. Gellert, der einige Erfindungen aus Waldis entlehnte, urtheilt vortheilhaft über ihn, im ersten Theil seiner sämmtlichen Schriften (Leipzig 1784). Mehr noch erhebt und vertheidigt ihn v. Gemmingen in seinen „Briefen nebst andern poetischen und prosaischen Stücken" (Frankfurt und Leipzig 1753), und sucht ihn besonders gegen den Vorwurf des beleidigten Wohlstandes zu schützen [1]). Einen gleichen Schutzredner fand er an Eschenburg [2]), und einen glücklichen Nachahmer an Zachariä [3]).

Anmerk. 1) „Ich habe keinen Anstand," sagt v. Gemmingen: „unterschiedliche seiner Gedichte, besonders aber die Erzählungen, für vollkommene Werke in ihrer Art auszugeben; denn das sind keine Fehler, was er mit den größten Leuten seiner Zeit gemein hat: Ausdrücke, die unsern Ohren grob klingen, und Scherze, welche den Begriff beleidigen, den wir von der Höflichkeit haben. — Das Wort Pfaff hat nunmehr in ganz Deutschland eine verächtliche Bedeutung. Wer weiß aber nicht, wie herrlich ehedem die Bedeutung dieses Worts war, wie oft sich geistliche Churfürsten selbst Pfaffenfürsten genannt, und wie

viele alte Urkunden also anfangen: Ich Pfaff, Meister Hans W. urkunde und bekenne hiermit ꝛc. Schalk bedeutet nunmehr einen Spitzbuben, ehedem aber einen Diener, ja zuweilen einen königl. Minister. Baron hieß in der alten Gothischen Sprache der Teufel, in der Lombardischen ein Landläufer, und in der neu-Teutschen ist es ein Titel, der zu Wien hundert Ducaten kostet."

2) s. Hamburgische Unterhaltungen Bd IV. St. 5. S. 933 — 942.

3) s. Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier. Braunschweig 1771. 8. (Voran stehen Anmerkungen über B. W. und dessen Art zu erzählen). Davon besorgte nach Zachariä's Tode Eschenburg eine neue Ausgabe 1777, der er einen Anhang von ausgewählten Originalfabeln des Waldis beifügte, und solche mit Spracherklärungen begleitete.

## §. 18. Georg Rollenhagen.

Georg Rollenhagen (nicht Gabriel, sein Sohn, wie Meister in seinen Beiträgen zur Gesch. ꝛc. Th. I. S. 275. ihn nennt) wurde 1542 in Bernau, einer Stadt drei Meilen von Berlin, geboren, und starb nach vielen körperlichen Leiden mancherlei Art 1609, als Rector zu Magdeburg. Er war ein zu seiner Zeit gelehrter Mann, der verschiedene Gedichte und Lustspiele schrieb, in der Litteraturgeschichte aber nur wegen eines komisch-epischen Gedichts merkwürdig ist, welches den Titel führt: „Froschmeuseler, in dreyen Büchern von Marx Hupfinsholz von Mäuseloch, der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser." Magdeburg 1595, 8. Spätere Abdrücke sind von 1596, 1600, 1608, 1621, 1627, sämmtlich zu Magdeburg, eine von 1683 zu Frankfurt a. M., und die neuste Ausgabe ist von 1730 zu Frankfurt und Leipzig. 8., alle mit erweitertem Titel [1]). Das Gedicht (gewissermaßen ein Seitenstück zu Reineke dem Fuchs)

besteht aus drei Büchern, deren jedes wieder seine besonderen Abtheilungen hat. In dem ersten werden unter Handlungen und Begebenheiten der Mäuse, Katzen und Füchse, die Sitten des Hausstandes vorgestellt; in dem zweiten wird das geistliche und weltliche Regiment unter der Allegorie von den Berathschlagungen der Frösche geschildert, und das dritte Buch gibt die Abbildung des Kriegswesens in einer epischen Erzählung von den Kriegen der Frösche und Mäuse. Den Stoff zu diesem Gedichte entlehnte Rollenhagen aus Homer's Batrachomyomachie auf Veranlassung einer Aeußerung seines Lehrers, des Wittenbergischen Professors, Dr. Veit Oertel von Winßheim, der bei der Erklärung der Batrachomyomachie geäußert hatte, daß man die darin herrschende Lieblichkeit der Rede in keiner Sprache so zierlich und anmuthig wiedergeben könne. Allein der Griechische Stoff ist nur benutzt in dem Anfang des ersten Buchs und in dem letzten Abschnitt. Das Uebrige enthält Episoden, die zum Theil so lang sind, daß man fast den Gang der Erzählung darüber verliert, daher die noch nicht aus 300 Versen bestehende Batrachomyomachie unter Rollenhagen's Händen zu einem Gedicht von mehr als 10,000 Versen angeschwollen ist. Diese Weitschweifigkeit in der Anlage und Composition ist der Hauptfehler des Gedichts, dessen Theile auch nicht mit gleicher Sorgfalt gearbeitet sind, das aber doch so viel trefflich gezeichnete Charaktere, Sprüche, Bilder und Gemälde enthält, und von so viel Weltkenntniß, Witz und Laune zeugt, daß man in dem Dichter ein nicht gemeines Talent für die humoristische Poesie anerkennen, und seinem Werk den Ruhm der Originalität zugestehen muß. Auch für die Sitten- und Culturgeschichte der damaligen Zeit ist der Froschmäuseler sehr wichtig. [2]).

Eine, von allen neuern Litteratoren mit Recht ge-

rühmte Nachbildung oder Umbildung des Rollenhagenschen Froschmäuselers erschien unter dem Titel: „Der neue Froschmäuseler. Ein Heldengedicht in drei Büchern. Erstes Buch. Köln, bei Peter Hammer, 1796" 8. mit eingedruckten Holzschnitten. Nur das erste Buch ist erschienen. Der von keinem Litterator bisher genannte Herausgeber dieser Umbildung ist der, in der juristischen Litteratur bekannte, im J. 1802 verstorbene Hoffiscal Christ. Ludwig Stengel, von dem wir auch eine „Quintessenz aus Abrah. a Sancta Clara Schriften" in zwei Gaben besitzen [3]).

Anmerk. 1) Im Auszuge bearbeitet von Karl Lappe, erschien der Froschmäuseler, Stralsund 1816. 8.; eine abgekürzte, sonst unveränderte Ausgabe zu Tübing. 1819. 8.

2) s. Jörden's Lexikon, Bd. IV. S. 374 — 391. Vergl. Nasser's Vorlesungen, Th. I. S. 352 u. f., wo auch einige Proben aus dem Gedicht mitgetheilt sind; desgl. Meister's Beiträge ꝛc. Th. I. S. 275 u. f.

3) Stengel fand in seinen bürgerlichen Verhältnissen Gründe, seinen Namen als Herausgeber zu verschweigen. — Proben dieser Nachbildung sind mitgetheilt in des Verfassers „Bardenhain," Th. III. S. 235 bis 260.

## §. 19. Jakob Böhme.

An der Grenze dieses Zeitraums erblicken wir noch in Jakob Böhme einen der berühmtesten Theosophen und Mystiker, der mit Hans Sachs das Schicksal theilt, von Vielen bespöttelt, von Andern ungebührlich erhoben worden zu seyn, wie er denn auch im bürgerlichen Geschäft und in dem Gange seiner Bildung ihm ähnlich ist. Böhme war 1575 in Alt-Seidenberg, bei Görlitz in der Oberlausitz, von armen Landleuten geboren, lernte das Schuhmacherhandwerk und betrieb solches bis an sein Ende, 1624, zu Görlitz. Bei der Eigenthümlichkeit seiner gei-

stigen Anlagen, unter welchen eine höchst lebendige Phantasie herrschend hervortrat, entwickelte sich in ihm allmählig eine Neigung für das Uebersinnliche und Geheimnißvolle, so daß er in den Einwirkungen der Natur auf sich eine Offenbarung Gottes empfand, und sich einer höhern Eingebung theilhaftig hielt. Sein frommer Sinn, nicht minder seine sitzende Lebensart, trugen wohl vorzüglich dazu bei, sein brütendes Nachdenken über höhere Gegenstände zu befördern, und ihn zu jenem beschaulichen Leben hinzuführen, in welchem er, ohne höhere wissenschaftliche Bildung, durch den Drang seiner Gemüths- und Phantasie-Kräfte fortgerissen, ein Spiel seiner eigenen Täuschungen wurde. Mehrere Entzückungen und Gesichte, die er in diesem aufgeregten Zustand hatte, und die er einer unmittelbaren Erleuchtung durch den Heil. Geist zuschrieb, machten ihn zum Schriftsteller. Seine erste Schrift die er 1610 abfaßte, war „Aurora, oder die Morgenröthe im Aufgang," gedruckt 1612, so genannt, weil der Verfasser ein Licht in ihr anzündet, für die, welche erkennen wollen. Hier versucht er, seine Offenbarungen und Anschauungen über Gott, Menschheit und Natur mitzutheilen, und es ist sowohl aus diesen Schriften als aus allen nachfolgenden deutlich zu ersehen, daß er eine vertraute Bekanntschaft mit der Bibel, besonders mit den apokalyptischen Büchern derselben, so wie mit einigen gelehrten, mystischen und chemischen Schriften, namentlich dem Paracelsus, hatte. Verfolgungen der Geistlichkeit, die ihm daraus entstanden, befestigten ihn in seiner unwiderlegten Ueberzeugung, und verbreiteten seinen Ruf, so daß er, von mehrern Seiten aufgefodert sein Talent zu entwickeln, vom Jahre 1619 an, gegen 29 Schriften herausgab, unter denen die „Beschreibung der drei Principien des göttlichen Wesens" am merkwürdigsten ist. Alle diese Schriften bekunden ihn als einen gut-

gutmüthigen Schwärmer, der für andere Naturen unverständlich und unbegreiflich ist, aber zugleich auch als einen kraftvollen, mit tiefen Anlagen begabten Geist, der für uns durch Kühnheit des Ausdrucks und Behandlung der Sprache wichtig ist, und an dem nur die, aus Mangel an Ausbildung entstandene, falsche Richtung tadelnswerth war. Abraham von Frankenberg wurde sein Biograph, und veranstaltete die Herausgabe seiner Schriften, die besonders in Holland viele Freunde und Uebersetzer fanden [1]). Für unsere Zeit können sie nur einen litterarisch-historischen Werth haben; die Lesung derselben vermöchte selbst in reizbaren Gemüthern einen Zustand von Geistesverwirrung zu bewirken. [2])

Anmerk. 1) Seine Werke sind herausgegeben von F. G. Gichtel, Amsterdam 1682, 10 Thle. 8.; dann ohne Ort, 1730, 8. 5 Bände, und 1715, 4. 2 Bde. Auch ins Engl. übers. von William Law, London, 1765. 4 Bde. 4., so wie sich denn auch in England eine Böhmische Secte bildete. Auszüge erschienen: Frankf. u. Leipz. 1800. 8., und von J. G. Rätze, Leipzig 1819. 8. — Vergl. Eberhard in dem „Biographen" (Halle, Bd. I. St. 1. S. 107.) und „Jakob Böhme, ein biographischer Versuch" (Pirna 1801. 8.) in welcher Schrift sich auch eine Menge ausgezogener Stellen befinden. Vergl. 6ter Zeitr. 2ter Abschn. §. 8. Anmerk. 2.

2) Bei einer neuen Ausgabe, welche von Wolfg. Menzel, in 12 Bänden in 12., angekündigt ist, soll daher auch eine Erklärung von J. Böhme's Lehre beigefügt werden, um die Schwachen vor einer falschen Auffassung zu warnen.

## §. 20. Dramatische Poesie.

Vorzüglich reich ist dieser Zeitraum an gedruckten Komödien und Tragödien. Dies brachte theils das Bedürfniß der Zeit mit sich, theils war es nicht schwer, den Geschmack des Publikums zu befriedigen. So wie in Frankreich und Italien, so mußte auch in Deutschland die

Leidensgeschichte Christi nebst andern biblischen Geschichten, die Reformation u. s. w. den Stoff für die Bühne darbieten, wodurch man nur den Gang der Griechen und Römer wiederholte, die ihr Theater mit den Gebräuchen ihrer mythischen Religion in Verbindung setzten. Die meisten Dramen waren daher auch sehr ernst, und man konnte sie als gottesdienstliche Feierlichkeiten ansehen, ungeachtet sie uns zum Theil lächerlich und abgeschmackt erscheinen. Schauspielhäuser hatte man eben so wenig als Schauspielergesellschaften. Die Aufführung der Stücke geschah vielmehr unter freiem Himmel, auf Kosten der Bürgerschaft, häufig mit großer Pracht, und das Schauspieler-Personale war oft sehr ansehnlich. Als z. B. der Saul, ein biblisches Schauspiel, von einem gewissen Magister Holzwart zu Gabel in Böhmen, aufgeführt wurde, erschienen auf dem Theater einhundert redende und fünfhundert stumme Personen, und in Kaufbeuern wurde eine apostolische Tragikomödie von dem Schulrector Joh. Brummer von zweihundert sechs und vierzig Personen gespielt.

Die beiden Haupt-Dramatiker dieses Zeitraums waren H. Sachs und Jacob Ayrer, der als Notarius und Gerichtsprocurator zu Nürnberg in der letzten Hälfte des 16ten Jahrh. lebte. Er steht dem H. Sachs sehr nach, obwohl er ihm an Fruchtbarkeit ähnlich ist, denn er schrieb, außer 36 Fastnachtspielen, 30 Schauspiele, die unter dem Titel: Opus Theatricum, Nürnberg, 1618. Fol. erschienen und von Gottsched in seinem Vorrath zur Gesch. der dramat. Dichtk. (Thl. 1. S. 142—150) verzeichnet sind. Aber in den Singspielen, die er einführte, zeigt er ein volksthümliches lyrisches Talent. Merkwürdig ist auch der schon genannte Joh. Brummer, Rector zu Kaufbeuern in Schwaben; denn seine Tragico-Comoedia apostolica, d. i. die Historien der heil. Apostel-Geschichten, immassen sie von

St. Luca dem heil. Evangelisten beschrieben, vnd dem newen Testament einverleibt, in form einer Comedien gebracht." (Lauingen 1592. 4.), wurde, wie aus der Zueignungsschrift an den Magistrat der Stadt hervorgeht, mit nicht geringen Unkosten, zur Verwunderung der Fremden und Auswärtigen, am Pfingstmontag von einer löblichen Bürgerschaft zu Kaufbeuern vorgestellt. Auch Maschinerien muß man gekannt und gehandhabt haben, denn es heißt in der Ueberschrift der Scene vom Pfingsttag: „der heilige Geist fährt hernieder, vnd erscheinen an den Aposteln feurige Zungen;" und an einem andern Ort: „es geschieht ein Erdbeben, die Thüren thun sich auf, vnd werden sie aller Banden ledig" [1]). — Schon früher, im Jahr 1536 und 38 schrieb Paul Rebhun, der erst Schulmeister, dann Superintendent war, einige geistliche Komödien, die sich besonders durch eine gewisse Regelmäßigkeit auszeichnen, und in jambischen und trochäischen Versarten abgefaßt sind, welche letztern damals noch ganz unbekannt waren [2]). — Aber auch die profane Geschichte und das gemeine Leben blieb von damals lebenden dramatischen Dichtern nicht unbenutzt, wie mehrere Komödien des Jacob Ayrer zeigen. Endlich im J. 1584 erschien eine Uebersetzung des Griechischen Trauerspiels des Euripides: Iphigenie in Aulis, und 1585 der Eunuch des Terenz „Deutsch gemacht und in Reim verfasset" [3]).

Anmerk. 1) Meister's Beiträge ꝛc. Th. I. Seite 260 — 62.

2) s. Gottsched's Vorrath ꝛc. Bd. 1. S. 66.

3) Gottsched's Vorrath ꝛc. Bd. 1. S. 120 und 121.

## §. 21. Volkslieder und Volksromane.

Neben dem Kirchengesang erhob sich das Deutsche Volkslied, das in dieser Periode seine schönste Nahrung

fand. Was das fünfzehnte Jahrhundert in dieser Art aufzuweisen hat, führte zwar auch den Namen Lied, war aber mehr erzählende Romanze oder Ballade, wozu allerlei lustige und komische Geschichten den Stoff hergeben mußten (s. S. 102 u. 103). In dem 16ten Jahrhundert aber sang man Liebes-, Trink-, Jäger-, Kriegs- und Gesellschaftslieder aller Art, die theils mündlich unter dem Volke sich fortpflanzten, theils auf fliegenden Blättern gedruckt und verkauft wurden. Daraus entstanden ganze Sammlungen, die sich besonders in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts sehr vermehrten [1]), oft auch mit Musiknoten begleitet waren, in welchem Falle sie den Namen Galliarden [2]) trugen. Dahin gehört unter andern: „Newer lieblicher Galliardt, mit schönen lustigen Texten, so bei allerhandt ehrlichen Gesellschaften, Gastereyen und anderm Wohlleben zur Freude ganz bequem ꝛc. componirt und publicirt von Nicolao Rosthio, Cappelmeister zu Altenburg 1593" (2 Theile. 4.) [3]). Eine gleiche Sammlung ist der „Lustgarten Newer Teutscher Gesäng, Balletti, Galliarden vnd Intraden, mit 4, 5, 6 vnd 8 Stimmen, componirt durch Hans Leo Haßler von Nürnberg. Gedruckt zu Nürnberg 1601." 4. Mit dem dreißigjährigen Kriege aber erstarb die Liebe für diese Dichtungsart, die bald in gänzliche Unbedeutenheit überging, bis das Volk endlich ganz stumm und gesanglos ward.

Auch die prosaischen Volksbücher verdienen noch unsere Beachtung. Der komische Volksroman Tyl Eulenspiegel (dessen schon S. 130 gedacht worden), in vielfacher Ausgabe immer wieder erneut, war auch noch im 16ten Jahrhundert eine Lieblingslectüre. Neben ihm galt die Melusina, durch Thüring von Ringolfingen aus Bern 1470 in's Deutsche übertragen. Eigenthümlich aber gehören dem 16ten Jahrhun-

dert: der Amadis (Frankfurt a. M. 1594. 8.), die vier Haimonskinder, der Kaiser Octavianus mit seinem Gemahl und Söhnen, und die schöne Magelone. Diese und mehrere andere, größtentheils aus dem Französischen übertragen, finden sich beisammen in dem Buch der Liebe. Frankfurt a. M. 1587, Fol. Auf wirklich Deutschen und volksthümlichen Sagen aber beruht der berühmte Zauberroman: des „Schwarzkünstlers Faust Abenteuer, Thaten und Höllenfahrt," in welchem mehrere Zaubergeschichten zusammengeflossen zu seyn scheinen [4]). Die älteste Ausgabe, die wir kennen, ist vom J. 1588: Historia von D. Joh. Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer ꝛc. Frankfurt a. M. 8. Eine andere Bearbeitung derselben veranstaltete G. R. Widmann, Hamburg, 1599, 2 Bde. 4.

1) S. Koch's Compendium ꝛc. Bd. II. S. 84 ff., wo eine Reihe solcher Sammlungen aufgeführt ist; auch Doren's Miscell. I. S. 255.

2) Die Gaillarde war eigentlich eine, damals gewöhnliche muntere Tanzart, die nachher durch das Menuet verdrängt worden ist.

3) Proben davon hat Eschenburg im Deutschen Museum 1776, Mai-Stück, abdrucken lassen, desgl. Meister in seinen Beiträgen Th. I.; auch haben Herder (in den Blättern von Deutscher Art und Kunst), Gräter (in der Bragur) mehrere Volkslieder mitgetheilt. In der neusten Zeit erschienen Sammlungen (in denen freilich Vieles umgestaltet ist) von Brentano und Achim von Arnim (des Knaben Wunderhorn), so wie von Büsching und von der Hagen.

4) Wer dieser Faust gewesen, ist nicht wohl zu erweisen. Sicherlich ist es nicht der, im 15ten Jahrh. lebende Goldarbeiter Faust oder Fust zu Mainz, der die Buchdrukkerkunst übte; sondern irgend ein Abenteurer des 16ten Jahrhunderts, von dem die Sage erzählt, daß er Theologie,

Medicin, Astrologie und Magie studirt, Geister beschworen, vom Teufel einen Geist, Mephistopheles, zum Diener erhalten, mit diesem die Welt durchwandert sey, Wunder gethan, und sich überall als Schwarzkünstler und Zauberer bekundet haben soll. Das Dasein eines solchen Abenteurers unter dem Namen D. Joh. Faust ist, bei den Zeugnissen gleichzeitiger Schriftsteller nicht wohl zu läugnen. Und dieser excentrische Kopf wurde auch in der Folge mit seiner ganzen Sagengeschichte zu Farcen und Marionetten-Spielen häufig genug benutzt. Neuere Dichter haben aus ihm nach freier Phantasie eine hypergeniale Natur gebildet, und solche zu höheren dramatischen Zwecken verarbeitet.

## Zwei Proben des Deutschen Volksliedes (aus Meisters Beiträgen ꝛc.)

### I.

Nechten *), da ich bei jhr was,
Schwazten wir dann dieß, dann das,
Auch sehr freündlich zu mir saß,
Sagt, sie lieb mich ohn all Maß.

Nechten, da ich von jhr scheidt,
Freündlich wir uns herzten beyd,
Verhieß mir bey jhrem Eyd
Mein zu seyn in Lieb und Leyd.

Nechten, da ich von jhr ging,
Sie mich ganz freündlich umbfing,
Darzu sehr fern mit mir ging,
Und war gar sehr gut all Ding.

Heüte, da ich zu ihr kam,
War es alles wider zam,
Bösen Bscheid ich da bekam,
Mußt abziehn mit Spott und Scham.

*) Gestern Abend, vergangene Nacht.

II.

Fraw Nachtigall, mag dich bereit,
Der Tag bricht an, es ist hoch Zeit,
Du sollt mein trewer Bothe seyn,
Wol zu der allerliebsten mein.

Die dein in jhrem Wurzgärtelein
Thut warten mit groß Angst und Pein,
Manch heißen Seüfzer jhr rauß dringst,
Bis jhr von mir gut Bottschafft bringst.

So mach dich auf, seüm dich nicht lang,
Fahr hin mit schön und fröhlichn Gsang,
Sprich jhr mein Gruß ins Herz hinein,
Sag, ich wöll selbst bald bei jhr seyn.

Sie wirdt dich heissen zu tausendmal
Willkommen seyn, Fraw Nachtigall,
Wird dir auch zeign zur selben Stund
Jhr trewes Herz mit Lieb verwundt.

Durch Venus Pfeil ist es verletzt,
Drum du sie alles Leids ergetz,
Sag, daß sie jhrn Vnmuth laß fall,
Richts nur recht auß, Fraw Nachtigall!

## §. 22. Grammatisch-lexikalisch-philosophische Bearbeitung der Sprache.

Wenn gleich schon Karl der Große daran dachte, die Deutsche Sprache unter Regeln zu bringen, so ist doch bis zur Zeit der Reformation in diesem Felde der Sprachlitteratur nichts auf uns herabgekommen, und wahrscheinlich auch nichts geleistet worden. Erst diesem Zeitraum war es aufbehalten, die Sprache wissenschaftlich zu behandeln, und die regellose Ungebundenheit der Schriftsteller auf gewisse Grundsätze zurückzuführen.

1) Die ersten Linien zu einer Deutschen Sprach-

lehre zog ein Zeitgenosse Luther's, Namens Valentin Ickelsamer. Der vollständige Titel seiner Arbeit lautet: „Teutsche Grammatica, darauß ainer von jm selbs mag lesen lernen, mit allem dem, so zum teutschen lesen vnnd desselben Orthographiam mangel vnnd überfluß, auch anderm vil mehr, zu wissen gehört. Auch ettwas von der rechten art vnnd Etymologia der teutschen sprach vnnd wörter, vnnd wie man die teutschen wörter in jre silben taylen, vnnd zusammen buchstaben soll. Valentin Ickelsamer." Das Buch besteht aus fünf Bogen 8., aber ohne Jahrzahl und Druckort (Nürnbg. 1537.). Ein Exemplar davon befindet sich auf der Wolfenbüttelschen Bibliothek. Die Arbeit ist gering, und verdient eher ein Buchstabir- und Lesebüchlein, als eine Grammatik genannt zu werden. Aber welche Foderungen dürfen wir an eine Schrift machen, welche nur als der erste Versuch dieser Art merkwürdig ist! Desto schätzbarer ist uns der Verf. nach seiner Deutschen Gesinnung, die er in mehreren Stellen ganz unverhohlen darlegt. So sagt er S. 7: „Bey den lateinischen wird die Orthographia, das ist, wohl buchstäblich schreiben, so eben vnnd fleißig gehalten, das ainer der ganzen Lateinischen kunst vnwissend würdt geachtet, der nur ainen Buchstaben vnrecht, oder ainen zu vil oder zu wenig setzet, warumb soll es dann bei den Teutschen gleich gelten, man schrieb recht oder falsch? kündte man doch diese sprach so wol regulieren als die Hebraisch, Ghriechisch oder Lateinisch sein. Ja billich ist es allen Teutschen ein schand vnnd spott, daß sy anderer sprachen maister wöllen sein, vnnd haben jre aigne angeborne mutterspraach noch nye gelernet oder verstanden." — Daß der gute Mann mit seiner einfachen und schmucklosen Rede auch uns noch lehrreich seyn könnte, beweis't nachfolgende Stelle: „Es ist ser vnrecht, das die teutschen schulmaister nit mehr künden oder thun wöllen,

dann ainen jungen lesen, schreiben vnnd rechen leren, dann was ist's anders, das sich ainer außthut ain teutscher schulmaister zu sein, dann ainen Lerer der teutschen sprach zu sein? da nit allain lesen, schreiben, vnnd rechen zugehört, sondern ain künstlicher verstand d'ganzen teutschen wörter sprach art vnnd weiß? Man solt denn erst aus dem teutschen schüler ainen Grammaticum machen, vnd jn leren alles was zu ainer teutschen Orthographia, Etymologia vnnd Sintaxi dienet, vnnd das wer ser nutz, sonderlich denen, die etwa gemaine schreiber solten werden, oder in den andern sprachen hernach wolten studieren, darzu sy gar leichtlich möchten kummen, wo sy zuvor jren verstand in ainer sollichen teutschen Grammatic gevebt hetten."

2) Der zweite Deutsche Grammatiker dieses Zeitraums ist Laurentius Albertus, mit dem Zunamen Ostrofrank (Osterfrank schreibt Philipp von Zesen). Der vollständige Titel seiner Arbeit, wovon die Wolfenbüttelsche Bibliothek ein Exemplar bewahrt [1]), lautet: „Teutsch Grammatick oder Sprachkunst. Certissima ratio discendae, augendae, ornandae, propagandae, conservandaeque linguae Alemanorum siue Germanorum, Grammaticis regulis et exemplis comprehensa et conscripta: per *Laurentium Albertum*, Ostrofrancum. Cum gratia et priuilegio imperiali. Augustae Vindelicorum excudebat Michael Manger. MDLXXIII." 8. 16 Bogen. Er gesteht, daß seiner Regeln wenig, und sein Werk noch sehr mager und unausgearbeitet wäre; doch solle man bedenken, daß aller Anfang schwer, und dieses eine neue und ungewöhnliche Arbeit sey, darin er keine Vorgänger gehabt. In einer Abhandlung von dem Nutzen und Zweck seiner grammatischen Arbeit sagt er, daß die Deutsche Sprache von Vielen zu seiner Zeit rein und zierlich geredet werde,

aber daß es doch den Meisten noch an Gründen fehle, und versichert hierauf, daß diese Sprache so gut gelehrt und gelernt werden könne, als irgend eine andere, welches er erstlich durch diese Arbeit, hernach durch eine vollständigere Grammatik und endlich durch ein reiches, Deutsches Wörterbuch beweisen wolle. (Von beiden aber ist nichts erschienen). Auch straft er die unter den Deutschen eingerissene Sprachmengerei. — Das Werk ist nach dem Muster der lateinischen Grammatik gearbeitet, und zerfällt in die gewöhnlichen vier Theile. Den Anfang macht die Orthographie. Für das Wort Grammatik hat er, weil es sich nach seiner Meinung im Deutschen nicht füglich durch ein Wort geben läßt, über 80 kurze Umschreibungen und Erklärungen vorgeschlagen, worunter sich auch die Wörter Sprachkunst und Sprachlehre befinden. Die Diphthongen, sagt er, wären unsrer Sprache nicht eigen, sondern entlehnt, und bei den Unterscheidungszeichen äußert er, daß den Deutschen außer dem Punkt, Komma und Kolon keines bekannt sey. (Auch Ickelsamer weiß von keinem Semikolon). Die Stammwörter sind nach ihm alle einsylbig. Unter den Mundarten gibt er der Oberländischen den Vorzug, und sagt, daß er sich nach ihr in dieser Anweisung gerichtet, und die Schriften zum Muster genommen, die zu Mainz, Ingolstadt, Nürnberg, Basel, Frankfurt und Wittenberg gedruckt worden. Auf die Orthographie folgt der erste Theil der Prosodie, der die Lehre von den Accenten und der Aussprache begreift; der zweite Theil, der von der Verskunst handelt, steht am Ende des Werks. Beide aber sind kurz und höchst oberflächlich bearbeitet. Am längsten verweilt er bei der Etymologie, die aber, besonders in der Lehre von den Zeitwörtern, wenig befriedigt. In der Syntax kommen

mehrere sehr gut erdachte Regeln vor, die er durch zweckmäßig gewählte Beispiele unterstützt.

3) Der dritte Deutsche Grammatiker ist Albert Oelinger. Der Titel seiner Sprachanweisung lautet: „Vnderricht der Hoch Teutschen Spraach: Grammatica seu Institutio vera germanicae linguae, in qua Etymologia, syntaxis et reliquae partes omnes suo ordine breviter tractantur etc. etc. Cum D. Joan. Sturmy sententia de cognitione et exercitatione linguarum nostri saeculi. *Alberto Oslingero* Argent: Notario publico Auctore. Argentorati, excudebat Nicolaus Wyriot, MDLXXIIII." 8. 14 Bogen. (Auf der letzten Seite steht die Jahrzahl MDLXXIII.) Der Verf. sagt, daß er für die Jugend, besonders für einige Französische Edelleute, die er im Deutschen unterrichte, geschrieben habe. Die Arbeit ist aber nicht sonderlich ausgefallen. Seine Regeln zeigen von Willkür und Unkunde. So lehrt er, es sey einerlei, zu sagen from oder frumm; desiterativa sind ihm: es lauffert, weinert, danzert, reittert ihn, d. h. er hat Lust zu laufen, weinen ꝛc. S. 95 sagt er: die Deutschen hätten kein Passivum. Ganz elend ist, was er über die Prosodie sagt.

4) Weit wichtiger, und mit eben so viel wissenschaftlichem Geist als Fleiß ist die Deutsche Sprachlehre des Johann Clajus gearbeitet, die vier Jahr nach der Oelingerschen erschien. Ihr vollständiger Titel ist: „Grammatica germanicae linguae M. Johannis Claji, *Hirtzbergensis*, ex bibliis Lutheri germanicis et aliis ejus libris collecta. MDLXXVIII." 18 Bogen. 8. (Auf der letzten Seite steht: Lipsiae Johannes Rhamba excudebat 1578). Sie ist bis zum Jahr 1689 zehnmal aufgelegt und im Jahr 1720 zum elften Male zu Nürnberg gedruckt worden, woraus hervor-

geht, daß sie damals als die beste angesehen worden seyn muß, welches sie auch nach dem Urtheile Morhof's verdient [2]). Der Verf., der erst Rector zu Goldberg und zu Nordhausen, und dann Prediger zu Bendeleben, und ein guter Linguist war, besserte über zwanzig Jahr daran, ehe er sich damit hervorwagte. Sie enthält meist sehr gründliche und klare Regeln, die durch glücklich gewählte Beispiele, größtentheils aus der Lutherischen Bibelübersetzung entlehnt, erläutert werden, und die Sprache erscheint darin überhaupt in einer größern Schönheit, als man nach der damaligen Zeit erwarten dürfte.

Von den übrigen uns noch bekannt gewordenen Sprachlehren führen wir zum Schluß nur noch die „Weymarsche deutsche Grammatik" an, die 1518 erschien, und zum Gebrauch der Schulen des Herzogthums Weimar bestimmt war. Daß solche ein nutzbares Buch gewesen seyn muß, ersieht man aus dem vom Hofprediger und Inspector M. Joh. Kromayer im J. 1619 erlassenen, zu Weimar gedruckten „Bericht von newen Methodo, wie es in den Schulen deß Weymarischen Fürstenthumbs mit Unterweisung der Jugend gehalten werden soll ꝛc.," worin auf obige grammatische Arbeit Bezug genommen, und über den Gebrauch derselben in den Schulen eine sehr vernünftige Anweisung ertheilt wird [3]).

Anmerk. 1) Dieses Exemplar ist hie und da mit guten Summarien beschrieben, und von derselben Hand sind einige Regeln ganz durchgestrichen.

2) s. dessen Polyhistor Th. I. Bd. IV. Kap. 4.

3) s. Elias Caspar Reichhard's Versuch einer Historie der Deutschen Sprachkunst. Hamburg 1747. 8. S. 22 — 66. Vergl. G. Veesenmeyer kleine Beiträge zu der Culturgesch. d. Deutsch. Spr. Ulm 1798 u. 1802. 4.

§. 23. Fortsetzung.

Da die lexikalische Bearbeitung der Sprache mit der grammatischen im genausten Zusammenhang steht, so darf es nicht befremden, daß von einer Litteratur Deutscher Wörterbücher ebenfalls erst in diesem Zeitraume die Rede ist. Die ersten Arbeiten dieser Art waren natürlich nur dürftige Vocabularien, bei denen man sich begnügte, so viel Wörter als man vorfand, in alphabetische Ordnung zu bringen. Den Anfang macht das im J. 1478 zu Strasburg erschienene Deutsch-lateinische Wörterbuch in 4., von Wenceslaus Brack, betitelt: „Vocabularius rerum.“ Ihm folgte ein Wörterbuch, das, ohne Namen seines Verfassers, im J. 1480 unter dem Titel erschien: „Vocabularius, in quo Latinum praecedit et Teutonicum subjungitur,“ jetzt aber sehr selten ist. Darauf kann ein „Vocabularius Theutonicus 1482,“ 4. zu Nürnberg heraus, in welchem das Latein barbarischist, und das Deutsche aus der gemischten Schwäbischen und Fränkischen Mundart besteht. Zwischen Vocalen und Diphthongen ist hier gar kein Unterschied gemacht. Im Anfang des 16ten Jahrh. (1505) erschien eine „Gemma Gemmarum“ die ein schmuziges Latein, aber ein reineres Deutsch als die früheren Wörterbücher enthält, und 1508 veranstaltete Joh. Altensteig eine Sammlung verdeutschter grammatikalischer Kunstwörter. Wichtiger aber als die vorgenannten ist das Wörterbuch des Peter Dasypodius, das 1535 zu Strasburg erschien, und 1536 und 37 und noch mehrmals wieder aufgelegt wurde, so wie das noch reichhaltigere von Josua Maaler, Prediger zu Elg im Zürchergebiet, das 1561 in 4. zu Zürch unter dem Titel herauskam: „Die teutsch Sprach. Alle Wörter, Nahmen und Arten zu reden, in Hochdeutscher Sprach dem A. B. C. nach ordentlich gestellt, und mit gutem Latein gantz fleißig und ordent-

lich verdollmetscht, dergleichen bisher noch nie gesehen. Zürich, bei Froschover, 1561." 4. Der Litterator Conrad Geßner hat dieses Wörterbuch mit einer Einleitung versehen.

Anmerk. Von diesen ersten, in Deutschland gedruckten Wörterbüchern gibt Joh. Leonh. Frisch Nachricht in einem lateinischen Programm. Er nennt darin acht Wörterbücher, das Maalersche aber scheint er nicht gekannt zu haben, da er es ganz übergangen hat.

## §. 24. Fortsetzung.

Auch Schriften zur Erklärung Deutscher Wörter, Kunstausdrücke und sprichwörtlicher Redensarten fanden in diesem Zeitraum ihr Entstehen. So gab Hans Fabritius ein „nützliches Büchlein etlicher gleichstimmender Worte" (Erfurt 1531. 8.) heraus; Joh. Serranus eine Sammlung Deutscher Synonymen, die indessen sehr unvollständig war; und Conrad Geßner erwarb sich Verdienst um die Benennung der Thiere und Pflanzen. Vorzügliche Beachtung aber verdient die Auslegung Deutscher Sprichwörter, um die sich der achtbare Humanist Heinr. Bebel aus Justingen (gest. 1516), der Proverbia Germanorum in latinitatem reducta schrieb, die in seinen opusculis novis Strasburg 1508 stehen; besonders aber Johann Agricola verdient machte. Dieser, geboren 1492 in Eisleben (weshalb er sich auch nach damaliger Sitte Magister Eisleben nannte, so wie er schon seinen eigentlichen Namen Schnitter ebenfalls nach damaligem Gebrauch in den lateinischen Agricola verwandelt hatte), ist derselbe, der als eifriger Anhänger Luther's großen Antheil an der Reformation nahm, aber nachmals den sogenannten antinomistischen Streit [1]) veranlaßte, weshalb er in mancherlei Bedrängnisse gerieth, und nach Berlin floh, wo

er als Hofprediger und Generalsuperintendent 1566 starb. Hier gilt er uns nur als Verfasser einer schätzbaren Sammlung Deutscher Sprichwörter, die in Nieder- und Hochdeutscher Mundart zugleich gedruckt wurde, und in ihrer ersten Niederdeutschen — jetzt äußerst seltenen — Ausgabe den Titel führt: „Drehundert Gemener Sprekwörde der wy Düdschen uns gebruken, unde doch nicht weten wohär se kamen, duch Dr. Johann Agricolam von Islewe." (Magdeburg 1528. 8.) Die Hochdeutsche Ausgabe erschien zu Eisleben, auch 1528 in 8. Im J. 1529 kam, ohne Angabe des Druckorts, der zweite Theil unter dem Titel heraus: „das ander Teyl gemeiner deutscher Sprichwörter mit yhrer Auslegung hat fünffthalbhundert newer Wörter." Beide Theile sind in der Folge mehrmals wieder gedruckt worden. Die letzte Ausgabe ist von 1592 und hat den Titel: „Sibenhundert vnd funffzig Deutsche Spruchwörter, ernewert, vnd gebessert, durch Joh. Agricola. Mit vielen schönen lustigen vnd nützlichen Historien vnd Exempeln erkleret vnd ausgelegt 1592. Wittenberg, gedruckt bey M. Joh. Krafft." (Es sind aber nur 749 Sprichwörter). Agricola dringt mit Scharfsinn in den Geist alter Sprüche, und sucht den Inhalt derselben mit patriotischer Vorliebe für Deutsche Sprache und Denkart in einer eben so beredten als lichtvollen Darstellung allgemein faßlich zu machen. [2]) Sein Styl ist für seine Zeit klassisch, und hat gewiß zur Herbeiführung eines bessern Geschmacks in Deutschen Schriften sehr viel beigetragen. Sprachforscher und Geschichtschreiber werden diesem patriotischen Ausleger danken, daß er uns in seinem Werke einen Reichthum Deutscher Weisheit und Deutschen Witzes, und eine Urkunde der Nationaldenkart hinterlassen hat, wenn sie auch nicht immer in der Auslegung der Sprichwörter mit ihm übereinstimmen sollten [3]).

Anmerk. 1) Agricola behauptete nämlich gegen Luther (der ihn im Unwillen über seine Zänkereien gewöhnlich nur Magister Grickel nannte) und gegen Melanchthon die Ungültigkeit des Mosaischen Gesetzes, und lehrte, daß es bei der Besserung des Menschen nicht auf das Gesetz (die Befolgung desselben) sondern auf das Evangelium oder Buße und Glauben ankomme. Verschiedene Theologen pflichteten ihm bei, und man nannte sie daher Antinomier (Gesetzstürmer).

2) Wie nachdrücklich er sich der Deutschheit annimmt, zeigt sich besonders in der Vorrede seines Werkes, wo er sich über die Absicht desselben und den damaligen Zustand der Sprache so ausläßt: „Es bewegen mich zur Bekanntmachung dieser teutschen Sprüchwörter zwo ursachen: die erste das, wer diese Spruche haben wurde, der wurde die ganze deütsche Sprache haben, welche sprach wir Deütschen so gar für nichts achten, das sie auch fast gefallen ist, und niemands, oder gar wenig leüt sind, die deütsch reden konnen. Alle Nation haben yhre zungen und sprachen ynn regeln gefaßet, auch ynn yhre Cronicken und Handelbücher verzeichnet — alleine wir Deütschen haben solchs vergeßen, daß vnser geringe geachtet, wie ehrlich es auch gewesen, vnd auff anderer Leütt, und fremder Nation wesen, sitten und gebehrde gegaffet, gleich als hetten unsere alten vnd forfaren nie nichts gehandelt, geredt, gesezt und geordnet, das yhnen ehrlich und rhumlich nachzusagen were, so doch, wie dise Sprichwortter aufweisen, vnsere Forfaren gar erbare, tapfere und weise Leüte gewesen sind. — Die andere, Syntemal gemeyniglich mit der Sprache auch die Sitten fallen, ist zu besorgen, der Dewtschen trewe vnd glauben, bestand, warheit werden auch fallen: denn wir Deütschen tragen nun forthin Welsche, Hispanische und Franzosische Kleidung, haben Welsche Cardinal, Franzosische und Spanische krankheiten, auch Welsche practiken, derhalben hab ich gedacht, die weise Rede vnser alten Deütschen an tag zu geben, auff das doch etliche vnter vnsern Deütschen mochten

ten gereizt werden, ihrer voreltern Fußstapfen nachzuwandeln."

3) s. Meister's Beiträge ꝛc. Th. I. S. 303 — 307. Charaktere Deutscher Dichter ꝛc. Bd. I. S. 103. Vergl. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. I. S. 25 — 28.

## §. 25. Vielseitige wissenschaftliche Bestrebungen.

Wenn wir in diesem Zeitraume nur wenige Dichter von Bedeutung kennen lernten, so müssen wir bedenken, daß der durch die Kirchenreformation aufgeregte Geist sich mehr auf das Strenge und Ernste in der Wissenschaft hinwarf, indem man allgemeiner und dringender das Bedürfniß zu fühlen anfing, sich eine haltbare Grundlage für wahre Gelehrtenbildung zu verschaffen. Offenbar hatte die Reformation den ersten Anstoß dazu gegeben, da es in ihrem Wesen lag, auf ein gründlicheres Studium derjenigen alten Sprachen hinzuführen, die, als die Quelle reiner Religionserkenntniß, erforscht seyn wollten, um alte Irrthümer mit Nachdruck zu bekämpfen oder erkannte Wahrheiten zu verfechten. Dieses Studium aber fodert nothwendig ein vielseitigeres Wissen, oder führt auf dasselbe hin, da es, nicht auf die enge Grenzen einer einzelnen Wissenschaft beschränkt, das ganze Gebiet menschlicher Erkenntniß umfaßt, und den, der sich ihm hingibt, zwingt, mehrere Felder der Gelehrsamkeit zu gleicher Zeit zu bearbeiten.

Dies war der Fall bei den Reformatoren dieses Zeitraumes, und bei allen Denen, die, durch den Geist derselben geweckt und belebt, als Schriftsteller und Bildner Deutscher Kunst und Gelehrsamkeit sich erhoben. Ohne sie mit allen ihren Leistungen hier aufzählen zu können, ist es doch dem Zwecke einer Litteraturgeschichte gemäß, den vorgedachten, um Sprache und Poesie verdienten Altvordern, noch einige derjenigen Namen und

Anstalten anzureihen, die jene vielseitigere wissenschaftliche Bildung Deutschlands im 16ten Jahrhundert mitbefördern halfen, und als Folge derselben hervortraten.

Im Felde der Geschichte arbeiteten Nicol. Mareschall von Thüringen (1525), Joh. Thurnmayer, genannt Aventinus (1534), der schon genannte Conrad Peutinger (1547), Joh. Sleidanus (1556), und besonders Sebastian Franke, der die erste Welt-Chronik oder Universalgeschichte schrieb. — Als Philologen und Aufklärer wirkten Jac. Wümpfelingen, Stifter der Soc. lit. Argentinensis (1528); Joh. Müller Rhellicanus (1542); der berühmte Freund Luther's, Melanchthon (1560); Joh. Oporinus (1568), Friedr. Sylburg (1596), Justus Lipsius (1606), Laur. Rhodomann (1606), Joh. Caselius (1613). — In den philosophischen und mathematischen Wissenschaften: Theophrastus Paracelsus, Alchymist (1541), Nicol. Copernicus, Mathematiker und Astronom (1543), der oben genannte Sebastian Franke, Mystiker und Theosoph (1545), Andreas von Ypern, theol. Methodologe (1564—76), Conrad Geßner, aus Zürch, Naturforscher und Litterator (1565), Joh. Prätorius, Erfinder des nach ihm benannten Meßtisches (1616). In verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit und als Beförderer und Verbreiter derselben wirkten: Joh. Froben, Buchdrucker zu Basel, der wahren Gelehrsamkeit Beförderer (1525), Hans Luft, der die erste Lutherische Bibel druckte, Wilibald Pirkhaimer, der erste Deutsche Numismatiker (1530), Joh. Herwagen, Buchdrucker zu Basel, der sich um humanistische und Deutsche Litteratur verdient machte (1544), Andreas Vesalius, aus Brüssel, Aufklärer in der Anatomie (1564—76), Andreas Wechel, Buchdrucker zu Frank-

furt a. M. (1581), Heinrich Commelin, Humanist, und Buchdrucker zu Heidelberg (1597), Conrad Ritterhusius, Jurist (1613), Friedr. Taubmann witziger lat. Dichter (1613), Marx Freher, Jurist und Bearbeiter der Deutschen Geschichte und Litteratur (1617). — Auch die schöne Kunst fand ihre Verehrer und Beförderer an Lucas Cranach, dem Portraitmaler (1553), dem Maler Hans Holbein dem jüngern (1574), und an Chr. Schwarz, aus Baiern, dem Deutschen Raphael (1594).

Unter die wissenschaftlichen Anstalten, die in diesem Zeitraum gegründet wurden, gehören: die Universitäten Marburg (1527), Strasburg (1538), Königsberg (1544), Jena (1548), Helmstädt und Altorf (1575) und Gießen (1607); ferner die Schulen und Gymnasien zu Frankfurt a. M. und Bremen (1528), die Fürstenschulen zu Meißen und zu Pforta (1543), die Fürstenschule zu Grimma (1550), das Gymnasium zu Danzig (1558), das Elisabethanum zu Breslau (1562), das Gymnas. zum Grauen Kloster in Berlin, jetzt Berlinisches Gymnasium genannt (1574), das Joachimsthalische Gymnasium zu Berlin (1607) und mehrere andere. — Auch wurden Bibliotheken angelegt, als die Universitäts-Bibl. zu Leipzig (1544), die Wittenberger wurde nach Jena verpflanzt (1558), zu Augsburg (1563), zu Wien (1564), zu Strasburg (1572), zu Dresden (1588). — Manche nicht unwichtige Erscheinungen standen mit diesen Anlagen wissenschaftlicher Bildung in Verbindung, wohin der erste gedruckte Meßkatalog in Deutschland (1554) und der eingeführte verbesserte Gregorianische Kalender (1582) zu rechnen ist. Mit Recht also konnten wir diesen Zeitraum das Zeitalter aufblühender Wissenschaftlichkeit nennen.

## §. 26. Ueber die Kanzelberedsamkeit, von Karl dem Großen bis zum dreißigjährigen Kriege.

Wir können diesen Zeitraum nicht schließen, ohne vorher einen Blick auf die Geschichte der Deutschen Kanzelberedsamkeit geworfen zu haben, da der Prediger, wie der Schriftsteller, auf Sprach- und Volkscultur am tiefsten einwirkt, und die Deutsche Beredsamkeit, unter allen Künsten am wenigsten gepflegt, sich immer fast einzig auf die Kanzel beschränkt hat.

Bestimmen wir den Anfangspunkt dieser Kunst, so setzen wir ihn eher zu früh als zu spät in das Zeitalter Karl's des Großen. Denn erst unter ihm, wie an seinem Ort bemerkt worden, begann die Deutsche Sprache neben der Lateinischen in kirchlichen Vorträgen gebraucht zu werden, und die geistliche Aufklärung war kaum dem anbrechenden Morgen eines in Wolken verhüllten Himmels vergleichbar. Jeden Sonntag wurde aus dem Homiliarium des Paulus Diaconus, der die sonntäglichen Episteln eingeführt hatte, oder aus dem Postillarium des Alcuin, Beda und Anderer der Gemeine Etwas vorgelesen. Indem man sich mit diesen sonntäglichen Texten begnügte, wurde die Bibel ganz beseitiget, und da durch die ewige Wiederholung einer und derselben Sache die Aufmerksamkeit geschwächt wurde, so suchte man die Gemeine durch leere Ueberlieferungen, päpstliche Decrete und heilige Fabeln zu unterhalten. Ceremonien und Feierlichkeiten machten das Wesen der Gottesverehrung aus. Im zwölften Jahrhundert ward ausdrücklich den Priestern verboten, vor dem Volke die heil. Bücher in der Muttersprache zu lesen. Ungeachtet hernach im J. 1240 der Kardinal Hugo die erste Concordanz über die Vulgata verfertigte, und der Mönch Conrad von Halberstadt (1310) dieselbe umarbeitete: so

blieb's doch bloß bei der buchstäblichen Erkenntniß. Die Auslegekunst wurde durch Allegorien, und die Dogmatik durch scholastische Grillen verunstaltet, die aus einem mangelhaften Studium des Aristoteles hervorgingen, der, schon im elften Jahrhundert übersetzt, bis auf Luther im höchsten Ansehen stand [1]). Mit dieser aristotelischen Weisheit verschwisterte man die casuistische Theologie, eine Frucht des kanonischen Rechts, worauf sich der Mysticismus einschlich, der, einerseits aus dem Klosterleben, andrerseits aus dem Studium kabbalistischer und arabischer Weltweisen entspringend, im vierzehnten Jahrhundert gegen den Despotismus des christlichen Roms auftrat, und in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts sein Haupt in Thomas Malleolus oder Hämmerlein (Thomas a Kempis genannt) fand. Zwischen jenen Scholastikern und diesen Mystikern steht eine Menge Allegoristen in der Mitte, die ihre Gebete und Predigten mit den seltsamsten Mährchen und Parabeln anschwellten.

Nur Einer, Joh. Tauler (S. 83.), hat sich in der Geschichte der Kanzelberedsamkeit des 14ten Jahrhunderts ehrenvoll ausgezeichnet, da seine Vorträge didaktisches Interesse und oratorische Kraft haben. Aus dem 15ten Jahrhundert ist der schon genannte (S. 126) Geiler von Kaisersberg wenigstens als seltsam zu bezeichnen, da er zu Strasburg über Brand's Narrenschiff hundert und zehn Predigten hielt, in denen er mit dem Moralischen das Satirische verwebte, und weltliche Angelegenheiten zum Gegenstande eines burlesken Witzes machte, obwohl seine Sprache für die damalige Zeit kräftig und eindringlich seyn mochte.

Größere Verdienste erwarben sich im 16ten J. h. die Reformatoren Luther, Zwingli, Oecolampadius, Just. Jonas, J. Bugenhagen und andere ihrer Zeit-

genossen, die, wenn sie auch nach unsern Begriffen nicht als Redner gelten können, doch biblisch und freimüthig belehrten, mit herzlicher Wärme erbauten und wahrhaft religiösen Sinn durch ihre Kanzelvorträge anregten. Zwar war Luther, so sehr er auch über den Geist seiner Zeit hinausragte, nicht frei von allen fehlerhaften Eigenthümlichkeiten desselben, und erlaubte sich auch zuweilen eine gewisse Art von lächerlicher Popularität, die an den Strasburger Geiler von Kaisersberg erinnert; aber er wußte seine Kanzelunterhaltung doch geistvoller und edler zu behandeln, und sie mit der Offenbarung schicklich zu verbinden. Den Beweis davon geben unter andern seine vier Predigten, die er über den Tod, die Auferstehung und das letzte Gericht in den Jahren 1544 und 45 zu Wittenberg gehalten hat [2]). In der zweiten, über den Text: „es wird gesäet verweslich, und wird auferstehen unverweslich" macht er Anspielung auf ein Mährchen von einem zum Sprichwort gewordenen Fuhrmann Hans Pfriem [3]), den er einem vernünftigen Bauer entgegen stellt. In dieser, so wie in der dritten Predigt über die letzten Posaunen, herrscht eine Naivetät und Einfalt, der man nicht ganz abhold seyn kann, wenn man bedenkt, daß diese Art der Versinnlichung für damalige Zeit als Mittel erschien, auf die Gemüther zu wirken, und daß überhaupt dergleichen Vorträge unter jedem an Abstractionen nicht gewöhnten Publicum als zweckmäßig erscheinen müssen [4]). Ueberhaupt wurde, sobald das Lesen der h. Schrift auch dem Laien vergönnt war, der Kanzelvortrag nicht bloß gemeinnütziger und verständlicher, sondern auch mehr auf Vernunft und Offenbarung gegründet. Die Freimüthigkeit, der Charakter jener erschütternden Epoche, herrschte auch in der Homiletik. Von der Hütte bis zum Thron, von dem Gastsaal bis zum Heiligthum, wurde das Laster bald mit

Donnerkeilen eines Gerichtsengels, bald mit Scorpionen der Satire verfolgt. Es war eine Zeit der Gährung, die schon, wie Geiler's von Kaisersberg Predigten beweisen, vor Luthern ausbrechend, unter ihm und durch ihn das Unedle abscheidete und den reinen Krystall der Lehre Christi in seiner Lauterkeit vortreten ließ. Die echten Schüler Luther's und Zwingli's waren auch bemüht, die Mitte zu halten zwischen hierarchischem Despotismus und sectirischer Zügellosigkeit, indem sie nach Einführung der klassischen Litteratur und einer gesunden Auslegekunst eben so sehr die Schwärmerei unter den Protestanten als die scholastischen und rabbinischen Grillen aus ihren kirchlichen Vorträgen zu verbannen suchten. Allein schon in den letzten Jahrzehenden des sechzehnten Jahrhunderts riß eine fanatische Polemik ein; es entstand unter den Lutheranern selbst ein scholastischer Zunftgeist, und mit ihnen zugleich eine Art neuer Hierarchie. Die Prediger christlicher Liebe wurden die eifrigsten Verfolger, die Kanzeln glichen Hannibal's Schiffen, die mit Schlangen und Nattern angefüllt waren; Zänkereien und Religionskriege stürzten die Kirche in allgemeine Verwirrung, und der gute Geschmack der Kanzelberedsamkeit nahte mit dem beginnenden 17ten Jahrhundert seinem Verfall [5]).

Anmerk. 1) Luther druckt sich in seinen Tischreden darüber folgendermaßen aus: „Bei unsern Zeiten war bös studiren, da die Theologie und alle gute Künste verachtet waren. Aristotelem den Heyden hielte man in solchen Ehren, daß wer ihm widersprach, der ward zu Cöln vor den größesten Ketzer gehalten und verdammet, da sie den Aristoteles doch nicht verstunden; darum haben die Sophisten ihn verdunkelt, wie der Mönch that, der in der Passionspredigt zwo Stunden mit dieser Frage zubrachte: utrum quantitas realiter sit distincta a substantia? Ob die Größe an ihr (sich) selbst unterschieden wäre vom Wesen? Und zeigte Exempel an und sprach: Mein Haupt könnte wohl durch dies Loch

kriechen, aber die Größe des Haupts kann es nicht: Sondert also als ein Lappe und Narr das Haupt von der Größe.“

2) Diese Predigten sind im J. 1586 von M. Andreas Poach, Pfarrherrn in Erfurt, herausgegeben worden.

3) Ueber das Mährchen von Hans Pfriem theilt uns Poach in seiner Vorrede zu Luther's Predigten Folgendes mit:

„Gott will sein Regiment also führen, daß ihm niemand soll einreden: Die Welt aber kann es nicht laßen, sie muß dawider reden, was Gott redet und thut. Darumb hat man diß Getichte gemacht von Hans Pfriemen; der war ein armer Furman, dem zugelassen ward von Gott, daß er möchte im Paradiß sein, vnd mit genießen aller freüde und luſt, so im Paradiß iſt: doch mit dem Bedinge, daß er kein Einrede thun sollte in irgend einer sachen, sondern stillschweigen, vnd jm gefallen lassen, was er im Paradiß hören und sehn würde.

„Da er nu im Paradiß war, fand er etliche, die schepften Waßer mit einem Vaß, welches keinen Bodem hatte. Als er solch's sahe, ward er vnwillig vnd dachte bey sich selbs, Wie selzam vnd närrisch gehets hie zu? Warumb machen sich diese müde mit vergeblicher Erbeit? Denn er wollte das Regiment im Paradiß meßen, nach dem Regiment auf Erden, wie sich Furleüte, Knecht vnd Megde zum Waßer schepfen stellen, vnd stellen müßen bei dem Pferdstal, und Küestal, und hette gern dawider geredt, gedachte doch daran, mit was Bedinge er ins Paradiß kommen were, ging für über und schwieg stille.

„Er kam fürbaß, vnd ward gewar, daß zween Zimmermänner einen großen, langen Balken trugen. Denselben hatten sie auf die Schultern gefaßt vberzwerricht vnd stießen damit an, an allen seiten, vnd kunnten nicht fortkommen. Denen sahe er zu, dachte in seinem Hertzen: Welche vngeschickte Tölpel sind das? Doch enthielt er sich zu reden.

„Da er fürbaß ging, fand er einen Furmann, der hatte vier Pferde vor einem Wagen, vnd war beſteckt bliben im

Koth. Da er nu aus dem Kot nicht kommen kunt, nam er zwei Pferde, so vor dem Wagen gingen vnd spannet sie hinden au den Wagen, und trieb die hindersten Pferde eben so sehr als die förderſten. Als solchs Hans Pfriem sahe, das es seines Handwerks war, kund er sich nicht mehr enthalten, schalt den Furmann vnd sprach: Ey du großer Narr, was machstu da? Wiltu den Wagen auf Stücken zerreißen vnd die Pferde muthwillig ohn alle Not verderben? Vnd meinete der Thor, er hette es wol getroffen; aber er hatte gehandelt als ein Narr, da er am klügesten seyn wollt vnd wider das Bedinge gethan, vnd verdienet, daß er aus dem Paradiß sollt verstossen werden. Darumb ward zu jm erstlich Petrus von Gott gesandt, das er jm den Befehl bringen solte. Hans Pfriem antwortete dem Petrus: Wie? Soll ich das Paradiß reümen? Vnd hab es doch vmb Gott nicht so sehr verschuldet als du? Hast du doch vnsern Herrn Gott verrathen vnd bleibst dennoch im Paradiß? Petrus schemet sich vnd zog ab. Da sandte Gott Paulum. Aber Hans Pfriem weiset Paulum auch gröblich ab vnd sprach: Du hast die Gemeine Gottes verfolget, und bleibest gleichwol im Paradiß — vnd ich habe ein wort oder zwey geredet vnd soll heraus? Paulus schemet sich auch vnd ließ von jm ab. Da ward gesand Maria Magdalena: Derselben antwortet Hans Pfriem gleicher weise vnd sprach: Du bist eine öfentliche Sünderin gewesen, vnd heißest mich das Paradiß reümen? Es ward gesand der heilige Mann Moses: Aber Hans Pfriem blieb auf seiner Meinung und sprach zu Mosi: Willtu mich aus dem Paradiß treiben? Weißestu nicht, daß du vnsern Herrn Gott durch Vnglauben und Zweifel gevnheiliget hast, da du den Felß solltest schlachen mit dem Stabe, daß er Waßer gebe? — Als nun Hans Pfriem keinen Gesandten hören wolt, sandte Gott zu jm die vnschuldigen Kindlein. Da dachte Hans Pfriem: Auwe, das wil arg werden! Die vnschuldigen Kindlein kan ich nicht tadeln. Dachte bey sich selbs: Ich weiß, was ich thun will. Ich will mit den Kindlin spilen vnd versuchen wie ich sie mit Güte von mir bringe. Vnd ehe die vnschuldigen Kindlin nahe zu jm ka-

men, steig er auf einen Baum vnd schüttelte vil Epfel herab, rief den Kindlein zu vnd sprach: Kompt her, lieben Kindlin, leset getrost auf. Solches gefiel den Kindlin wol und vergasen des Befehls und ließen Hans Pfriemen bleiben. Also blieb Hans Pfriem im Paradeiß vnd schweig hernach stille.

„Diß ist ein kindisch aber doch fein Getichte," fährt der Herausgeber fort, „vnd leret, das Gottes Regierung im Himmelreich vnd in der Kirchen Christi weit vnterscheiden ist von der Menschen Regierung u. s. w."

4) Die Stellen aus der zweiten Predigt, worin Luther jenes Mährchen behandelt, lauten so:

„Ein Bawer gehet daher auf dem Acker, hat sein Tuch am Halse, darinne tregt er Weitzen, Rocken, Gersten u. s. w. Vnd greifft getrost mit der Hand in den Samen, wirft um sich vnd beseet den Acker. Hinder im her folget ein Knabe, der füret die Ege, vnd scharret den Samen zu, das er mit der Erde wol bedekt werde. Solchem Samen wollen wir entgegen setzen einen groben Tölpel vnd vnverständigen Narren, der doch trefflich klug seyn will vnd wol Gott im Himmel reformiren vnd meistern that, wie man von dem Furman Hans Pfriem saget, daß er im Paradiß alles hab wöllen überklügeln vnd meistern. Derselbe Hans Pfriem siehet den Bawr mit dem Tuch vnd den Knaben mit der Ege, sehet an und spricht: Lieber Mann, was machst du da? Bistu auch klug? Du wirfst das gute Getreyd in die Erden; Hastu nicht daheim Kinder, Gesinde vnd Viehe, die es eßen können? Warumb verderbest du denn das gute Korn so schändlich vnd wirfst es in die Erde? — Wäre der Bawer vngedultig vnd kurz angebunden, wie man solcher viel findet, die da heiß seyn für der Stirn vnd nichts leiden können, so sollt er wol auffahren vnd meinen Hans Pfriemen gröblich abweisen vnd sagen: Was hastu, Narr, mit mir zu schaffen? Gehe du deines Weges! — Solt auch wol einen Erdenkloß nemmen vnd solchen Meisterklügel damit grüßen, das er auf dem Rücken lege vnd die Augen verkeerte wie ein Ochse, den man jzt schlagen will. Aber ein vernünftiger Bawer thut das nicht, sondern spricht: Lieber, Schweig

stille; du verstehest jzt nicht, was ich mache. Komm aber über ein halb Jahr oder Vierteljahr wieder, so will ich dir alsdenn zeigen, was ich jzt gemacht habe. ——— Solch Gleichniß vom Acker vnd Samen giebt hie der Apostel, als wollt' er sagen: Du Narr, gehe hin zum Ackermann: derselb hat eine feine Bibel yber den Artickel von der Todten Auferstehung; darinne sollt du studiren vnd verstehn lernen, was du im Kinderglauben betteſt. Denn derselbe Artickel steht auf dem Felde vnd im Garten geschrieben vnd abgemahlt vor deinen Augen, vnd kann dich dein Feld vnd Acker, den du beseest, leren, was du halten sollt von der Todten Auferstehung. —

„— Der Unterscheid Mannes vnd Weibes wird bleiben, wie Gott einen jeden geschaffen hat. Gleich wie das Korn seine Art vnd Natnr behält. Aus einem Wäizenkorn wechßet nichts anders dann ein Waizenhalm; aus einem Gerstenkorn nichts anders, dann ein Gerstenhalm vnd so fort an; Ein jedes bleibet in seiner Natur vnd Wesen. Das Korn bringet derselben Art; das Gerstenkorn geht nicht in ein Wäizenhalm. Das Wäizenkorn nicht in ein Habernhalm. Wie die Natur geschaffen ist, vnd bleibet nach dem Wort, daß ein jegliches nach seiner Art soll Frucht tragen und seinen eignen Samen bei sich selbs haben, ein jeglichs nach seiner Art, Genes. I. Also wird auch Gott in der Auferstehung einem jeglichen geben seinen eigenen Leib. Was ein Mensch geschaffen ist, das soll ein Mensch bleiben, Mann oder Weib, Gott wird sein Geschöpf vnd Creatur nicht endern. Wie ein jeglicher geseet wird, also wird er eben derselben Art vnd Natur wider auferstehen, aber vil schöner vnd herrlicher seyn, denn er geseet ist, wird scharpfe Augen haben, die durch ein Berg sehn, vnd leise Ohren haben, die von einem Ende der Welt bis zum andern hören können. —

„— Also predigt vns Gott täglich von der Todten Auferstehung. — Was geschieht in unsern Häusern? Woher kommen Hüner, Enten, Gense? Kommen sie nicht aus todten Ding? Ein Matrona nimmpt Eyer. Dieselben leget sie unter eine Henne, Ente, Gans u. s. w. Was nimbst du

für, du närrisches Weib, daß du die Henne, Ente über die Eyer sezest? — Ja, spricht die Matrona, über einen Mond, über sechs Wochen will ich dir die Schalen von den Eyern zeigen, vnd sollen dafür in dem Neste sizen junge Hünlin, Enten u. s. f. Ist das nicht Todte auferwecket? Ja, es ist mehr denn Todte auferwecket! denn zuvor war es noch nicht so viel als ein todt Huhn, sondern ein bloß Ey, vnd dazu ein solch Ey, welches keine Gestalt eines Eyes mehr hat; nu aber wird nicht wider ein Ey, sondern ein lebendig Huhn.

„Sage mir, ist es nicht ein groß Wunderwerk der Allmechtigkeit Gottes? Ein Weib empfehet, treget, gebieret einen Son. Derselb hat Leib und Seel, wechßet, wird stark vnd groß, stehet, gehet, lebet und webet. Fragestu, woraus solcher Son komme? so saget die Vernunft, Erzneykunst, Erfarung, deßgleichen auch Gottes Wort: Dieses Sons erster Anfang sey ein Blutströpflin. Wie gehet nun das zu? St. Petrus, Paulus, Augustinus, Ambrosius, Johannes Huß, Ich Doctor Martinus, woraus sind diese alle worden? Ist nicht jr erster Anfang ein Blutstropfe? Aber wir sind Hans Pfriemen, die nichts merken wollen."

In der dritten Predigt: über die letzten Posaunen kommen unter andern folgende Stellen vor: „So gehts zu, zu Felde in der Heerschlacht. Wenn man die Schlacht anfehet, so bleset man die Posaunen oder Drometen, schlegt die Trommel vnd gehet daher die Taratantara. Man macht ein Feldgeschrey, Her, her, her, her. Der oberste Leütenant oder Heübtmann vermahnet das Kriegsvolk die Feinde ritterlich anzugreiffen, Hui, Hui, Hui, Hui. Und das Kriegsvolk schreyt zu, Frisch an sie, Frisch an sie, Frisch an sie, Schlag Tod, Schlag Tod, Schlag Tod. ———— Als Sodom vnd Gomorrah vnterging, da waren in einem Augengenblik alle Einwoner der Stedte, Mann vnd Weib, Kind vnd Kegel tod vnd versenkt in Abgrund der Höllen. Da war, nicht Zeit Gelt zu zelen, noch mit der Metze herumb zu springen, sondern in einem Augenblik war alles, was lebet, tod vnd versunken. Das war Gottes Posaune vnd Dro-

met, da gings: Pummerle pump, Pliz, Plaz, Schmi, Schmir, — Das ist nu vnsers Herrn Gottes Pauken, oder wie es St. Paulus hie nennet, die Stimme des Erzengels vnd Posaune Gottes. Denn wenn Gott donnert, so lautets schier wie ein Pauken, Pommerle pump, vnd die Donnerschläge scherzen nicht. — Das wird seyn das Feldgeschrey vnd die Taratantara Gottes, das der ganze Himmel vnd alle Luft wird gehn Kir, Kir, Pummerle pump."

5) s. Meister's Beiträge zur Geschichte der Teutschen Sprache, Th. II. S. 131 — 223, wo der Verf. einen lesenswerthen historischen Grundriß der Deutschen Kanzelberedsamkeit gibt.

---

# Sechste Periode.

## Das Zeitalter widerstrebender Meinungen.

### Von Opitz bis auf Klopstock oder bis 1751.

---

## Erster Abschnitt.

### §. 1. Einleitung.

Wenn es schon den Gesetzen des menschlichen Denkens überhaupt gemäß, und durch die Geschichte aller Völker bestätigt ist, daß den ersten wissenschaftlichen Bestrebungen ein Kampf der Meinungen folgen muß: so ist solcher in dem Zeitraume, den wir jetzt anfangen, um so erklärbarer, da ihm nicht nur in der Reformation eine alles bewegende Umformung des Heiligsten und Aufregung aller Geisteskräfte vorausgeht, sondern auch mit ihm eine Begebenheit beginnt, die ganz Deutschland dreißig Jahre hindurch erschüttert. Sprache, Dichtkunst und

Philosophie sind hier die drei Hauptgegenstände, die, mit widerstrebender Kraft und eben daher mit ungleichem Erfolg bearbeitet, den Beweis führen, daß der Mensch erst nach vielen und mannichfaltigen Verirrungen den geraden Weg auffindet. Dies ist besonders der Fall bei der Dichtkunst, die in diesem Zeitraum wichtige Veränderungen erlebt, indem sich drei Partheien in den Besitz des Deutschen Parnaß theilen, die wir dadurch bestimmt zu bezeichnen glauben, daß wir sie die gedankenreiche, prunkvolle und geistlose nennen, wodurch sich zugleich die Ueberschrift dieses Zeitraumes rechtfertigt, die, in so fern sie drei verschiedene Zustände in sich begreift, den schwankenden und ungewissen Charakter desselben ausdruckt.

Anmerk. In mehrern Literaturgeschichten wird dieser Zeitraum die Periode der Schlesischen Dichter genannt, weil damals Schlesien das Vaterland der schönen Geister werden zu wollen schien, obschon jene Benennung nicht das Wesen dieses Abschnittes bezeichnet.

## §. 2. Fortsetzung.

Um dies näher zu beweisen, und dadurch den Inhalt der folgenden Abschnitte dieses Zeitraums bestimmter einzuleiten, mögen noch einige besondere geschichtliche Andeutungen vorausgehen. Es gibt nämlich unter allen vorhergehenden Zeiträumen unserer Litteratur keinen einzigen, in welchem so viel widerstrebende Kräfte auf den Schauplatz treten, und in dem Felde der Sprache und der Dichtkunst gegen einander ankämpfen als in diesem.

Zuerst erblicken wir in Opitz einen durch das Mark des Alterthums genährten, großgeistigen Mann, der durch seine hohe eigenthümliche Dichtergabe und seinen geläuterten Geschmack ein besseres Zeitalter für Deutschland herbeizuführen verspricht. Wirklich wecken

seine Werke ähnliche Geister, wie Flemming, Logau und Gryph, und es bildet sich eine Dichterschule, ihres Meisters würdig. — Aber fast zu gleicher Zeit entsteht eine entgegenwirkende Schule, die, bekannt unter dem Namen der Hofmannswaldau-Lohensteinschen Parthei, bald die Spanier, bald die Franzosen, bald die Italiäner zu ihrem Vorbilde nimmt, und sich im Schimmer von Wortspielen und eines gezierten, schwülstigen Styls wohlgefällt. — Diese wird wieder durch eine dritte Parthei verdrängt, die, wie Neukirch, die schwindelnde Höhe des Lohenstein verlassend, zur gemeinsten Flachheit und geistlosen Reimerei herabsinkt.

Aerger noch ging es in der Sprache, dem Werkzeuge der Dichtkunst. Die verschiedenen Völker, welche im dreißigjährigen Kriege den Deutschen Boden betraten und verheerten, hatten nicht bloß die Kleidertrachten und Sitten anders gestaltet, sondern auch tausendfältige Lumpen und Lappen in unsere Sprache eingefälscht, und sie zu einem buntscheckigen Kauderwelsch gemacht, welches, für vornehm und hofmäßig geltend, von gefälligen Schriftstellern auch zur Bücherſprache erhoben wurde. Ihnen entgegen stellten sich mehrere achtbare Männer, die, wie Zesen, zur Wiederherstellung der Reinheit unsrer Mutterſprache und zur Veredelung des herrschenden Abergeschmacks sich verbanden, und gelehrte Gesellschaften bildeten. Allein diese wohlgemeinten Bestrebungen verunglückten, indem die Bekämpfer der Sprachmengerei gezierte und pedantische Reinheitskünstler wurden, und durch ein lächerliches Sylbenstechen in den Fehler der entgegengesetzten Uebertreibung verfielen.

Theils während dieser Kämpfe, theils bald nachher, sehen wir wieder mehrere Deutsche Philologen und Philosophen auf dem Felde der Sprache und Dichtkunst sammeln (Schilter), regeln (Olearius, Schottel), die Kräfte

des eigenen Denkens wecken, und die Sprache für übersinnliche Begriffe tauglich machen (Leibnitz und Wolf). Und mit dieser edlern Parthei schließt dieser Zeitraum, wie er mit Opitz geistvoll begann, und es entbindet sich aus der großen Gährung fremdartiger und widerstrebender Stoffe, die sich gegenseitig auszuwerfen suchen, ein reines, geistiges Wesen, das dem nachfolgenden Zeitalter eine stärkende und kräftige Nahrung darbietet.

### §. 3. Uebergang aus dem vorigen Zeitraum in den jetzigen.

Den Uebergang zu den Dichtern dieses Zeitraumes machen zwei Männer im Westen, unter denen wir Georg Rudolph Weckherlin als den ersten würdigen Vorgänger Opitzens bezeichnen möchten. Den 15ten September 1584 zu Stuttgard geboren, verlebte Weckherlin seine männlichen Jahre in England, wo er 1620 bei der Deutschen Kanzlei in London eine Anstellung erhalten hatte, und starb daselbst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Seine Neigung zur Poesie, die zu damaliger Zeit, wo für geschmackvolle Dichtkunst in Deutschland noch so wenig gethan worden war, mit großen Schwierigkeiten zu ringen hatte, fand theils darin, theils in den vollkommnen Mustern der ausländischen Litteratur einen kräftigen Sporn, diesen nachzueifern. Statt der damals gewöhnlichen Knittelreime, wählte er sich bestimmtere und abwechselndere Sylbenmaße, und versuchte sich in den meisten, von den Franzosen, Italiänern und Engländern bereits angegebenen, besonders in dem Alexandriner, der durch ihn und Opitz zum herrschenden Sylbenmaße gemacht wurde, und sich bis nach der Mitte des 18ten Jahrhunderts in seinem Ansehn erhalten hat. Seine Gedichte erwecken ein anziehendes Bild des Kampfes der noch ungeschmeidigen Sprache,

mit

mit dem kräftigen Geiste des Dichters und seinem ihm vorschwebenden Ideale der Vollkommenheit. Die Form ringt mit dem widerstrebenden Stoff, und wenn die Ausführung oft unter der Idee des Künstlers bleibt, so muß man doch die Kühnheit des Mannes bewundern, der vor Opitz, vor dem er dreizehn Jahre geboren wurde, sich eine neue Bahn zu brechen bemüht war und nicht selten über den Widerstand siegte. Zwar hat die Härte mancher seiner Poesien, die Vernachlässigung der Quantität, und überhaupt das Ungelenke in Handhabung des Mechanischen in der Dichtkunst, ihm späterhin, nachdem Opitz die Deutschen mit formgerechtern Mustern bekannt gemacht, manchen unglimpflichen Tadler zugezogen; aber man hat ihm doch wahres poetisches Genie, das sich in körnichtem Ausdruck, in Neuheit der Bilder, in einem regen Phantasie-Schwung und in ungemeiner Zartheit der Empfindung äußerte, nicht absprechen können. Auch stand er als geistvoller und witziger Kopf eben so wie als biederer, offener und gefälliger Mann bei den nationalstolzen Briten sehr in Achtung. Selbst von den beiden Königen Jakob I. und Karl I., unter denen er diente, genoß er ein ausgezeichnetes Vertrauen, und wurde sogar zu mehrern Versendungen nach Schottland, Irland, Holland, Italien und Spanien in den damals verwickelten Angelegenheiten gebraucht. Darüber vergaß er indessen der Sprache und Dichtkunst seines Vaterlandes, woran sein Deutsches Gemüth unabläßig hing, nicht, und freute sich des wachsenden Ruhmes, den Opitz sich mitten unter den Stürmen Deutschlands ersungen hatte. Diese Freude druckte er auch in einem Sonett an ihn aus, welches zugleich sein freundschaftliches Verhältniß zu diesem Dichter bezeichnet. Er starb, wahrscheinlich 1651, zu London.

Weckherlin hat sich besonders als Lyriker und Epi-

grammatist gezeigt. Von den drei Sammlungen seiner Gedichte führt die erste den Titel: „Zwei Büchlein Oden und Gesänge." (Stuttgart, 1618. 8.) Man kennt sie aber nur aus den Vorreden der folgenden Ausgaben, und sie scheint aus den Bibliotheken ganz verschwunden zu seyn. Die zweite, verbesserte und vermehrte, erschien zu Amsterdam 1641. 12., und eine dritte ebendaselbst 1648. 8.; beide führen den Titel: „Geistliche und weltliche Gedichte." Jene enthalten unter andern sehr gelungene Nachbildungen von Psalmen; diese mehrere Oden, Klag- und Trauergedichte (worunter eins auf den Tod Gustav Adolph's), Buhlereien (erotische Lieder) oder Liebesgedichte; Eklogen, Epigramme und Sonette, wobei zu bemerken ist, daß Weckherlin der erste Deutsche war, der Sonette unter diesem Namen (sonst Klinggedichte genannt) und die ersten eigentlichen Deutschen Idyllen verfertigte, obwohl letztere nur gemeine Liebesunterhaltungen zwischen Hirten, Winzern und Landleuten, auf ihre rohe Weise, ohne irgend einen idealisirenden Zug, in einer noch harten Sprache darbieten. Unter den vielen, in den kriegerischen Unruhen ihm verloren gegangenen, Gedichten, beklagt der Dichter besonders die auf seine geliebte Myrtha.

Anmerk. Das beste, was wir bis jetzt über Weckherlin haben, findet sich in den „Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rudolph Weckherlin's; ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts, von C. Ph. Conz." (Ludwigsburg 1803. 8.), worin der Verfasser mit Benutzung und Berichtigung dessen, was Eschenburg, Herder, Küttner und Schmid über unsern Dichter gesagt haben, aus Familienurkunden manche unbekannte Nachrichten von Weckherlin's Lebensumständen und Schriften gibt, auch mehrere Gedichte nach der Originalausgabe von 1641 in einem genauen Abdruck, und mit Sprachanmerkungen begleitet, mittheilt. — Vergl. Jör-

dens Lexikon, Bd. V. S. 196 — 207. — In Zachariä's „auserlesenen Stücken der besten Deutschen Dichter," Bd. III. befindet sich ebenfalls eine Auswahl Weckherlinscher Gedichte; eben so in W. Muller's Bibliothek Deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts (Leipzig 1822. ff.) 4ter Bd. nebst einer Einleitung über Weckherlin's Leben und Schriften.

## §. 4. Johann Valentin Andreä.

Nicht ganz übergehen dürfen wir Weckherlin's Zeitgenossen, den Dichter Andreä, der, ein Sohn des berühmten Anticalviniſten und Hauptverfertigers der Concordienformel, Jakob Andreä, 1586 zu Herrenberg im Würtembergischen geboren wurde. Er war ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, der viele gelehrte Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien gemacht, und, nachdem er an mehreren Orten verschiedene geistliche Aemter bekleidet hatte, als Abt zu Adelsberg im J. 1654 starb. — Als Deutscher Dichter erscheint er in zwei kleinen Sammlungen: „Christliche Gemäl" (Tübingen, 1612. 4.), und „Geistliche Kurzweil." (Strasburg, 1619. 8.), zwar nicht classisch, aber man verkennt nicht in diesen Gedichten seine poetischen Anlagen, und besonders die kräftig reine Gesinnung und Innigkeit seines Gefühls, und bedauert nur, daß er durch die stete Sorgfalt, die er auf seinen lateinischen Stil verwendete, an seiner vollendeten Ausbildung als Dichter gehindert wurde. Seine übrigen sehr zahlreichen, jetzt seltenen und in Lateinischer Sprache abgefaßten Schriften zeugen von seinem Witz und Scharfsinn, und enthalten so viel große Gedanken und Entwürfe, daß man den Mann nach seinem Charakter sehr hoch schätzen muß [1]). Die Lutherische Kühnheit, mit der er die Gebrechen seines Zeitalters bekämpft, und das Laster, selbst

in den höhern Ständen, verfolgt, erregte zu seiner Zeit in und außerhalb Deutschland Aufsehen und Bewunderung. Mit Recht hat Herder den geist- und herzvollen Mann aus dem Staube wieder hervorgezogen, und ihn unsrer Zeit werth gemacht ).

Anmerk. 1) Unter seinen Lat. Schriften befindet sich auch eine Sammlung kleiner Abhandlungen, die den Titel führt: „Opuscula aliquot de restitutione reipublicae christianae in Germania, occasione temporum istorum huc collecta. (Norimbergae) 1633." — Indem er darin das Bild eines christlichen Freistaats entwirft, kommt er auch auf das Erziehungswesen, worüber er sich unter andern auf folgende treffliche Art äußert: „Zu Lehrern und Erziehern werden lauter auserlesene Männer gewählt, durch Fleiß, Weisheit, Rechtschaffenheit und Ansehen, selbst im Staate, ausgezeichnet. Die Hörsäle sind keine düstere Kerker, wo der Sinn verdumpft und eingeengt wird, sondern sie sind frei, geräumig, anmuthig und mit Malereien geschmückt. Allenthalben glänzen der Jugend Gemälde und Bildsäulen der verdienstvollen Männer entgegen, um dieselbe durch das ewig gegenwärtige Andenken ihrer Größe zu gleicher Denk- und Handlungsweise anzureizen. Getriebene Geistesfrüchte sind äußerst schädlich; vor dem sechsten Jahre wird kein Kind der öffentlichen Erziehung übergeben. Von Naturalien, physikalischen und mathematischen Instrumenten sind genugsame Vorräthe vorhanden. Selbst zur Zergliederungskunst werden alle Jünglinge angeführt; denn an dem Körper sind die größten Wunder zu schauen, und viele Seelenwirkungen zu lernen u. s. w."

2) s. Herder's Vorrede zu: Joh. Val. Andreae Dichtungen zur Beherzigung unsers Zeitalters. Leipzig, 1786. 8. Die Schrift ist eine von Karl Gottlob Sonntag (Prediger zu Riga) veranstaltete Uebersetzung des Andreäschen Werks: Mythologiae christianae sive virtutum et vitiorum vitae humanae imaginum libri III. Argentorati 1619. Vergl. Herder's zerstreute Blätter, Bd. V. S. 249 bis 269, wo auch zur Probe einige Gedichte Andreä's mitgetheilt

sind. — Die Geschichte seines äußern Lebens hat er uns selbst handschriftlich in Lat. Sprache hinterlassen, wovon Prof. Seybold, der 1804 zu Tübingen starb, uns eine Uebersetzung gegeben hat: „Selbstbiographie Joh. Valent. Andreä's, aus dem Manuscript übersetzt und mit Anmerkungen begleitet." (Winterthur, 1799. 8.) Vergl. auch: W. Hoßbach's J. Val. Andreä u. sein Zeitalter. Berlin, 1819. 8.

## §. 5. Martin Opitz von Boberfeld.

Opitz wurde 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, studirte 1618 zu Frankfurt a. d. O. und 1619 zu Heidelberg, ward 1622 Professor am Gymnasium zu Weißenburg in Siebenbürgen, 1624 Rath bei den Herzogen zu Liegnitz und Brieg, wurde 1625 vom Kaiser Ferdinand II. mit dem poetischen Lorbeer gekrönt, und 1628 unter dem Namen Martin Opitz von Boberfeld in den Adelstand erhoben, war von 1626 bis 1633 Geheimsecretair des Burggrafen Annibal von Dohna, in dessen Angelegenheiten er während dieser Zeit nach Paris reis'te, nachdem er schon vorher 1620 mit einem jungen Dänen, Hamilton, eine Reise durch die Niederlande gemacht hatte, wurde 1636 Königl. Polnischer Secretair und Historiograph, und starb 1639 zu Danzig an der Pest, wo seinen Körper in der Oberfarrkirche zu St. Marien ein gemeiner Stein ohne Inschrift deckt [1]).

Die Litteraturgeschichte nennt Opitzen den Vater und Wiederhersteller der Deutschen Dichtkunst. Er hat diesen ehrenvollen Namen verdient, wenn man erwägt, wie sehr er seine Vorgänger und Zeitgenossen an Kenntniß der Sprache, an Stärke der Gedanken, an geläutertem Geschmack und Genie überflügelt. Er zeigt durch die Wahl seines Stoffes, wie durch die Behandlung desselben, welch' einen wohlthätigen Einfluß die Lesung der Alten auf ihn gehabt, und daß er den Geist derselben in sich

aufgenommen. Sein Geist, durch Studium, Reisen, Umgang mit der Welt und Reichthum der Erfahrung nach allen Richtungen hin gebildet und gestärkt, wußte der Poesie, was ihr bis dahin fehlte, Leben und Anmuth zu geben, und die Sprache, nächst Luther am meisten, in ihrer Urkraft zu begreifen und fortzubilden. Denn sie verdankt ihm nicht nur manche neue Wörter, Formen und Verbindungen, sondern auch größere Geschmeidigkeit und Correctheit, höheren Nachdruck und Wohlklang, vor allem aber Reinigung von einer Menge wilder Auswüchse.

Eben so bedeutend erscheint sein Verdienst um die Prosodie. Genau genommen war solche vor ihm noch gar nicht vorhanden. Alle Dichter, selbst seine unmittelbaren Vorgänger, beobachteten in ihren Versen nach Art der Franzosen nichts weiter als die richtige Sylbenzahl nebst den Abschnitten und Reimen; an eine bestimmte Quantität hingegen, oder an einen gleichförmigen Wechsel der langen und kurzen Sylben hatte man nicht gedacht. Jamben, Trochäen und Daktylen paarten sich daher in einem und demselben Verse mit einander, und es kam Niemanden in den Sinn, diese mannichfaltig gemischten Füße zu sondern, und aus ihnen rein jambische, trochäische und daktylische Sylbenmaße zu bilden. Opitz war der erste, der die theils falsche, theils unsichere Quantität unserer Sylben bestimmte, und unserer Prosodie ihr Entstehen gab. Seine Gedichte sind die ersten, in denen durchgehends ein wahrer und vollkommener prosodischer Rhythmus herrscht, so wie der volltönendere, vor ihm selten gebrauchte Alexandriner eine größere Allgemeinheit, und durch die Verleguug der Einschnitte und Ruhepunkte und das Verschlingen der Zeilen in einander, mehr Mannichfaltigkeit und Abwechselung gewonnen hat. Gründe genug, mit ihm einen neuen Zeitraum zu beginnen.

Man kann indessen nicht behaupten, Opitz habe

solche Meisterwerke geliefert, die späteren Zeiten als Vorbild und Muster der Vollkommenheit in den von ihm bearbeiteten Dichtungsarten hätten dienen können; dazu fehlte es ihm an genugsamer Kraft und Erhebung des Geistes. Er ist aber ein, der Sprache ganz mächtiger, phantasie- und kenntnißreicher Dichter, der als Lyriker eine hohe Eigenthümlichkeit entwickelt, und besonders in der didaktischen und beschreibenden Gattung viel Kenntniß und lichten Verstand zeigt. Auch seine Prosa hat Gediegenheit, Klarheit und Wohllaut. Sprache und Schreibart sind rein, der Periodenbau ist leicht und gefällig. Und durch diese Tugenden hat er sich über sein Zeitalter erhoben, und als Vorbild für dasselbe hingestellt, daher er auch Stifter und Haupt einer Dichterschule wurde, welche von dem Vaterlande Opitzens und seiner Schüler die erste Schlesische Schule genannt wird [2]).

Anmerk. 1) Die Quelle aller Nachrichten über Opitz und dessen Leben ist eine zu Breslau 1639 gehaltene Lat. Schul-Rede: Laudatio honori et memoriae Martini Opitii, von seinem Freunde Christoph Coler, der als Prof. der Geschichte und Beredsamkeit zu Breslau 1658 starb. Sie ist mehrmals abgedruckt, unter andern in C. G. Lindner's „umständlicher Nachricht von M. Opitz Leben, Tod und Schriften ꝛc. 2 Thle." (Hirschberg, 1740. 41.).

2) s. den Abschnitt Mart. Opitz in Jördens Lexikon Bd. IV. S. 110 — 112, wo zugleich sämmtliche Schriften über Opitz von S. 137 — 141 genau angegeben und zum Theil beurtheilt sind.

## §. 6. Seine Schriften und Ausgaben derselben.

Wir besitzen bis jetzt zwölf Ausgaben von Opitzens Werken.

Die erste besorgte sein Freund Jul. Wilh. Zinkgref ohne Vorwissen des Dichters, unter dem Titel: „Martin Opitzens teutsche Poemata und Aristarchus

Wieder die verachtung deutscher Sprach ꝛc." *) (Strasburg, 1624. 4.). Da indessen sowohl Ordnung und Auswahl der Gedichte, als Druck und Papier schlecht sind, so veranstaltete Opitz selbst eine

zweite Ausgabe: „Martini Opitii acht Bücher deutscher Poematum, durch ihn selber herausgegeben, auch also vermehret vnnd vbersehen, das die vorigen darmitte nicht zu vergleichen sindt. In Verlegung David Müller's, Buchhändlers in Breßlau, 1625." (4. 1 Alphab. und 21 Bg.). Das erste Buch enthält geistliche Gedichte, nämlich Opitz'ens eigenen Lobgesang auf die Geburt Jesu Christi, und den von ihm aus dem Holländischen des Daniel Heinsius übersetzten Lobgesang Jesu Christi; das zweite: die Gedichte von der Ruhe des Gemüths, vom Ackerleben und Heinsius Lobgesang auf den Bacchus; das dritte: Leichen und Glückwünschungsgedichte; das vierte: Hochzeitsgedichte; das fünfte: Liebes- und Heldengedichte; das sechste: Oden oder Gesänge; das siebente: Sonette; das achte: Deutsche Epigrammata.

Die dritte Ausgabe erschien zu Frankfurt a. M. 1628. 8., und ist ein Nachdruck der vorigen zweiten; die vierte in 2 Theilen, Breßlau, 1629. 8.; die fünfte, 2 Thle. Breßlau, 1637. 8.; die sechste, 2 Thle. Danzig, 1641. 8.; die siebente, 2 Thle. Frankfurt. a. M. 1644. 8.; die achte, in 3 Theilen, Amsterdam, 1646. 12., die wegen ihres saubern Drucks merkwürdig ist; die neunte in 2 Theilen zu Frankfurt a. M. 1648. 8.; die zehnte in 3 Theilen, Breßlau, 1690. 8. und mit neuem Titel, Frankfurt und Leipzig 1724, welches die vollständigste, aber fehlerhafteste von allen ist; die elfte von J. J. B. (Bodmer) und J. J. B. (Breitinger), Zürich 1745. 8., eine treffliche, kritische Ausgabe, wovon aber nur der erste Theil erschienen ist; endlich die zwölfte,

in 4 Bänden, Frankfurt a. M. 1746. 8. von Dan. Wilh. Triller, welche letzte Ausgabe viele eigenmächtige Aenderungen und Anmerkungen ohne Werth enthält. Diese Ausgaben sind, besonders die zehnte, durch eine Menge Gedichte verschiedener Gattung sehr vermehrt worden. Eine Auswahl von Opitzens Gedichten hat W. Müller in Dessau in seiner „Bibliothek Deutscher Dichter des 17ten Jahrh." Bd. I. (Leipzig, 1822. 8.) gegeben.

Anmerk. *) Diese Schrift ist eine Jugendarbeit unsers Dichters, die er in Lateinischer Sprache schrieb, unter dem Titel: Aristarchus, seu de contemptu linguae teutonicae, worin er die von ihm nach ihrem Werth schon früh erkannte Deutsche Sprache gegen ihre Verächter vertheidigt.

§. 7. Nähere Kenntniß seiner Gedichte.

Opitzens Genie umfaßt beinah alle Gattungen der Dichtkunst; denn er schrieb Lehrgedichte, poetische Episteln, lyrische Gedichte, scherzhafte Lieder, Tragödien, Opern, Sonette und Epigramme. Indessen ist er nicht in allen Gattungen Meister. Am stärksten zeigt er sich im Lehrgedicht. Aus dem vielen kann nur einiges zu seiner Charakteristik herausgehoben werden:

Zu seinen besten Lehrgedichten gehört

Erstens sein „Trost-Gedicht in Widerwertigkeit des Krieges," das in 4 Bücher abgetheilt ist. Ideengang: der Dichter schildert im ersten Buch das Elend des Krieges, und stellt ihn als eine Strafe für menschliche Thorheiten dar, die den Zweck habe, die Kräfte zu wekken und den Menschen zu Gott hinzuführen. Im zweiten Buche gibt er Trostgründe, unter denen der Gedanke an Gott und seine Vorsehung der stärkste ist; alles Irdische sey vergänglich, nur Weisheit und Tugend erheben uns über unser Schicksal. Das dritte Buch

singt den Segen des Friedens. Glücklich ist das Land, dessen Regent, fern von Eroberungssucht, den Frieden liebt; doch kann auch der Krieg unter Umständen nöthig seyn. Auffoderung an die Deutschen, für ihr unterdrücktes Vaterland zu kämpfen, besonders, wenn es Religion und Gewissensfreiheit gilt. Das vierte Buch zeigt, daß zwar die Allgemeinheit des Krieges und die lange Dauer desselben uns unser Unglück gewohnt mache, daß aber ein edlerer Trost in den Wissenschaften und besonders in der Philosophie uns dargeboten werde. Das Ganze schließt mit einem Gebet an Gott;

Zweitens sein „Lob des Feldlebens," enthält ein liebliches Gemälde der Beschäftigungen und der häuslichen Glückseligkeit des arbeitsamen Landmannes;

Drittens sein „Zlatna" (ein Flecken in Siebenbürgen) „oder von Ruhe deß Gemüthes." — Opitz hat in Zlatna frohe Tage verlebt. Es gefiel ihm in Siebenbürgen nicht; aber desto mehr Vergnügen fand er an der ländlich schönen Gegend dieses Fleckens. Der natürliche Gedanke, daß man an jedem Orte vergnügt seyn könne, wenn man nur Gemüthsruhe besitze, veranlaßte mehrere moralische Betrachtungen, welche die Beschreibung der Gegend begleiten. Das Gedicht hat, bei manchen schönen Stellen, zu viel Abschweifungen;

Viertens sein „Vesuvius," ein Lehrgedicht über die physikalischen Ursachen des Feuerspeiens der Berge überhaupt, veranlaßt durch einen Ausbruch des Vesuvs in den Jahren 1631 und 32. Es enthält einige treffliche Schilderungen, die theils das Furchtbare der Naturerscheinung, theils die Angst der Bewohner seiner Gegend betreffen. Man hat den Vesuvius lange als das erste und vorzüglichste Lehrgedicht der Deutschen betrachtet.

Seine dramatischen Arbeiten enthalten theils poetische Uebersetzungen aus dem Griechischen und Latei-

nischen, theils einige freie Nachbildungen Italiänischer Originale. Dahin gehören:

Seine „Trojanerinnen," ein Trauerspiel aus dem Seneca, in sechsfüßigen Jamben oder sogenannten Alexandrinern, und seine „Antigone," ein Trauerspiel aus dem Griechischen des Sophokles in Versen; ferner zwei Italiänische Stücke:

„Dafne," ein Singspiel in fünf Acten, bei Gelegenheit einer fürstlichen Vermählung, und „Judith," auch ein Singspiel in drei Acten.

In diesen Uebersetzungen erscheint Opitz minder glänzend. Sie enthalten, besonders seine Antigone, manche Abweichungen vom Original, manche mißlungene Stellen, und haben manche Härte des Ausdrucks und der Wendungen. Dieser Mängel ungeachtet ragt er auch als Uebersetzer über sein Zeitalter hinaus, und erwägt man, daß unsre Sprache damals für eine treue und geschmackvolle Uebertragung eines Griechischen Trauerspiels noch zu ungelenk war, so wird man sich wundern müssen, daß noch so viel glückliche und gelungene Stellen in seinen Uebersetzungen gefunden werden.

Sehr viel Gutes bieten noch seine Uebersetzungen einiger poetischen Schriften der Bibel dar, worunter besonders einige Psalmen noch jetzt Aufmerksamkeit verdienen.

Auch unter seinen lyrischen Gedichten und scherzhaften Liedern, so wie unter den Sonetten liegt manches, zwar weniger Beachtete, aber doch Treffliche verborgen, das in einer ausführlichen Charakteristik unsers Dichters nicht übergangen werden dürfte. Mehreres dieser Art findet man in seiner Sammlung von Gedichten, welche die vier Bücher seiner „poetischen Wälder" enthalten, aus deren viertem Buche wir hier nur nachstehendes joviale Gesellschaftslied (buchstäblich nach der 10ten Ausg.) herausheben wollen *).

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir;
Es ist Zeit hinauß zu schauen,
Und sich bey den frischen Quellen
In dem grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn,
Und die Fischer Netze stellen.

Worzu dienet das studieren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdessen laufft die Bach
Unsers Lebens das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auff ihr letztes Ende hin,
Dann kömpt ohne Geist und Sinn
Dieses alles in die Erden.

Hola, Junger, geh' und frage,
Wo der beste Trunck mag seyn,
Nimb den Krug, und fülle Wein.
Alles Trauren, Leid und Klage
Wie wir Menschen täglich haben
Eh' uns Clotho fort gerafft,
Will ich in den süssen Safft
Den die Traube gibt vergraben.

Kauffe gleichfals auch Melonen,
Und vergiß deß Zuckers nicht;
Schaue nur daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller schonen,
Der bey seinem Gold' und Schätzen
Tolle sich zu kräncken pflegt,
Und nicht satt zu Bette legt:
Ich wil weil ich kan mich letzen.

Bitte meine gute Brüder
Auff die Music und ein Glaß:
Kein ding schickt sich, dünckt mich, baß,
Als ein Trunck und gute Lieder.

Laß' ich schon nicht viel zu erben,
Ey so hab ich edlen Wein.
Wil mit andern lustig seyn,
Wann ich gleich allein muß sterben.

§. 8. Opitzens Anweisung zur Deutschen Dichtkunst.

Unter Opitzens prosaischen Arbeiten verdient hier noch eine Abhandlung genannt zu werden, die, mit seinen Poesien zusammenhangend, zugleich als der erste Versuch einer Deutschen Poetik dasteht; nämlich seine: „Prosodia, oder Buch von der deutschen Poeterey, in welchem alle ihre Eigenschaft und Zugehör gründlich erzählet und mit Exempeln ausgeführet wird ꝛc." Die erste, von Opitz selbst besorgte Ausgabe erschien, Brieg, 1624. 4. (in zehn Bogen), an allen folgenden Ausgaben aber hatte er keinen Theil. Aufgenommen ist diese Abhandlung nur in die Breßlauische Sammlung der Opitzischen Gedichte vom J. 1690, und in die nachfolgenden von Bodmer und Triller. Das Ganze zerfällt in 8 Kapitel, in denen unter andern folgende Abschnitte vorkommen: von der Deutschen Poeterei (worin Opitz darauf dringt, daß man sich durch das Studium der Alten bilden müsse, ehe man als Dichter in seiner Muttersprache auftreten könne), von der Zugehör der Deutschen Poesie, und erstlich von der Invention oder Erfindung, und Disposition oder Abtheilung der Dinge, von denen wir schreiben wollen (wo von den verschiedenen Arten der Gedichte, dem Epos, dem Trauerspiel, der Komödie gehandelt wird), von der Zubereitung und Zier der Worte (über die poetische Sprache), und von den Reimen, ihren Wörtern und Arten der Gedichte (von der Prosodie). Obwohl Opitz in der Vorrede ausdrücklich erklärt: er sey nicht der Meinung, daß man durch gewisse Regeln und

Gesetze Jemanden zum Poeten machen könne, so haben doch viele nachfolgenden Poetiker und Rhetoriker, an denen dieses Zeitalter reich ist, die verkehrten Ansichten von dem Wesen der Poesie und Prosa eher befördert als berichtiget.

Anmerk. Die gehaltvollsten Urtheile über Opitz als Dichter findet man in Manso's „Uebersicht der Geschichte der Deutschen Poesie," und in dem „Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1782." — Sehr schätzbar, und mit vielen Proben Opitzischer Gedichte geschmückt, ist der Abschnitt über Opitz in Nasser's Vorlesungen ꝛc. Bd. II. S. 10 bis 98. — Alles, was von dem merkwürdigen Mann und über ihn vorhanden ist, hat Jördens im 4ten Bd. seines Lexikons von S. 99 bis 145 vollständig aufgeführt.

## §. 9. Dieterich von dem Werder und Jul. Wilh. Zinkgref.

Unter den vielen Dichtern, welche mit und bald nach Opitz auftraten, ist kein einziger, der ihm an Geist, Kenntniß und classischem Geschmack gleich zu stellen wäre. Wenn wir indessen dadurch berechtiget werden, uns bei den meisten nachfolgenden Dichtern kürzer zu fassen: so ist doch dieser Zeitraum an Männern, die mehr oder weniger Einfluß auf den Gang der Sprache und wissenschaftlichen Bildung der Deutschen hatten, so reich, daß wir keinen von ihnen ganz übergehen dürfen, wenn gleich ihre Verdienste um die Fortbildung der Litteratur nicht allemal so entschieden seyn sollten. Dazu gehören die in der Ueberschrift genannten Zeitgenossen unsers Opitz.

Dieterich von dem Werder, geboren 1584 zu Werdershausen, war ein Deutscher Ritter, der, durch Studium und Reisen nach Italien und Frankreich gebildet, unter Gustav Adolph mit Ruhm diente, und sein Leben wechselweise im Felde, am Hofe, in öffentlichen Geschäften und in ländlicher Ruhe zubrachte. Wir be-

merken ihn hier als Uebersetzer von Tasso's befreitem Jerusalem und den ersten dreißig Gesängen von Ariost's rasendem Roland. Beide Uebersetzungen sind in gereimten Alexandrinern; jene erschien zu Frankfurt a. M. 1626 4., unter dem Titel: Glücklicher Heerzug in das heilige Land, und in einer neuen verbesserten Ausgabe 1651, 4., unter dem veränderten Titel: Gottfried, oder erlöstes Jerusalem; diese zu Leipzig 1632—1636. 4. Mit Fleiß eiferte er seinen großen Urbildern nach, um ihre eigenthümlichen Schönheiten auch im Deutschen wieder zu geben. Er bemüht sich sogar, den Bau der Italiänischen Stanze in Bezug auf die Reimverbindungen beizubehalten, und ungeachtet seine Verse oft sehr rauh klingen, so ist er doch in den Geist der Originale eingedrungen, und hat mit Treue und Begeisterung übersetzt. Daß Opitz ihn sehr geschätzt, sieht man daraus, daß er ihm mehrere seiner Werke zugeeignet hat [1]). Uebrigens gehörte er mit zu den Stiftern der fruchtbringenden Gesellschaft oder des gekrönten Palmenordens.

Jul. Wilh. Zinkgref, Doctor der Rechte, geboren 1591 zu Heidelberg, gestorben 1635 zu Worms an der Pest, war ein Jugendfreund Opitz'ens, und hat seinen schriftstellerischen Ruhm begründet durch seine Deutsche „Apophthegmata, das ist, der Deutschen kluge Sprüche ꝛc." in zwei Theilen, Strasburg, 1626, denen Joh. Leonh. Weidner (Conrector zu Nimwegen), noch einen dritten Theil (Leiden, 1644, 8. und Amsterdam bei Ludwig Elzeviren, 1653. 12.) hinzugefügt hat. Diese Apophthegmata sind eine Auswahl witziger Sinnreden, aus den besten Schriftstellern seiner Zeit und der früheren Jahrhunderte Es herrscht darin ein freier Deutscher Sinn, und eine sentenziöse, oft lakonische Kürze, wodurch diese Sammlung sich besonders empfiehlt.

Als lyrischer Dichter hat er sich durch richtigen und gefälligen Ausdruck empfohlen in seinem „Soldatenlob," welches eine Nachahmung der Kriegsgesänge des Tyrtäus ist, und Frankfurt a. M. 1632. 4. erschien [2]).

Anmerk. 1) s. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 129, und Jördens Lexikon Bd. V. S. 305.

2) s. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 135; Jördens Lexikon Bd. V. S. 658; Eschenburg's auserlesene Stücke der besten Deutschen Dichter Bd. III. S. 44 des Vorberichts; und W. Müller's Bibliothek Bd. 7. worin sich eine Auswahl aus Zinkgref's Gedichten nebst einer Einleitung über sein Leben befindet.

§. 10. Joh. Mich. Moscherosch. — Adam Olearius.

Dies sind zwei spätere Zeitgenossen des Opitz, von denen jeder sein eigenthümliches Verdienst sich erwarb.

Joh. Mich. Moscherosch, geboren 1600 zu Willstädt im Hanauischen, zuletzt Kammerpräsident zu Hanau, und zu Worms auf einer Reise 1669 gestorben, hat sich als Satiriker bekannt gemacht. Er schrieb nämlich unter dem Namen Philander von Sittewald „Wunderliche und warhafftige Gesichte Philanders von Sittewald, das ist Straff-Schrifften Hanß Michael Moscherosch von Wilstädt. In welchen aller Weltwesen, aller Mänschen Händel mit jhren Natürlichen Farben der Eitelkeit ꝛc. bekleidet offentlich auff die Schau geführet, als in einem Spiegel dargestellet und gesehen werden." (2 Bde., in zwei Ausgaben, in 8. Strasburg 1650 und 1666—67.) Der darin vorkommenden Gesichte (eigentlich eine freie, mit vielen Eignen vermehrte Paraphrase der satirischen Träume des Quevedo) sind vierzehn, worunter sich z. B. der Schergen-Teuffel — Venus-Narren — Letztes Gericht — Weiber-Lob — Thurnier — Podagram — Soldaten-Leben und so weiter befinden. Er ist reich an neuen Gedanken und komischen Einfällen.

Seine

Seine Satire ist bald ernst und polemisch, bald lachend und anzüglich. So unverkennbar indessen sein Talent ist, so sieht man doch, daß er solches nicht völlig ausgebildet hat. Für uns gelten seine Dichtungen als Beiträge zur Sittengeschichte des 17ten Jahrh.

Adam Olearius (eigentlich Oelschläger) wurde zu Aschersleben 1600 geboren, und starb als Herzogl. Holstein-Gottorpscher Rath 1671. Er befand sich unter der Gesandtschaft, die der Herzog von Holstein-Gottorp, Friedrich III., 1633 an seinen Schwager, den Zar Michael Feodorowitsch, nach Rußland schickte, wohin er 1635 eine zweite Reise machte, und von dort aus sich zum König von Persien, Schach Sefi, begab. Als er im J. 1639 wieder nach seinem Vaterlande zurück kam, gab er von seiner Reise eine merkwürdige Beschreibung heraus, unter dem Titel: „Moscovitische und Persianische Reisebeschreibung v. J. 1633 — 39," wovon er selbst vier Ausgaben besorgte; eine mit andern Werken vermehrte erschien nach seinem Tode, Hamburg 1696. Fol. Da Olearius des Persischen Dichters Saadi Gulistan oder Rosenthal [1]), und Lokmann's Arabische Fabeln [2]) kennen gelernt hatte, so veranstaltete er von beiden eine Deutsche Uebersetzung. Das „Rosenthal," erschien zuerst, Schleswig 1654. 4., und zuletzt vom Professor Schummel, Wittenberg und Zerbst, 1775. 8., in einer modernisirten Ausgabe, der auch die Lokmannschen Fabeln beigefügt sind. Durch diese Uebersetzung hat Olearius unsere Sprache mit neuen morgenländischen Bildern und Ausdrücken bereichert. Außerdem besitzen wir von ihm auch noch Sinngedichte, die aber mehr als moralische Sittensprüche, denn als scharfsinnige Einfälle zu betrachten sind [3])

Anmerk. 1) Saadi, der von 1175 bis 1291 lebte. gab in den 8 Büchern seines Rosenthals eine Sammlung

von Darstellungen der menschlichen Schicksale in Fabeln, Erzählungen und Parabeln.

2) Lokmann, der Weise genannt, war auch ein Persischer Dichter, dessen Fabeln ihrer Vortrefflichkeit wegen in's Arabische übersetzt wurden.

3) Ausführliche Nachricht von ihm gibt Molleri Cimbria litterata. S. auch Jördens Lexikon ꝛc. Bd. IV. S. 94 bis 99. Eine Auswahl der im Rosenthal vorkommenden orientalischen Sprüche steht in W. Müller's Biblioth. Bd. 9. S. 127 ff., und Auszüge aus der moskovitischen ꝛc. Reise in Pischon's Handbuch der Deutschen Prosa. Bd. I. S. 304—320.

## §. 11. Ernst Christoph Homburg.

Homburg, 1605 zu Mühla bei Eisenach geboren, und 1681 als Gerichtsactuarius und Rechtsconsulent zu Naumburg gestorben, gehört zu den bessern Nachfolgern des Opitz. Er hat sich besonders als Lyriker und Epigrammatist bekannt gemacht durch eine Sammlung von Gedichten, welche den Titel führt: „Schimpf- und ernsthafte Clio von Erasmus Chrysophilus Homburgensis" (ohne Druckort) 2 Thle. 1638. 8. Ein zweiter Abdruck erschien zu Jena 1642. 8. Der erste Theil enthält meist lyrische Gedichte, der zweite Epigramme. In jenen finden wir viel reinen Natursinn, in diesen Witz und glückliche Wendungen. Auch ist er Verfasser einer „Sammlung von geistlichen Liedern," (Naumburg 1658, und Jena 1659. 8.) Sie besteht aus 2 Theilen und enthält 148 Lieder, von denen mehrere in Gesangbücher aufgenommen worden sind.

Anmerk. s. über ihn: Jöcher's allgemeines Gelehrtenlexikon Th. II. S. 1687. Eschenburg's Vorbericht zum dritten Bande der „Auserlesenen Stücke der besten Deutschen Dichter von M. Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten" ꝛc. S. 49 bis 53, wo auch von S. 263 bis 322 mehrere Proben mitgetheilt sind. Eine Auswahl seiner Gedichte steht auch im 7ten Bd. von W. Müller's Bibliothek.

## §. 12. Paul Flemming.

Mit Flemming beginnt eine Reihe gefeierter Liederdichter. Flemming, 1609 zu Hartenstein im Voigtlande geboren, studirte zu Leipzig die Arzneikunst, nahm Theil an der im 10ten §. erwähnten Gesandtschaft nach Persien, und starb bald nach seiner Rückkehr 1640 zu Hamburg. — Unter allen Dichtern dieses Zeitraums steht er dem Opitz am nächsten, und gilt als der größte lyrische Dichter des 17ten Jahrhunderts. Daß er jenem nacheiferte, und ihm viel zu verdanken hatte, sagt er selbst. Auch ist er ihm an Reinigkeit der Sprache und Kraft des Ausdrucks gleich, dürfte ihn aber an Innigkeit des Gefühls und Stärke der Phantasie noch übertreffen. Hätte er länger gelebt, so würde er seinen Gedichten einen höheren Grad der Vollendung gegeben haben; aber er starb, noch ehe er einmal eine Sammlung derselben zum Druck befördert hatte. Nach seinem Tode gab der Vater seiner Braut, der Kaufmann Niehusen in Reval, 1642 einen Theil derselben in 8. heraus: „Geist- und weltliche Poemata Paul Flemming's;" der Verleger war zu Naumburg, und der Druckort Jena. Dieser, durch viele Druckfehler entstellten Ausgabe folgten in vierzig Jahren noch vier andere, von 1651, 1660, 1666 und 1685. Verdienstlich war es, daß Zachariä einen richtigen Abdruck der vorzüglichsten Flemmingschen Gedichte veranstaltete ). Eine neue Auswahl, betitelt: „Paul Flemming's erlesene Gedichte; aus der alten Sammlung ausgewählt, und mit Flemming's Leben begleitet, von G. Schwab," erschien Stuttgart 1820. 8.

Nach der Ausgabe vom J. 1685 ist der Inhalt dieser Gedichte folgender: 1) Poetische Wälder (worunter man damals jede Sammlung von Gedichten gemischten Inhalts verstand). Sie sind in fünf Bücher

abgetheilt, von denen das erste geistliche Gedichte, (worunter sich das Klaggedicht: vom unschuldigen Leiden Christi, durch frommes Gefühl auszeichnet), das zweite Glückwünschungsgedichte, das dritte Leichengedichte (das merkwürdigste auf den Tod Gustav Adolph's), das vierte Hochzeitgedichte, das fünfte Liebes- und Scherzgedichte enthält. 2) Neues Buch der Wälder, auch gemischten Inhalts. Das beste, und zugleich einzige Gedicht von größerm Umfang ist eine poetische Beschreibung seiner Reise, unter der Ueberschrift: „An Hrn. Grahmann, Fürstl. Holsteinischen Gesandten-Leibarzt, geschrieben in Astrachan 1638, in welchem der Verlauf der Reise nach Moskau und Persien meistentheils erzählt wird." 3) Absonderliches Buch poetischer Wälder, worin mehrere sehr unbedeutende Gedichte auf Flemming von seinen Freunden befindlich sind. 4) Ueberschriften, 46 an der Zahl, von denen nur wenige gelungen sind. 5) Fünf Bücher Oden. Das erste Buch enthält geistliche Lieder, von denen mehrere in Gesangbücher aufgenommen worden sind, und alle Tiefe und allen Reichthum eines gläubigen Gemüths in sich tragen [2]); das zweite enthält Leichengesänge, ohne Erheblichkeit; das dritte Hochzeit-, das vierte Glückwünschungs- und das fünfte Liebesgedichte, unter denen manche liebliche Dichtung der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. 6) Vier Bücher Sonette, von denen das letzte eine Grabschrift ist, die er drei Tage vor seinem Tode auf sich selbst gemacht hat. Sie machen die zahlreichste Klasse der Flemmingschen Gedichte aus, aber nur wenige in der großen Anzahl haben den Geist und die feine Würze der Petrarchischen und Bürgerschen Sonette. Indessen ragt er in dieser Gattung, so wie in dem leichten Liede, über seine Zeitgenossen weit hervor [3]).

Anmerk. 1) s. Zachariä's auserlesene Stücke der besten Deutschen Dichter, von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten, mit historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen versehen. Bd. II. S. 1. bis 324. Diesen Gedichten ist zugleich eine Schilderung des poetischen Charakters Flemming's beigefügt.

2) Dies ist besonders der Fall in dem Liede: In allen meinen Thaten. Da es indessen in unsern Gesangbüchern sehr verändert abgedruckt ist, so möge es hier nach dem Originaltexte einen Platz finden.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der alles kann und hat!
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.

Nichts ist es spat und frühe
Um alle meine Mühe
Mein Sorgen ist umsonst.
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen,
Ich stell's in seine Gunst.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen
Und was mir selig ist;
Ich nehm' es, wie ers giebet,
Was ihm von mir geliebet,
Das hab' ich auch erkiest.

Ich traue seiner Gnaden,
Die mich für allem Schaden,
Für allem Uebel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden
Aus Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld.

Er wird auf mein Verbrechen
Nicht stracks das Urtheil sprechen
Und haben noch Geduld.

Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt.
Sein Seegen wird mich lassen,
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.

Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bei Christen,
Und Christus ist bei mir;
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorten, so auch hier.

Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wohl helfen hin und her;
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben
Und alles nach Begehr.

Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie;
Durch seinen Zug, den frommen,
Sind wir so weit nun kommen,
Und wissen fast nicht wie?

Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stößt zu Handen,
So tröstet mich sein Wort.

Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängniß gehn;

Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn!

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
So bald er mir gebeut:
Es sei heut oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

Gefällt es seiner Güte
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was vergeblichs zu,
So werd' ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh.

Indeß wird er den Meinen
Mit Seegen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, sein;
Wird beiderseits gewähren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten überein.

So sei nun, Seele, deine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat!
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

3) s. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. I. S. 544 bis 551. Vergl. Nasser's Vorlesungen ꝛc. Bd. II. S. 107. u. f., wo auch mehrere Flemmingsche Gedichte mitgetheilt sind, und Horn's Geschichte ꝛc. S. 111 bis 117, wo Flemming's Dichtertalent noch über Opitz gestellt wird.

## §. 13. Simon Dach. — Paul Gerhard.

Zwei fruchtbare lyrische Dichter, die sich zu gleicher Zeit um den Kirchengesang sehr verdient gemacht haben.

Dach wurde geboren 1605 zu Memel, und starb 1659 als Professor der Poesie zu Königsberg in Preußen. Dieser frohe Deutsche Mann gehört zu den würdigsten Nacheiferern Opitz'ens, indem er sich auszeichnet durch Gefühl und Wohllaut der Sprache, wenn er gleich von dem unnatürlichen Geschmack seiner Zeit sich nicht ganz frei machen konnte. Seine geistlichen Gesänge, von denen mehrere in veränderter Gestalt noch jetzt in den Kirchen gesungen werden, athmen tiefes Gefühl, frommen Sinn und reine Gottesliebe. Am bekanntesten sind die beiden Kirchenlieder: Ich bin ja, Herr, in deiner Macht ꝛc., welches er bei dem Tode seines dichterischen Freundes Roberthin (gest. 1648 zu Königsberg in Pr. als Brandenburg. Rath) verfertigte, und: O wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen ꝛc. [1]). Aber auch seine scherzhaften und fröhlichen Lieder zeigen selbst in ihrem altväterischen Tone, einen Hang zur Freude, der zur Theilnahme auffodert. Besonders gefühlvoll ist er, wenn er die mit Widerwärtigkeiten kämpfende und siegende Liebe schildert, wie in seinem trefflichen Gedichte Aennchen von Tharau, in welchem sich sein Gemüth mit ganzer Kraft und Lauterkeit offenbart. Für den Mangel hoher Begeisterung und starker Gedanken entschädigt seine gefühlvolle, einfache und reine Sprache, wie der Wohlklang seines Versbaues. — Erst nach seinem Tode erschien eine Sammlung seiner Gedichte, veranstaltet von seinen Erben, unter dem Titel: „Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Scepter, von Simon Dachen poetisch besungen. Königsberg" (ohne Druckjahr, 1681?) 4. Dieser, aus Einem Bande bestehenden, jetzt sehr seltenen, aber auch unvollständigen Ausgabe, ist noch das Schauspiel Sorbuisa beigefügt, das zur Feier des akademischen Jubelfestes zu Königsberg aufgeführt und 1644 gedruckt wurde, aber zu seinem Ruhme nichts beiträgt.

Nicht viel vollständiger ist: S. D.'s poet. Werke. Königsbg. 1696. 4. — Eine Auswahl von Dach's Gedichten geben, nach des Organisten H. Albert (gest. 1668) gedr. Sammlung, W. Müller in s. Bibliothek Bd. 5. und A. Gebauer, Tübingen, 1828. 8. — Eine ziemlich vollständige Sammlung der einzelnen Dach'schen Gedichte befindet sich auf der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau und besteht aus 6 Bänden [2]).

Gerhard, geboren 1606 zu Gräfenhaynichen in Sachsen, gestorben 1676 als Prediger zu Lübben in der Niederlausitz, behauptet unter den geistlichen Liederdichtern den ersten Rang. Er war im J. 1657 als Diakonus an die Nikolaikirche in Berlin berufen worden; da er aber mit andern Predigern sich weigerte, einige, die Religion betreffende Edicte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm anzunehmen, wurde er 1665 entsetzt und des Landes verwiesen. In dieser für ihn traurigen Lage verfertigte er das rührende und erhebende Lied: Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich ꝛc. Ohne ein sicheres Unterkommen zu wissen, wendete er sich nach Sachsen, wo sein Schicksal bereits bekannt geworden. Als er unterweges mit seiner Familie in einem Gasthofe übernachtete, und seine Gattinn sich zu sehr ihrem Schmerz über das Unglück ihres Mannes hingab, suchte dieser, obwohl vergeblich, sie zu trösten, und erinnerte sie unter andern an die Worte des 37sten Psalms: „Befiehl dem Herren deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen." Selbst gerührt durch diesen trefflichen Davidischen Spruch, ging er in den Garten des Wirthshauses, und dichtete hier das herrliche Trostlied: Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt ꝛc. Als er fertig war, las er es seiner Gattinn vor, und sie wurde ruhiger. Am späten Abend traten zwei Fremde in die Gaststube, und erzähl-

ten unserm Gerhard, daß sie als Abgeordnete des Herzogs Christian von Sachsen-Merseburg kämen, um in Berlin einen abgesetzten Prediger Namens Gerhard aufzusuchen. Gerhard erklärte, daß er eben der sey, den sie aufsuchen sollten, und sie überreichten ihm nun auf der Stelle ein Schreiben des Herzogs, der, bekannt mit dem Schicksal des Dichters, ihm bis zu seiner weitern Versorgung ein ansehnliches Jahrgehalt bot. Gerhard las, und wandte sich dann mit einer Thräne der Rührung an seine Gattinn: „Sieh, sagte er, wie Gott sorgt! Sagte ich dir nicht: Befiehl dem Herren deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen"[3]).

Gerhard ist ein zweiter Luther. Seine Lieder sind Ausbrüche eines frommen empfindsamen Herzens, das von den heiligen Gefühlen der Andacht bis zur Begeisterung gerührt und erschüttert ward, und in solchem Drange der Empfindung in Gesang überfloß. Einige Härten und Rauhigkeiten, und ein gewisser beschwerlicher Ueberfluß an Worten gehört mehr seinem Zeitalter als ihm. Indessen sind Gerhard's Gesänge nicht alle von gleichem Werth. Zu den bessern, die durch edle Einfalt und herzliche Sprache sich empfehlen, gehören außer den schon genannten: „O Welt, sieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes schweben;" — „Solt' ich meinem Gott nicht singen;" „Schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele;" — „Warum sollt' ich mich denn grämen;" — „Ich singe dir mit Herz und Mund;" — „Wach auf mein Herz und singe;" — „Wie soll ich dich empfangen." — Nicht zu vergleichen sind mit ihnen: „Ich steh' an deiner Krippen hier, o Jesulein, mein Leben;" — „Vergönne mir, o Jesulein, daß ich dein Mündlein küsse" und mehrere andere, die voll von tändelnden und mystischen Ausdrücken sind, aber darum unserm Gerhard seinen Werth als Liederdichter nicht rauben dürfen[4]).

Die Zahl der Gerhardschen Lieder beträgt 120. Wir haben zehn Ausgaben derselben. Die erste erschien zu Berlin, 1666, in Folio, unter dem Titel: „Haus- und Kirchenlieder," die letzte zu Wittenberg, 1723. in 12., unter dem Titel: „Pauli Gerhardi Geistreiche Haus- und Kirchenlieder. Nach des sel. Autoris eigenhändigen revidirten Exemplare mit Fleiß übersehen, auch sammt einem kurzen, doch nöthigen Vorberichte ausgefertiget von Joh. Heinrich Faustking Dr., damals Hochfürstlichem Konsistorialrath, Hofpredigern, Beichtvater und Superintendenten des Fürstenthums Anhalt-Zerbst." — Im J. 1821, also beinahe ein Jahrhundert später, erschien wieder eine Ausgabe unter dem Titel: „Paul Gerhard's geistliche Lieder, in einem neuen vollständigen Abdruck" (Wittenberg, 12.; 2te Aufl. Berlin, 1827). Sehr viele dieser Lieder — aber leider oft unglücklich modernisirt — sind in verschiedene Gesangbücher aufgenommen worden [5]).

Anmerk. 1) Wezel's Hymnopoeographia oder historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter, Th. I. S. 160 — 65.

2) s. Gottsched's neuen Büchersaal, Bd. IV. S. 9. und 10.

3) Die Wahrheit dieser anziehenden, allgemein verbreiteten Erzählung wird in der Vorrede zur zweiten Aufl. von P. Gerhard's Liedern, Berlin, 1827. 12. bestritten. — Die Kurfürstl. Erklärung über Gerhard's Dienstentsetzung ist vom 4ten Mai 1665, und steht wörtlich in König's Versuch einer hist. Schilderung der Hauptveränderungen ꝛc. der Residenzstadt Berlin, 2ter Th. S. 114 ff.

4) Den meisten Anstoß haben die beiden Lieder erregt: „Herr, ich will ja gerne bleiben wie ich bin dein armer Hund" ꝛc. und „Nun ruhen alle Wälder" ꝛc. — Was aber ersteres betrifft, so ist es nicht Gerhard's eigene Dichtung, sondern nur Uebersetzung einer Lat. Elegie, die in des Na-

than Chyträus Viatico itineris extremi (1602) S. 175. u. f. mit der Ueberschrift steht: Mulieris Syrophoenissae precatio, Marc. 7. und die so anfängt:

Sum canis indignus, fateor; quid enim mea celem
Crimina, sunt oculis quae manifesta tuis?
Quin etiam cane deterior etc. etc.

Was das zweite Lied betrifft, das man für thörichtes Zeug hielt, weil Friedrich II. es unter die tollen Dinge gerechnet hatte, so würde man vielleicht milder darüber urtheilen, wenn man bedächte, daß Vieles in diesem verschrienen Liede nichts als Nachbildung jener trefflichen Stelle des Virgil ist:

Nox erat, et placidum carpebant fessa soporem
Corpora per terras, silvaeque et saeva quierant
Aequora — etc, Aen. IV. 521 — 528.

s. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. II. S. 95 — 101.

5) Eine Auswahl von P. Gerhard's Liedern erschien zu Bremen 1817. 8. und in Wilh. Müllers Bibliothek ꝛc. Bd. 7. — Ueber Gerhard's Leben und Liederpoesie s. Wetzel's Historische Lebensbeschreibung ꝛc. Th. I. S. 311 — 22.; daß eine Biographie Gerhard's von P. Wimmer vorhanden sey, bestreitet Ebert in seinem Allgem. bibliograph. Lexikon, B. I. S. 669.

## §. 14. Johann Rist. — Georg Neumark.

Zeitgenossen der vorgenannten und auf gleiche Art in der Litteraturgeschichte als geistliche Liederdichter bekannt, sind Rist und Neumark.

Rist, geboren zu Pinneberg 1607, und gestorben 1667 als Prediger zu Wedel an der Elbe und Herzoglich Meklenburgischer Kirchenrath, hat eine große Menge geistlicher Lieder gedichtet, die durch Aufnahme in mehrere Gesangbücher bekannt genug geworden sind, aber wenig oder gar keinen poetischen Werth haben. Sein Verdienst besteht in einem frommen, guten Willen und in einer glücklichen Gabe, leicht zu reimen; aber die Alltäglichkeit

der Gedanken und die vielen matten Seufzer und Ausrufungen lassen das Herz kalt und leer.

Die Sammlungen seiner Kirchenlieder sind unter mancherlei Titeln erschienen, als: „Himmlische Lieder," — „Sabbathische Seelenlust," — „Musikalische Kreuz-, Trost-, Lob- und Dankschule," — „Musikalisches Seelenparadies" ꝛc. Zu den Liedern, die in den öffentlichen Kirchengesang aufgenommen wurden, gehören unter andern: „Ermuntre dich, mein schwacher Geist;" — „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen;" — „Jesu, der du meine Seele hast durch deinen bittern Tod;" — „O Ewigkeit, du Donnerwort;" — „O Traurigkeit, o Herzeleid." — Uebrigens besitzen wir von ihm auch einige Schauspiele: „Das Friedewünschende Deutschland" und das „Friedejauchzende Deutschland," die mehr von patriotischem Gefühl als von poetischem Sinn zeugen. Mehr leistete

Neumark, der 1621 zu Mühlhausen in Thüringen geboren wurde, und 1681 als Bibliothekar zu Weimar starb. Unter mehreren Schriften, die er herausgab, verdient besonders sein „Poetisches musikalisches Lustwäldlein" (Hamburg 1652. 12.) genannt zu werden, da hierin mehrere geistliche Gesänge von ihm abgedruckt sind, unter denen das herrliche Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" dem Werth nach das erste ist, und ihm den größten Beifall erworben hat. Dies und mehrere andere, als: „Ich danke dir, mein Gott, von Herzen, daß du mich die vergangne Nacht;" — „Es lebt kein Mensch auf Erden, der nicht muß endlich werden des grimmen Todes Raub" sind verändert in verschiedene neue Gesangbücher aufgenommen worden.

Anmerk. s. über diese beiden Liederdichter die vorhergenannten Schriftsteller, besonders Jördens Lexikon Bd. IV. S. 366—372 und S. 27—32; auch L. v. Baczko's Preußisches Tempe, 1781 April, S. 246. Mehrere

Lieder von Rist sind in W. Müller's Bibliothek, Bd. 8. und von Neumark Bd. 7 abgedruckt.

## §. 15. Andreas Tscherning.

Tscherning ist geboren 1611 zu Bunzlau in Schlesien, und zu Rostock als Professor der Dichtkunst 1659 gestorben. Er hat sich durch zwei Sammlungen seiner Gedichte bekannt gemacht, unter dem Titel: „Deutscher Gedichte Frühling" (Breslau, 1642. 8. und neu aufgelegt 1649) und: „Vortrab des Sommers Deutscher Gedichte." (Rostock, 1655. 8.) In der ersten Sammlung erscheint er als ein würdiger Schüler Opitzens, in der letzten aber, die seine reiferen Arbeiten enthalten sollte, herrscht viel Steifheit und Kälte. Sehr glücklich ist er in einzelnen dichterischen Schilderungen der Natur und des Menschen. An Reinigkeit und Würde im Ausdruck fehlt es ihm nie, wohl aber an dauernder Begeisterung und Gedankenfülle. Einige seiner Gedichte sind in dem leichten Ton der poetischen Episteln geschrieben. Die meisten wurden durch bestimmte Gelegenheiten veranlaßt, und sogleich nach ihrer Verfertigung abgedruckt, doch enthalten beide Sammlungen auch Lieder, didaktische Stücke, Sonette und Sinngedichte. Wie sehr er dabei Opitz vor Augen gehabt, ergibt sich aus den vielen Bildern, Wendungen und Ausdrücken, die er von seinem Vorgänger entlehnt hat; doch zeugen diese Gedichte auch von seinem eigenen Reichthum und der Mannichfaltigkeit seiner gelehrten Kenntnisse. Eins der schönsten ist seine „Klage der Rahel über den Kindermord des Herodes" *). Uebrigens hat er auch auf theoretischem Wege durch sein „Unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst." Lübeck, 1659. 12., auf den Geschmack einzuwirken gesucht.

Anmerk. *) Eschenburg, der im dritten Bande der:

„Auserlesene Stücke der besten Deutschen Dichter" eine Auswahl der vorzüglichsten Poesien Tscherning's mitgetheilt hat, gibt unserm Dichter den dritten Platz nach Opitz. — Ramler veranstaltete eine Auswahl seiner Sinngedichte unter dem Titel: „Wernike's Ueberschriften, nebst Opizzens, Tscherning's etc. epigrammatischen Gedichten." (Leipzig, 1780.) Auch in W. Müller's Biblioth. Bd. 7. findet sich eine Auswahl der Tscherningschen Poesien nebst dem Leben des Dichters.

## §. 16. Andreas Scultetus.

Scultetus, zu Bunzlau in Schlesien geboren, (wann?) starb, nachdem er das Elisabethanum zu Breslau besucht, in der ersten Zeit seines akademischen Lebens, etwa um das J. 1642. Von seinen Lebensumständen wissen wir wenig, und auch seine Gedichte würden vergessen seyn, wenn nicht Lessing auf eine ehrenvolle Art sein Andenken erneuert hätte. Dieser gab sie unter dem Titel heraus: „Gedichte von Andreas Scultetus, aufgefunden von Gotthold Ephraim Lessing." Braunschweig 1771. 8. Lessing hat sie mit Anmerkungen und einigen biographischen Bemerkungen begleitet. In seinem Urtheil über ihn nennt er ihn den würdigsten Zögling der Opitzischen Muse, dessen Sprache reich, stark und mahlerisch ist, und dem Flemming, Tscherning und alle Uebrige, die Opitz nacheiferten, darin nicht gleich kommen. Der bedeutendste seiner Fehler, meint er, sey das Bestreben, überall Gelehrsamkeit zu zeigen. — Das wichtigste und vollendetste seiner Gedichte ist: Die Oesterliche Triumphposaune (Breslau, 1642. 4.), ein Triumphgesang auf die Auferstehung Jesu, denn es herrscht darin der Ton des Opitz, und der Ausdruck ist richtig, edel und neu. Ein zweites Gedicht: Blutschwitzender und todesringender Jesus kann nur für die Geschichte der poetischen Bildung unsers jungen Dichters Interesse

haben. In der Folge erschien noch eine doppelte Nachlese zu Lessing's Sammlung, nämlich von J. G. Jachmann (Breslau, 1774.) und von Hieron. Scholtz (Breslau, 1783.), die beide theils Deutsche, theils Lateinische Gedichte enthalten. Eine Auswahl aus Andr. Scultetus Deutschen Gedichten befindet sich in W. Müller's Bibliothek ꝛc. Bd. IX.

### §. 17. Johann Scheffler.

Noch weniger bekannt ist Joh. Scheffler, der 1624 zu Glatz geboren, als Leibarzt bei dem Herzog von Würtemberg-Oels zur Katholischen Kirche übertrat, und 1677 als Priester gestorben ist. Als ein mystischer und überspannter Kopf, der schon in der Jugend die Schriften des Jak. Böhme, Val. Weigel, Schwenkfeld und anderer Schwärmer gelesen, und im reiferen Alter sich in mancherlei theologische Streitigkeiten verwickelt hatte, nannte er sich in mehreren Schriften Johann Angelus Silesius (nach einem Spanischen Ordensbruder des 16ten Jahrh.), und unter diesem Namen ist er von einigen neueren Litteratoren, namentlich von Haid, Franz Horn und Varnhagen von Ense aus dem Dunkel der Vergessenheit wieder hervorgezogen. Er schrieb zuerst den „Cherubinischen Wandersmann," Glogau, 1675. 12., zu Frankfurt a. M. 1713 mit Arnold's Vorrede wieder aufgelegt, nachher aber noch mehrmals, und zuletzt 1736 zu Altona wieder abgedruckt. Dieses, zu seiner Zeit viel gelesene Erbauungsbuch enthält eine Sammlung von geistlichen Sprüchen, unter denen sich mehrere durch Gedankenreichthum und Kürze empfehlen, die meisten aber den Mystizismus ihres Verf. bekunden. Das Beste davon haben uns die oben genannten Litteratoren in einer kleinen Auswahl gegeben, und zwar Haid zu München im J. 1815, Horn zu Berlin 1818, ein Ungenannter (Varnhagen) zu Berlin 1820. — Dann

erschien

erschien seine „köstliche evangelische Perle," die aber kein Gedicht ist, sondern ein aus dem Lateinischen übersetztes geistliches Buch in Prosa, seine „betrübte Psyche" und seine „geistlichen Hirtenlieder", Breslau, 1657. 68. und 97. 8., wovon auch eine Ausgabe zu Berlin 1702. 12. gedruckt ist. Alle diese Schriften hat er vor seinem Abfall von der Lutherischen Kirche, der 1653 erfolgte (und den er in einer kleinen Schrift, Olmütz, 1653. 4. zu rechtfertigen suchte), geschrieben, aber erst späterhin drucken lassen, daher sich auch in den meisten seiner Lieder keine Spuren des Papstthums finden, und viele in Evangelische Gesangbücher aufgenommen worden sind. Eine Auswahl aus Scheffler's Liedern und Sprüchen findet sich in W. Müllers Bibliothek ꝛc., Bd. IX.

Mit Scheffler schließt sich die Reihe der geistlichen Lieder-Dichter dieses Zeitraums.

§. 18. Friedrich v. Logau, als Epigrammatiker.

Freiherr v. Logau ist 1604 in Schlesien geboren, und 1655 zu Liegnitz gestorben. Von seinen Eltern und dem Ort seiner Geburt findet man nirgend etwas aufgezeichnet; nur das weiß man, daß er in Diensten des Herzogs von Liegnitz und Brieg, Ludwig's des Vierten, gewesen. Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Verkleinernde. Wir besitzen von ihm eine Sammlung von mehr als viertehalbtausend Sinngedichten, die ihm den Ruf des ausgezeichnetsten Epigrammatikers erworben hat. Anfangs gab er nur eine Sammlung von zweihundert Epigrammen heraus und zwar unter verändertem Namen. Sie erschien unter dem Titel: „Erstes (und andres) Hundert Deutscher Reimensprüche Salomons von Golaw Breslau, 1638. 12." Dieser Sammlung folgte eine stärkere, wahrscheinlich um's Jahr 1654, betitelt: „Salomons von Golaw Deutscher Sinngedichte drei Tausend. Breslau, 8.," die

noch eine Zugabe von 553 Epigrammen enthält. Jedes Tausend ist wieder in seine Hundert abgetheilt.

Logau trat in die Fußtapfen seines Landsmannes Opitz, und man findet in ihm dessen Stärke und körnichten Ausdruck wieder. Wer indessen ein ganzes Buch Epigramme schreibt, muß auch viel Mittelmäßiges und Schlechtes liefern. Das ist hier der Fall, so daß man alle Beispiele des Fehlerhaften aus Logau entlehnen könnte. Stumpfer Witz, platte Einfälle, matte Gedanken, schmuzige Bilder und Wortspiele, versetzte Namen und andere Albernheiten trifft man bei ihm in Menge. Auch muß man nicht Alles für wirkliche Sinngedichte halten. Es sind oft nur Sentenzen und moralische Gedanken, oder Bilder ohne eigentliche epigrammatische Wendungen. Aber viele seiner Epigramme haben auch neue, originelle und glückliche Erfindungen und Wendungen, und sind eben so schön gesagt als gedacht. Die Menge des Schlechten war vermuthlich Ursach, daß Logau's Gedichte bald ganz in Vergessenheit geriethen. Zwar gab ein Ungenannter „S. v. G. auferweckte Gedichte" (Frankfurt und Leipzig, 1702.) heraus, allein er beschnitt und veränderte zugleich so viel, und ging überhaupt dabei so unverständig zu Werke, daß er zur Auferweckung des Dichters nichts beigetragen hat. Logau's Name blieb also unbekannt, bis Ramler und Lessing, die ihn unsern Martial, Catull und Dionysius Cato in Einer Person nennen, sich des Vergessenen annahmen.

Diese nämlich veranstalteten mit aller Sauberkeit des Drucks eine Ausgabe, unter dem Titel: „Friedrich v. Logau's Sinngedichte, zwölf Bücher; mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters, herausgegeben von K. W. Ramler und G. E. Lessing. Leipzig, 1759. 8." In dieser Ausgabe ist das entschieden Schlechte der Logauschen Sinngedichte weggelassen, so daß ungefähr nur ein Drit-

theil geblieben ist. Einen besondern Werth erhält sie durch das beigefügte Leben Logau's und das angehängte Wörterbuch oder kritische Glossarium über die der Opitzischen Schule eigenen Ausdrücke [1]). Nach Lessing's Tode gab Ramler Logau's Gedichte, aufs Neue überarbeitet und vermehrt, noch einmal heraus (Leipzig, 1791. 8.) Statt des Wörterbuchs findet man hier Anmerkungen unter dem Text. Die Anzahl der sämmtlichen Gedichte dieser neuen Ausgabe beläuft sich auf 1631, unter der freilich noch manches sehr Mittelmäßige ist, so wie es auch bei Manchem zweifelhaft seyn dürfte, ob die Veränderung allemal eine Verbesserung sey [2]). In W. Müller's Bibliothek ꝛc. Bd. VI. findet sich ebenfalls eine Auswahl von Logau's Epigrammen.

Anmerk. 1) Vergl. Briefe die neueste Litteratur betreffend, Th. II. Br. 55. S. 260 bis 270.

2) Eine Vergleichung der Ausgabe von 1654 und dieser beiden neuern findet man in der N. Bibl. der schönen Wissensch. Bd. XLVII. St. 2. S. 270 bis 72. Nasser hat in seinen Vorlesungen, Bd. II. S. 153 bis 162, mehrere Epigramme Logau's aus der ältern Ausgabe von 1654 mitgetheilt, unter denen folgende den Sinngedichten des Martial und Catull zur Seite gestellt werden dürfen:

1. Die schamhaftige Zeit.

Sie sei sonst, wie sie sei, die Zeit,
So liebt sie doch Verschämlichkeit.
Sie kann die Wahrheit nackt nicht leiden,
Drum ist sie emsig, sie zu kleiden.

2. Weinfreundschaft.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt wie der Wein nur eine Nacht,

3. Auf den Quadratus.

Quadratus ist der Welt viel nütz, er giebt viel Schatten,
Wär übel, wann er stürb', im Sommer zu entrathen.

4. Der Mai.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde.

5. Aerzte und Kranke.

Kranke führen über Aerzte leichtlich nicht Beschwerden,
Jene können diesen stopfen fein das Maul mit Erden.

6. Juristen.

Gott ehr' mir die Juristen! Wann die an einem fehlen,
Ist's nicht um Seel und Leben, es ist nur um das Zählen.

7. Vom Largus.

Largus wünschet seinem Feinde, daß er ein Ducaten sey
In den Händen eines Filzes, denn da würd' er nimmer frei.

## §. 19. Johann Wilhelm Laurenberg. Joachim Rachel.

Beide haben in dem ersten Drittheil dieses Zeitraums gelebt, und sich als Satiriker einen Namen gemacht.

Hans Wilmsen Laurenberg wurde 1590 zu Rostock geboren, und starb als Professor der Mathematik bei der Ritterakademie zu Soroe in Dänemark 1658. Wir besitzen von ihm eine Sammlung plattdeutscher satirischer Gedichte, die zum erstenmal um's Jahr 1654. 8. unter dem Titel erschien: „De veer olde beröhmede Schertzgedichte: Als erstlick: Van der Minschen itzigen verdorvenen Wandel unde Maneeren; 2) van almodischer Klederdracht; 3) van vermengder Sprake unde Titeln; 4) van Poesie unde Rymgedichten. Met eenem Anhang van etlicken in düssen Tyden nyen ingeschlekenen Misbrüken. Gedrücket in düssen itzigen Jahr." (Acht Bogen). Ein Exemplar dieser Ausgabe ist auf der Königl. Bibliothek zu Berlin. Eine neuere Ausgabe erschien 1750. 8. zu Cassel, auf deren Titel man noch den Zusatz findet: „In Nedderdütsch gerymet dörch Hans Willmsen L. Rost." (d. i. Rostochiensis). Eine Hochdeutsche Uebersetzung kam (1654?) 8. zu Hamburg heraus, unter dem Titel: „Vier Scherzgedichte zu lustiger

Zeitvertreibung gehochdeutschet von der Dichtkunst Liebhaberer" (C. Christ. Dedekind), wovon ebenfalls ein Exemplar auf der Königl. Bibliothek zu Berlin befindlich ist.

Diese Scherzgedichte gehören zu den launigsten und heitersten Volksschriften aller frühern Jahrhunderte. Der leichten und muntern Darstellungsgabe des witzreichen Dichters kommt auch die von ihm gewählte plattdeutsche Sprache zu Hilfe, die durch ihre eigenthümlichen Ausdrücke und Wendungen dem Ganzen eine, in jeder andern Sprache unerreichbare Naivetät gibt. Um so mehr ist zu bedauern, daß solche bei dem Verf. manchmal in eine gewisse Derbheit übergeht.

In der ersten Satire: Van der Minschen Wandel geht der Dichter die verschiedenen Stände durch und schildert die allgemein herrschenden Thorheiten und verderbten Sitten derselben mit muthwilliger Laune. Die zweite macht die damals modischen, unpassenden Kleidertrachten lächerlich; die dritte eifert gegen die Titelsucht und Sprachmengerei der Deutschen, und enthält überaus drollige und komische Schilderungen. So führt der Dichter z. B. einen jungen Gecken auf, der bei einem kurzen Aufenthalt in Paris seine Muttersprache so vergessen hatte, daß er unaufhörlich Französische Brocken in seine Rede mischte. Da er nun einmal in dieser kauderwelschen Sprache dem Koch Anweisung zu einem Frühstück gibt, und dieser ihm ein ungenießbares Gemisch bringt, so entschuldigt er sich bei seinem Herrn damit, daß er es ganz nach seiner Anweisung gemacht habe, indem er sehr gut sagt:

Gy seden my, yck schuld yuw eine Suppe kaken
Even up sülk Maneer als gy hadden gespraken.
Ydt was io althomal verplümpert, wat gy spreken,
Ydt was thosamenschrapt uth Dütschland, Frankryk, Greken.

So ys de Suppe vck, se ys uth velen Stücken;
Ein jede vör sick sülfft hed sick wol können schicken,
Men nu se is vermengt, nu ys se nicht vel werth,
Schmeckt nicht na Fisch noch Flesch, hefft weder Kop noch Stert.

In der vierten Satire endlich tritt ein armer Poet auf, der die Geschichte seiner Wanderungen erzählt. In Gefahr zu verhungern, sucht er sich Beschützer seiner Muse. Einst kommt er in eine große Stadt „up synem Apostel-Peerde gereten." Hier erregt ein prächtig gebautes Haus seine Aufmerksamkeit, und, in der Meinung, es wohne dort ein vornehmer Mann oder ein angesehener Gelehrter, geht er hinein. Es war aber ein reicher Kornhändler, der von den Musen eben nichts wußte, und nur nach vielen Schwierigkeiten wird unser Poet eingelassen. Da entspinnt sich denn zwischen Dichter und Kornhändler folgendes Gespräch:

Jck brachte ydt endlyk so fern,
Dat yck ward ingelaten tho dem Hern
In ene Stuve, dar was ydt althomahl
So prächtig, als in eines Förſten Sael.
Jck dede eine grote Reverenze maken.
He satt so styff als ein Hoppenstaken. —
Wer synd gy, sede he, gevet yuw kund!
Will gy Garsten edder Roggen etlike Pund?
De köne gy bekamen hüte oder morgen,
Vör baren Gelde und nicht tho borgen. —
Jck sprack, grotgünstiger, hochgeehrter Her,
Jck schetze my glückselig der groten Ehr
Hieher tho kamen an dissen Ort
Und mit dem Heren tho wesseln etlicke Wort.
Der Gelehrden Patron wert de Heer genömt,
Davör ys he in de Welt berömt,
Em will yck dyt Carmen offereren,
Und in syne hoge Gunst my rekommenderen.

Synes Namens will yck röhmlick gedenken,
Und in den Tempel der Memorie henken.

De Herr satt lang und sach my an,
Endlyk sede he: gode Mann,
Jck weet nicht, wat yck schall uth yuw maken;
Gy schnackt wunderlik seltsame Saken,
Velicht werd gy ein Magister syn,
Und den Kindern in de Schole leren Latin;
Edder gy mögen wol gar ein Backelaers wesen,
Und in der Akademe den Studenten vörlesen.
Laet my ydt hören, dat yck kann weten,
Wo ick yuw schall titeleren und heten.

Jck sede: grotgünstige Herr und Patron,
Dyt Carmen wert uthwysen myne Profession:
Ock bin yck ein Poet von veelen Jahren,
In der edlen Poesie gelehrt und erfahren.
Hedd ick so veel Glücks als Geschicklichkeit,
Ydt würde my so nicht gahn, als ydt my geit.
Phöbus mit allen Pimpleiden
Ys vam Marte överwunden im stryden;
Pandora, törnig över de maten,
Heft ere ganze Büsse över my uth gegaten.
Darvan bin yck nu ein Jrus worden
Und getreden in der Mendicanten Orden.

Gy reden tho hoch, sprack de Mann thor stund,
Yuwe Wörde synd altho kakelbunt.
Doch, so veel als ick daruth vernehmen kann,
Syndt gy ein Poet und gelehrder Mann.
Wowol yck nu nicht eigentlyck weet,
Wat dat tho seggen ys Poet;
So hebbe yck doch van andern my lathen berichten,
Dat ydt de synd, de Versche dichten,
De da könen allerley Ryme schryven,
Darmit se allenthalven eeren Handel dryven
Up Hochtyden, Kinddöpen, und by Doden,
Und wor se sünst etwas synd vermoden.

Wo gy ock ener van denſülven ſyndt,
So kame gy hier nicht to rechter Tydt;
Den gy ſehen wol, myn gode Herr,
Dat hier ys weder Köſte noch Kindelbeer.
My wundert nicht weinig, dat gy ſydt ſo geck
Und bewahren yuw mit ſülken Dreck.
Dat Handwark ys yo ſo gar tho gemeen,
Verſe will itzunder ſchryven ieder een.
De iungen Bengels, de kuem könt leſen,
De willen alle Poeten weſen.
In allen Brudtlachten dat drüdde Gericht
Ys wißlick ein Hochtydgedicht;
Darmit glit de Wien hinin deſto ſachter
So kann man luſtig ſeggen blank achter.
Wenn begraven ſchal werden ein Lyk,
Ys ydt geweſen iemand Vörnehm und Ryk,
Stracks möten uthgedeelt werden Carmen,
Glyk als men Almiſſen uthdeelt den Armen ꝛc.

Nach beendeter Erzählung nimmt der Verf. von dieſem Vorfall Veranlaſſung, einige Betrachtungen über den ſchwülſtigen Ton einiger Dichter ſeines Zeitalters anzuſtellen.

Anmerk. ſ. Naſſer's Vorleſungen ꝛc., Band II. S. 318 — 333, und Flögel's Geſchichte der komiſchen Litteratur, Bd. III. S. 414 u. f.

## §. 20. Fortſetzung.

Rachel, beinah drei Jahrzehende ſpäter lebend als Laurenberg, wurde 1618 zu Lunden im Herzogthum Holſtein geboren, und ſtarb als Rector in Schleswig 1669. Er war ein Mann, der ſich treffliche Kenntniſſe durch das Studium der Alten erworben hatte. Davon zeugen theils ſeine lateiniſchen Epigramme, theils — weshalb er hieher gehört — ſeine Deutſchen ſatiriſchen Schriften, die einen ſtrengern und ernſtern Charakter als

die Laurenbergschen haben. Morhof hielt ihn für den Schöpfer und ersten Satiriker in der Hochdeutschen Sprache. Seine Charaktere sind nach dem Leben gezeichnet, doch meist von Persönlichkeiten frei. Er hat das Feuer des Juvenal und die Laune des Horaz; seine Sprache ist correct, und sein Versbau (das Alexandrinische Silbenmaß), wohlklingend. Viele Gedanken hat er aus den Alten, namentlich aus Juvenal und Persius entlehnt, aber ihnen einen glänzenden Anstrich von Neuheit gegeben. Doch ist er auch nicht ohne bedeutende Fehler, wozu besonders eine gewisse Breite in der Darstellung und eine oft unzüchtige Sprache gehört, welche zeigt, daß es ihm an richtigem und geläutertem Geschmack fehlte.

Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien unter dem Titel: „Joach. Rachelii, Londinensis, deutsche satyrische Gedichte. Frankfurt 1664. 12.“ Sie enthält folgende sechs Satiren: Das poetische Frauenzimmer oder böse Sieben; Der vortheilige Mangel; Die gewünschte Hausmutter; Die Kinderzucht; Vom Gebet; Gut und Böse. Im J. 1667 besorgte ein Mecklenburgischer Edelmann v. Voß eine neue Ausgabe, die mit noch vier andern Satiren: Der Freund, der Poet, Jungfern-Anatomie, und Jungfernlob — vermehrt ist; von den beiden letzteren aber, die ohnedies nicht bedeutend sind, ist noch ungewiß, ob sie von Rachel herrühren. Spätere Ausgaben erschienen zu Oldenburg; ferner, unter dem erdichteten Verlagsort London (Frankf.) 1686, zu Leipzig 1689 und 1695; zu Bremen, mit Laurenberg's Scherzged. 1700 (mit neuem Titel 1707.) Fünfmal ebenso, aber sehr incorrect, zu Freyburg im Hopfensack (d. i. Berlin) gedruckt; auch zu Hamburg 1742. Eine gute Ausgabe besorgte der Rector Johann Jakob Wippel in Berlin „Joachim Rachel's aus Lunden nach dem Originale verbesserte und mit ei-

nem neuen Vorberichte begleitete teutsche satirische Gedichte. Berlin, 1743. 8." Die neuste H. Schröder, mit dem Leben des Dichters, Anmerk. und einem Glossar, Altona, 1828. 8. Die vielen Ausgaben zeigen zugleich, welch' ein gelesener Dichter Rachel gewesen seyn muß. — In der ersten Satire entwirft der Verfasser sieben Gemälde von bösen weiblichen Charakteren, und schließt mit dem Bilde einer vollkommenen Hausfrau; in der zweiten erläutert er mit Beispielen aus dem weiblichen Geschlecht den Satz: kein Fehler sey so groß, daß er nicht auch seine gute Seite habe; in der dritten gibt er ein Ideal von einer vollkommenen Frau. Diese drei Satiren waren ursprünglich Hochzeitgedichte, wurden aber in der Folge vom Dichter umgearbeitet. Der vierten Satire, in welcher der Hauptsatz durchgeführt wird, daß in der Kinderzucht Alles auf das Beispiel ankomme, liegt die vierzehnte Satire des Juvenal, der fünften die zweite Satire des Persius, und der sechsten die zehnte Satire des Juvenal zum Grunde. In der 7ten (der Freund) eifert er wider den Mißbrauch des Wortes Freundschaft, und in der 8ten, die nebst der vorigen und der ersten die vorzüglichsten Stellen hat, spricht er über die Verachtung der Poesie, und entwirft im Gegensatze des Reimers das Bild eines guten Dichters.

Anmerk. s. Wippel's Vorbericht zu seiner Ausgabe der Rachelschen Satiren. Flögel's Geschichte der komischen Litteratur, Bd. III. S. 427, und besonders Nasser's Vorlesungen ꝛc., Bd. II. S. 334—357.

### §. 21. Dramatische Dichtkunst.

Johann Klaj. — Andreas Gryph.

Unter mehreren Dichtungsarten, die seit Opitz bearbeitet wurden, hatten besonders das Lied, die Satire und das Epigramm am meisten gewonnen. Am übelsten berathen war die dramatische Dichtkunst. Opitz

hatte zwar durch einige poetische Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, wie durch einige freie Nachbildungen Italiänischer Originale auch in dieser Hinsicht einen bessern Geschmack zu verbreiten gesucht; aber man konnte sich in damaliger Zeit noch immer nicht von dem heiligen Stoff trennen, den die biblische Geschichte darbot, und fühlte noch nicht das Unschickliche, göttliche Wesen und Angelegenheiten dramatisch zu behandeln. Daher sehen wir auch nach Opitz noch nichts weiter als den heil. Joseph, die keusche Susanna, den Engel Raphael, den Herodes, Nebukadnezar und ähnliche Erscheinungen.

Einer dieser religiös überspannten, und abenteuerlich-seltsamen Dramatiker war Johann Klaj oder Clajus. Diesem, 1616 zu Meißen geboren, und 1656 als Prediger zu Kitzingen, einer Stadt in Franken, gestorben, schien es besonders ein großer Ernst mit dem religiösen Drama zu seyn. Er schrieb nämlich: 1) „Weihnachtsandachten." Nürnberg, 1644. 4. 2) „Von der Auferstehung Jesu Christi, in hochdeutschen Reimarten verfasset und in Nürnberg bei hochansehnlicher volkreicher Versammlung abgehandelt." Ebendas. 1644. 4. 3) „Von der Höllen- und Himmelfahrt Jesu Christi." Ebendaselbst 1644. 4. 4) „Herodes der Kindermörder, nach Art eines Trauerspiels ausgebildet, und in Nürnberg einer Teutschliebenden Gemeine vorgestellt durch Johann Klaj." Ebendas. 1645. 4. 5) „Der leidende Christus, in einem Trauerspiele vorgestellt ꝛc." und 6) „Engel- und Drachenstreit" ohne Ort u. Jahrszahl (Nürnberg, 1650.) 4. Am merkwürdigsten sind Herodes und der Drachenstreit, auch mit Ueberarbeitung oft wiederholt. [1])

Die Fehler dieses Dichters sind, ungeachtet des Lobes, das sein gelehrter Freund, Harsdörfer, ihm beilegt, zu auffallend, als daß sie übersehen werden könnten. Seine Schreibart in Prosa wie in Versen, ist ge-

zwungen, dabei voll von Plattheiten, Lächerlichkeiten, Spielereien und unnatürlichem Witze. Seine Schauspiele insonderheit haben das Eigenthümliche, daß hin und wieder mitten unter den auftretenden Personen der Poet selbst redet, und seinen Lesern oder Zuschauern zumuthet, bei dem, was er die handelnden Personen sagen läßt, sich noch allerlei hinzuzudenken. Merkwürdig ist auch, daß er mit den Versarten nach der Verschiedenheit des Inhalts abwechselt, indem er glaubt, daß in einem Schauspiele kurze oder lange, jambische, trochäische oder daktylische Verse gewissen Rollen oder gewissen Affekten besonders zukommen [2]). Aus einzelnen Stellen sieht man indeß, daß es ihm nicht an Anlagen zum Trauerspieldichter gefehlt habe. — Von seinen geistlichen Liedern sind mehrere in Gesangbücher aufgenommen worden. Das bekannteste ist: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft."

Anmerk. 1) Ein Verzeichniß seiner dramatischen Gedichte enthält W. Müller's Bibliothek, Bd. IX S. 28. ff. Vergl. Jördens Lexikon, Bd. I. S. 307.

2) Joh. Elias Schlegel hat das tragikomische Schauspiel Herodes einer ausführlichen Zergliederung gewürdigt, um uns einen Begriff von dem Geschmack damaliger Zeit zu geben. s. „Beiträge zur kritischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit," St. 27. No. 1. S. 355 — 378; und Schlegel's Werke, Th. III. S. 3 bis 26. Vergl. Gottsched's nöthigen Vorrath ꝛc. Th. I. S. 197.

## §. 22. Fortsetzung.

Viel höher, ja einzig in seiner Art, steht Andreas Gryph (eigentl. Greif), der, 1616 zu Großglogau in Schlesien geboren, sich zu einem kenntnißreichen, erfahrnen und geistvollen Mann ausbildete. Wegen der

Unruhen des dreißigjährigen Krieges unternahm er Reisen in fremde Länder, und zwar in Holland, England, Frankreich und Italien, die ihn fast zehn Jahr von seinem Vaterlande entfernt hielten. Nachdem er wieder zurückgekehrt war, wurde er Landsyndicus des Fürstenthums Glogau, und als solcher starb er 1664. In der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Unsterbliche. *)

Gryph gehört zu den originellsten Dichtern dieses Zeitraums. Wir besitzen von ihm Lust- und Trauerspiele, Oden und Lieder, besonders auch gute Epigramme. Am ausgezeichnetsten aber ist er im Drama, worin er auch am meisten geschrieben hat. Sein Verdienst um diese Gattung der Poesie ist um so größer, da er sich darin erst Bahn brechen mußte, indem außer Opitzens Versuchen und den geistlichen Trauerspielen des Clajus so gut als nichts im regelmäßigen Drama geleistet war, daher man ihn als Schöpfer einer geregelten dramatischen Poesie und besonders des Trauerspiels ansehen kann. Seine dramatischen Arbeiten sind zwar größtentheils alt-Römischen, Italiänischen, Niederländischen und Französischen Mustern nachgebildet, und mit allegorischem Schmuck und Wortgepränge überladen; aber es herrscht in ihnen eine verständige Anordnung, ein belebter Dialog, und eine richtige, oft tiefe Auffassung menschlicher Charaktere. Auch in seinen Fehlern zeigt sich sein Genie, und er würde, hätte er eine genauere Kenntniß des Theaters gehabt, in der dramatischen Dichtkunst eben das geleistet haben, was Opitz als Lehrdichter geleistet hat.

Seine Trauerspiele sind die ersten Versuche einer gewissen dramatischen Regelmäßigkeit, wenn gleich die Kunst einer zusammenhangenden Verflechtung in seinen Plänen vermißt wird. Aber er verstand es, Situationen anzulegen und Charaktere zu zeichnen; auch sind seine

gereimten Alexandriner ziemlich fließend, wenn auch sein Ausdruck oft ins Schwülstige und Spielende verfällt, und das Tragische nicht selten in's Gräßliche überspielt. Zu den Eigenheiten in seinen Trauerspielen gehören die öftern Geistererscheinungen, die den Griechen nachgebildeten lyrischen Chöre, und die in ihnen auftretenden allegorischen Personen, z. B. Tod und Liebe, Tugenden, Jahreszeiten u. s. w. Die Acte heißen bei ihm Abhandlungen, die Scenen heißen Eingänge, die Chöre aber Reyen (Reihen).

Die Lustspiele, meistens in Prosa geschrieben, aber mit gereimten Zwischenspielen versehen, so wie die Singspiele, sind ebenfalls nach Französischen, Italiänischen und Englischen Vorbildern eingerichtet, und zeugen durchweg von Frohsinn und Witz, und besonders von einem seltenen Talent zum Niedrigkomischen, das freilich nicht selten zur Carricatur und Possenreißerei herabsinkt.

Unter seinen übrigen Gedichten zeichnen sich noch einige geistliche Sonette, z. B. eins auf die Geburt Jesu Christi, und einige Sinngedichte aus, von denen manches mit martialischem Salze gewürzt ist.

Nachdem mehrere Gedichte Gryph's schon einzeln gedruckt waren, veranstaltete er selbst eine Sammlung derselben 1639, zu Leiden bei den Elzeviren. Hierauf erschien 1650 zu Frankfurt a. M. eine unechte Ausgabe, mit einigen fremden Sonetten, unter dem Titel: „Trauerspiele, Oden und Sonette." Um diese zu verdrängen, besorgte Gryph 1657 eine echte und vollständige Ausgabe im Verlage des Buchhändlers Johann Lischke. Eine vierte erschien unter dem Titel: „Andreae Gryphii Freuden- und Trauerspiele, auch Oden und Sonette. In Breslau zu finden bei Veit Jacob Treschern, Buchhändler. Leipzig, gedruckt bei Joh. Erich Hahn. Im Jahr 1663." Die letzte Ausgabe besorgte

des Dichters ältester Sohn Christ. Gryph nach dem Tode des Vaters, unter dem Titel: „Andreae Gryphii um ein merkliches vermehrte Deutsche Gedichte. Breslau und Leipzig, in Verlegung der Fellgiebelschen Erben 1698. 2 Thle., in 3 Bäuden. 8." Es ist sehr zu bedauern, daß diese wegen ihrer Vollständigkeit für den Litterator so brauchbare Ausgabe durch viele Druckfehler und falsche Interpunction entstellt ist.

Die, in dieser Ausgabe abgedruckten Trauerspiele sind:

1) „Leo Arminius, oder Fürstenmord," in fünf Aufzügen und gereimten Alexandrinern. Es ist 1646 gedichtet und unstreitig Gryph's bestes Trauerspiel. Der Stoff ist entlehnt aus der Geschichte des Byzantinischen Kaisers dieses Namens, der im J. 820 durch Anstiften seines Feldherrn, des Michael Balbus, ermordet wurde. Schon einmal war Michael des Hochverraths überwiesen, sein Urtheil war gesprochen, und die Vollziehung sollte am Weihnachtsabend geschehen. Aber die Gemahlin des Kaisers, Theodosia, die es anstößig fand, den heiligen Tag durch eine Hinrichtung zu entweihen, wußte den Kaiser zum Aufschub derselben zu bewegen. Unterdeß gelang es dem Michael im Gefängnisse, einige seiner Mitverschwornen aufs Neue zu gewinnen; und sie überfielen nun, als Priester verkleidet, den Kaiser in seiner Kapelle, als er eben seine Andacht verrichten wollte.

2) „Katharina von Georgien, oder bewährte Beständigkeit," in fünf Aufzügen und gereimten Alexandrinern. Der Inhalt ist das tragische Ende der unglücklichen Fürstinn von Georgien, die auf Befehl des Persischen Regenten, Schach Abas I., im J. 1624 hingerichtet wurde. — Das Stück verändert den Schauplatz der Handlung schnell und oft. Die Ewigkeit und Eitelkeit spielen als Personen mit, und die Tugenden machen den Chor.

3) „Ermordete Majestät, oder Karl Stuart von Großbritannien," in fünf Aufzügen und gereimten Alexandrinern. In diesem Stücke spielt eine Menge Personen. Der König wird auf der Bühne hingerichtet.

4) „Großmüthiger Rechtsgelehrter, oder sterbender Aemilius Paulus Papinianus," in fünf Aufzügen und gereimten Alexandrinern. Der Kaiser Antonius Bassianus Caracalla ermordet in seinem Uebermuth seinen Stiefbruder Geta in den Armen seiner Mutter. Um den Vorwurf eines Brudermordes von sich abzulehnen, soll der berühmte Rechtsgelehrte Papinianus die That beschönigen. Diesen aber kann nichts zur Rechtfertigung oder auch nur Entschuldigung einer Handluug bewegen, die sein Herz verabscheut. Der Tyrann beschließt also seinen Tod, und im fünften Act wird er wirklich hingerichtet. — Die Rolle des Papinianus ist der interessanteste Theil des Stückes.

5) „Beständige Mutter, oder die heilige Felicitas," in fünf Aufz. und gereimten Alexandrinern, ist dem Lat. des Franzosen Nic. Causinus nachgebildet und unbedeutend. Eine edle Römerin, die mit ihren Kindern zum Christenthum übergegangen ist, und dasselbe ableugnen soll, stirbt mit ihren sieben Söhnen den Märtyrertod.

6) „Die sieben Brüder oder die Gibeoniter ꝛc.," ist aus dem Holländischen übersetzt, und hat fünf Aufzüge.

7) „Cardenio und Celinde, oder unglücklich Verliebte," enthält in fünf Aufzügen eine Geschichte, die dem Dichter in Italien als wahre Begebenheit erzählt wurde, und ist wohl das unbedeutendste unter seinen Trauerspielen.

Von seinen Lustspielen sind die wichtigsten:

1) „Majuma, Freudenspiel, auf dem Schauplatz gesangsweise vorgestellt im Maimond 1653." Das Stück wurde zu Ehren Ferdinand's IV., der damals Römi-

scher

scher König wurde, geschrieben, und ist das einzige Gryphsche Stück, das wirklich auf die Bühne gekommen ist. Der Ausdruck Freudenspiel ist eine von Zesen herrührende Verdeutschung des Worts Komödie. Genau genommen ist das Stück ein Singspiel, dessen Haupthandlung darin besteht, daß Mars auf Verlangen der Chloris entwaffnet wird.

2) „Der schwärmende Schäfer," ein satirisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Es ist eine poetische Uebersetzung aus dem Berger extravagant des jüngern Corneille, und enthält die Geschichte eines jungen Mannes, dem die Romanlectüre den Kopf verdreht hatte. Das Stück hat den Fehler, daß es zu gedehnt ist, daher es nur theilweise Vergnügen macht.

3) „Absurda comica, oder Herr Peter Squenz, Schimpfspiel (Posse) in Prosa." Ein sehr komisches Stück von der burlesken Gattung. Wie viel aber unserm Gryph davon gehören mag, läßt sich nicht wohl bestimmen. Er selbst nennt in der Vorrede den Nürnbergischen Mathematiker Daniel Schwenter († 1628.) als ursprünglichen Verfasser und sich als Umarbeiter. Auch theilt es den Stoff mit dem Zwischenspiel in Shakspeare's: „Sommernachtstraum," welches die Geschichte des Pyramus und der Thisbe enthält; indessen ist die Ausführung sehr verschieden. Die spielenden Personen sind: Peter Squenz, Schreiber und Schulmeister zu Rumpelskirchen; Meister Krix, ein Schmied; Meister Bulla Butain, ein Blasebalgmacher; Meister Klipperling, ein Tischler; Meister Bollinger, ein Leinweber; Meister Klotz George, ein Spulenmacher, und Pickelhäring, der lustige Rath des Königs. Zuschauende Personen sind: Die Königinn Kassandra, die Prinzessinn Violandra und der Marschall Eubulus. —

Diese Posse zeigt am meisten von Gryph's Talent für das Komische.

4) „Horribilicribrifax, deutsch Scherzspiel (Lustspiel) in Prosa." Ein Stück, das bei manchen Uebertreibungen und barocken Ideen doch ebenfalls an echt komischer Laune reich ist. Die Hauptpersonen sind: Don Horribilicribrifax und Don Daradiridatumdaridès, zwei verabschiedete Officiere, zwei Großsprecher und Windbeutel, mit denen ein pedantischer und eingebildeter Dorfschulmeister Sempronius figurirt, der eben so unerschöpflich ist an Lateinischen und Griechischen Phrasen, als jene Beide an Französischen und Italiänischen Brocken.

Anmerk. *) Ueber Gryph's Leben s. Christ. Heinrich Schmid's Nekrolog der vornehmsten Deutschen Dichter, Bd. I. S. 113 bis 129. — Nasser hat in seinen Vorlesungen, Bd. II. S. 212 u. f., sich sehr lange bei Gryph verweilt, und mehrere Proben aus dessen Trauer- und Lustspielen mitgetheilt. W. Müller's Bibliothek ꝛc. Bd. II. enthält Gryph's auserlesene Gedichte, nebst Nachrichten über dessen Leben. Vergl. Jördens Lexikon, Bd. II. S. 263; Franz Horn's Luna, Jahrg. 1. für 1804. S. 238. u. f. und Bouterwek Bd. X. S. 153 ff. — Peter Squenz ist nebst guten biographischen Nachrichten über Gryph in Bredow's nachgelassenen Schriften S. 96 ff. wieder abgedruckt.

### §. 23. Georg Philipp Harsdörfer.

Wir beschließen den ersten Abschnitt mit einem vielseitig gebildeten Gelehrten. Harsdörfer wurde 1607 zu Nürnberg geboren, und starb daselbst 1658 als Rathsherr. Die Zeitgenossen dieses Mannes haben ihn wegen seiner mannichfaltigen gelehrten Kenntnisse und seiner Rechtschaffenheit sehr erhoben. Wirklich gehört er zu den talent- und kenntnißvollsten Männern seiner Zeit. Er hatte sich die Sprachen und Wissenschaften aller alten und neuen Völker zu eigen gemacht, und schrieb mit

unglaublicher Leichtigkeit eine Menge von Schriften verschiedener Art. Geschichte, Mathesis, Dichtkunst, Gottesgelahrtheit, Ernst und Scherz wechseln unaufhörlich ab, und eben der Mann, der jetzt über die tiefsinnigsten Wahrheiten spricht, singt gleich darauf als Schäfer, oder gibt Anleitung, wie man einen Truthahn zerlegen soll. Aber eben diese unglückliche Vielseitigkeit ist es, die es ihm unmöglich machte, einen Gegenstand ganz und mit ungetheilter Seele zu ergreifen, und eben die Leichtigkeit, mit der er schrieb, hinderte ihn, tiefer und gründlicher in den zu bearbeitenden Stoff einzugehen. Auch bildete er sich mehr nach dem bilderreichen Prunk der Neuern, als der edlen Einfalt der Alten. Diese Fehler haben die Nachwelt zu ungerechten Urtheilen über ihn verleitet. Man verkannte darüber zugleich sein Gutes, und wußte fast nichts weiter von ihm, als daß er das h aus unsrer Sprache habe verbannen wollen, woran er aber durch seine Schwester noch glücklicher Weise verhindert worden, da sie ihn an seinen Namen erinnert habe. Wahr ist es, daß sein Streben oft auf Spielereien hingerichtet ist, daher er auch als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft den Namen des Spielenden führt, und daß er, aus Begierde, rein zu schreiben, nicht selten in's Gesuchte und Platte fällt. Aber der Ruhm eines fleißigen Sprachforschers und gelehrten Sammlers darf ihm nicht geraubt werden; er weicht an Belesenheit, Kenntniß der Kritik und Eifer für die Ehre unserer Sprache keinem seiner Zeitgenossen.

Unter seinen zahlreichen Schriften in Deutscher und Lateinischer Sprache, in Versen und in Prosa, merken wir hier nur diejenigen an, aus denen das Talent und die vielseitige Kenntniß des Mannes sich am besten beurtheilen lassen. Dahin gehören:

Seine „Frauenzimmer-Gesprächspiele." Acht Theile.

(Nürnberg, 1641—49. queer 8.) und sein „Poetischer Trichter," ꝛc. drei Theile. Nürnberg, 1650—53. 8.) In beiden Werken findet man Abhandlungen über Heraldik, Poesie, Deutsche Sprache, Philosophie, Naturkunde, Reitkunst und andere Gegenstände. Nächstdem verdient sein „Nathan, Jotham und Simson, oder geistliche und weltliche Lehrgedichte und Räthsel. Erster, zweiter Theil," (Nürnberg, 1650—51. 8.) bemerkt zu werden. Dieses Werk enthält 300 Fabeln, größtentheils Allegorien, 300 geistliche Erdichtungen und 200 Räthsel, und gerade hier zeigt sich sein guter Kopf am meisten, ungeachtet der übertriebenen Liebe zu bildlichen Ausdrücken und Blümeleien. Eben so verdiente auch sein Lateinisches Werk über die Kritik unsrer Sprache: „Specimen philologiae germanicae." (Norimb., 1646. 16.) mehr gekannt zu seyn. Das Werk zeugt nicht nur, daß Harsdörfer ein gelehrter und belesener, sondern, wie Schottel sagt, auch ein um die Deutsche Sprache in alle Wege hochverdienter Mann, und ein wackrer und rechtschaffener Patriot gewesen sey*). Bemerkenswerth ist Harsdörfer auch noch als Stifter des Blumenordens an der Pegnitz, wovon weiter unten (Zweiter Abschnitt, §. 8.) umständlicher die Rede seyn wird.

Anmerk. *) Das Beste über Harsdörfer hat A. G. Meißner geschrieben: „Ueber Harsdörfer's Leben und Schriften," in der Quartalschrift: Für ältere Litteratur und neuere Lectüre, 1783. St. 2. S. 17 bis 53. Vergl. Jördens Lexikon, Bd. II. S. 332 bis 344. und W. Müller's Bibliothek, Bd. IX.

## Zweiter Abschnitt.

### §. 1. Nachahmungssucht.

Indem wir bisher den Gang der sich fortbildenden Litteratur der Deutschen bis zur Mitte des 17ten Jahrh.

verfolgt haben, stoßen wir auf eine unerfreuliche Erscheinung, die der Deutschheit in Wort und That, und eben damit auch dem bisherigen einfachen Geschmack in der Dichtkunst, wie Vater Opitz ihn angeregt hatte, den Untergang zu bringen drohte; wir meinen — die unglückliche Nachahmungssucht fremder Eigenthümlichkeit. Wenn das gemeine Leben und die sehr bezeichnende Redensart der Deutschen: der (das) ist nicht weit her, die Vorliebe unsers Volks für das Ausländische sattsam bekunden: so enthält die Geschichte den Beweis, daß eine blinde Aneignung fremder Eigenthümlichkeit in Sprache und Litteratur, auf die Originalität und Selbstständigkeit der Geistes- und Charakterbildung unsers Volks nur nachtheilig einwirken könne. Die ersten Spuren dieses Einflusses finden wir zwar schon in den frühsten Zeiträumen, wo die schwachen Anfänge Deutscher Bildung einen Stützpunkt in dem Fremdartigen suchten und auch wohl bedurften: aber recht fühlbar-nachtheilig wird er zu der Zeit, da der Deutsche sich der politischen Uebermacht seiner Nachbaren demüthig fügen mußte, zur Zeit der Entkräftung nach dem dreißigjährigen Kriege.

Die Franzosen, die schon bei dem Abschluß des Westphälischen Friedens (1648) sich die Hauptstimme in der Entscheidung angemaßt hatten, machten sich unter Ludwig XIV. durch den Nimwegischen Frieden (1678) zu Gebietern von Europa, und zeigten auch in der Litteratur, worin sie durch mehrere geistreiche Gelehrte sich einen Namen erworben hatten [1]), eine Selbstgenügsamkeit, die ihnen in der Geister- wie in der Körperwelt ein gewisses Uebergewicht zu sichern schien. Die Deutschen, welche durch die vielen Kriege mit den Franzosen zugleich die Sprache und die Sitten derselben zu ihrem Nachtheil näher kennen gelernt und liebgewonnen hat-

ten [2]), glaubten nun, ihrer bisherigen anspruchlosen Einfachheit, die gegen den Französischen Glanz so sehr abstach, sich schämen zu müssen, und entfernten sich so durch Nachahmung fremder Eigenthümlichkeit von dem Wege eigenen Verdienstes, womit ein großer Theil Deutschen Ursinnes und einfacher Schönheit in Sprache und Dichtkunst verloren ging.

Aber nicht bloß die Franzosen, auch die Engländer und Italiäner, hatten, in der Ausbildung ihrer Sprache und Litteratur, die Deutschen überflügelt und zum Theil schon im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert durch einige große Gelehrte und Dichter [3]) sich in dem übrigen Europa ein verdientes Ansehen erworben. Auch sie blieben daher nicht ohne merkbaren Einfluß auf mehrere Deutsche Dichter, welche besonders die Italiäner als ihre Muster betrachteten, und sich dadurch theils von dem Studium der Alten, als der ersten und reinsten Quelle des guten Geschmacks, zu sehr entfernten, theils auch die freie Ausbildung der Geistesanlagen ihres Volks dadurch aufhielten. So wie nun eine unverständige Nachahmung der Franzosen besonders die Sprache und Sitten der Deutschen verderbte, so verschlimmerte sich durch Nachahmung der Italiäner der edle und einfache Geschmack in der Opitzisch-Deutschen Dichtkunst.

Anmerk. 1) Dahin gehören unter andern: Renatus Descartes (Cartesius) Mathematiker und Philosoph (1596 — 1650), der, von den Theologen für einen Gottesleugner ausgeschrien, gezwungen wurde, ins Ausland zu wandern; Claudius Saumaise (Salmasius), ein Mann von seltener antiquarischer Gelehrsamkeit (1588 — 1653), der, ebenfalls den Priestern anstößig, den größten Theil seines Lebens in Holland zubrachte; Christian Huygens, aus Holland nach Paris berufen, Erfinder der Pendeluhren und Entdecker des ersten Ringes und der Trabanten des Saturn (1629 — 1695); Peter Gassendi, großer Ma-

thematiker und Physiker (1592 — 1655); Anna Dacier, erklärte und übersetzte mit ihrem Manne alte Klassiker, besonders den Homer und Terenz (1651 — 1720); Peter Bayle, Historiker, Philosoph und Kritiker, der ebenfalls in Holland Schutz suchte (1647 — 1706); die drei Kanzelredner: Massillon (1663 — 1742), Flechier und Bossuet (1627 — 1704); Fenelon, der Verf. des Telemach (1651 — 1715); der ältere Corneille und Racine, tragische Dichter (1639 — 1699); Moliere, Vater der neuern Komödie (1620—1673); Boileau, Satiriker (1636—1711); La Fontaine, Fabeldichter (1621—1695); und mehrere Andere.

2) Im dreißigjährigen Kriege waren die Franzosen zuerst in Masse nach Deutschland gekommen. Hier hatte man von ihnen viele Vortheile des häuslichen Lebens, aber damit zugleich ihre Prachtliebe, Eleganz und ihren feinern geselligen Ton kennen gelernt. Dadurch beschämt, wollten die Deutschen mit aller Gewalt Franzosen werden, reisten daher nach Paris, oder verschrieben sich Französische Trachten und Sprachmeister, und erkauften sich mit schwerem Gelde, und auf Kosten ihrer Unschuld und Sitteneinfalt, Französische Manieren. Der schon genannte Niedersächsische Satiriker Laurenberg drückt sich über diese unverständige Nachahmung, in Bezug auf Sprach- und Sittenverderbniß, Kleidung und Complimentirsucht unverhohlen und derb aus. So sagt er über die Sprache:

Seht, sülk Schipbrök hefft de Düdsche Sprak geleden,
De französche hefft er de Nese affgeschneden,
Un hefft ene fremde Nese wedder angeflicket,
De sick by de düdsche Ohren nich wol schicket.

über Sitte und Kleidung:

Tucht un Schamhaftigkeit is mit weggeschneden,
Mit half blotem Live kommen sie hergetreden.
Int erste, da disse Mode noch was unbekant,
Un men nich wuste, dat se was kamen int Land,
Blewen se vör ene Junfer stahn und gapen,
As wenn se segen enes Quacksalbers Apen.
De Stratenjungens hüpich hinder er lepen,

Un ener thom andern mit vullem Halse repen:
Süh, süh, dar geit en Wyff, dat vör en böse Sack
Schall uthgestreken werden öffentlich am Kak! (Pranger)
De Bödelknecht hefft er dat Schnörlif uthgetagen,
Un will er mit de Rod (Ruthe) de Flöh van'n Rüggen jagen! ꝛc.

über Französische Anreden:

Domals im ganzen Land was nich ein Servitör,
Nich ein Signor, nich eine Dame, nich ein Monsör.
Were domals ener tho de Junfern gekamen,
Un hedd to en gesecht: Gott grüß euch, schöne Damen!"
Se hedden em gar bald den Rüggen togekehrt,
En nich geachtet enes Peckelherings werth.
Ene van en hedde wol gesecht: wat bildest du di in?
Wat meenst du, grave Esel, wat nimst di in den Sinn?
Ick bin en ehrlick Medken gebaren,
Laht mi mit sülke Oekelnahm ungescharen ꝛc.

und in einer andern Stelle:

Awerst doch de Name Monsör is nu gar tho gemeen,
Vornehmen Lüden is he to gering un to kleen.
It sind nu alle Monsörs, Monsörs,
De Fohrlöde am Strande, de Jungens up de Börs,
Stallknechte, Scherschlyper, Kockdrengen,
De laten sick nu all mit Monsörs behengen.

3) Unter den Engländern nennen wir nur Shakspeare, geb. 1564, gest. 1616, als den größten dramatischen Dichter neuerer Zeit, dessen Hamlet, Macbeth, Lear, Othello, Julius Cäsar ꝛc. in ganz Europa gekannt und bewundert sind; Milton, geb. 1608, gest. 1674, als den Verf. des verlornen Paradieses; und Newton, geb. 1642, gest. 1727, als den größten Mathematiker und Physiker. — Unter den Italiänern den unsterblichen Galilei, geb. 1564, gest. 1642, als Mathematiker und Physiker; Ariosto, geb. 1474, gest. 1533, und Tasso, geb. 1544, gest. 1595, Beide ausgezeichnet, jener durch sein Heldengedicht „der rasende Roland," dieser durch sein „befreites Jerusalem."

## §. 2. Zweite Schlesische Dichterschule.

Diese unverständigen Nachahmungen des Fremdartigen in der Dichtkunst bezeichnen den Charakter derje-

nigen Partei dieses Zeitraums, die wir (s. 1. Abschn. §. 1.) die prunkvolle genannt haben.

Mehrere vorher genannte Dichter, namentlich Klaj und Harsdörfer, zeigten schon, wie weit sie von dem einfachen Geschmack der Opitzischen Schule abgeirrt waren. Andere, nicht minder talentvolle, reihen sich ihnen an, besonders Jacob Schwieger, der, zu Altona (wann?) geboren, und nach 1666 gest., unter dem Schäfernamen Filidor der Dorferer bekannt, von 1653 bis 1666 dreizehn poetische Sammlungen herausgab, unter denen die geharnischte Venus (Hamb. 1660. 12.) als die vorzüglichste betrachtet wird, weil der Dichter seine lyrischen Anlagen hier am vollendetsten entwickelt, obwohl seine Liebeslieder die Grenze der Zucht nur zu oft überschreiten *). Diese und mehrere Andere können wir als Vorbereiter eines verderbten Geschmacks ansehen, der seine Häupter in zwei gleichzeitigen Schlesischen Dichtern, Hoffmannswaldau und Lohenstein, findet, die an der Spitze einer Partei stehen, welche in der Litteratur-Geschichte gewöhnlich mit dem Namen der zweiten Schlesischen Dichterschule bezeichnet wird, und nur zu lange ihre Herrschaft geübt hat.

Anmerk. *) s. über ihn Moller's Cimbria litterata, T. I. p. 613. Jörden's Lexikon, und Bouterwek Bd. X. S. 203 ff.

### §. 3. Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau.

Dieser berufene Dichter wurde 1618 zu Breslau geboren, und starb daselbst 1679 als Kaiserl. Rath, Rathspräses und Director des Burglehns Namslau, im 61. Jahre seines Alters. Er war ein Mann, der, mit nicht gemeinen Anlagen, Kenntniß der alten und neuern Sprachen verband, wodurch er für die Poesie etwas Vorzügliches hätte leisten können. Aber er vernachläßigte

sich schon früh, indem er das Studium der Natur und der Alten verließ, und, statt dem Muster seiner Jugend, Opitz, treu zu bleiben, einigen Italiänischen Dichtern, namentlich dem Guarini, Loredano, und besonders dem Marino, unbesonnen nachschwärmte, und seine Phantasie mit so genannter Französischer Galanterie befleckte, wodurch er denn seinen Geschmack verderbte, und die Innigkeit und Wahrheit seines Deutschen Gefühls einbüßte. Seine Gedichte, obwohl er sich zu seiner Zeit einen bedeutenden Namen durch sie gemacht, zeigen, fast ohne Ausnahme, ein verunglücktes Streben nach Witz, ein Haschen nach Metaphern, Wortspielen, Gleichnissen und Antithesen, womit er die gemeinsten und alltäglichsten Gedanken aufzustutzen suchte, und eine gewisse Unzüchtigkeit im Ausdruck, indem er sich (besonders in seinen galanten Gedichten und verliebten Arien) die schlüpfrigsten Anspielungen und schmuzigsten Zweideutigkeiten erlaubte, so daß er auf der einen Seite abgeschmackt und albern, auf der andern unsittlich, folglich undeutsch, erscheint. Um so auffallender ist es, daß seine Zeitgenossen ihn bewunderten, und man würde geneigt seyn, schon daraus auf die Allgemeinheit eines verderbten Geschmacks zu schließen, wenn nicht unter seinen Lobrednern auch so mancher geachtete Name, wie Andreas Gryph, vorkäme [1]).

Seine Gedichte sind theils von ihm selbst, theils nach seinem Tode von Andern unter verschiedenen Titeln herausgegeben worden. Die bekanntesten Ausgaben sind vom Jahre 1673, 80, 89, 1704, 17, 30, sämmtlich zu Breslau. Mit den Gedichten Anderer z. B. des Lohenstein, vermischt, findet man seine poetischen Arbeiten in der von Benjamin Neukirch (gest. zu Anspach 1729 als Markgräfl. Hofrath) besorgten Sammlung: „Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen

auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte, nebst einer Vorrede von der deutschen Poesie." Sieben Theile. Leipzig, 1695—1727. 8. N. A. Ebendas. 1734. 8., welches eine der ältesten Blumenlesen ist; indessen hat Neukirch hin und wieder etwas geändert und auch Manches unter Hoffmannswaldau's Namen aufgenommen, das nicht von ihm herrührt.

Die wichtigsten poetischen Arbeiten unsers Dichters sind:

1) „Der getreue Schäfer," eine Uebersetzung von Guarini's (gest. 1612) Pastor Fido, einer Tragikomödie, die, in der Ursprache, zu ihrer Zeit viel Glück machte, aber in der Uebersetzung oder vielmehr Nachbildung in Deutschen Reimen, sehr weitschweifig und langweilig ist.

2) „Der sterbende Sokrates." In Prosa, aber mit Versen untermischt, größtentheils aus dem Französischen des Théophile Socrate mourant.

3) „Heldenbriefe [2])." Diese Gedichte Hoffmannswaldau's sind darum merkwürdig, weil sie die ersten Deutschen Heroiden sind. Das ist aber auch Alles, was man von ihnen rühmen kann; denn von warmer, inniger Empfindung ist in ihnen kaum eine Spur, wohl aber strotzen sie von Plattheiten, unanständigen Zweideutigkeiten und Unsinn.

Außerdem finden wir in der Sammlung seiner Werke noch „geistliche Oden," „vermischte Gedichte" und „poetische Grabschriften." Alle diese enthalten dieselben Fehler, in allen aber zeigt sich eine gewisse Leichtigkeit in der Darstellung, und Gewandtheit der Sprache [3]).

Anmerk. 1) Andreas Gryph nämlich gesteht, daß Hoffmannswaldau lauter Wunder spreche. — Am ärgsten aber trieb es Lohenstein, der in einer, 46 Seiten langen Leichenrede, die er seinem Freunde hielt, allen

Schmuck der Sprache und alle Hyperbeln borgt, um sich in Ruhmreden zu erschöpfen. Doch gibt ihm eben nichts nach Heinrich Mühlpfort (ein Gelegenheitsdichter zu Breslau), von dem Hoffmannswaldau in einem Gedichte pater patriae, sanctissimus justitiae custos, vindex legum, ingenii dictator, arbiter aevi genannt wird. Er erzählt, bei Hoffmannswaldau's Tode hätten die Najaden und Dryaden in Thränen geschwommen und sich die Brust zerschlagen, Apollo habe die Cither weggeworfen, und nicht ferner dem verwaiſ'ten Pindus vorstehen wollen.

2) Bekanntlich war Ovid Erfinder dieſer Dichtart, die man auch elegiſche Epiſtel nennt, indem ſie im Tone einer Elegie und in der Form eines Schreibens abgefaßt wird.

3) Ein Mehreres über ihn in oben erwähnter Lohenſteiniſcher Lobrede (Breslau, 1679. 8.), die gewöhnlich den Anhang bei den Ausgaben der Hoffmannswaldauſchen Gedichte ausmacht, aber in einem ſehr geſchraubten und poſſierlichen Tone abgefaßt iſt.

### §. 4. Daniel Caspar von Lohenstein.

Lohenſtein wurde 1635 zu Nimptſch in Schleſien geboren, ſtudirte die Rechte, unternahm eine große Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und Holland, und ſtarb als Kaiſerl. Rath und Stadtſyndikus zu Breslau 1683. Das poetiſche Talent dieſes Dichters entwickelte ſich ſehr früh, denn ſchon im funfzehnten Jahre ſchrieb er drei Trauerſpiele: Ibrahim Baſſa, Agrippina und Epicharis. Auch beſaß er ungemein viel Kenntniß, beſonders in der Geſchichte und den Alterthümern, und las und ſtudirte die vorzüglichſten Schriften der Italiäner, Franzoſen und Spanier. Beides, Talent und Kenntniß, zeigen ſich auch überall in ſeinen Gedichten, und erheben ihn über viele berühmte Namen ſeiner Zeitgenoſſen und Vorgänger. Dennoch iſt er ein kaum erträglicher Dich-

ter, da es ihm so ganz an Geschmack fehlt, und er sein Talent nur zu gebrauchen scheint, um im Fehlerhaften ausgezeichnet zu seyn. Denn alle seine Gedichte sind voll Schwulst und Unsinn, und die einzelnen schönen Gedanken ersticken unter dem Wust von unnatürlichen Bildern und gesuchten Ausdrücken. Der Grund dieser Geistesverirrung ist in den Schriften zu suchen, nach denen er sich bildete. Unter den Alten las er nämlich am liebsten den Seneca, unter den Neuern die schwülstigen Italiänischen Dichter, besonders den Marino und Guarini; alles Uebrige beachtete er nur in so fern, als es ihm darum zu thun war, in seinen eigenen Gedichten darauf anzuspielen und seine Belesenheit zu zeigen. Eitelkeit, und eine unglückliche Begierde etwas Neues und Außerordentliches zu sagen, verleiteten ihn, sich nur das Fehlerhafte jener Schriftsteller anzueignen, und da er in der Folge bemerkte, daß seine neue Manier sogar Freunde und Bewunderer fand, so gefiel er sich nun in seinen Unarten so sehr, daß er die betretene Bahn auch nicht mehr verlassen wollte. So überbietet er noch durch seine Verschrobenheit und Unnatur den Hoffmannswaldau (wenn er gleich in seiner Sprache seltener Keuschheit und Zucht verletzt), und wurde Mitstifter der zweiten Schlesischen Schule, deren Anhänger man gewöhnlich Lohensteinianer nennt, und damit fast sprichwörtlich Schwulst und Unnatur bezeichnet.

Unter den poetischen Arbeiten dieses Dichters charakterisiren ihn seine Trauerspiele am meisten. Außer den schon vorher genannten, die er in der frühsten Jugend dichtete, besitzen wir von ihm noch Kleopatra, Sophonisbe und Ibrahim Sultan. Sie haben alle einen gemeinschaftlichen Charakter: die Personen handeln nicht, sondern sie reden, und zwar immer in Lohensteinischer Manier, gelehrt und schwülstig, in den prunkendsten Bildern und Sentenzen, und blinken und duften von

Edelsteinen und Spezereien. Uebrigens sind ihm Ort und Zeit, oft auch Züchtigkeit im Ausdruck, sehr untergeordnete Dinge. Dieselbe Unart findet man in seinen übrigen Gedichten, die er unter dem Namen Blumen gesammelt hat, und die — unter den Ueberschriften Himmelschlüssel, Rosen, Hyacinthen — theils geistliche, theils Liebes- und Hochzeit-, theils Begräbnißgedichte in sich begreifen. Lohenstein selbst sammelte seine Trauerspiele und anderen Gedichte unter dem Titel: „Trauer- und Lustgedichte." (Breslau, 1680. 8.) Die Trauerspiele sind zugleich mit sehr gelehrten historisch-kritischen Anmerkungen ausgestattet. Nach seinem Tode wurde diese Sammlung öfters wieder aufgelegt, z. B. 1689, auch mit seiner Lebensbeschreibung versehen. Die neuste Ausgabe hat den Titel: „D. C. v. Lohenstein's sämmtliche geist- und weltliche Gedichte." (Leipz. 1733. 8.) [1])

Höher steht Lohenstein in der ungebundenen Schreibart. Zwar auch hier Sonderling und Original im Fehlerhaften, zeigt er doch mehr, was er zu leisten fähig war, und gibt uns oft Veranlassung zu bedauern, daß er sein Talent nicht ausschließlich der Prosa gewidmet hat. Sein Hauptwerk in dieser Hinsicht ist sein „Arminius und Thusnelda," eine Heldengeschichte von ungewöhnlichem Umfang, die erst nach dem Tode des Dichters von B. Neukirch, Leipzig 1689 und 1690, 2 Bde. 4. herausgegeben, von des Verfassers Bruder Hans Caspar v. Lohenstein fortgesetzt, und — als auch dieser starb — von dem Prediger Christ. Wagner zu Leipzig beendet und von G. Chr. Gebauer, Leipzig 1731 bekannt gemacht wurde. Der edle Stoff, den Lohenstein hier bearbeitet, scheint ihm Deutsche Gesinnung und Deutsche Kraft wiedergegeben zu haben, denn es sind ihm einzelne Reden und Schilderungen oft so gut geglückt, daß sie als Muster einer männlichen und gedrängten Prosa

ausgezeichnet zu werden verdienen, wie schon Moses Mendelssohn dieses Urtheil über ihn ausgesprochen hat [2]). Nur wo er in Versen spricht, verfällt er wieder in seine gerügten Fehler.

Anmerk. 1) Ueber Lohenstein's Leben und Gedichte s. seines jüngern Bruders „Hans Caspar v. Lohenstein kurz entworfener Lebenslauf," der mehreren Ausgaben der Lohensteinischen Gedichte beigefügt ist.

2) s. Litteraturbriefe Th. XXI. Brief 313. S. 139 — 144, wo Mendelssohn unter andern sagt: „Sein (Lohenstein's) prosaischer Styl hat gute Eigenschaften, die man bei vielen Tadlern seiner Schriften vergebens suchen würde. Ich finde an vielen Stellen seines Arminius einen historischen Styl, den sich unsre Geschichtschreiber zum Muster nehmen könnten. Gedrungene Kürze, runde Perioden, kernhafte Ausdrücke und eine Beredsamkeit, die an's Erhabene grenzt, wird man in diesem ungeheuern Romane öfter finden, als man glauben sollte" ꝛc. ꝛc. Bruchstücke des Helden-Romans sind abgedruckt in Pischon's Handbuch der Deutschen Prosa, S. 361 — 374.

## §. 5. Die Hoffmannswaldau-Lohensteinsche Schule.

Die Anhänglichkeit an Lohenstein zeigte sich besonders bei seinem Tode. Man glaubte, seine Talente und Verdienste nicht genug schätzen zu können, und feierte daher sein Andenken durch eine Menge von Lob- und Trauergedichten, die durch ihren tändelnden Charakter verrathen, zu welcher Partei ihre Verfertiger sich bekannten. Wirklich beherrschte auch die prunkvolle, schwülstige Manier, wozu die beiden Vorgenannten den Ton angegeben hatten, mehr oder weniger die meisten damals lebenden Dichter, die besonders in dem Lohenstein ihren Meister anerkannten, und, wenn nicht geradezu ihm sklavisch nachtraten, doch wenigstens in ihrem litterarischen Streben eine, dem Opitz entgegengesetzte, Richtung nah-

men. Es ist daher dieser zweite Abschnitt des sechsten Zeitraumes nur als ein schroffer Gegensatz des ersten merkwürdig, und die meisten in ihm vorkommenden Namen sind ganz namenlose Erscheinungen, die gar nicht oder nur flüchtig erwähnt zu werden verdienen. Der bedeutendste unter ihnen ist: Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen, geboren in der Lausitz 1653, gestorben 1697. Er hatte alle prunkende Fehler des Lohensteinschen Modegeschmacks im hohen Grade. Sein merkwürdigstes Buch ist der bekannte Roman: „Die Asiatische Banise, oder das blutige doch muthige Pegu," in 2 Theilen, Leipzig 1688. 8., der im achtzehnten Jahrh. mehrmals aufgelegt und unter ähnlichen Titeln nachgeahmt worden. Der Plan des Buchs ist verworren, und die Schreibart schwülstig oder albern. Seine „Heldenliebe der Schrift alten Testaments" (Leipzig, 1691. 8.) ist eine affectirte, süßliche Prosa mit abwechselnden Heroiden, die zwischen Personen des A. T. gewechselt werden.

Anmerk. s. Eichhorn's Geschichte der Litteratur ꝛc. Bd. IV. Abth. 2.

§. 6. Schwärmerische Sprachreinigung durch v. Zesen.

Wenn um die Zeit, als eine ganze Partei das Fremdartige in die Deutsche Sprache aufzunehmen begann, von einer andern Seite her sich das entgegengesetzte Streben äußert, das Fremdartige auszustoßen: so müssen wir dies als etwas sehr Verdienstliches betrachten, wenn es gleich mit Schwärmerei betrieben wurde. Philipp v. Zesen[1]), geboren 1619 in einem Anhaltischen Dorfe Prirau, und gestorben 1689 zu Hamburg, hat nie ein Amt bekleidet, aber viel Ehre und Ansehn gehabt, wie er denn als Poet gekrönt, späterhin geadelt, und von einigen Sächsischen Fürstenhäusern mit dem Titel eines

Raths

Raths belegt worden ist. Dieser Mann hat sich durch eine Menge kritischer, moralischer und poetischer Werke, durch Stiftung einer schöngeisterischen Verbrüderung (wovon weiter unten) und ganz besonders durch seine bezweckte Umformung der Deutschen Sprache einen Namen gemacht. Betrachten wir ihn hier in letzterer Hinsicht, so darf uns seine große Liebe zur Muttersprache und sein Eifer für die Verbesserung und Bereicherung derselben nicht anders als achtungswerth erscheinen, sollte auch die Kälte und Lauigkeit der Deutschen ein solches Verdienst nicht gehörig zu würdigen wissen. Er ging nämlich damit um: die Deutsche Sprache von dem Fremdartigen zu reinigen, und die Rechtschreibung auf einfachere Grundsätze zurückzuführen, so, daß er all' seine Kraft, Zeit, Geld und Bequemlichkeit diesem Streben zu opfern, und all' seine nicht gemeine Kenntniß nur als Mittel zur Erreichung dieses Zwecks zu benutzen schien. Wie redlich er es damit gemeint habe, ergibt sich aus seinen eigenen Aeußerungen. In seinem Rosenmond, und zwar im sechsten Gespräch, behauptet er, daß die Deutsche Sprache gar nichts Fremdes haben oder borgen dürfe, und ist sehr übel auf Diejenigen zu sprechen, welche die arme Sprache so radebrechen, wenn sie den Ursprung der Wörter ergründen und bei den Haaren aus dem Griechischen und Lateinischen herauszerren wollen, da vielmehr der Ursprung der Griechischen und Lateinischen Wörter in unserer Sprache zu suchen und auch zu finden sey [2]). Im siebenten Gespräch wünscht er, daß alle Deutsche doch die Schriften Luthers, namentlich die Bibel, und die des Opitz fleißig lesen und studiren möchten, weil darin reines Deutsch anzutreffen sey, und daß doch Jeder den auf die Lateinische Sprache zu verwendenden Fleiß auf seine Muttersprache richten möchte, um dieser und sich selbst einen unsterblichen Namen zu machen. In der Or-

thographie erklärt er die Buchstaben c, q und y für entlehnt, unnütz und überflüssig, welche die ganze Schreibrichtigkeit verwirren, und den Ursprung der Wörter verdunkeln. Auch das h hält er für keinen eigentlichen Buchstaben, verbannt es aber nicht, doch will er es hinter dem t nicht leiden, weil sich dies in einem Hauche nicht aussprechen lasse. Auch ordnet er das Alphabet anders. Vorzüglichen Fleiß verwandte er auf die Verdeutschung der Kunstwörter und überhaupt auf neue Wortbildungen. So heißen die Monate bei ihm: Neujahrsmond, Hornung, Lenzmond, Ostermond, Mai- (Rosen- oder Wonne-) mond, Brachmond, Heumond, Aerntemond, Hartmond, Weinmond, Schlacht- oder Wintermond, Krist- oder Heiligmond. Ein Drama nennt er Gesprächspiel, eine Komödie Freudenspiel, eine Tragikomödie Freuden-Trauerspiel oder Mischspiel, einen Act Hauptsatz oder Handlung, eine Scene Theil oder Aufzug. Selbst die Namen Griechischer und Römischer Gottheiten verdeutscht er, z. B. st. Diana Weidinn, st. Vulcan Glutfang, st. Pomona Obstinn, st. Vesta Feurinn, st. Grazien Holdinnen, st. Minerva Burginne oder Kluginne, st. Venus Lustinne.

Zesen fand mehrere Nachfolger und Anhänger, aber noch mehr Feinde und Spötter. Jene schadeten ihm und der guten Sache, indem sie die Neuerungen ihres Meisters auf die lächerlichste und ungereimteste Weise übertrieben; diese hafteten zu sehr an einzelne Albernheiten und Tändeleien, als daß sie das Gute in dem Streben unsers Sprachreinigers hätten auffassen können. Man nannte ihn einen Sonderling, einen Grillenfänger, Wortklauber, und, wie der bekannte Theologe Abr. Calow, einen corrumpüntium patriae linguae, indem man ihm Dinge aufbürdete, an die er nie gedacht hatte. So z.

B. erklärt er es selbst in seiner „Hochdeutschen helikonischen Hechel" für eine unverschämte, grobe, ehrlose Schand- und Land-Lüge, daß man ihm Schuld gebe, als ob er Windfang f. Mantel, Sattelpuffert f. Pistol, Zeugemutter f. Natur, Dachnase f. Schornstein, Jungfernzwinger f. Kloster, Hausloch f. Thür u. s. w. geschrieben habe, und das Wort Fenster u. a. m. aus der Deutschen Sprache verbannt wissen wolle; und doch sind auch noch in unsern Zeiten diese und ähnliche Spöttereien für bares Geld aufgenommen worden. Durchblättert man seine vielen Schriften über Sprache, so wird man allerdings auf eine Menge Ungereimtheiten stoßen, und ihn von dem Vorwurf der Schwärmerei und des Pedantismus nicht freisprechen können, ja seine Schriften oft unerträglich und abgeschmackt finden. So fängt er z. B. seine Vorrede zum Rosenmond also an: „Lieber Leser, meine Liebe zu Dir hat endlich Deinen Haß zu mir überwunden. Dann siehe, ich schreibe aus Liebe, mit Liebe rede ich Dich an, und darum mußt Du auch ja mit Liebe antworten. Ich schreibe aus Liebe zur Sprache, aus Liebe zu Dir, aus Liebe zu meinem Vaterlande. Durch Liebe werde ich getrieben: von Liebe rede ich; mit Liebe vermische ich meine Reden, damit sie solchergestallt verlieblichet, Dir, der Du Liebe liebst, zu lesen belieben möchten. — Laß doch also, ei Lieber, die Lieblichkeit deiner Augen, lieber Leser, dieses aus Liebe, von Liebe, mit Liebe, ja durch Liebe geschriebene Liebeszeichen lieblich, liebfällig und freundlich anlächeln; nicht häßlich, nicht unlieblich, nicht neidisch, nicht närrisch anschielen )." Bei dem allen aber hat Zesen die vornehme Verachtung, mit der man auf ihn herabblickt, nicht verdient, da Er es doch war, der die Deutschen auf die Bildsamkeit und den Reichthum ihrer Sprache aufmerksam machte, der Sprachmengerei seiner Zeit einen Damm

entgegen setzte, und die verderbliche Gleichgiltigkeit gegen die Muttersprache züchtigte. Daß er zu weit ging, und dadurch der guten Sache schadete, darf uns nicht hindern, das Verdienstliche in seinen Bemühungen anzuerkennen. Auch sind mehrere von ihm vorgeschlagene Wortbildungen späterhin wirklich in die Sprache aufgenommen worden [4]), wie dies gewöhnlich so zu gehen pflegt.

Anmerk. 1) Im Lateinischen schrieb er sich Philippus Caesius, im Deutschen bald Philip Zese, bald Philip Zäsien, bald Filip Zesen, bald Filip von Zesen, bald Filip Zesen von Fürstenau.

2) Diese und ähnliche Hypothesen, welche vor und nach Zesen vielfach hingestellt worden, sind in neuerer Zeit nach ihrem Werth gewürdigt, aber am hellsten beleuchtet worden in der sehr gelehrten Schrift: „Zum Europäischen Sprachenbau; oder Forschungen über die Verwandtschaft der Teutonen, Griechen, Celten, Slaven und Juden. Nach Alex. Murray bearbeitet von Adolf Wagner. 2 Bände 8. Leipzig 1825."

3) s. Reichard's Versuch einer Historie der Deutschen Sprachkunst. Hamburg 1747. S. 152 bis 195.

4) Vortheilhafte Urtheile über Zesen als Sprachgelehrten findet man in Eccardi Hist. stud. etymol. ling. germanicae impensi, p. 233 und 34, und in Reichard's Versuch einer Historie ꝛc.

## §. 7. Zesens Schriften.

Von den zahlreichen Schriften Zesens in Deutscher, Lateinischer und Holländischer Sprache, in Prosa und Versen, können hier nur einige seiner Hauptwerke, die ihn vorzüglich als Sprachgelehrten charakterisiren, aufgeführt werden. Dahin gehören:

1) „Hochdeutscher Helikon, oder grundrichtige Anleitung zur hochdeutschen Dicht- und Reim-Kunst, wie ein hochdeutsches Reimband und Gedicht auf allerlei Art ohne

Fehler recht und zierlich zu verfassen sey; sammt einem richtigen Anweiser der gleichlautenden männlichen und weiblichen Reimwörter." (Wittenberg, 1640. 8.) Eine zweite vermehrte Auflage erschien in 2 Theilen 1641, eine dritte in 3 Theilen 1649, und eine vierte 1656 zu Jena und Berlin. — Dies Werk enthält zugleich mehrere Liebeslieder und die ersten eigenthümlichen anakreontischen Lieder in Deutscher Sprache.

2) „Hochdeutsche Sprachübung, oder unvorgreifliches Bedenken über die hochdeutsche Hauptsprache und derselben Schreiberichtigkeit ꝛc." (Hamburg, 1643. 8. und Danzig, 1645. 12.) Der Inhalt ist ein Gespräch der Jungfer Adelmund mit Deutschlieben und Liebholden, wodurch Zesen seiner Schreibrichtigkeit einen freiern und gewissern Weg bahnen wollte. Auch wird hier gezeigt, daß man Deutsch und nicht Teutsch schreiben müsse, eine Untersuchung, die man in den neusten Zeiten wieder aufgenommen hat.

3) „Rosenmohnd, das ist, in 31 Gesprächen eröffneter Wunderschacht zum unerschätzlichen Steine der Weisen, darinnen unter andern gewiesen wird, wie das lautere Gold, und der unaussprächliche Schatz der hochdeutschen Sprache, unsichtbarlich durch den Trieb der Natur, von der Zunge, sichtbarlich aber durch den Trieb der Kunst, aus der Feder, und beiderseits, jenes den Ohren, dieses den Augen vernähmlich, so wunderbarer Weise und so reichlich entsprüsset." (Hamburg, 1651. 12.) — Von den 31 Gesprächen findet man hier nur 7, so daß diese als die ersten Wochen des Rosenmonds zu betrachten sind, wie auch der Schluß des Buchs zeigt: „und also nahm mit diesem Tage die erste Rosenwoche ihr gewünschtes Ende." In diesen Gesprächen erklärt sich Zesen bestimmter über den Ursprung der Sprache, über Mundarten, und besonders über das Deutsche Alphabet.

4) „Hochdeutsche helikonische Hechel, oder des Rosenmohndes zweite Woche, darinnen von der hochdeutschen reinen Dichtkunst und derselben Fehlern, die sich durch Pritschmeisterei, auch sonsten in dieselbe eingeschlichen, ja wie solche zu verbessern, sammt andern den Sprachliebenden nützlichen Dingen gehandelt wird." (Hamburg, 1668. 8.) Diese Hechel ist eine Beurtheilung eines Gedichts auf den Geburtstag einer Geliebten, ebenfalls in Gesprächen, worin, bei vielem Ungehörigen, manche, Deutsche Sprache und Poesie betreffende, Dinge enthalten sind.

Unter ähnlichen gesuchten und abgeschmackten Titeln hat Zesen eine Menge poetischer, kritischer, satirischer und moralischer Schriften geschrieben, von denen mehrere theils ungedruckt, theils unvollendet geblieben sind.

Anmerk. s. Reichard's Historie ꝛc. a. a. O. Ferner: Jörden's Lexikon ꝛc. S. 606 bis 623.

## §. 8. Deutsche Gesellschaften.

Da Zesen Stifter einer Gesellschaft gewesen ist, welche den Zweck hatte, alle fremde Wörter aus der Deutschen Sprache zu verbannen, so ist es hier am rechten Ort, von den vorzüglichsten Deutschen Gesellschaften, die in diesem Zeitraume entstanden sind, Nachricht zu geben, besonders da die meisten Dichter und Sprachgelehrten dieses Zeitraums einer oder mehreren dieser Gesellschaften als Mitglieder angehörten, indem das Gefühl der Schmach, in der die Deutsche Sprache sich befand, und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, sie zu reinigen, um so allgemeiner war, als man durch Luther die hohen Anlagen der Sprache zu ahnen gelernt hatte [1]).

1) Den Anfang macht die fruchtbringende Gesellschaft, oder der gekrönte Palmenorden, welcher zu Weimar 1617 gestiftet wurde, und die Aus-

bildung der Deutschen Sprache zum Zweck hatte. Die erste Anregung dazu gab Caspar von Teutleben, der bei der Herzogl. Tafel zu Weimar das Gespräch auf die gelehrten Gesellschaften in den angesehensten Städten Italiens richtete, und den Vorschlag zu einer ähnlichen Gesellschaft in Deutschland machte. Ludwig, Fürst von Anhalt, der bei der Tafel zugegen war, brachte den Vorschlag in Ausführung, und wurde dafür zum Oberhaupt der Gesellschaft erwählt. Ein Saal auf dem Schlosse zu Köthen war zu den Versammlungen bestimmt, und um dem Orden mehr Schutz und Dauer zu verschaffen, wurde ausgemacht, daß allemal ein Deutscher Reichsfürst das Oberhaupt desselben seyn sollte. Die Mitglieder hatten ihren Rang nach dem Alter der Aufnahme, sonst herrschte unter ihnen vollkommene Gleichheit. Zu den Sonderbarkeiten dieses Ordens gehört, daß jedes Mitglied desselben seinen Ordensnamen hatte, der öfters charakteristisch, nicht selten aber von unwesentlichen und zufälligen Dingen entlehnt, possierlich und kindisch war. So hieß Opitz der Gekrönte, Logau der Verkleinernde, Andr. Gryph der Unsterbliche, v. Zesen der Wohlsezzende; Andere aber wurden der Dicke, Fette, Gemästete, Klebrichte, Beregnete, Unansehnliche ꝛc. genannt. Im Jahr 1680 lös'te sich der Orden auf, nachdem er über 800 Mitglieder aufgenommen hatte, unter denen aber nur wenige Gelehrte, und noch weniger Schriftsteller sich befanden [2]).

2) Die Deutschgesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft, welche zu Hamburg 1643 (den 1sten Mai oder Rosenmonat) von Zesen und Dietrich Peterson errichtet wurde. Als die Gesellschaft stärker wurde, theilte man sie in besondere Zünfte, deren jede ihren Namen erhielt, z. B. die Rosen-, Lilien-, Nelken-, Rauten-Zunft. Eben so hatte jedes Mitglied seinen Ge-

sellschaftsnamen; Zesen z. B. heißt der Färtige (Fertige). Auch Frauenzimmer gehörten zu diesem Orden, der — wie es scheint — im Anfang des 18ten Jahrh. seine Endschaft erreicht hat [3]).

3) Der gekrönte Blumenorden an der Pegnitz, oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer, wurde zu Nürnberg 1644 von Harsdörfer und Klaj gestiftet. Die Mitglieder dieser Verbindung erhielten bei ihrem Eintritt einen Schäfernamen, z. B. Myrtill, Damon, Daphnis, Meliböus ꝛc. Noch jetzt ist der Orden nicht ganz ausgestorben, obwohl seine frühere Wirksamkeit aufgehört hat [4]).

4) Der Schwanenorden an der Elbe, von J. Rist im J. 1660 gestiftet [5]) Er hörte mit Rist's Tode 1667 wieder auf.

Diese und mehrere andere viel bespöttelte Gesellschaften sind von Seiten ihres Zwecks, die Deutsche Sprache zu reinigen und auszubilden, und der Poesie zu huldigen, sehr achtungswerth. Sie haben aber bei der Ungleichartigkeit ihrer Mitglieder nicht das gewirkt, was sie wollten; denn sie verfielen in Spielerei und Abgeschmacktheit; doch darf dies nicht hindern, das ursprüngliche Streben nach dem Bessern, die Einmüthigkeit und den Sinn, womit sie der verlassnen Sprache sich anzunehmen beabsichtigten, anzuerkennen.

Anmerk. 1) Eine gedrängte Uebersicht der verschiedenen Deutschen Verbindungen, gibt O. Schulz in der Schrift: die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts. Berlin, 1824. 8.

2) Zur Geschichte dieses Ordens s. „der neusprossende Deutsche Palmbaum, oder ausführlicher Bericht von der Hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft Anfang, Absehen, Satzung, Eigenschaft und derselben Fortpflanzung ꝛc. von dem Sprossenden (Georg Neumark)." Nürnberg 1668. 8.

Ein Auszug daraus steht in dem Journal von und für Deutschland 1784. St 3. S. 233 — 241.

3) s. das „Hochdeutsche helikonische Rosenthal (von Zesen)" Amsterdam, 1669. 8. Desgleichen „der ganzen Hochpreiswürdigen Deutschgesinnten Genossenschaft sämmtlicher vom 1643 Jahre nach der heil. Geburt an bis in das 1685 nach einander einverleibten Zunftgenossen Zunft-, Tauf- und Geschlechtsnamen ꝛc." Wittenberg, 1685. 8. Dieses Verzeichniß Zesens hat der Rector Joh. Peisker bis auf's Jahr 1705 fortgesetzt.

4) (J. Herdegen) Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, von Amaranthes. Nürnberg, 1744. 8. Der jetzige Präsident der Gesellschaft ist der Graf v. Soden.

5) s. Candorins (Conr. v. Hövelen) Zimberschwan, darin des Hochlöblichen edlen Schwanenordens Anfang, Zunehmen ꝛc. entworfen. Lübeck 1666. 8. Und ebendesselben: Thränenfließender Zimberschwan, Lübeck 1668. 8.

## §. 9. Daniel Georg Morhof.

In diese Zeit fällt auch das Leben eines Mannes, der, als Dichter ohne Verdienst, als Litterator merkwürdig, hier um so weniger fehlen darf, da er zur Erweiterung auch der Litteraturgeschichte und Ausbreitung ihres Studiums so viel beigetragen hat. Morhof wurde 1639 zu Wismar im Meklenburgischen geboren, studirte die Rechte, unternahm zweimal eine gelehrte Reise durch Holland und England, wurde Professor der Rede- und Dichtkunst auf der Universität zu Kiel, dann Professor der Geschichte daselbst und Bibliothekar, und starb auf einer Rückreise von Pyrmont, zu Lübeck, 1691 im 58sten Jahre seines Alters. Ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen in Sprachen und Wissenschaften, und von einem eisernen Fleiß, wurde er, auch bei sehr gewöhnlichen Geistesanlagen und ungeachtet einer fast un-

begrenzten Eitelkeit, der Gegenstand hoher Lobpreisung nicht nur unter den Deutschen, sondern mehr noch unter den Holländern, Engländern, Franzosen und Italiänern. Zu kalt, um von den dichterischen Schönheiten der Alten gerührt zu werden, und überhaupt der höheren Begeisterung unfähig, wagte er es dennoch selbst zu dichten, wozu vielleicht seine Kenntniß des Technischen in der Poesie ihn verleiten mochte. Die erste Sammlung dieser Gedichte erschien zu Kiel im J. 1682 in 3 Theilen, und eine zweite Ausgabe zu Lübeck 1700, theils Gelegenheitsgedichte, theils geistliche und weltliche Oden und Epigramme enthaltend. Ueberall nur Reime ohne poetisches Leben, und nur hie und da in den Epigrammen Neuheit und Energie der Gedanken [1]).

Ganz anders aber erscheint er uns als Litterator, wenn gleich die meisten seiner zahlreichen Schriften in Lateinischer Sprache abgefaßt sind. Unter diesen ragt besonders sein Polyhistor hervor, der aus drei Theilen besteht, wovon der erste den Polyhistorem litterarium, der zweite den philosophicum, und der dritte den practicum in sich begreift. Morhof selbst hat nur die ersten drei Bücher des ersten Theils unter dem Titel: „Polyhistor, sive de notitia auctorum et rerum commentarii (Lubecae, 1688. 4.) herausgegeben. Die vier übrigen Bücher eben dieses Theils besorgte, nach Morhof's Tode, aus den Manuscripten desselben Heinrich Muhle (Lübeck, 1692. 4.) und eine neue Ausgabe des ersten Theils Johann Moller, der zugleich den zweiten und dritten Theil beifügte, (Lübeck, 1707. 4.) welches die erste vollständige Ausgabe des Morhofschen Polyhistor ist, der 1714 eine zweite, 1732 eine dritte, und 1747 eine vermehrte vierte Ausgabe in zwei Quartbänden folgte, welche letztere durch Joh. Joachim Schwabe besorgt wurde [2]). Dieses allbe-

kannte Werk hat in Deutschland zuerst ein planmäßigeres Studium der Litteraturgeschichte angeregt, ist lange Zeit hindurch die Hauptquelle aller litterarischen Nachrichten gewesen, und unzählig oft benutzt, studirt und ausgeschrieben worden. So manche Einzelnheiten machen es auch noch für unsere Zeiten sehr schätzbar. — In unmittelbarer Beziehung auf Deutsche Sprache aber steht Morhof durch seinen „Unterricht von der Deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgange und Lehrsätzen, wobei auch von der reimenden Poeterei der Ausländer mit mehrerem gehandelt wird." (Kiel, 1682. 8.); in einer zweiten Ausgabe vermehrt und verbessert (Lübeck und Frankfurt, 1702. 8.), von seinem ältesten Sohn Caspar Daniel Morhof herausgegeben, und in einer unveränderten dritten (Lübeck und Leipzig 1718) von seinen Erben. Dieses, besonders von seiner historischen Seite schätzbare Werk, das dem Sprachforscher und Litterator manche lehrreiche Bemerkungen und Nachrichten darbietet, besteht eigentlich aus drei Theilen. Der erste Theil handelt von der Deutschen Sprache überhaupt, von welcher der Verf. darzuthun sucht, daß sie, nebst den ihr verwandten nordischen Sprachen, sowohl die Griechische als Lateinische an Alterthum übertreffe und eine Mutter derselben sey; der zweite Theil beschäftigt sich mit der Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der Poesie überhaupt, und der Deutschen insbesondere, deren Schicksale er vom 6ten Kap. an erzählt; und der dritte Theil enthält Morhof's Gedanken von der Deutschen Poeterei an sich selbst, und ist als eine Poetik zu betrachten. Den Beschluß des ganzen machen „Exempel der Reimgebäude," welche 17 Uebersetzungen horazischer Oden enthalten [3]).

Anmerk. 1) Nasser, im 2ten Bande seiner „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie," hat S.

404 bis 408. einige Proben aus Morhof's Gedichten mitgetheilt, und sagt in einer Anmerkung, daß es ihn freuen sollte, wenn er die Ehre des würdigen Mannes gerettet hätte, von dem man sehr geringschätzig urtheilen müsse, wenn man ihn bloß aus der Schilderung kenne, die der Verf. der Charaktere Deutscher Dichter ꝛc. (Bd. I. S. 175—177.) von ihm entworfen habe. — Küttner aber tadelt in Morhof nur den Dichter, nicht den Gelehrten und Litterator, den er hochachtet, und die von Nasser mitgetheilten Proben möchten auch schwerlich dazu geeignet seyn, jenen Tadel zu entkräften.

2) In dem zweiten Bande des Polyhistor S. 554 befindet sich auch ein Urtheil über den berufenen Jakob Böhme, von dem es heißt: Exortus est Jacobus Böhme, homo plebejus sed miri ac singularis ingenii, cujus exstant tam theologica quam philosophica, plena abstrusorum sensuumque Cabalisticorum, de quibus quid dici debeat, non liquet. Lutheranae ecclesiae membrum fuit, totiesque a theologis nostris in examen vocatus sic respondit, ut illum damnare non ausi sint. (Dies soll unter andern im Jahre 1624 zu Dresden geschehen seyn, wo er sich von den dortigen Theologen examiniren ließ). Quaecunque ab illo sunt scripta, videntur quasi per enthusiasmum scripta, nec dissimulavit ipse visiones et somnia sibi divinitus, ut dicebat, oblata. (Solche Erscheinungen hatte er im J. 1600, wo er 7 Tage in einer Entzückung zubrachte, und 1610). Ceterum vir erat pius, pacificus, nemini molestus et quotidiano suo labore victitans etc.

3) Ausführliche Nachricht über Morhof's Leben und Schriften findet man in einer von ihm selbst verfaßten Biographie, die dem 1sten Theil seines Polyhistors vorgesetzt ist, und in Reichard's Versuch einer Historie der Deutschen Sprachkunst, S. 264 — 69.

## §. 10. Die geistlose und wässerige Partei dieses Zeitraums.

Gegen den Anfang des 18ten Jahrh. sehen wir eine neue, nicht minder unglückliche Veränderung in der Poesie

beginnen, indem eine Partei entsteht, welche die schwindelnde Höhe des schwülstigen Lohenstein verlassend, zur gemeinsten Flachheit herabsinkt. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß die Verirrungen, deren sich die Hoffmannswaldau-Lohensteinische Partei hatte zu Schulden kommen lassen, von Vielen als solche erkannt und getadelt wurden, und daß eben daraus das Bestreben hervorgehen mußte, jene Schwulst zu vermeiden. So sehr dies Bestreben unsre Achtung verdient, so fehlte es doch Denen, die sich darin zeigten, an Kraft und poetischem Gefühl, um auf den rechten Weg einzulenken, und sich vor dem entgegengesetzten Fehler der Flachheit zu sichern. Daher lös'te sich in den Händen dieser Dichter der poetische Dunst Lohenstein's in Wasser auf; die Kraft und Würde der Poesie verlor sich in fade Zierlichkeit und geistlose Geschwätzigkeit; Fleiß galt für Begeisterung, Gelehrsamkeit für Philosophie, und leichte Reimerei für Gedanken. Genug, die Abneigung vor dem Ueberspannten und Uebertriebenen ging in Abspannung, Kraft- und Gedankenlosigkeit über, und mit Recht kann also diese Partei, welche von ihrem Haupte Benj. Neukirch die dritte Schlesische Dichterschule genannt wird, mit den Prädicaten geistlos und wässerig belegt werden.

## §. 11. Benj. Neukirch. Burchhard Menke ꝛc.

Da es eben so wenig erfreulich seyn kann, als es nützlich ist, von dieser Partei ausführlich zu reden, so begnügen wir uns, hier nur einige Anhänger derselben aufzuführen.

1) Der erste, der es versuchte, einen neuen Weg zu betreten, ist Neukirch, ein Schlesier, der, 1665 geboren, als Anspachscher Hofrath 1729 starb. Dieser Mann war anfänglich ein Anhänger der Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Schule, in der Folge aber, da er sich durch

die Lesung der Franzosen und durch Canitz am Berliner Hofe ausgebildet hatte, wollte ihm der schwülstige Styl nicht mehr gefallen, und während er nun natürlich und verständlich zu schreiben sich bemühte, wurde er aus Mangel an Kraft wässerig und sank zu einem platten Reimer herab. Als solcher erscheint er besonders in seinen Eklogen und seiner poetischen Uebersetzung des Telemach. Seine Gedichte hat Gottsched gesammelt, und 1747, nebst einer Lebensbeschreibung des Dichters, herausgegeben.

2) Ihm gleich steht Joh. Burchard Menke, geboren zu Leipzig 1675, gestorben 1732 als Königl. Polnischer Historiograph und Professor der Geschichte. Ein Mann von Kenntnissen und nicht ohne Anlage zur Satire; aber seine Gedichte sind gereimte Prosa, die ausgeschmückt mit mythologischen Bildern, die höchste Verständlichkeit, nur nicht Anmuth und Kraft haben. Sie sind unter dem Namen Philander's von der Linde in vier Theilen erschienen [1]).

Unter mehreren Anderen würden auch noch Joh. v. Besser, geb. 1654 und gest. 1729 als Ober-Ceremonienmeister und Hofpoet zu Dresden, [2]) und sein Nachfolger im Amte, Ulrich v. König zu nennen seyn [3]), der, 1688 zu Eßlingen in Schwaben geboren, 1745 zu Dresden als Königl. Polnischer Hofrath und Ceremonienmeister gestorben, sich unter seinen Zeitgenossen manchen Bewunderer erwarb, weil er ein episches Gedicht „August im Lager" verfertigte, wozu die Zusammenkunft der Könige von Polen und Preußen im Lager bei Mühlberg den Stoff hergab. Es ist aber nur der erste Gesang (Dresden 1735) erschienen. Eine Sammlung seiner sämmtlichen Gedichte gab J. L. Rost, Dresden, 1745. 8, heraus, so wie Er einst Canitzens Gedichte besorgt hatte (s. §. 14. dieser Per.).

Anmerk. 1) s. über Beide Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 181 bis 184.

2) Seine Werke sind vollständig herausgegeben von König, Leipzig 1732, 2 Bde. 8.

3) Beide Dichter erinnern an eine lächerliche Sitte damaliger Zeit, die hier eine flüchtige Erwähnung verdient. Es waren nämlich am Dresdner Hofe gewisse Personen, unter dem Namen Pritschmeister, angestellt, die bei den öffentlichen Schießfesten und andern Lustbarkeiten auf die hohe Herrschaft sowohl, als auf die dabei befindlichen Hofleute aus dem Stegreife Verse machen und die Gesellschaft belustigen mußten. Nach dem Tode des bisherigen Pritschmeisters ließ der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, Friedrich August, dem durch ein Lobgedicht ihm bekannt gewordenen Dichter König dieses Amt antragen. König aber hatte eben nicht Neigung, dasselbe in der alten Art und mit dem bisherigen Namen eines Pritschmeisters zu übernehmen, sondern schlug den Dichter Günther vor, der aber die Gnade des Kurfürsten dadurch verscherzte, daß er vor denselben betrunken erschien. Hierauf nahm König das Amt selbst an, doch in ganz veränderter Gestalt. Der verhaßte Name eines Pritschmeisters fiel weg, die vorige Kleidung desselben wurde in die ordentliche eines alten Römischen Herolds verwandelt, und ihm selbst der Charakter eines Königl. Geheim-Sekretairs und Hofpoeten beigelegt.

## §. 12. Litterarische Fehde zwischen Postel und Wernike.

In diese Zeit fällt auch der mit jenen Parteien zusammenhängende und die Gemüther anregende Streit zwischen Postel und Wernike.

Christian Heinrich Postel, geboren 1658 zu Freiburg im Lande Hadeln, und gestorben 1706 als Licentiat der Rechte und Advocat zu Hamburg, hatte sich gebildet theils nach Italiänischen Mustern, theils nach Hoffmannswaldau und Lohenstein, und sich alle Fehler dieser letztern zu eigen gemacht. Es fehlte ihm

nicht an Talent und Kenntnissen in ältern und neuern Sprachen, auch hatte er Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien gemacht, und sich in Hamburg durch allerlei Poesien, besonders durch Opern, die er für die Hamburger Bühne schrieb, ein gewisses Ansehen erworben; aber es fehlte ihm an gesunder Urtheilskraft und reinem Geschmack, und seine Neigung zum Sonderbaren unterdrückte jedes wahre und natürliche Gefühl.

Mit diesem Lohensteinianer nun gerieth der damals auch zu Hamburg lebende vortreffliche Epigrammendichter Christian Wernike in Streit. Dieser, geboren in Preußen (wo? wann? etwa 1665?), gestorben als Dänischer Staatsrath und Resident zu Paris, etwa zwischen 1710 bis 1720 [1]), hatte in den Anmerkungen zu seinen 1697 erschienenen „Ueberschriften" (Sinngedichten) gegen den verderbten Geschmack und falschen Witz Hoffmannswaldaus und Lohensteins, so wie ihrer Nachahmer geeifert. Postel bezog jene Noten besonders auf sich, da er einer der unbedingtesten Verehrer Lohensteins war, und suchte den Wernike durch ein kleines Sonett abzufertigen, worin er den Lohenstein mit einem Löwen, den Wernike aber mit einem Hasen verglich, der auf dem todten Löwen herumspringe. Persönlich angegriffen nahm Wernike nun auch persönliche Rache, und ließ Posteln seine satirische Geißel in einem komischen Heldengedicht, „Hans Sachs" betitelt, fühlen. Postel, dessen Name hier in Stelpo umgewandelt ist, erscheint darin als Haupthelb, und wird feierlich als Nachfolger des Hans Sachs gekrönt, mit dessen Namen man in damaliger Zeit einen elenden Reimer zu bezeichnen pflegte. Postel selbst schwieg. Wahrscheinlich aber geschah es auf sein Anstiften, daß ein Abenteurer, der mit der Schriftstellerei ein ungebührliches Gewerbe trieb, einen

Aus-

Ausfall auf Wernike wagte. Dies war nämlich Christian Friedrich Hunold [2]), der unter dem Namen Menantes galante (d. i. unzüchtige) Gedichte, Romane und Uebersetzungen schrieb, und zuerst einige satirische Briefe gegen Wernike drucken ließ, endlich aber in einem förmlichen Pasquill ihn angriff, welches in Form eines Schauspiels den Titel führte: „der thörichte Pritschmeister oder schwermende Poete ꝛc." (Coblenz 1704. 8.) Wernike muß darin unter dem Namen Narweck (dem Anagramm von Warneck) die Rolle eines Pritschmeisters spielen, d. h. eines Menschen, der zur Belustigung des Pöbels bei öffentlichen Gelegenheiten Verse stegereift, (s. Anmerk. 3. S. 303). Der Spaß des Stücks besteht in ungereimten Anwendungen der Wernikeschen Sinngedichte; der Ton des Ganzen ist pöbelhaft. Wernike rächte sich dafür an Hunold durch einige Sinngedichte, in welchen er ihm den Namen Mävius gibt, womit denn dieser platte Streit endete [3]).

1) Nicht bloß sein Geburts- und Sterbejahr, sondern selbst sein Name ist streitig. Bodmer nennt ihn Wernike, ältere Schriftsteller aber schreiben ihn Warneck. Gewiß ist es, daß er 1685 zu Kiel studirte, viel reis'te, vom Dänischen Hofe in Geschäften gebraucht wurde, und die letzten Tage seines Lebens in Hamburg zubrachte.

2) Geboren 1680 im Thüringschen, gestorben 1721 als Doctor der Rechte zu Halle.

3) Auch Wernike benahm sich bei diesem Streit nicht ganz edel, indem er aus dieser litterarischen Fehde eine bürgerliche Anklage machte, die dem Hunold leicht Verderben hätte bringen können. Er zeigte nämlich den Spanischen und Französischen Residenten in Hamburg an, daß unter den von Hunold herausgegebenen Gedichten sich auch eine satirische Grabschrift auf Karl II., König von Spanien, befinde, und reichte solche, ins Spanische und Französische übersetzt, ein. Die Residenten verlangten darauf von dem dasigen

Magistrat Genugthuung. Hunold aber, der noch zu rechter Zeit Nachricht davon erhielt, ließ sogleich das Blatt, worauf die Grabschrift stand, umdrucken, setzte statt derselben eben so viele Zeilen auf die Geburt der Prinzessinn von Weißenfels, und ließ so viel Exemplare binden, als Herren im Rathe waren. Als darauf Verleger und Drucker vor den Richter erscheinen mußten, überreichten sie jedem Rathsherrn ein Exemplar, und gaben vor, das, worin die Grabschrift stehe, sey ein Nachdruck, und so war die Sache abgethan.

## §. 13. Schriften dieser Dichter.

Auch ohne diese Fehde würden Postel und Wernike, jener seiner unglücklichen poetischen Fruchtbarkeit, dieser seines epigrammatischen Witzes wegen, in der Litteraturgeschichte genannt werden.

Postel schrieb, wie schon bemerkt, Opern oder Singspiele für das Hamburger Theater. Es sind 25 an der Zahl, theils Originale, theils freie Uebersetzungen und Nachahmungen aus dem Griechischen, Italiänischen, Französischen, Holländischen, als: „die heilige Eugenia oder Bekehrung der Stadt Alexandria zum Christenthum;" — „Kain und Abel, oder der verzweifelnde Brudermörder;" — „die betrübte und erfreute Cymbria;" — „Bajazeth u. Tamerlan;" — „Numa Pompilius;" — „Ariadne;" — „Iphigenie in Aulis" ꝛc. ꝛc. Viele dieser Opern sind mit und ohne Veränderungen wieder aufgelegt worden, und alle erhielten zu Hamburg großen Beifall. Dieser beweist aber nichts für ihre Güte; die Ehre gehört vielmehr dem Componisten und den Sängerinnen. Der Text ist ein Beweis von der Verworrenheit und dem ungeläuterten Geschmack des Verfassers, dessen sentimentales Wesen hier besonders recht grell und widrig hervortritt. Sehr possierlich erscheint seine „listige Juno, wie solche von dem großen Homer im vierzehnten Buch der Ilias abgebildet ꝛc."

(Hamburg, 1700. 8.) Den Anfang macht eine lange und breite Vorrede, worin er zugleich von dem Leben und den Schriften Homer's Nachricht gibt; dann folgt Postel's Lobgesang der List, worin er alle Vortheile derselben auseinandersetzt, und im höchsten Enthusiasmus mit einer Apostrophe an dieselbe schließt. Nun erst kommt der Text der Homerischen Erzählung (Il. Ges. 14. v. 153 bis 363) und auf der andern Seite die Postelsche Uebersetzung in gereimten Alexandrinern, so wie hinter dieser die verdeutschte Auslegung des Eustathius, und Postels eigene Erklärung [1]). — Ein anderes Erzeugniß seiner kranken Phantasie ist: „der große Wittekind" ꝛc. ꝛc., ein in gereimten Alexandrinern geschriebenes, unvollendetes, aus zehn Büchern bestehendes Heldengedicht, welches nach Postel's Tode von C(hristian) F(riedrich) Weichmann, Hofrath und Geh. Secretair zu Wolfenbüttel, im J. 1724 zu Hamburg mit dem Leben des Dichters herausgegeben wurde. Es ist ein weitläufiges Gedicht, dem man es überall ansieht, daß sein Verf. nach dem Sonderbaren strebt. Plan, Handlung, rührende Situationen und ausgezeichnete Charaktere sind seine Sache nicht, und der ganze Reiz seines Epos beschränkt sich auf sophistisches Gewäsch und schimmernde Malerei [2]).

In einer andern Gattung der Poesie, aber auch mit ungleich größerm Glück arbeitete Wernike. Er beschränkte sich bloß auf die epigrammatische Poesie, wozu theils wirkliches Talent, theils Morhofs, seines Lehrers, Aufmunterungen ihn hinleiteten. Dieser stellte nämlich Wernike'n vor, wie wenige Dichter unter den neuern Völkern sich dieser Gattung allein oder vorzüglich gewidmet hätten, so daß, wenn man auch sagen könnte, sie hätten einen Virgil, Terenz, Seneca, doch kein Martial in ihren Sprachen anzutreffen sey. Er glaubte den Grund davon in der Beschaffenheit der neuern Spra-

chen zu finden, die es der Lateinischen an Kürze nicht gleich thun könnten, und meinte, daß die Deutsche Sprache am wenigsten geschickt dazu sey. Wernike, über den letztern Punkt anders denkend, glaubte, unsre Sprache nicht besser vertheidigen und den ihr gemachten Vorwurf nicht kräftiger ablehnen zu können, als wenn er einige der kürzesten und schwersten Lateinischen Sinngedichte Deutsch übersetzte. So entstanden denn mehrere Verdeutschungen, unter denen das berühmte Sinngedicht des Sannazar auf die Stadt Venedig [3]), und das eines Ungenannten auf das Louvre am merkwürdigsten sind. Seit dieser Zeit verfertigte er eine ziemliche Anzahl eigener Sinngedichte, die er zuerst unter dem Titel: „Ueberschriften oder Epigrammata in kurzen Satiren, kurzen Lobreden und kurzen Sittenlehren bestehend," Amsterdam (Hamburg) 1697. 8. herausgab, und die in sechs Bücher abgetheilt sind. Eine zweite, aus acht Büchern bestehende Ausgabe, erschien zu Hamburg 1701, und eine dritte, in zehn Bücher abgetheilt, ebendas. 1704. 8. Dies ist die vollständigste Ausgabe, die zugleich eine Sammlung seiner übrigen Poesien enthält, betitelt: Poetische Versuche ꝛc. Das zehnte Buch besteht aus kleinen, witzigen Anekdoten, die hier, Andern nacherzählt, in Verse gebracht sind; in den übrigen Büchern aber sind alle Einfälle ihm eigenthümlich. Die Sinngedichte der ersten Bücher sind, wie er selbst sagt, mit mehr Hitze, die neuern mit mehr Ueberlegung, jene mit mehr Witz, diese mit mehr Verstand und Absicht geschrieben worden. Die historischen Epigramme stammen aus des Verf. frühesten Jugend her, die satirischen meistens aus den reifern Jahren. In der Jugend verfolgte er das Laster mit Eifer, im reifern Alter spottete er der Thorheit der Welt mit lächelndem Munde. Er betheuert, daß er in den satirischen Epigrammen selten eine eigentliche Person, wenigstens Niemand von Wich-

tigkeit, vor Augen gehabt. Uebrigens, fügt er hinzu, wird es wohl von meinen Ueberschriften, wie von den meisten andern Sachen in der Welt heißen: Sunt mala mixta bonis. — Allerdings kann man bei der ungeheuren Menge der Wernikeschen Epigramme nur ein beschränktes Lob über sie aussprechen. Viele sind scharfsinnig und gedankenreich, und zeigen von Welt- und Menschenkenntniß. Aber es fehlt ihnen häufig der Stachel; besonders vermißt man an ihnen Wohllaut der Sprache, wie er denn selbst gesteht, daß er sich, aller Mühe ungeachtet, von einer gewissen Härte im Ausdruck nicht habe frei machen können. Dafür aber entschädigt seine Kürze und sein Gedankenreichthum. Am treffendsten charakterisirt ihn Hagedorn, wenn er in einem Epigramm von ihm sagt:

An Sprach' und Wohllaut ist er leicht,
An Geist sehr schwer zu übertreffen.

Wernike's Gedichte wurden indessen von einer nicht verdienten Vergessenheit bedroht, als Bodmer zu rechter Zeit eine neue Auflage derselben unter dem Titel: „Wernikens Poetische Versuche in Ueberschriften, wie auch in Helden- und Schäfergedichten." (Zürich, 1749. 8.) veranstaltete, die 1763 wiederholt werden mußte. Da aber, mit der fortschreitenden Geschmacksbildung, die Fehler in Wernike's Gedichten das Wohlgefallen an ihm schwächen mußten, so war es verdienstlich, daß Ramler eine Auswahl des Bessern veranstaltete, und mit Aenderung in der Sprache eine klassische Ausgabe besorgte, die unter dem Titel: „Christian Wernikens Ueberschriften. Nebst Opitzens, Tschernings, Andreas Gryphius und Adam Olearius epigrammatischen Gedichten." (Leipzig, 1780. 8.) zugleich das Andenken an mehrere ältere Dichter erneuerte *).

Anmerk. 1) Eine Probe der Postelschen Uebersetzung gibt uns der Anfang seiner listigen Juno:

Die große Juno sah von ihrem güldnen Sitz
Des Bergs Olympus her, da spürt ihr Augenblitz,
Was ihr Vergnügen gab, daß, der mit ihr entsprossen
Von einem Vater war, und der den Ruhm genossen,
Zeus Bruder auch zu seyn, in der ruhmreichen Schlacht
Mit unermüdtem Fleiß erzeigte seine Macht.
Sie sahe Jupiter auf den erhabnen Spitzen
Der schönen Idenshöh', die reich an Quellen, sitzen,
Mit größtem Ueberdruß; sie sinnte hin und her,
Wie doch der Donnergott recht zu betriegen wär'.
Es kam kein beßrer Rath in die verschmitzten Sinnen,
Als daß sie schön geschmückt auf die belaubten Zinnen
Des Berges wollte gehn, ob Jupitern vielleicht
Nicht durch Annehmlichkeit sein Herze würd' erweicht,
Zu ruhn in ihrem Arm, daß dann die Augenlieder
Durch's Schlafes holde Wärm' entkräftet fielen nieder,
Und dämpften den Verstand ꝛc.

2) s. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 187 bis 188. Vergl. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. IV. S. 210 bis 219.

3) Dieses Epigramm des Italiänischen Dichters Jakob Sannazar (st. 1530) besteht aus sechs Zeilen, deren jede ihm von der Republik Venedig mit hundert Stück Ducaten bezahlt wurde. Es lautet im Original und der Uebersetzung des Wernike also:

De mirabili urbe Venetiis.

Viderat Hadriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem, et toto ponere jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis, Jupiter, arces
Objice, et illa tui moenia Martis, ait.
Si Tibrim Oceano praefers, urbem adspice utramque:
Illam homines dices, hanc posuisse deos.

Auf die Stadt Venedig.

Neptun sah in der Flut der Adriat'schen See
Die Stadt Venedig stehn, und ihr Gesetze geben.

Jetzt, sprach er, Jupiter, magst du Tarpejens Höh',
Und deines Mavors Maur, so hoch du willst, erheben:
Schau beide Städt'; hältst du der See die Tiber für?
Die Menschen legten dort den Grund, die Götter hier.

Schon vor Wernike'n indessen hatte Opitz dies Sannazarische Epigramm auf folgende Weise, nach der Ramlerschen Verbesserung, übersetzt:

Auf die Stadt Venedig.

Als jüngst Neptun im Schooß des grauen Adria
Venedig stehn, und Land und See beherrschen sah,
Sprach er: Zeus, rühme mir nicht mehr Tarpejens Höhe,
Und deines Mavors Stadt! Gefällt die Tiber dir
Mehr als das Meer, so sieh' die Städt' an und gestehe:
Die Menschen haben dort gebaut, die Götter hier.

Eine neuere Uebersetzung eben dieses Gedichts von G.e. Ludw. Spalding befindet sich in der Berlinischen Monatsschrift. 1783. März. S. 263. Sie lautet also:

Jüngst sah Neptun hervor aus Hadria's Gewässern
Venedig schimmern, sah wie sie dem Meer gebot.
So trotze mir denn nun, rief er, du Donnergott,
Mit deines Mavors Burg und ihren Felsenschlössern!
Und zögest du dem Meer die Tiber vor, so schau:
Rom ist nur Menschenwerk, Venedig Götterbau.

4) Sehr vortheilhafte Urtheile über Wernike'ns dichterisches und kritisches Verdienst haben ausgesprochen: Bodmer, in der Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des Deutschen Geschmacks ꝛc. Bd. I, St. 2.; Ramler, in Batteux's Einleitung in die schönen Wissenschaften ꝛc. Bd. III. S. 231; Hottinger, in dem Versuch einer Vergleichung der Deutschen Dichter mit den Griechen und Römern (in den Schriften der Königl. Deutschen Gesellschaft in Manheim, Bd. V. S. 354 bis 359), wo er ihn mit Martial vergleicht, und folgendes sehr gediegene Urtheil über ihn fällt: „An Leichtigkeit und Gewandtheit kommt er freilich dem Römer nicht bei. Er ist einförmiger und schwerer, und auch da mehr ermüdend, wo er nicht so geschränkt ist. Bei ihm wirkt der Gedanke meist durch sich selbst, und selten kommt ihm eine künstliche Wendung zu

Hülse. Statt durch den Ausdruck zu blenden, und durch den Vers zu täuschen, drängt er sich ungeduldig aus beiden hervor, und zersprengt, gleich einer schwellenden Frucht, die Hülse, worin er nicht Raum genug findet. Wenn er das Ohr durch manche Härte, den Geschmack durch manche Nachlässigkeit beleidigt, so söhnt er uns wieder durch den gediegenen, vollwichtigen Sinn aus, und wenn er aus seinem Vermögen nicht allen den Vortheil zu ziehen weiß, den ein Anderer wohl ziehen könnte, so wird er auch dafür nie reicher scheinen als er ist. Ein solcher Tadel enthält, wie ich denke, nicht wenig Lob, und ein solcher Kunstmangel ist wohl mehr werth, als die Kunst allein. Freilich, wer beides zugleich hätte! Martial hat das eine unstreitig voraus; aber was Wernike behält, das hat jener nicht in eben dem Grade, und so könnte die Wagschaale immer noch ruhen. Wernike, sagt Lessing, besaß mehr von den Metallen, woraus Gold zu münzen ist, und dem Martial ging mehr gemünztes Gold durch die Hände. Ich möchte eher sagen: Martial besitzt mehr Schaupfennige als gangbare Münze. Auch ist das Gepräge oft mehr werth als der Stoff. Wernike'ns Reichthum hingegen, wenn er auch nicht immer gemünztes Gold ist, läßt sich doch sehr leicht in Gold umsetzen. Oder um unverblümt zu reden, Martial ist ein Epigrammatist für müßige Leser, Wernike mehr für Denker. Dieser ist scharfsinniger, jener gespitzter. Dem einen ist der Witz meistens nur Vehikel für den Verstand, dem Andern ist er gemeiniglich alles. Wer nur lachen will, der thut wohl, wenn er sich an den Martial hält; aber wer, mit Lessing zu reden, mit dem Verstande lachen will, der wird seine Rechnung mehr bei Wernike finden." — Ferner: Küttner, in den Charakteren ꝛc. Bd. I. S. 189 bis 192; Manso, in seinem Aufsatz: Martin Opitz und einige seiner Nachfolger (s. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen ꝛc. Bd. VI, St. 1. S. 276 u. f.) — Sehr vollständig ist der Artikel über Wernike in Jördens Lexikon, Bd. V. S. 307 bis 326.

## §. 14. v. Canitz, als erster Vorläufer eines bessern Geschmacks.

Wenn wir an den bisherigen Erscheinungen des sechsten Zeitraums bemerkten, daß geistreiche, schwülstige und frostige Köpfe in einem wunderbaren Wechsel neben und unter einander auftraten: so wurde uns damit zugleich der Beweis gegeben, daß ein, alle Einheit zerstörender geistiger Zwiespalt der Hauptcharakter des 17ten Jahrhunderts ist. Welche dieser Parteien einst den Sieg davon tragen würde, konnte zwar nach dem ewigen Gange menschlicher Bildung, die auch in ihrem Rückschritt den Keim zum Fortschritt bewahrt, Keinem zweifelhaft seyn; aber zu welcher Zeit das Geistvolle eine dauernde Herrschaft erlangen und ausüben würde, ließ sich nicht bestimmen.

Den ersten, obwohl nur entfernt dazu führenden Schritt sehen wir durch Canitz thun, den wir als den glücklichsten Bekämpfer der Lohensteinschen Schwulst, und als Vorläufer des besseren Geschmacks Deutscher Dichtkunst betrachten können. Friedrich Rudolph Ludwig Freiherr von Canitz, in der Geschichte des Preußischen Staats hoch geachtet, wurde 1654 zu Berlin geboren, reis'te 1675 durch Italien, Frankreich, England und Holland, wurde nach seiner Rückkehr Geheimrath und Gesandter des Kurfürstl. Brandenb. Hofs, und 1697 Geheim-Staatsrath des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, in welcher Würde er zu Berlin den 11ten August 1699 im 45sten Jahre seines Alters starb [1]). Als feiner, kenntnißreicher Weltmann, der seinen Geschmack durch Studium und Reisen gebildet hatte, verachtete er die abenteuerliche Dichtkunst der Lohensteinschen Schule, und überließ sich seinem bessern Genius, der ihn lehrte, theils seinen natürlichen Anlagen, theils

wohlgewählten Vorbildern zu folgen. Zwar waren jene zu wenig hervorstechend, als daß sie ihn zu etwas Außerordentlichem hätten hinführen können; denn es fehlte ihm jene Kraft der Phantasie und Fülle des Witzes, womit die Natur nur wenige Erlesene ausstattet; aber er hatte Klarheit und Beurtheilungskraft genug, das wahre Schöne in den bessern Mustern zu erkennen, Wahrheit der Empfindungen, und ein gebildetes Sprach- und Kunstgefühl, um rein und richtig zu schreiben, und mit Leichtigkeit und Anmuth zu dichten, — Eigenschaften, die freilich nicht den Dichter machen, aber auch dem Dichter nicht fehlen dürfen, und in damaliger Zeit selten oder gar nicht angetroffen wurden. Canitz hat sich in verschiedenen Gattungen der Poesie versucht, unter denen ihm die Ode am wenigsten gelungen ist, und auch nicht gelingen konnte, da es ihm an Feuer und Schwung der Phantasiekraft gebrach. Am glücklichsten ist er in seinen anspruchlosen poetischen Briefen und Fabeln, so wie in der Satire, worin er sich den Boileau zum Muster wählte. Zwar bleibt er meistentheils bei dem Allgemeinen stehen, vermuthlich um nicht durch Individualisiren persönlich zu werden; aber er zeigt so viel Erfahrung, Weltkenntniß und Lebensweisheit, daß man seinen Beruf zu dieser Dichtkunst nicht verkennen kann. Es sind besonders zwei Gegenstände, die ihn beschäftigen: die Thorheiten der Dichter und die Nichtigkeit des Glanzes der großen Welt. Beide lagen ihm sehr nahe, und was schon von andern Dichtern über diese Gegenstände geschrieben war, konnte ihm zur Regel in der Auswahl und Darstellung dienen. Die vorzüglichsten Charakterschilderungen findet man in der ersten Satire: „der Geizige," und in der zweiten Satire: „der zerstreute Poet." Hier wie überall straft er mit lachender Miene, und immer nur spottet er der Fehler, nie der Menschen.

Schade, daß es ihm an Gedrungenheit im Ausdruck fehlt, und daß eine gewisse Breite und Geschwätzigkeit den Gedanken die Kraft raubt, so daß er nicht selten ermüdet und uns leicht auch seine Vorzüge übersehen läßt [2]).

Canitz war zu bescheiden, um von seinen Gedichten selbst etwas drucken zu lassen. Erst nach seinem Tode sammelte der in der Theologie bekannte Dr. Lange einiges von Canitz'ens poetischen Arbeiten, und gab es mit Bewilligung des Freiherrn von Canstein, des Schwagers unsers Dichters, unter dem Titel heraus: „Nebenstunden unterschiedener Gedichte." (Berlin, 1700. 8.) Von diesem Abdruck, bei welchem Canitz nicht genannt wurde, erschienen acht neue Auflagen, nämlich: 1702 (nebst einem Anhang von Gedichten anderer Verfasser), 1703 (mit Hinzufügung einer vortrefflichen Trauerrede Canitz'ens über den frühen Tod der Brandenburgischen Kurprinzessinn Elisabeth Henriette), 1708, 1712 (wo der Anhang fremder Gedichte wegblieb), 1714, 1715, 1718 und 1719. Erst bei diesem neunten Abdruck kam Canitzens Name und eine Vorrede von Canstein hinzu. Endlich erschien zu Berlin 1727 eine neue, vom Dresdner Hof- und Ceremonienrath König besorgte Ausgabe, welche besser gedruckt, geordnet, mit vielen ungedruckten Gedichten vermehrt, und mit nöthigen Erläuterungen und einer Lebensbeschreibung des Dichters begleitet wurde, die zwar glaubwürdige Nachrichten enthält, aber mit ermüdender Weitschweifigkeit und pedantischer Beredsamkeit geschrieben ist. Diese Ausgabe ist 1750 und 1765 unter dem Titel: „Des Freiherrn von Canitz Gedichte, mehrentheils aus seinen eigenhändigen Schriften verbessert und vermehrt ꝛc. ꝛc." wiederholt worden. Auch Bodmer in der Schweiz besorgte eine Ausgabe: „Des Freiherrn von Canitz satirische und sämmtliche übrige Gedichte,

nach Herrn König's Lesearten" ꝛc. ꝛc. (Zürich 1737. 8.) sauber gedruckt auf 136 Seiten und anders geordnet. Und endlich erschien noch von einem Ungenannten eine auf feinem Papier sehr sauber gedruckte, und mit fünf Kupfern geschmückte Ausgabe in klein Octav, betitelt: „Des Herrn v. Canitz sämmtliche Gedichte, mit Kupfern, gezeichnet von S. H. G**. Bern, 1770." Es ist der bloße Text nach der Ausgabe von König, ohne Anmerkungen und Lebensbeschreibung.

Anmerk. 1) s. König's Leben ꝛc. (in der Ausgabe der Canitzischen Gedichte v. J. 1765) und Varnhagen v. Ense biograph. Denkmale, Bd. IV. S. 191 — 278.

2) Am besten und gründlichsten ist Canitz'ens poetischer Charakter gewürdigt in den: Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen, Bd. III. St. 2. S. 448 bis 467. — Zu scharf hat ihn Horn genommen in seiner: Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, Bd. 2. S. 311 ff.

## §. 15. Johann Christian Günther.

Günther wurde geboren 1695 zu Strigau in Schlesien, und starb, nachdem er in seinem Vaterlande sein Glück vielfältig verscherzt hatte, zu Jena 1723. Ein unbegrenzter Leichtsinn hinderte den leidenschaftlichen Jüngling, sein ausgezeichnetes Talent durch gründliche Studien zu bilden, und selbstverschuldete Armuth zwang ihn, in der Gelegenheitsdichterei die Quelle seines Erwerbs zu suchen. Daher erblicken wir in seinen Gedichten neben dem genialen zugleich den sich selbst vernachlässigenden Kopf, und sehen in ihm mit Bedauern eine theils unbenutzte, theils vergeudete Kraft, die, sorgsam bewahrt und geleitet, ihn zu dem Range der ersten Dichter erhoben haben würde. — Er selbst hat keine Sammlung seiner Gedichte veranstaltet. Nach seinem Tode

erschien ein Theil derselben zu Breslau 1723. 8., 1724 ein zweiter, 1727 ein dritter und 1735 ein vierter Theil. Diese Ausgabe seiner sämmtlichen Deutschen und Lateinischen Gedichte wurde bis zum Jahre 1764 sechsmal wiederholt; die letzte hat den Titel: „Joh. Christ. Günther's Gedichte. Sechste, verbesserte und geänderte Auflage. Breslau und Leipzig 1764. gr. 8.", und enthält, außer dem Leben des Dichters, theils Oden und Lieder, in denen wahrhafte Poesie herrscht, theils Elegien, Cantaten, Satiren und kleine epigrammatische Stücke, so wie ein unvollkommenes Drama, das er selbst als jugendlichen Versuch in der Folge verwarf.

Anmerk. Nachrichten über ihn findet man theils in der Ausgabe seiner Gedichte vom J. 1764, theils in dem Buche: „Joh. Christ. Günther's, des berühmten Schlesischen Dichters, Leben und Schriften. Gedruckt in Schlesien 1738." 8. Der Verf. ist Karl Ehrenfried Siebrand. Küttner und Horn haben ihn kurz, aber treffend beurtheilt. — W. Müller hat in s. Bibliothek ꝛc. Bd. X. eine Auswahl von Günther's Gedichten mit Nachrichten über dessen Leben gegeben.

## §. 16. Barthold Heinrich Brockes.

Ist 1680 zu Hamburg geboren, und 1747 eben daselbst als Rathsherr gestorben. Brockes war der beliebteste Naturmaler seiner Zeit, dessen Gedichte mit Begeisterung gelesen wurden. Bald nach seinem Tode aber wurde man lau gegen ihn, und er sank allmählich in eine gänzliche Vergessenheit. Diese hat er indessen eben so wenig verdient, als die große Erhebung seines Lobredners Weichmann, der ihn den Elbschwan nennt, ihn mit den Prädicaten splendidus, blandus atque canorus bezeichnet, und in allen seinen Werken eine gewisse annehmliche Großheit findet, die mehr zu bewundern als zu nennen sey. Ein

poetischer Kopf ist Brockes nicht; er gefällt sich in ermüdenden Wiederholungen, will Alles schildern und malen, ohne zu erforschen, ob die Natur des Gegenstandes es verträgt, und gibt uns daher oft sehr matte und unverträgliche Farbenmischungen; aber er ist doch der erste, der uns lesbare Schilderungen der Natur und ihrer Schönheiten in fließenden Reimen geliefert hat, und der überall ein frommes, von Andacht glühendes Herz, so wie eine nicht gemeine Kenntniß der Sprache und des Mechanischen in der Poesie an den Tag legt. Sein wichtigstes Werk, worauf sich vorzüglich sein dichterischer Ruhm gründet, ist sein „Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in physikalischen und moralischen Gedichten ꝛc.," das in 9 Theilen zu Hamburg 1732 zum fünften Male aufgelegt und mit einer doppelten Vorrede von Weichmann begleitet worden ist. Er besingt darin die Jahreszeiten, die Stunden des Tages, die Elemente, die Sinne des Menschen und fast alle Erscheinungen der Natur, und manche dieser ersten Versuche, z. B. Vergnügung des Gehörs im Frühling, die Schönheit der Felder im Frühling, die Rose, die auf ein starkes Ungewitter erfolgte Stille ꝛc., empfehlen sich auch durch ihre poetische Behandlung und entschädigen für das Tändelhafte und Gedehnte, das in andern Stücken nur zu fühlbar wird. An Innigkeit eines frommen und dankbaren Gefühls möchte ihm kaum Einer seiner Zeitgenossen und Nachkommen gleich stehen. — Außerdem ist noch seine poetische Uebersetzung des „Bethlehemitischen Kindermordes, von Marino" (fünfte Auflage, Cöln und Hamburg, 1740. 8.) zu erwähnen, so wie die Jahreszeiten des Thomson, die den Anhang zu seinem irdischen Vergnügen machen. (Hamburg, 1740).

Anmerk. s. Jördens Lexikon, Band I. S. 215. bis 221.

## §. 17. Philipp Jacob Spener, Benjamin Schmolke und Erdmann Neumeister.

Wir fassen die genannten drei Dichter zusammen, weil ihr Hauptbestreben auf die geistliche Liederpoesie gerichtet war, die in diesem Zeitraum theils von dem herrschenden Geist der Deutschen Poesie überhaupt, theils von der religiösen Ansicht protestantischer Theologen bedingt wurde. Spener, geb. zu Rappoltsweiler im Elsaß 1635, gest. als Consistorial-Rath und Propst zu Berlin 1705, war ein gottergebener, aber von Mystik und Pietismus befangener Mann, daher seine Lieder eben so viel affectirte Tändelei als religiöse Begeisterung athmen. Schmolke, geb. 1672 im Fürstenthum Liegnitz, gest. als Prediger zu Schweidnitz 1737, hielt den alten einfachen Charakter des Kirchenliedes fest, wurde aber bei der großen Menge seiner Lieder nicht selten wässerig und geschmacklos. Neumeister, geb. zu Uechteritz, einem Dorfe bei Weißenfels, 1671, und gest. als Prediger in Hamburg 1756, hat bei vielen prosaischen und platten Reimereien, auch manche ausgezeichnete Kirchenlieder gedichtet, die noch jetzt gebildeten Gemeinen zur Erbauung dienen.

## §. 18. Christian Ludwig Liscov.

Liscov, geboren 1701 zu Wittenburg im Groß-Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, studirte zu Rostock Anfangs Theologie, dann Jurisprudenz, lebte um's Jahr 1729 einige Zeit als Candidat der Rechte zu Lübeck, dann in Hamburg und zuletzt in Dresden als Cabinets-Secretair mit dem Titel eines Poln.-Sächsischen Kriegsraths, wurde aber von hier wegen einiger sarkastischen Einfälle auf den damaligen Englischen Minister am Dresdner Hofe, in's Gefängniß nach Eilenburg im Leipziger Kreise abgeführt, und starb nach seiner Frei-

lassung in oder bei Eilenburg im J. 1760. Liscov ist unter den Deutschen einer der ersten Satiriker, und in der Ironie vielleicht von Keinem übertroffen worden. Daß er von seinen Zeitgenossen gehaßt und verketzert wurde, lag eines Theils in dem Wesen der von ihm bearbeiteten Dichtungsart, andern Theils in der Persönlichkeit, die sich in allen seinen Satiren zeigt, besonders aber darin, daß er sich in eine Menge schriftstellerischer Fehden verwickelte, und es mit der Geistlichkeit, namentlich mit Einem dieses Standes, dem Magister Sievers, verdarb, den er den Lachern Preis gab. Wirklich ist sein Spott scharf und beißend; er nennt gewöhnlich die Personen, auf die er sein Geschoß richtet, und leert dann nicht selten seinen ganzen Köcher. Doch erscheint er wohl nie als ein schadenfroher, übermüthiger Tyrann, sondern nur als ein strenger Richter, der aus der ganzen Rotte der Narren den größten herausgreift, um an ihm die Thorheiten aller übrigen zu züchtigen, welches ihm denn auch ganz besonders gelingt. Bosheit kannte er nicht, aber auch Schonung wollte er, wo man ihn reizte, nicht üben. Uebrigens schwang er seine juvenalische Geißel nur über die schlechten Schriftsteller seiner Zeit, ohne sich an anderweitige Thoren zu machen, und fand in diesem Verfahren sogar etwas Verdienstliches [1]). Die Prosa, worin Liscov schrieb, ist rein, bestimmt und nachdrucksvoll, und seine Schriften können den späteren Blüthen unserer Litteratur zur Seite gestellt werden. Auch hat er durch seine scharfe Kritik viel zur Herbeiführung eines bessern Geschmacks in der prosaischen Schreibart beigetragen.

Die erste Ausgabe der Liscovschen Schriften ist von ihm selbst unter dem Titel herausgegeben: „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften. Frankfurt und Leipzig (Hamburg) 1739." 8. Hiervon veranstaltete Karl

Müch-

Müchler in Berlin einen neuen Abdruck: „Christian Ludwig Liscov's Schriften" ꝛc. Berlin, 1806. 3 Bde. 8., worin der Text der älteren Ausgabe mit der größten Treue, ohne irgend eine Veränderung, wieder abgedruckt worden ist [2]).

Anmerk. 1) „Was habe ich dann gethan? (sagt er in der Vorrede zu seinen satirischen und ernsthaften Schriften). Ich habe einigen elenden Scribenten, die sich dünken liessen, sie wären etwas, da sie doch nichts waren, im Lachen die Wahrheit gesaget. Sollte dieses eine so grosse Sünde seyn? Ich will es glauben, wenn man mir erst wird bewiesen haben, daß Gott diese Art Menschen in seinen besondern Schutz genommen, und ihnen die Freyheit gegeben habe, die Welt durch ihre albernen Schriften zu quälen, ohne daß andere ehrliche Leute das Recht hätten, auch zu dem unerträglichsten Schmierer zu sagen: Was machst du? Man sage mir nicht, daß ein Christ auch einen solchen Schmierer mit Geduld tragen müßte: denn die christliche Geduld verbindet uns nicht zur Unempfindlichkeit. Wir fangen ohne Sünde Flöhe; wir schlagen die Mücken todt; wir vertilgen die Fliegen. — Warum wollte man sich dann ein Gewissen machen, das gelehrte Ungeziefer auszurotten? Diejenigen, welche ein so dickes Fell haben, daß sie die Bisse dieses Ungeziefers nicht fühlen, die sind glücklich: allein es steht ihnen übel an, daß sie die Empfindlichkeit anderer verdammen, welche die Natur mit einer zarteren Haut versehen hat. Es wäre wahrhaftig zu wünschen, daß man noch empfindlicher wäre, und sich mehr Mühe gebe, die Welt von diesem Ungeziefer zu befreyen. Es nimmt von Jahr zu Jahr zu, und ich weiß nicht, wo es damit endlich hinaus will? Die greuliche Menge der elenden Scribenten ist eben so geschickt, eine Barbarey einzuführen, als ein Schwarm von Ost- und Westgohten; und dennoch trägt man Bedenken, den Anwachs dieser Schmierer zu hemmen. Man glaubt, es sey wider die christliche Liebe, die Blösse dieser Leute aufzudecken, und sie so lächerlich zu machen, als sie es verdienen. Aber man muß wahrlich, um dieses zu

glauben, einen wunderlichen Begriff von der christlichen Liebe haben. Sollte sie uns verbinden, auch die Thorheiten unsers Nächstens für Weisheit zu halten, und einen elenden Scribenten, zum Verdruß aller ehrlichen Leute und zum Aergerniß der Schwachen, nach eigenem Belieben, ungehindert schwärmen zu lassen? Man kann ja diesen Leuten seine Liebe nicht besser bezeugen, als wenn man sie zur Erkenntniß ihres Elendes zu bringen sucht; und sie irren sich, wenn sie meinen, man hasse sie, wenn man ihnen die Wahrheit saget. Ich habe zum wenigsten meine Gegner, so ferne sie Menschen sind, nicht gehasset, sondern allezeit den Scribenten von dem ehrlichen Manne sorgfältig unterschieden." ꝛc.

2) Mehr über ihn s. „Papiere des Kleeblatts," (herausgegeben von Christ. Lävinus Fried. Sander), Müchler's Vorrede zu seiner Ausgabe der Liscovschen Schriften und Schmidt's von Lübeck historische Studien. Altona, 1827. 8. S. 121 — 194. Leonhard Meister's Charakteristik Deutscher Dichter, Bd. II. S. 88. bis 105. — Eine sehr scharfsinnige Vergleichung zwischen Liscov und Rabener von A. Zarnack steht in dem Journal: der Freimüthige 1805, No. 156. bis 172.

## §. 19. Gottschedianer und Bodmerianer.

Bei dem anarchischen Zustand der Deutschen Litteratur dieser Zeit, da Alle mit widerstrebenden Kräften, Jeder nach den Grundsätzen seiner Schule, auf dem Felde der Sprache und Poesie arbeiteten, konnte es nicht fehlen, daß unter Männern, die durch ihre Stellung als Lehrer Ansehen und Einfluß auf die Bildung der jüngeren Welt gewannen, neue Parteien sich bildeten, die, alle frühern auflösend, auf einige Zeit die Herrschaft in der Deutschen Geisterwelt an sich rissen. Diese neuen Parteien sind die Gottschedianer und Bodmerianer, die in dem ersten Drittheil des vorigen Jahrhunderts in eine heftige

litterarische Fehde geriethen, welche mehrere Jahrzehnde hindurch auf eine zwar beiden Theilen unrühmliche Weise fortgeführt wurde, aber doch dazu beigetragen hat, der nachfolgenden klassischen National-Litteratur der Deutschen die Anregung zu geben.

Johann Christoph Gottsched, 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen geboren, und als Professor der Philosophie zu Leipzig 1766 gestorben, und

Johann Jakob Bodmer, 1698 zu Greifensee bei Zürich geb., und 1783 als Profess. der Geschichte zu Zürich gest., erlangten zu ihrer Zeit ein solches Ansehen in der litterarischen Welt, daß ihre gelehrten Zeitgenossen und Schüler, jeder um seinen Meister und Lehrer, wie die Trabanten um ihre Sonnen, sich bewegten. Beide gingen zwar in ihrer Bildung ihren eigenen Weg, Gottsched als Grammatiker, Bodmer als Kritiker, und Beide erwarben sich auch ein eigenthümliches Verdienst um die Litteratur; aber Eifersucht und Eigenliebe verleiteten sie und ihre Anhänger, ihre gegenseitigen Schwächen vor der ganzen litterarischen Welt aufzudecken, und in eine Polemik zu gerathen, die ihrem Nachruhm viel geschadet hat. Die Sache war die: Im Jahre 1721 errichteten Bodmer und sein Freund Breitinger (geb. 1701 zu Zürich, gest. daselbst 1776 als Canonikus und Professor der hebr. und griechisch. Sprache) eine gelehrte Gesellschaft, die sich an bestimmten Tagen versammelte, sich über moralische und litterarische Gegenstände unterhielt, und Verhandlungen über ihre Zusammenkünfte führte. Dies leitete die Stifter darauf, ein moralisch-ästhetisches Wochenblatt, nach Art des Englischen Zuschauers, unter dem Titel: „Diskurse der Maler" (nämlich Maler der menschlichen Sitten) herauszugeben, in welchem sie sich unter den Namen berühmter Maler, als Hans Holbein (bedeutet bald Bodmer, bald Breitin-

ger) Albrecht Dürer, Raphael von Urbin, Michael Angelo, Rubens (Bodmer) verbargen. Mitunter kamen nun in dieser Wochenschrift auch einige kritische Aufsätze vor (z. B. über Sprache und Styl; wider den Reim; über die Kunst zu lesen; Stellen aus Boileau's Dichtkunst in reimlose Verse übersetzt und mit Beispielen aus Deutschen Dichtern erläutert; ein Traum zu Opitzens Lobe; über Gallimathias und Phöbus; über die gleich geltenden Wörter; über die verschiedenen Arten der Wortspiele ꝛc.) und diese Betrachtungen wurden mit Beispielen aus ältern und neuern Dichtern erläutert, und dabei die Vorzüge der Opitzischen, und die Fehler der neuern Gedichte freimüthig gezeigt. — Schon durch den Inhalt dieser Wochenschrift, die im Jahre 1729 unter dem Titel: „der Maler der Sitten" fortgesetzt wurde, streiften die Herausgeber häufig in das Gebiet des grammatischen Gottsched, und es konnte nicht fehlen, daß er selbst dabei empfindlich berührt wurde. Aber es dauerte nicht lange, so entstanden ähnliche Unternehmungen. Es kam z. B. in Leipzig eine moralische Wochenschrift heraus, unter dem Titel: „der Leipziger Spectateur", dessen Verfasser sich den Namen Diogenes beilegte; in Hamburg der „Patriot" (von Brockes, Fabricius, Hoffmann ꝛc.), und in Halle „die vernünftigen Tadlerinnen" von Gottsched u. A. Die beiden Schweizer prüften diese Schriften und suchten die Geschmacklosigkeit derselben öffentlich zu zeigen. So schrieben sie wider den Leipziger Spectator: „der gestäupte Leipziger Diogenes oder kritisches Urtheil über die erste Speculation des Leipziger Spectateurs, 1726. 8.," und wider den Patrioten und die Tadlerinnen: „Anklagung des verderbten Geschmacks, oder Anmerkungen über den Hamburgischen Patrioten und die Hallische Tadlerinnen" (Frankfurt und Leipzig 1728. 8.) Nun erhoben sich

Gottsched, Schwabe, Triller u. A. als Gegner der Schweizer, und suchten diese in grammatischer Hinsicht, besonders wegen ihres Schweizerischen Dialekts, eben so zurecht zu weisen, wie man es mit ihnen in ästhetischer Hinsicht gethan hatte. Diese Neckereien nahmen eine ernstere Wendung, als Bodmer's Uebersetzung des Milton's erschien. Gottsched nämlich, ein Freund des Französischen Geschmacks, griff in seiner „Dichtkunst" und in den „Beiträgen zur kritischen Historie der Deutschen Sprache," die Manier des Englischen Dichters mit Voltairischen Gründen an, und Bodmer schrieb dagegen eine starke Vertheidigung unter dem Titel: „Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindungen mit dem Wahrscheinlichen" ꝛc. (Zürich, 1740. 8.). Gottsched, obwohl ziemlich glimpflich behandelt, zog diese Abhandlung in seinen „Beiträgen zur kritischen Historie der Deutschen Sprache" (St. 24. S. 652 bis 668.) heftig durch, und so ging denn das lang glimmende Feuer in eine hellodernde Flamme auf. Der nun völlig ausgebrochne Federkrieg wurde von beiden Seiten so beißig und heftig geführt, daß die streitenden Parteien, in der Hitze ihrer Polemik, am Ende den Gegenstand des Streits ganz aus den Augen verloren, und viele der Gottschedianer gar nicht mehr wußten, wovon denn eigentlich die Rede sey. Nach einer Reihe von Jahren trug die Bodmersche Partei den (auch nicht sehr erfreulichen) Sieg davon, wozu Albrecht v. Haller, ein Schweizer, nicht wenig mitwirkte, da er gerade zur Zeit des Streits mit seinen Gedichten auftrat, die alle bisherigen Leistungen unendlich übertrafen *). Daß die Gottschedische Partei unterliegen würde, war aus den Umständen vorher zu sehen; denn ihr galten gerade die Dichter der geistlosen Schule, Neukirch, König ꝛc. für die besten Muster, und Gottsched

selbst, ohne Scharfsinn und poetisches Talent, nur nach Correctheit und Verständlichkeit strebend, wurde von Stolz und Eitelkeit so geplagt, daß er mehr für sich als für die Sache stritt. Seine Gegner, Bodmer und Breitinger dagegen hatten ihren Geschmack durch das Studium der Alten und besonders auch der Engländer, die dem Deutschen Geschmack mehr als die Franzosen zusagen, gebildet, und blieben nicht bloß bei Grundsätzen und Regeln stehen, sondern sie gaben auch Muster in mehreren Gattungen der Poesie; dagegen die Gottschedianer kein einziges poetisches Werk von Bedeutung hervorbrachten, wohl aber den Dünkel hatten, sich für Dichter und ihre nüchternen Reimereien für Poesie zu halten. Wirklich hatte auch Bodmer die meisten und talentvollsten jungen Köpfe des nördlichen Deutschlands, z. B. Klopstock und Wieland, auf seiner Seite, wenn gleich diese nicht unmittelbar Antheil an dem Streite nahmen.

Anmerk. *) Man vergleiche über diese litter. Fehde: Gottlieb Schlegel's Entwurf einer Geschichte der Streitigkeiten, welche zwischen einigen Leipzigern und Schweizern über die Dichtkunst geführt worden. Königsberg 1764.

## §. 20. Gottsched's litterarischer Charakter.

Gottsched hat das traurige Schicksal gehabt, seinen Ruhm zu überleben. Die vorher erzählte Fehde mit Bodmer gab seinem Namen eine Schmach, die in der Litteratur noch jetzt auf ihm haftet. — Doch muß man in ihm den Sprachkünstler vom Philosophen und Dichter wohl unterscheiden. In den beiden letztern Beziehungen erscheint er in einer Mittelmäßigkeit, welche die Urtheile seiner Gegner vollkommen rechtfertigt. Zum Philosophen fehlte es ihm an Forschungsgeist, zum Dichter an Wärme des Gefühls und Erfindungskraft. Sein

Unglück war aber, gegen seinen innern Beruf etwas seyn zu wollen, was er nicht seyn konnte. Als Professor der Logik und Metaphysik schrieb er (1734) seine „ersten Gründe der Weltweisheit," die zwar sieben Auflagen erlebten, aber doch kein anderes Verdienst haben, als daß die Lehren der Wolfischen Philosophie hier faßlicher und verständlicher gemacht worden sind. Schon früher (1730) schrieb er seinen „Versuch einer kritischen Dichtkunst," bei deren vierten Auflage (Leipzig, 1751. gr. 8.) er in der Vorrede jubilirend ausruft: „Und meine Dichtkunst lebet noch! sie lebet, sag' ich, ꝛc." weil er gerade dieses Buchs wegen von den Schweizern angegriffen, und in seiner Blöße als ästhetischer Kritiker dargestellt worden war. Auch erschien 1736 eine von Schwabe herausgegebene Sammlung seiner Gedichte zu Leipzig in 2 Bänden, 8., die 1751 eine vermehrte neue Auflage erlebte, ungeachtet die darin enthaltenen Oden und Elegien den Neukirchschen Geschmack an sich tragen. Diese und ähnliche Arbeiten Gottsched's würden indessen entweder glimpflicher beurtheilt, oder, wie viele andere wohl schlechtere vor ihm und nach ihm, vielleicht gar mit einer gewissen Anerkennung aufgenommen worden seyn, wenn nicht der Dämon Eitelkeit ihren Schöpfer verleitet hätte, sich selbst damit zu brüsten, seine Ansichten und Meinungen in der Philosophie und Dichtkunst als die einzig wahren und giltigen geltend zu machen, und seine ästhetischen Regeln mit Beispielen von seiner eigenen Arbeit als mit Mustern ausschmücken zu wollen. Denn sein Fleiß ist nicht zu verkennen, und eben so muß man es zugeben, daß seine Lehrbücher, wozu auch seine: „ausführliche Redekunst," (5te Aufl. Leipzig, 1759. 8.) gehört, damaliger Zeit wirklich Bedürfniß waren, und manchen wohlthätigen Einfluß auf die Verbreitung eines gründlichern Studiums der Deutschen Poesie und der Wissenschaft des Schönen

gehabt haben [1]). Da aber, wo kalte Betrachtungen nicht angebracht sind, wo es auf Begeisterung, große Gedanken, kühne Situationen, Zeichnung der Charaktere, mit einem Worte auf innere Poesie ankommt: da kann die Kritik nicht streng genug über ihn richten. In der That ist er in seinen Dramen, besonders in den Tragödien, die in dem Werke: „die Deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet ꝛc." zu Leipzig in 6 Theilen, zuerst 1740 bis 45, in 8. erschienen (N. A. 1746 bis 1750) äußerst hölzern und steif, und selbst „sein sterbender Kato," obwohl er zehn Auflagen erlebte, und höher als seine „Parisische Bluthochzeit," und als sein „Agis, König von Sparta," angeschlagen wird, ist eben so ungenießbar, als seine Nachahmung der Racineschen Iphigenia verfehlt ist, wenn gleich nicht verkannt werden kann, daß bei dem damaligen schlechten Zustand des Theaterwesens [2]), wo Harlekin (den er gänzlich vom Theater verbannte) die Hauptrolle spielte, die Gottsched'schen Stücke zur Verfeinerung des Tons und zur Hervorbringung einer gewissen Regelmäßigkeit auf der Bühne, eine Hauptveranlassung gegeben haben.

Sehen wir nun aber auf Gottsched als Wortkritiker und Deutschen Grammatiker, so steht er um vieles höher, und kann hier auf unsern Dank die gerechtesten Ansprüche machen. Im Jahr 1727 bildete er die „Deutschübende poetische Gesellschaft" in Leipzig in eine „Deutsche Gesellschaft" um, und brachte es dahin, daß durch sie die Liebe zur Muttersprache wieder geweckt, und der Deutschen Litteratur mehr Freunde und Verehrer verschafft wurden, wenn sie gleich weder gute Dichter erzeugt, noch auch zur Veredlung des Geschmacks etwas beigetragen hat [3]). Er selbst ging mit Ernst und Kraft daran, die damals sehr verderbte Sprache zu reinigen, der

Sprachmengerei und der Lohensteinischen Schwulst entgegen zu arbeiten, und zugleich mehr Ordnung und Regelmäßigkeit in das Deutsche Sprachwesen zu bringen. Davon zeugt seine „Vollständigere und neu erläuterte deutsche Sprachkunst," (6te Aufl. Leipzig 1776. 8.), die zuerst 1748 erschienen war, und bei allen Mängeln, die wir von unserm höhern Standpunkt aus darin erblicken, doch die Kunst, grammatisch richtig zu schreiben, in einem großen Theile des südlichen Deutschlands verbreitet, und größere Einheit in die Schriftsprache gebracht hat. Daß sein Ansehen als Grammatiker viel gegolten habe, ergibt sich auch schon zum Theil aus den vielen Uebersetzungen seiner Sprachlehre in's Französische (Paris, 1753, Wien und Prag 1756, Strasburg 1763, Bern 1795), in's Holländische (Amsterdam 1772), in's Ungerische (Presburg 1784), in's Russische (Moskau 1762), und in's Lateinische (Frankfurt 1770). Ferner zeugen davon seine „Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutschen Wörter und Redensarten" (Straßburg und Leipzig 1758), eine Vorbereitung zu nachherigen synonymischen Untersuchungen unsrer Zeit, und besonders seine „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache ꝛc." 8 Bde. (Leipzig 1732 bis 1744. 8.), die theils Auszüge aus alten und neuen Deutschen Büchern, theils Abhandlungen, die Litteratur, Dichtkunst und Beredsamkeit betreffend, theils Beurtheilungen Deutscher Schriftsteller und Lebensbeschreibungen solcher Männer enthalten, die um Deutsche Sprache, Poesie und Beredsamkeit sich verdient gemacht haben.

Das größte Verdienst aber erwarb sich Gottsched als Sammler und Deutscher Antiquar. Mit vieler Mühe trug er schätzbare Stoffe zur Geschichte der Deutschen Poesie und Sprache zusammen, und lieferte uns ein, für die Litteratur des dramatischen Fachs überaus wichtiges

Werk, in seinem „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, oder Verzeichniß aller deutschen Trauer-, Lust- und Singspiele, die im Druck erschienen, von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts ꝛc. (Erster Theil.) Leipzig, 1757. 8. Zweiter Theil, oder Nachlese aller deutschen Trauer-, Lust- und Singspiele, die vom Jahre 1450 bis 1760 im Drucke erschienen ꝛc. 1765." Und als Anhang: „Freiesleben's kleine Nachlese ꝛc. Leipzig, 1760." Eben so erweckte er den alten Reineke Fuchs, von dem er 1752 eine prosaische Uebersetzung, mit Beifügung des Textes nach der Hackmann'schen Ausgabe, veranstaltete, wovon schon in der ersten Abtheilung dieser Litteratur-Geschichte S. 113. die Rede gewesen ist. Hätte er seine Kraft hierauf beschränkt, so würde er seinen Nachruhm nicht befleckt haben *).

Gottsched fand eine treue Gehülfinn bei seinen gelehrten Arbeiten in seiner Gattinn Louise Adelgunde Victorie, geb. Kulmus aus Danzig, geb. 1713, gest. 1762, die aber an seinen litterarischen Streitigkeiten keinen Antheil nahm. Sie hat sich durch mehrere Uebersezzungen aus dem Französischen und Englischen, besonders durch ihre Briefe, deren Herausgabe die verwittwete Obristlieutenantinn Dorothea Henriette v. Runkel in 3 Theilen zu Dresden 1771 — 1772, 8. besorgte, einen Namen gemacht.

Anmerk. 1) In der That hat die gelehrte Fehde auf die kritische Herabwürdigung Gottsched's einen zu großen Einfluß gehabt. Dies ergibt sich deutlich aus Bodmer's „Charakter der deutschen Dichter," der von ihm in der ersten Ausgabe sagte:

Sein wahrer Held August ist Opitz's Schreibart werth,
Ist alles dessen werth, was Gottsched sonst besungen:
So weit ist's ihm durch Fleiß und Biegsamkeit gelungen.

in der neuen Ausgabe aber die Stelle dahin abänderte:

Sein wahrer Held August ist seines Kiels nicht werth —

Ist mehr als alles werth, was Gottsched sonst gesungen!
Nicht weiter ist es ihm durch Fleiß und Angst gelungen.

2) Wie elend es noch damals mit dem Deutschen Theaterwesen stand, ersieht man aus mehreren kleinen Zügen. Ohne den beliebten Hanswurst gab es kein theatralisches Vergnügen. Die Komödianten erschienen in den possierlichsten Aufzügen; sie trugen papierne Manschetten, und hatten die Kleider mit Streifen von Goldpapier, statt der Tressen, besetzt. Oft hatten die Prinzessinnen keine Strümpfe an, und die Unanständigkeiten in Reden und Handlungen wurden aufs Höchste getrieben.

3) Diese Gesellschaft nahm schon 1697 durch einige akademische Freunde aus Görlitz einen kleinen Anfang und führte den Namen Görlitzische poetische Gesellschaft. Als der berühmte J. B. Menken derselben vorstand, erweiterte sie sich und nannte sich Deutschübende poetische Gesellschaft. Durch Gottsched erhielt sie im J. 1727, eine neue Einrichtung und mit dieser den Namen Deutsche Gesellschaft. Als solche in ihrer Thätigkeit immer mehr unterbrochen, und ihrer gänzlichen Auflösung entgegen sehend, vereinigte sie sich im J. 1827 mit dem Sächsischen Verein für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer in Leipzig, und nahm nun den Namen Deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer an, in welcher Benennung zugleich ihr doppelter Zweck: Beförderung der vaterländischen Geschichts- und Alterthumskunde durch Aufbewahrung, Erforschung und Erläuterung der alten Denkmale, und: Forschungen im Gebiete der Deutschen Sprache und Litteratur älterer und neuerer Zeiten, angedeutet ist. Vergl. Gottsched's Nachricht von der D. Gesellsch. ꝛc. 2te Aufl. Leipzig 1731, u. Stieglitz Erinnerung an die Stiftung der D. Gesellschaft. Ebendas. 1827.

4) Ueber Gottsched's litterarischen Charakter s. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 230 bis 233; — Betrachtungen über Gottsched's Charakter ꝛc. in Kästners vermischten Schriften, Th. II. S. 150 u. f. (Altenbg. 1783), in Horn's Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, Bd. 2, S. 377 — 385.

## §. 21. Bodmer's litterarischer Charakter. Nachrichten von Breitinger.

Länger als Gottsched hat Bodmer seinen litterarischen Ruhm zu behaupten gewußt. Ganz der Wissenschaft hingegeben, und besonders für Deutsche Litteratur mit regem Eifer eingenommen, war er nicht eifersüchtig auf fremdes Verdienst. Daß er vielmehr solches anerkannt und hervorgezogen, zeigt sein Verhältniß zu Klopstock, dessen erste Gesänge der Messiade ihn so ergriffen hatten, daß er ihn nach Zürich einlud, und hier mit väterlicher Besorgniß den feurigen Jüngling für seine patriarchalischen Sitten zu stimmen suchte. Ein Jahr nachher knüpfte er ein gleiches Verhältniß mit Wieland an. Auch vergaß er seine eigene Persönlichkeit, wo es auf Meinungen ankam. So sandte ihm einer seiner kritischen Freunde von Bern aus eine scharfe Beurtheilung der „Noachide," deren Verfasser, da Bodmer sich nicht genannt hatte, unbekannt war, mit der Bitte, solche abdrucken zu lassen, und Bodmer säumte nicht, dem Verlangen zu genügen. Diese Denkart und der ganze sittliche und bürgerliche Charakter des Mannes trugen Vieles dazu bei, die Zahl seiner Verehrer durch ganz Deutschland zu vermehren, und sein litterarisches Ansehen zu befestigen. Bodmer war Kunstrichter, Uebersetzer, Philolog und zuletzt Dichter. Mehr als sechzig Jahre hindurch wirkte er für die Verbreitung eines edlern Geschmacks, den er in Künsten und Wissenschaften durch seine und seiner Freunde Kritik geweckt und genährt hatte, und wodurch er in unsrer Litteratur manche sehr heilsame Veränderungen veranlaßte. In dieser Hinsicht ist er als der würdigste Vorgänger Lessing's zu betrachten, dessen umfassenderes Genie freilich tiefer in die Bildung des Nationalgeschmacks eingriff und auch dadurch den Einfluß und das Ansehen der Schweizer

vernichtete. Doch blickte zu seiner Zeit Keiner schärfer als er, und Keiner wandte so viel Kraft und Fleiß auf, durch kritische Schriften ein besseres Zeitalter vorzubereiten. Dahin gehören außer den, §. 19. genannten, Streitschriften noch besonders seine „kritische Briefe" (Zürich, 1746. 8.) und deren Fortsetzung: „Neue kritische Briefe" ꝛc. 1749.

Als Uebersetzer hat er das Verdienst, die Aufmerksamkeit der Deutschen auf das Studium der Engländer hingerichtet zu haben. Dies bewirkte er besonders durch seine prosaische Uebersetzung von „Johann Milton's Verlust des Paradieses," (wie der Titel der ersten Ausgabe lautet) Zürich, 1732, die, wenn sie auch steif und ungelenk ist, doch die Vortrefflichkeit des damals noch ganz unbekannten Engländers ahnen ließ. In seiner metrischen Uebersetzung des Homer (Zürich, 1778) hat er das Original nicht erreicht.

Höher steht er für uns als Deutscher Philolog und Herausgeber mehrerer Altdeutscher Gedichte, wovon indessen schon im dritten Zeitraum S. 41. ff. die Rede gewesen ist. Der Eifer, mit dem er die verborgenen Schätze aus den Zeiten der Minnesinger wieder zu Tage förderte, wird immer anerkannt bleiben, wenn gleich die Bemühungen neuerer Sammler ein helleres Licht über jene Schätze verbreitet und dadurch das Bodmersche Verdienst in etwas verdunkelt haben.

Zu spät für seinen Ruhm trat er als Dichter auf. Er war beinah funfzig Jahr, als er seine poetische Erzählung „Pygmalion und Elise (Zürich, 1747) herausgab, womit er seine poetische Laufbahn eröffnete. In demselben Jahre erschienen seine „Lobgedichte und Elegien," worunter sich auch sein: „Charakter der Deutschen Dichter" befindet, in welchem er die verschiedenen Perioden in der Geschichte des Deutschen Geschmacks und die Ei-

genthümlichkeiten der merkwürdigsten Dichter in denselben, poetisch behandelt, und zum Schluß die poetische Nachwelt auffodert, zu thun, was noch übrig sey [1]). Von dieser Zeit an hat er eine übergroße Menge poetischer Werke geschrieben, die, zwar von sehr ungleichem Werth, doch überall den Zwang und die Mühseligkeit verrathen, womit sie gedichtet worden, und wenigstens von keiner Fülle poetischer Kraft zeugen. Die meisten derselben sind episch und dramatisch. Die ersten sind größtentheils Patriarchaden, indem er den dürftigen Stoff der patriarchalischen Geschichte zu kleinen epischen Erzählungen ausspann, und erschienen anfänglich einzeln, nachher aber mit einigen Veränderungen in einer Sammlung, unter dem Titel: „Kalliope," (2 Bde. Zürich, 1767. 8.)

Sein erstes episches Stück ist „Jakob und Joseph," v. J. 1751, und sein vorzüglichstes, worauf er den meisten Fleiß verwandt hat: „Noah, ein Heldengedicht, in zwölf Gesängen" (Zürich, 1752. 4.) wovon Sulzer zu Berlin 1765 eine zweite Ausgabe in 8. besorgte, und ihr den Titel „die Noachide" gab, der auch in den übrigen Ausgaben beibehalten worden ist; eine dritte im Bau des Hexameters verbesserte Ausgabe erschien zu Zürich 1772. 8., und eine vierte, von Bodmer ganz umgearbeitete, zu Basel, 1781. 8. Wieland schrieb eine weitläufige kritische Abhandlung über die Schönheiten dieses Gedichts: „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts: der Noah; von dem Verf. des Lehrgedichts über den Ursprung der Dinge" (Zürch, 1753. 8.) und Sulzer gab: „Gedanken von dem vorzüglichen Werthe der epischen Gedichte des Hrn. Bodmer." (Berlin, 1754. 8.) heraus, und suchte auch in mehrern Artikeln seiner „Theorie der schönen Künste" die Vorzüge und Schönheiten dieses Gedichts zu entwickeln [2]). Beides aber hat wenig beigetragen, den Beifall oder die Vorliebe des

Deutschen Publikums auf ein Werk zu lenken, dem es nun einmal an großen hervorstechenden Schönheiten, an poetischer Einkleidung, an Wohllaut des Verses, und vornehmlich an innerem Reiz gebricht. In mehreren einzelnen gelungenen Stellen erkennt man den Milton und Addison. Ein Pendant zur Noachide ist „die Sündfluth, in fünf Gesängen," (Zürich, 1755. 4.), aber noch von geringerem poetischen Werthe. Die Noachide schildert die Rettung Noah's, die Sündfluth dagegen den kläglichen Untergang des ersten Menschengeschlechts in den Wassern der Sündfluth. — Fast zu gleicher Zeit warf sich Bodmer auch in's dramatische Fach, wiewohl hier mit noch wenigerm Glück. Er schrieb eine Menge Dramen, wozu er den Stoff theils aus der biblischen, theils aus der weltlichen Geschichte entlehnte. Alle aber sind mehr politisch-historische Gespräche als dramatische Kunstwerke, und eigentlich seines Namens ganz unwürdig. Ueberhaupt schrieb Bodmer zu viel und zu eilfertig, und gebrauchte zu wenig die bessernde Feile. Ueberall aber erkennt man den vortrefflichen Charakter, der sich durch Eifer für die gute Sache der Tugend und Freiheit ausspricht; nur auf wahres poetisches Genie kann er nicht Anspruch machen. Auch schien er selbst zu fühlen, daß er mehr zum Kritiker als zum Dichter geboren sey; denn jener war er sein ganzes Leben hindurch, und wenn gleich die vielen Streitigkeiten, worin die Kritik ihn verwickelt hatte, seinem Tone eine gewisse Härte und Bitterkeit gaben: so schien er sich doch hier am meisten zu gefallen, und in der That kann sein Ruhm in der Litteraturgeschichte auch nur auf diesem Wege fortgeführt werden [3]).

Ehe wir Bodmer verlassen, müssen wir noch seines Freundes Johann Jakob Breitinger gedenken, der 1701 zu Zürich geb., und daselbst 1776 als Prof.

der hebr. und griechischen Sprache gest., unserm Bodmer bei der Herausgabe mehrerer Werke, namentlich der „Diskurse der Mahler," und der Sammlung von Minnesingern, thätige Hilfe geleistet hat. Auch in seinen eigenen Schriften, unter denen seine: „Kritische Dichtkunst" ꝛc., (Zürch, 1740. 8.) oben an steht, herrscht kritischer Scharfsinn, geläuterter Geschmack, und große Belesenheit in den Werken der Alten und Neuern. In der Theologie, der er sich gewidmet hatte, ist er besonders durch eine kritische Ausgabe der sogenannten siebenzig Dolmetscher, unter dem Titel: „Vetus Testamentum ex versione septuaginta interpretum, olim ad fidem codicis manuscripti Alexandrini summo studio et incredibili diligentia expressum etc. T. I — IV." (Turic. 1730 — 32. 4.) bekannt geworden.

Anmerk. 1) Vetterlein hat in seinem Handbuch der poetischen Litteratur der Deutschen (Köthen 1800), S. 219 bis 222, dieses Gedicht, mit Anmerkungen begleitet, abdrucken lassen.

2) Wie sehr Bodmer sich durch Sulzer's Urtheil geschmeichelt fand, sieht man aus der Grabschrift, die er sich selbst setzte:

Streuet Violen und Rosen auf Bodmer's Begräbniß! Sein Ruhm war,
Daß er die Liebe der Edlen hatte, die Unschuld und Sitten
Ehrten; ihn nannte Sulzer den Dichter nach seinem Herzen.

3) Zu vortheilhaft urtheilt über ihn Küttner, in seinen Charakteren Deutscher Dichter ꝛc. Bd. I. S. 221 bis 225. — Leonhard Meister in seinen Beiträgen zur Geschichte ꝛc. Th. II. S. 56 bis 65 stellt Milton, Bodmer und Klopstock zusammen, wobei letzterer in gewissen Beziehungen sogar unter Bodmer gesetzt wird. Horn, in seiner Poesie und Beredsf. der Deutschen, Bd. II. S. 371 bis 377, hebt zu wenig die Verdienste des Mannes, desto mehr aber seine Schwächen heraus, die er bei sorgsamer Durchlesung der

Bod-

Bodmerschen Schriften, deren Zahl sich beinah auf Einhundert beläuft, gefunden hat. Am gerechtesten würdigen ihn: Chr. Heinr. Schmid in seinem Nekrolog, Bd. II. S. 811 bis 871, und Vetterlein in seinem Handbuch der poetischen Litteratur der Deutschen S. 181 bis 218. Eine vollständige Angabe seiner Schriften s. in Jördens Lexikon, Bd. I. S. 119 bis 160.

## §. 22. Jakob Immanuel Pyra. Samuel Gotthold Lange.

Beide eng verbundene Freunde, Beide heftige Bekämpfer der Gottschedischen Schule, und Beide lyrische Dichter, die das erste Beispiel reimfreier Poesie gaben. Pyra, 1715 zu Cottbus geboren, und 1744 zu Berlin als Conrector am Cölnischen Gymnasium, also in einem Alter von 29 Jahren, gestorben, war ein Mann von hoher sittlicher Kraft und lebhaftem Geist. Als er 1742, nach mancherlei körperlichen Leiden und ökonomischen Bedrängnissen, das Conrectorat in Berlin erhielt, war der Deutsche Parnaß zwischen die beiden Parteien der Schweizer und Gottschedianer getheilt. Pyra ergriff jene, und war außerhalb der Schweiz einer der ersten, der öffentlich gegen Gottsched auftrat. Was man diesem von Zürich aus bisher nur zu verstehen gegeben hatte, das wollte in Deutschland selbst noch Niemand öffentlich sagen. Pyra, von wahrem Eifer getrieben, brach die Bahn, und schrieb, was noch Keiner gewagt hatte, einen „Erweis, daß die Gottschedische Secte den Geschmack verderbe." Hamburg und Leipzig. 1743. 8. Diese Schrift verwickelte ihn indeß in einen heftigen Streit mit den Gottschedianern, und verbitterte ihm die letzten Tage seines Lebens. Die wenigen, noch aufbehaltenen Probestücke seiner Muse zeugen, wie viel dieser feurige Mann, bei seinem Geschmack, seinen Kennt-

nissen und seinem Gefühl für das Schöne, geleistet haben würde, wenn er länger gelebt hätte. Lange sammelte seine Gedichte, und da er von den seinigen diejenigen hinzuthat, welche sein freundschaftlicher Umgang mit Pyra veranlaßt hatte, so gab er sie unter dem Titel: „Freundschaftliche Lieder" heraus. Bodmer, durch dessen Besorgung die erste Ausgabe zu Zürich 1745. 8. erschien, hielt es für poetischer, statt der wahren Namen die arkadischen Thyrsis und Damon zu setzen, die auch bei der zweiten vermehrten Auflage, die Lange selbst besorgte (Halle, 1749. 8.) blieben. Aus diesen Gedichten erkennt man die herrlichen Anlagen Pyra's zum Lyriker; indessen sind sie noch unausgebildet. Seine Zeitgenossen übertrieben ihre Bewunderung, indem sie ihn den Deutschen Pindar nannten, und priesen seine Gedichte als Oden, weil man damals noch keinen rechten Begriff von dieser Dichtungsart hatte. Daß aber Pyra geworden seyn würde, was man schon damals in ihm zu finden meinte, ist nicht zu bezweifeln. Noch ist zu bemerken, daß auf die freundschaftlichen Lieder ein Anhang Pyra'scher Gedichte folgte, in welchem sich unter andern ein treffliches episch-didaktisches Gedicht: „der Tempel der wahren Dichtkunst" in fünf Gesängen befindet, welches, sowohl wegen der Dichtung, als wegen der aus epischen Dichtern nachgeahmten Gemälde, eine merkwürdige Erscheinung zu einer Zeit war, wo man die epische Sprache noch so wenig kannte [1]).

Samuel Gotthold Lange (ein Sohn des durch seine Streitigkeiten mit Christian Wolf bekannten Theologen und Herausgebers der oft aufgelegten Lat. und Griechischen Grammatiken), wurde geboren 1711 zu Halle, und starb als Pastor zu Laublingen bei Halle, 1781. Er gehörte zu Denen, welche die Blüthe der Deutschen Litteratur durch ihre Schriften befördern und

den Gottschedianismus bekämpfen halfen. In Gesellschaft seines Freundes Pyra wagte er es zuerst, die reimfreie Poesie unter den Deutschen einzuführen, nach dem Vorbilde des Horaz neue Sylbenmaße zu versuchen, und das Deutsche Ohr an Römische und Griechische Inversionen zu gewöhnen. Den Horaz, als seinen Lieblingsschriftsteller, gab er mit einer Deutschen Uebersetzung in Versen ohne Reime heraus (Halle, 1752), doch nicht in dessen Sylbenmaßen, und überhaupt weder treu noch edel. Doch besser sind seine Original-Oden, die unter dem Titel: „Horazische Oden," (Halle, 1747. 8.) erschienen, und theils das Lob Gottes, theils Friedrich's Siege, theils die Freunde des Dichters besingen. Einige dem Horaz glücklich nachgeahmte Bilder beweisen sein poetisches Talent, aber die Sprache ist sich nicht gleich, oft zu gedehnt, oft gemein und platt. Einige Oden aber sind ganz frei von diesen Mängeln, und echt Horazisch, voll Feuer der Begeisterung und reich an Gedanken. In Thyrsis und Damon's freundschaftlichen Liedern befinden sich sechs Oden von ihm. Nicht unwichtig ist seine „Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe," (2 Thle. Halle, 1769 und 1770. 8.), die von den besten Köpfen seiner Zeit herrühren (Gleim, Bodmer, Breitinger, Hagedorn, Ewald Christ. v. Kleist ꝛc) und neben vielem Geringfügigen auch manche brauchbare Stoffe zur ältern Geschichte der Deutschen Litteratur darbieten [2]).

Anmerk. 1) Christ. Heinr. Schmid hat in seiner Biographie der Dichter, Th. II. S. 275 bis 286 das Andenken Pyra's erneuert. Vergl. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 235 bis 237.

2) s. über ihn: Christ. Heinr. Schmid's Nekrolog ꝛc. Bd. II. S. 792 bis 799, und: Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 237 bis 239.

## §. 23. Kaspar Friedrich Renner.

Ehe wir die Reihe der Deutschen Dichter in diesem Zeitraume beschließen, müssen wir noch eines Mannes gedenken, der uns eine Fortsetzung des Reineke (s. 4te Per. §. 12.) geliefert hat: Renner, 1692 in Münden geb., und gest. 1772 als Stadtvoigt in Bremen, ein Sprachforscher und witziger Kopf, fand Vergnügen daran, in der alten Niedersächsischen Sprache, von der er ein grosser Kenner war, bald ungenannt, bald unter dem erdichteten Namen Franz Heinrich Sparre, Gedichte herauszugeben. Letzteres geschah auch unter andern mit seinem im Geschmack des Reineke Fuchs geschriebenen Hennynk de Han, und lange machte er sich einen Spaß daraus, die Gelehrten zu täuschen, und in dem Wahn zu erhalten, daß dies Gedicht ein mit Reineke gleichzeitiges sey *).

Es gibt die Fortsetzung der Geschichte des Reineke bis zu seinem Tode. Zuerst erschien es einzeln auf 37 Blätter in 4., unter dem Titel: „Hennynk de Han." Auf der Rückseite des Titelblatts steht folgender Vorbericht: „Weilen die Handschrift dieses, in dem ersten Viertheil des sechszehnten Jahrhunderts, zur Nachahmung des Reineke Vosses verfertigten Gedichts mir ungefähr in die Hände gerathen; So habe für gut erachtet, dasselbe, so wol wegen der darin enthaltenen guten Lehren, als auch denen Liebhabern der deutschen Sprache zu Gefallen, durch den Druck gemein zu machen. Welche Absicht, wie auch zugleich mich, der geneigte Leser sich bestens empfohlen seyn lassen wolle, Franz Heinrich Sparre." Am Schlusse des Gedichts steht die Jahrzahl, Anno Dni M. D. xhj. und auf der letzten Seite: Ghedruckt im Yaer M. d. cc. xxxij. Das Gedicht selbst besteht, wie Reineke, aus vier Büchern, von denen jedes wieder in Ghesette oder Ab-

schnitte getheilt ist. Jedes derselben hat seine eigene Ueberschrift des Inhalts, und nach einzelnen oder zweien solchen poetischen Abschnitten folgt eine prosaische Nutzanwendung, ganz im Geschmack der Baumannschen zum Reineke de Voß. Voran geht noch: „Eyne Vorrede ouer dyt Boek von Hennynk dem Hane.“ Das nächste Blatt zeigt einen Holzschnitt, der einen Hahn abbildet, mit der Ueberschrift: „Dyt is dat Bylde Hennink des Hanen.“ Der Inhalt des Gedichts ist folgender:

Hennynk, der Hahn, darüber unzufrieden, daß der Fuchs, anstatt für seine Betrügereien bestraft zu werden, nur noch mehr in der Gunst des Königs sich befestigt, will nicht länger am Hofe bleiben, und verlangt seinen Abschied. Ryn, der Hund, ist nicht der Meinung, daß der König einen so treuen Diener fahren lasse, und schildert daher die mannichfaltigen Tugenden des Hahns und seines Geschlechts. Reineke widerlegt diese Lobsprüche, einen nach dem andern, und verunglimpft den Hennynk auf's Neue. Ryn beantwortet seine Vorwürfe. Um nun dem Streit ein Ende zu machen, läßt der König die Parteien auseinander gehen, und behält nur Bokkert, den Biber, bei sich. Dieser stimmt dem Hunde bei, und redet ebenfalls zu Hennynk's Besten; dennoch gibt der König ihm den verlangten Abschied. Nun stellt sich Reineke sehr betrübt, und wünscht, den armen Hahn auf seinem Wege zu begleiten. Dieser lehnt das Anerbieten ab, und nimmt, da er die bösen Absichten des Fuchses merkt, den Ryn zum Begleiter mit. Unterweges schleicht Reineke nach, um den Hennynk zu überraschen, wird aber dafür vom Hunde übel behandelt. Hennynk kommt nun glücklich nach Hause, findet aber sein Hauswesen in großem Verfall, da das junge Füchschen Renardyn, der Kater Hinze und der Iltys während seiner Abwesenheit ihr Unwesen getrieben hatten, und der treue Hofhund

Wackerlos vom Wolfe zerbissen worden war. Unter diesen Umständen entschließt sich Nyn, bei seinem Freunde zu bleiben, und schickt deshalb den Tauber Unfalsch ab, um ihm den Abschied bei Hofe auszuwirken. Dieser findet unterwegs den Hof um den Fuchs versammelt, der in den letzten Zügen an dem Orte lag, wo ihn der Hund so übel zugerichtet hatte, und endlich stirbt. Unfalsch kehrt nun sogleich zur Wohnung des Hahns zurück, und erzählt das Vorgefallene. Alle freuen sich über den Tod des Reineke.

Zum zweiten Male ist dieses Gedicht in einer Sammlung von Gedichten 1752 erschienen, allein sowohl diese Ausgabe, als die erste, ist jetzt sehr selten. Im J. 1813 erschien zu Bremen ein Abdruck des Originals in 8.: „Hennynk de Han nebst einer freien Uebersetzung von Dr. Nic. Meyer." Dazu gehören 12 Kupfer in 4.

Anmerk. *) Nachrichten von Renner und seinem Hennynk findet man in Gräter's: „Braga und Hermode, oder Neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten" Bd. III. Abthl. 2. S. 145 bis 152; ferner ebendaselbst: Entdeckung des wahren Verfassers des Niedersächsischen Gedichts Hennynk de Han, und näherer Beweis, daß es kein altes Gedicht sey, von Kinderling, Bd. I. Abthl. 1. S. 167. u. f. Vergl. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. IV. S. 335 bis 338. — Nasser behandelt dieses Gedicht, im 1sten Bande seiner Vorlesungen S. 166 bis 174., als ein Werk aus dem Anfang des 16ten Jahrhunderts.

## §. 24. Grammatisch-lexikalisch-philosophische Bearbeitung der Sprache.

Die wissenschaftliche Behandlung der Deutschen Sprache begann, wie wir im 5ten Zeitr. S. 199 gesehen haben, erst mit der Reformation. Die wichtigsten Erscheinungen im Fache der Sprache sind daselbst ange-

geben. Hier forschen wir nach dem, was der sechste Zeitraum in dieser Hinsicht darbietet.

1) Der erste bedeutende Deutsche Grammatiker des siebzehnten Jahrhunderts ist Tilemann Olearius. Sein Sprachwerk führt den Titel: „Deutsche Sprachkunst. Aus den allergewissesten, der Vernunft von gemeinen brauch Deutsch zu reden gemässen, gründen genommen. Sampt angehängten newen methodo, die lateinische Sprache geschwinde vnd mit Lust zu lernen. Hall, bei Melchior Oelschlegeln, Anno 1630. gedruckt bei Peter Schmidt." 5 Bde. in 12. Der Verfasser hat sich nicht genannt, sondern nur am Schluß der Vorrede durch die Anfangsbuchstaben T. O. M. H. S., d. h. Tilemannus Olearius Magister Hala-Saxo, seinen Namen angedeutet. Auch in dem Büchercatalog der Wolfenbüttelschen Bibliothek wird diese Sprachkunst einem M. Tilemann Olearius zugeschrieben. — Den Anfang macht eine Strafpredigt an die Verächter ihrer Muttersprache. Die Grammatik selbst zerfällt in drei Theile: der erste handelt vom Reden, Schreiben und Lesen; der zweite von Namen, Wörtern und Flickwörtern, und der dritte zeigt in sechs Regeln, wie die ganze Rede zusammengesetzt werde. Die Kenntniß der Buchstaben bringt er den Kindern durch gewisse Bilder bei, deren Name sich eben so anfängt, wie der abgebildete Buchstabe lautet, z. B. das o ist ein Ohr. Auch die Tempora in den Verbis erläutert er bildlich. So wird z. B. das Perfectum durch einen Dieb vorgestellt, dem die Hände auf den Rücken gebunden sind: der hat gestohlen. Seine orthographische Regel ist: wie geredet wird, muß man schreiben. — Deutlichkeit in der Darstellung ist das Hauptverdienst dieses Sprachwerks [1]).

2) „Christian Gueintzen deutscher Sprachlehre Entwurf. Gedruckt zu Cöthen im Fürstenthum Anhalt,

Im Jahre Christi 1641." 8. 9 Bogen. Der Verf. war Rector zu Halle. Seine Grammatik hat das Eigenthümliche, daß alle Kunstausdrücke darin verdeutscht worden sind; auch räth er im letzten Abschnitt seines Buchs die Einführung des Semicolons an, woraus sich ergibt, daß solches damals bei den Deutschen noch nicht im Gebrauch gewesen [2]).

3) Justus Georg Schottel, geboren 1612 zu Einbeck im Hannöverschen, und gestorben als Hof-, Consistorial- und Kammerrath zu Wolfenbüttel 1676, ist einer der gefeiertsten und denkwürdigsten Grammatiker des siebzehnten Jahrh. Mit philosophischem Geist drang er ein in den Genius unsrer Sprache; seine Untersuchungen waren gründlich, und führten auf ganz neue Ergebnisse. Die Deutschen Gelehrten wurden durch ihn auf den Reichthum und die Schönheit ihrer Muttersprache aufmerksam gemacht und zu fortgesetzten Untersuchungen ermuntert. Schottel's Verdienst um die Geschichte und Grammatik der Deutschen Sprache ist hoch anzuschlagen; er ist ein tief blickender geschichtlicher Sprachforscher.

Seine hieher gehörigen Schriften erschienen in folgender Ordnung:

a) „Justi Georgii Schottelii, Einbeccensis, Teutsche Sprachkunst, darinn die allerwortreichste, prächtigste, reinlichste, vollkommene, uhralte Hauptsprache der Teutschen aus ihren Gründen erhoben, dero Eigenschaften und Kunststücke völliglich entdeckt, und also in eine richtige Form der Kunst zum ersten mahle gebracht worden. Abgetheilt in drei Bücher. Braunschweig, Gedruckt bei Balthasar Grubern, Im Jahr 1641." (1 Alphabet, 19 Bogen, 8.). Das erste Buch enthält 9 Lobreden auf die Deutsche Sprache, das zweite die Wortforschung, das dritte die Wortfügung. Eine zweite Auflage, welche 1651 zu Braunschweig bei Zil-

linger erschien, hat zwar dieselbe Einrichtung, ist aber um 22 Bogen vermehrt.

b) „Der Teutschen Sprache Einleitung, zu richtiger Gewißheit und grundmeßigen Vergnügen der Teutschen Haubtsprache (so schrieb Schottel dieses Wort von jetzt an) sammt beigefügten Erklärungen. Lübek, Gedruckt durch Johann Meyer, in Verlegung Dünckelers Buchh. in Lüneburg. Anno 1643." (Zwölf Bog. 8.) Im Vorbericht zeigt der Verfasser die Nothwendigkeit, die Deutsche Sprache in eine gewisse Kunstform zu bringen, und eine Grammatik derselben zu verfassen. Die Einleitung besteht in einer metrischen Rede der Deutschen Sprache, die hier, personificirt, ihr Alterthum, ihre Reinigkeit, ihren Reichthum, ihre Freigebigkeit rühmt; versichert, daß sie, sowohl was die Grammatik als Poesie betrifft, auf sicheren Gründen beruhe; sie straft ihre Verächter und die, welche ihrer unkundig sind, oder durch Einmischung fremder Wörter ihre Majestät und ihr Ansehen kränken oder ihre Reinigkeit beflecken; sie zeigt, was sie vermöge, wenn sie recht ausgeübt werde, und beklagt sich, daß man sie so unausgearbeitet liegen lasse. Hierauf folgen nun prosaische Erläuterungen jener Rede, worin die grundrichtige Gewißheit der Deutschen Sprache etwas ausführlicher gezeigt, und zugleich eine Anzahl der von Schottel gebrauchten ungewöhnlichen Wörter erklärt wird.

c) „Teutsche Verskunst" ꝛc. (Lüneburg, 1644. 8. N. A. Ebendas. 1656. 8. 17 Bogen) handelt von Reimen und Reimarten, welche er für nothwendig in der Deutschen Poesie hielt, und hat wenig oder gar keinen Werth.

d) „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubtsprache, worinn enthalten gemelter dieser Haubtsprache Uhrankunft, Uhralterthum, Reinlichket, Eigenschaft ꝛc.

zumal die Sprachkunst und Verskunst Teutsch und guten theils Lateinisch völlig mit eingebracht, wie nicht weniger die Verdoppelung, Ableitung, Einleitung ꝛc. Item die Stammwörter der teutschen Sprache ꝛc. Braunschweig, Anno M.D.C.L.XIII." (3 Bde. 4. 8 Alphab.) Dies ist das ausführlichste Sprachwerk, das bis auf Schottel's Zeiten geschrieben worden ist. Es umfaßt das, was in den drei vorher genannten Schriften befindlich ist, und enthält außerdem noch vieles andere zur Sprache gehörige. Das Ganze zerfällt in fünf Bücher; das erste enthält die Lobreden auf die uralte Deutsche Hauptsprache, das zweite die Wortforschung, das dritte die Wortfügung, das vierte die Verskunst, und das fünfte besteht aus sieben Tractaten, worin unter andern von Sprichwörtern, von den Stammwörtern der Deutschen Sprache, den alten celtischen Namen, und von den Deutschen Grammatikern und Litteratoren älterer und neuerer Zeit gehandelt wird. In der That zeigt dieses Werk, seiner vielen Mängel ungeachtet, doch von großer Belesenheit, Fleiß und Einsicht. Es erhielt auch damaliger Zeit ein solches Ansehen, daß man es in Kanzleien und auf den Rathsstuben zur Richtschnur nahm, und den Verfasser mit dem Namen eines Deutschen Varro beehrte [3]). Wegen der Weitläufigkeit desselben aber, verfertigte er zum Besten der Schulen nachher einen, aus Fragen und Antworten bestehenden Auszug, der unter dem Titel: „Kurze und gründliche Anleitung zu der Rechtschreibung und Wortforschung in der Deutschen Sprache" zu Braunschweig 1676. 8. (15 Bogen) erschien.

e) „Horrendum Bellum grammaticale Teutonum antiquissimorum. Wunderbarer ausführlicher Bericht, welcher gestalt vor länger als zwei tausend Jahren in dem alten Teutschlande das Sprachregiment gründlich

verfasset gewesen, hernach aber wie durch Mißtrauen und Uneinigkeit der uralten Teutschen Sprachregenten ein grausamer Krieg, sammt vielem Unheil entstanden, daher guten theils noch jetzo rühren die, in unsrer Teutschen Muttersprache vorhandene Mundarten, Unarten und Wortmängel. Getruckt zu Braunschweig im Jahre 1673." (13 Bogen, 4.) Diese, jetzt seltene, dem Schottel aus innern Gründen zugeschriebene, und in seinem Lebenslauf „ein nachdenkliches Scriptum" genannte Schrift enthält in einer allegorischen Darstellung eine Nachricht „sowohl von sonderlichem hohem Wolwesen, Vertrauen und Einigkeit unter den uhralten Teutschen, als auch hernach von grausamen verderblichen Teutschen Kriegsunwesen, welches solche Verwüstung verursachet, daß kaum nach zwei bis in die drei tausend Jahren aus den alten Kummerhaufen und Steintrümmern die Wiederaufbauung hat können ins Werk gerichtet, das vergossene viele Wörterblut-gerochen, und den Wundennarben dir heßliche Gestaltniß abgewischt werden." So gibt er selbst den Zweck dieses Buchs an. Es besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste stellt bis S. 22. den königl. herrlichen Zustand und das wohlgefassete Sprachregiment aller Deutschen Wörter vor, wie dieselbe vor zwei oder drei tausend Jahren im Flor und Wachsthum gestanden. Die andere beschreibt bis S. 91 den entstandenen grausamen Krieg, und wie daher im Deutschen Sprachlande Brand, Mord, Raub, Gift, Untreu und Unheil erfolgt sey, woher denn die Mundarten, Unarten und Wortmängel entsprossen wären. Es besprechen sich darin zwei alte bekannte Deutsche Freunde Wolrahm und Siegeraht. Die Sprachregenten und Sprachintereſſenten, so vor zwei bis drei tausend Jahren in dem uralten Deutschland bekannt, benahmt und berühmt gewesen, und deren Leben, Thaten und Tod

hier beschrieben wird, sind folgende: Im Königreiche und bei dem Königlichen Hoflager der Nennwörter: der König Kunst, dessen Reichskanzler Kunstwald, der Unterkanzler Kunstmücker, der Oberfeldherr Kunsterath ꝛc. Im Königreiche der Zeitwörter: der König Lob, dessen Reichskanzler Lobwald ꝛc. An Provinzen, Erbländern und Standörtern haben im alten Deutschland besessen: die Nennwörter ein ganzes Königreich, die Zeitwörter desgleichen, die Vorwörter ein Großfürstenthum, die Mittelwörter ein Herzogthum, die Geschlechtswörter eine Grafschaft, die Hülfswörter die Vorstädte und Vorplätze in Städten und Schlössern ꝛc. Außerdem gibt es noch Sprachfürsten, hohe und niedere Offiziere, Regimenter, Städte, Wälder und Flüsse. Kommt es zwischen beiden Königen zum Krieg, so theilt der Oberfeldherr Loberath die Zeitwörter in acht Regimenter; die ersten sechs sind lauter gleichfließende Zeitwörter und ihre Obristen heißen „Regieren, Lieben, Ordnen, Richten, Meynen, Glauben." Die ungleichfließenden machen zwei starke Dragoner-Regimenter aus; ihre Obristen sind „Fechten und Halten," und ihre Hauptleute: „Brechen, Denken, Fahren, Fangen, Gelten, Hauen, Kennen, Nehmen, Raufen, Schießen, Schlagen ꝛc." Auf eben diese Art ist die gegenseitige Armee eingerichtet. Die Stamm-Nennwörter bestehen aus zehn Regimentern, unter den Obristen: „Krieg, Blut, Feuer, Schwert, Spieß, Tod, Raub, Mord, Sturm, Sieg." Das Ende des Kriegs ist, daß sie sich alle mit einander aufreiben, und ihre Länder und Städte unter einander zerstören, wie ihnen ein alter Rune oder Barde, der öfters hier in Versen redend eingeführt wird, prophezeihet hatte. Das Ganze schließt mit einem Reim, dessen Endzeilen also lauten:

Ernst und Werk, auch Grund und That
Dieser Wortkrieg in sich hat.
Dies des Runers Reim und Wort
Bleibt doch Wahrheit immerfort:
„Teutschland, dein uneinigseyn
„Theilet dir Mark und Gebein,
„Teutschland, einig und vertraut,
„Sich in Glück und Segen schaut" 4).

Anmerk. 1) Siehe: „der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig Nachrichten und Anmerkungen," St. 1. Bt. 126; und: Reichard's „Versuch einer Historie der Deutschen Sprachkunst," S. 75 bis 83.

2) s. die: „Leipziger Beiträge zur kritischen Historie der Deutschen Sprache," Bd. IV. S. 379 u. f.; Reichard's Versuch ꝛc. S. 83 bis 98.

3) s. Reichard's Versuch ꝛc. S. 118 bis 124. — Die Berlinische Gesellschaft für Deutsche Sprache machte die Umarbeitung dieses Werks nach den wissenschaftlichen Fortschritten und Bedürfnissen unserer Zeit zum Gegenstand einer Preisaufgabe, die aber nicht gelöst worden ist.

4) Diese Art des grammatischen Witzes wurde damals als eine leichte und angenehme Methode, das Grammatische der Sprache zu erlernen, angesehen. Davon zeugt auch ein jetzt selten gewordenes Büchlein, das folgenden Titel führt: „Johann Spangenbergii Bellum Grammaticale; das ist: Eine sehr Artige und Kurzweilige Beschreibung des Kriegs, den beide König der Nominum und Verborum, in der Landschaft Grammatic, um den Vorzug mit einander geführt. Vor Jahren von Johann Spangenbergen Lateinisch herausgegeben, anizo aber auch allen der Grammatic und lateinischen Sprach-Liebhabern, absonderlich aber der Jugend zu gefallen, in die Teutsche Sprach übersetzt und in gewisse Capita eingetheilt, durch Johann George Seybolden, Praeceptorem Classicum zu Schwäbischen Hall. Daselbsten auch gedruckt und verlegt von Hans Reinhard Laidigen 1663." (120 Seiten in 12.) Der lateinische Text ist dabei mit abgedruckt. Das Ganze

zerfällt in 36 Kapitel. Es beginnt mit der Veranlassung des Krieges und endet mit dem förmlichen Friedensschluß. Der Verf. erzählt uns nämlich: als der König der Nominum Poëta einst mit dem König der Verborum Amo zusammen gegessen, und beide Theile vom Wein erhitzt gewesen wären, habe sich unter ihnen ein Streit über die Frage erhoben: wer von Beiden in der Rede am nöthigsten sey? Das Nomen habe behauptet, es sey eher als das Verbum gewesen, denn Gott habe alles gemacht, also auch das Verbum, und Gott sey ein Nomen. Dagegen aber erwiederte das Verbum: der vornehmste Spruch im N. T. heiße: Im Anfang war das Wort (verbum) und das Wort (verbum) war bei Gott, und Gott war das Wort (verbum); und: es ist alles durch ihn geschaffen, und nichts ist ohne ihn geschaffen. Daraus gehe deutlich hervor: Gott sey das Verbum, nicht das Nomen, und nicht also das Nomen, sondern das Verbum habe alles gemacht. Hieraus sey denn ein hitziger Wortstreit entstanden, und der König der Nominum habe sofort seinen Kriegsrath versammelt, der einmüthig beschlossen habe, allen Verbis den Krieg anzukündigen. Amo sendet nun Bothschafter an alle zu seinem Reich gehörige Völker, mit dem Befehl, daß sich alle, die zum Kriege tüchtig, am bestimmten Tage stellen sollen. Es kommt zuerst der Adverbiorum Oberst, sammt seinen Hauptmännern quo, ubi, qua, unde, quorsum und quousque; auf jeden derselben folgten ihre Rottknechte, unter denen huc, illuc, istuc, intro, foras ꝛc. ꝛc. sich befanden; viele andere adverbia liefen vorher, etliche erkundigten die Wege, andere gaben Achtung, daß die Truppen nicht zertrennt würden, als: peregre, pone, supra, intra, extra, citra, ultra; nach diesem sind andere adverbia qualitatis, quantitatis und numeri angekommen, bei denen sich auch die adverbia jurandi befunden: aedepol, mehercule, profecto. Item, vocandi, als: heus und o; respondendi als: hem; ridendi, als: ha ha ha; negandi als minime, nequaquam, welcher nequaquam, obwohl er im Kriegswesen hurtig und wohlgeübt, doch für den allerlügenhaftesten gehalten wurde. Auch haben sich noch sehr tapfere

Kriegsfürsten, anomali genannt, eingefunden, die in den Grenzen der Grammatik weit und breit herrschten, und sehr streitbar waren, aber in keiner gewissen Zucht und Ordnung gehalten werden konnten, als: volo, sum, fero, edo und eo, etc. Denen ist erlaubt worden, ihre Zelte in dem Lager aufzuschlagen, wo sie wollen, wofern sie nur unter den Kriegsleuten keinen Rumor oder Lärmen erregen würden. Nach diesem ist der Defectivorum Nation angekommen, so gar schön truppenweise geordnet und eingetheilt war, nämlich: memini, novi, coepi et odi; item: vale, salve, ave, inquam, ajo, faxo, cedo etc. Auf diese folgten alle verba activa in o, die passiva in or gekleidet u. s. w. Nun schlug der König Amo das Lager auf, und theilte seine verba in 4 conjugationes; etliche gemeine verba aber erhielten Ordre, der Infinitivorum Bündel zu tragen, als incipit, desinit, debet, vult, potest etc. Zuletzt sind noch im Lager angekommen etliche Verba von großem Ansehen, nämlich: pluit, ningit, grandinat, fulgurat, tonat, fulminat etc. Ja es sind auch die gerundia und supina von den Nominibus zu den Verbis übergegangen.

Nicht minder versammelt der König Poëta seine Streitkräfte. Zuerst sind die nächst angrenzenden Obristen der Pronominum, ego, tu, sui, erschienen, wie auch des Königs nahe Anverwandte und Blutsfreunde: meus, tuus, suus etc., ferner die drei sehr streitbaren Männer hic, haec, hoc. Es fanden sich auch Succurs-Völker ein, dahin ad, die Königinn der Präpositionen, bei welcher waren ab und in, die hatten ihrer Nominum Casus bei sich, und führten drei Schwadronen tapferer Soldaten mit sich: apud, ante etc.; a, abs etc.; in, sub etc. Es kriegten auch da die Praepositiones inseparabiles: di, re, se, etc., deren eigene Verrichtung war, für die Soldaten einen Compost zu machen. — Nachdem nun beide vollkommen gerüstet waren, hat jeder einzelne sich bemüht, das Participium auf seine Seite zu bringen. Dieses aber erklärt sich für neutral, geht indeß darauf aus, beide Könige zu berücken, und selbst zur Regierung zu gelangen. Nach mehrern gepflogenen Unterhand-

lungen kommt es denn zum Ausbruch; es werden gegenseitige Streifzüge gemacht, Scharmützel und Feldschlachten geliefert; die Parteien erleiden Niederlagen, machen Beute, neigen sich endlich zum Frieden, und erwählen sich drei Schiedsrichter zur Schlichtung ihres Streits, nämlich den Priscian, Servius und Donat, die sich denn auch ihres Geschäfts treulich nach allen grammatischen Regeln entledigen. Beide Theile nehmen den Friedensschluß an, mit Bewilligung aller Stände; nur die beiden Collegia zu Paris und Krakau behalten ihren Landsleuten das absonderliche Recht vor: „daß sie alle Verba und Nomina frei und nach Belieben aussprechen mögen, ohne auf die Kürze und Länge der Sylben zu achten." — Das Buch ist reich an witzigen Einfällen und Bemerkungen. (Ich besitze davon ein doppeltes Exemplar).

## §. 25. Fortsetzung.

Nach Schottel traten Harsdörfer und Zesen als Sprachlehrer auf, deren Verdienste und Eigenthümlichkeiten bereits gewürdigt worden sind (6ter Zeitraum S. 274 u. 288). Weder zu ihrer Zeit, noch nach ihnen, fehlte es an Sprachlehren und orthographischen Unterweisungen, die wir aber ihrer Unbedeutsamkeit wegen sämmtlich übergehen. Die erste, der Beachtung würdige, und dem damaligen Bedürfniß angemessene Deutsche Sprachlehre erscheint erst beinah drei Jahrzehende nach Schottel's ausführlicher Arbeit. Um diese Zeit nämlich lebte

4) der, als Rector des Cölnischen Gymnasii zu Berlin im Jahr 1695 verstorbene Johann Bödiker. Dieser Mann schrieb unter dem Titel: „Grundsätze der teutschen Sprache im Reden und Schreiben, sammt einem ausführlichen Berichte vom rechten Gebrauche der Vorwörter. Cölln a. d. Spree, 1690. 8.," eine Deutsche Sprachlehre, die an Richtigkeit des Inhalts, und

an

an Reichthum der Sachen, wie an lichtvoller Darstellung und zweckmäßiger Kürze, alle ihre Vorgänger übertrifft, und daher nicht nur 1701 und 1709 wieder aufgelegt, sondern auch von dem Rector Joh. Leonhard Frisch mit mehrern Veränderungen im J. 1723 u. 1729 zu Berlin aufs Neue herausgegeben, und eben daselbst im Jahre 1746 mit vielen Zusätzen vermehrt, von dem Prorector Joh. Jakob Wippel (1 Alphab. 19 Bog. 8.) abermals erneuert wurde. Noch jetzt wird diese Sprachlehre von unsern Deutschen Grammatikern nicht unbeachtet bleiben dürfen.

5) Die beste „Anweisung zur teutschen Orthographie" schrieb Hieronymus Freyer, Halle 1721. 8. (1½ Alphabet.). Sie fand viel Beifall, wie auch die wiederholten Auflagen von 1728, 1735 und 1746 zeigen. Das Ganze besteht aus zwei Theilen, deren jeder sieben Kapitel hat. Der erste Theil enthält die Regeln der Orthographie, der andere zeigt die Anwendung und den Gebrauch derselben in Erläuterungen und ziemlich vollständigen Wörterverzeichnissen. Der Verf. hat, wie es sich für ein Lehrbuch dieser Art schickt, den Schreibgebrauch seiner Zeit sorgfältig beobachtet, und ihm durch Gründe aus der Ableitung und Analogie aufzuhelfen gesucht.

6) Außer einigen Briefstellern ist auch noch einer „Anweisung zum Deutschen Stil" von M. Aug. Nathanael Hübner zu erwähnen, die 1720 in 8. zu Hannover erschien. Der Verf. hat das Verdienst, der erste zu seyn, der die Lehre vom Styl in die Form einer Wissenschaft gebracht und kunstmäßig behandelt hat.

Anmerk. s. Reichard's Versuch ꝛc. S. 332 u. 333.

## §. 26. Fortsetzung.

Unter den Deutschen Wörterbüchern und erklärenden Schriften dieses Zeitraums zeichnen sich nachfolgende besonders aus:

1) „Der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder teutscher Sprachschatz, worinnen alle und jede teutsche Wurzel- oder Stammwörter, so viel deren annoch bekannt und jetzo im Gebrauche seyn, nebst ihrer Ankunft, abgeleiteten, Duppelungen und vornemsten Redarten, mit guter lateinischen Tolmetschung und kunstgegründeten Anmerkungen befindlich; sammt einer hochteutschen Letterkunst, Nachschuß und teutschem Register. So Lehrenden und Lernenden, zu beider Sprachen Kundigkeit, nöthig und nützlich, durch unermüdeten Fleiß in vielen Jahren gesammelt von dem Spaten." (Nürnberg 1691. 4. 11 Alphabete 4 Bogen, mit Einschluß des Registers, das allein 2 Alphabet 9 Bogen beträgt.) Umgearbeitet wurde das Werk von Christoph E. Steinbach, Breslau, 1725 und 1734. 2 Bde. 8. — Der wahre Name des Lexikographen ist Caspar von Stieler, 1632 zu Erfurt geboren, und 1707 daselbst gestorben; Spaten wurde er von der fruchtbringenden Gesellschaft genaimt. Er hat bei seinem Wörterbuch, laut eignen Geständnisses, den „Schatz der deutschen Sprache und Weisheit von Georg Henisch," (Augsburg, 1616. Fol.) zum Grunde gelegt, wovon indessen nur der erste Theil erschienen ist [1]). Das Eigenthümliche des Spatenschen Wörterbuchs ist, daß er alle Wörter nach ihrem Stamm geordnet hat, so daß man die abgeleiteten und zusammengesetzten unter ihrer Wurzel aufsuchen muß. Man kann den Fleiß und die angewandte Mühe des Verf. nicht verkennen; aber man darf ihm nur vorsichtig folgen, indem er etwas kühn in seinen Ableitungen ist, daher man mehrere Wörter an der Stelle nicht findet, wo man sie zu suchen sich berechtigt glaubt. Man findet hier auch Wörter aus andern Mundarten, und mitunter neue und seltsam gebildete aus den Schriften der Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft. Dagegen vermißt man besonders

die Wörter aus den Künsten und Handwerken. Die angehängte Letterkunst ist eine Sprachlehre, meist nach Schottel gearbeitet.

2) Um dieselbe Zeit lebte und schrieb Johann Schilter, ein geborner Meißner, der 1705 im 73sten Jahre seines Lebens starb. Er ist einer der gelehrtesten Deutschen Philologen, der unsrer Sprache und Litteratur viel genutzt hat, aber noch mehr genutzt haben würde, wenn er sich bei Sammlung und Erklärung der alten Deutschen Denkmäler nicht der Lateinischen Sprache bedient hätte. Seiner juridischen und historischen Werke, die er theils zuerst von alten Handschriften abdrucken ließ, theils übersetzte und mit kritischen Anmerkungen begleitete, nicht zu gedenken, sind zwei seiner vorzüglichsten Schriften: sein „Επινίκιον rhythmo teutonico Ludovico Regi acclamatum, cum Nortmannos an. DCLXXXIII vicisset. Ex codice MS. monasterii Elnonensis sive S. Amandi in Belgio per Jo. Mabillon descriptum," welches er mit einer lateinischen Uebersetzung und historisch-etymologischen Erläuterungen zu Strasburg 1696 in 4. auf 9 Bogen herausgegeben hat; besonders aber sein „Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum," dessen Herausgabe nach seinem Tode 1727 und 28 durch Simon, Scherz und Frick, zu Ulm in drei Foliobänden besorgt wurde. Es ist ein wirklicher Schatz Altdeutscher Schriften, voll von Sprachgelehrsamkeit, und dem Deutschen Geschichtschreiber wie dem Sprachforscher unentbehrlich. Dem dritten Theile dieses Thesaurus ist auch das Schiltersche Wörterbuch oder Glossarium einverleibt worden [2]).

3) Johann Georg Wachter, geb. 1673 zu Memmingen, hat sich durch seine Kenntni ſund seinen Eifer für die wissenschaftliche Bearbeitung der Sprache ein dauerndes Verdienst erworben. Als Vorläufer sei-

nes Wörterbuchs erschien sein „Glossarium germanicum, continens origines et antiquitates linguae germanicae hodiernae; specimen ampliore ferrugine decerptum.“ (Lipsiae, 1727. 8. 1 Alphab. 5 Bog.). Es wurde in allen Tageblättern der Gelehrten, selbst des Auslandes, mit großem Beifall beurtheilt, und erweckte bei allen Kennern und Freunden der Deutschen Sprache ein starkes Verlangen nach dem größern Werk, welches denn auch neun Jahre darauf, unter dem Titel: „Glossarium germanicum cont. origines et antiquitates totius linguae germanicae, et omnium paene vocabulorum, vigentium et desitorum. Opus bipartitum et quinque indicibus instructum Joannis Georgii Wachteri.“ (Lipsiae, 1736. Fol. 12 Alphab.) herauskam. Dieses Glossar ist mit großem Fleiß gearbeitet. Jedes Wort wird etymologisch untersucht, und der Schriftsteller, aus dem es entlehnt ist, citirt. Häufig läßt sich indessen der Verf. auch auf Sacherklärungen ein, die ihn denn nicht selten von der Hauptsache abführen und das Werk zwecklos erweitern. Die Prolegomena enthalten viel schätzbare grammatische Bemerkungen [3]).

4) Johann Leonhard Frisch, 1666 zu Salzbach in der obern Pfalz geboren, und 1743 zu Berlin als Rector des Berlinischen Gymnasii gestorben, war ein vielseitig gebildeter Mann [4]), und der gründlichste Sprachforscher seiner Zeit. Seinen Ruhm bewähren mehrere Schriften, am meisten aber seine grammatischen Arbeiten, unter denen sein Wörterbuch, woran er 30 Jahre gearbeitet, oben an steht. Dieses, jedem Kenner der Deutschen Sprache unentbehrliche, Werk erschien unter dem Titel: „Johann Leonhard Frisch Teutsch-Lateinisches Wörterbuch, darinnen nicht nur die ursprünglichen, nebst denen davon hergeleiteten und zusammenge-

ſetzten allgemein gebräuchlichen Wörter; ſondern auch die bei den meiſten Künſten und Handwerken, bei Berg- und Salzwerken, Fiſchereyen, Jagd-, Forſt- und Hausweſen und andere mehr gewöhnliche Teutſche Benennungen befindlich, vor allen, was noch in keinem Wörterbuch geſchehen, denen Einheimiſchen und Ausländern, ſo wie in den mittlern Zeiten geſchriebenen Hiſtorien, Chroniken, Ueberſetzungen, Reimen u. d. g. mit ihren veralteten Wörtern und Ausdrücken verſehen wollen, möglichſt zu dienen, mit überall beigeſetzter nöthigen Anführung der Stellen, wo dergleichen in den Büchern zu finden, ſammt angehängten theils verſicherten, theils muthmaßlichen Etymologie und kritiſchen Anmerkungen; mit allem Fleiß viel Jahr über zuſammengetragen, und jetzt den Gelehrten zur beliebigen Vermehrung und Verbeſſerung überlaſſen." (Berlin, 1741. Th. I. 3 Alphab. 16 Bog.; Th. II. 3 Alphab. 6 Bog.; 4.) Zwei Dinge ſind es, die dieſem Werke einen vorzüglichen Werth geben, und es auch unſrer Zeit noch werth machen: die etymologiſchen und kritiſchen Bemerkungen, und die Kunſtausdrücke der verſchiedenen bürgerlichen Gewerbe [5]).

5) Endlich iſt noch zu merken „Christiani Gottlob Haltaus Glossarium Germanicum medii aevi maximam partem e diplomatibus multis praeterea aliis monumentis tam éditis quam ineditis adornatum indicibus necessariis instructum. Tom. I. II. Lipsiae CIↃIↃCCLVIII." Fol. Zur Erklärung alter Denkmale und Schriften des Mittelalters unentbehrlich.

Anmerk. 1) ſ. kritiſche Beiträge, Bd. I. S. 571.

2) Der Schilter'ſche Thesaurus iſt in den Leipziger Actis eruditorum ausführlich beurtheilt worden, und zwar der erſte Theil in den Actis des Jahres 1727, S. 45; der zweite 1728, S. 373; der dritte 1729. S. 6.

3) ſ. die Leipziger Gel. Zeitung auf's Jahr 1727 S.

457 und 975; ferner die Acta eruditorum 1728; und kritische Beiträge, St. 13. S. 49.

4) Von seinen vielen Abhandlungen gedenken wir hier noch derjenigen, welche die Deutsche und Slavonische Sprache betreffen und in den Miscellaneis Berolinensibus abgedruckt sind. — Uebrigens ist er auch als Naturkundiger nicht weniger merkwürdig, denn als Sprachforscher. Wir besitzen von ihm eine Beschreibung der Vögel in Deutschland, und der Insecten. Auch verdankt man ihm die Erfindung des Berlinerblau, so wie er zuerst den Seidenbau durch angelegte Maulbeerbaumpflanzungen im Preußischen beförderte.

5) s. Leipziger Gel. Zeitung 1741. S. 285, und 1742 S. 198; auch Nova acta erudit. Jul. 1742.

## §. 27. Fortsetzung.

Um die wissenschaftliche Fortbildung der Deutschen überhaupt haben sich sowohl durch historische und philosophische Schriften, als durch Anwendung der Muttersprache auf streng wissenschaftliche Gegenstände mehrere Männer verdient gemacht, die hier eine besondere Erwähnung verdienen:

1) Der erste ist der als Reformator der Philosophie berühmte Baron Gottfried Wilhelm von Leibnitz, zu Leipzig 1646 geboren, und 1716 gestorben. Ungeachtet er nicht in Deutscher Sprache schrieb, so hat er dennoch für die Aufnahme und das Studium derselben mit allem Eifer gewirkt. Davon zeugt die Ausgabe seiner „Scriptorum rerum Brunsuicensium," in der sehr viele treffliche philologische und etymologische Anmerkungen eingestreut sind; und als geschickten Wortforscher und Alterthumskundigen erkennen wir ihn besonders aus seinen „Collectaneis etymologicis, illustrationi linguarum veteris Celticae, Germanicae, Gallicae aliarumque inservientibus," die durch von Eccard's Veranstal-

lung zu Hannover 1717 in zwei Theilen, 8., herausgegeben wurden. Darin befindet sich denn auch die vortreffliche Abhandlung, welche unter dem Titel: „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache," einen sehr durchdachten Plan enthält, zu dessen Ausführung sich auf Herzberg's Rath im Jahre 1792 die Deutschen Mitglieder der Akademie der Wissenschaften zu Berlin verbunden hatten [1]), deren Stifter und Präsident Leibnitz 1700 gewesen, und der die Bildung der Deutschen Sprache und deren Beförderung zur besondern Verpflichtung gemacht worden war [2]).

2) Leibnitzens gelehrter Freund war der oben und oft schon erwähnte Historiker Johann Georg v. Eccard, geb. 1674 im Braunschweigschen, gest. 1730. Seiner Kenntniß Deutscher Alterthümer und seinem etymologischen Fleiß verdanken wir mehrere in der Litteratur höchst merkwürdige Schriften. Am bekanntesten ist seine „Historia studii etymologici linguae Germanicae etc." (Hannov. 1711. 8.), die für das Studium der Geschichte der Kenntnisse und Sprache der Deutschen unentbehrlich ist. Zwei Jahr darauf ließ er eine alte Deutsche Uebersetzung des Ambrosianischen Lobgesangs mit einigen Erklärungen unter dem Titel abdrucken: „Hymnus magnus ecclesiae, quem Te Deum laudamus vulgo vocant, seculi IX. initio in theotiscam linguam conversus etc." (Helmstadii, 1713. 4.) Noch mehr Licht verbreitete er in der Sprache und den Alterthümern der Deutschen durch die Herausgabe der Catecheseos theotiscae eines Weißenburgischen Mönchs, unter dem Titel: „Incerti Monachi Weissenburgensis Catechesis theotisca, seculo IX. conscripta etc." (Hannoverae, 1713. 8.) [3]).

3) Was Leibnitz und Eccard durch ihre ety-

mologisch-historischen Schriften für die Bildung der Sprache unmittelbar wirkten, das thaten Christian Thomasius (geb. 1655 zu Leipzig, gestorben 1728 zu Halle) und Christian v. Wolf (geb. zu Breslau 1679 gest. 1754 als Kanzler zu Halle) mittelbar, theils dadurch, daß sie den durch Leibnitz begründeten philosophischen Lehrbegriff auf alle Wissenschaften in Anwendung brachten, und dadurch den philosophischen Geist in Deutschland weckten, theils indem sie mehrere glückliche Versuche machten, jener in der Rechtswissenschaft, dieser in der abstracten Philosophie, die Deutsche Sprache an die Stelle des Lateins zu setzen, wodurch diese einen großen Gewinn an Reichthum und Bestimmtheit erhielt, und besonders zur Bezeichnung übersinnlicher Vorstellungen brauchbar gemacht wurde.

4) Ueberhaupt wurde am Schluß des sechsten Zeitraums für Sprache und Litteratur sehr viel gethan, und mehr als man gewöhnlich zu glauben scheint. Nicht alle Schriften und kleinere Abhandlungen können hier vollständig aufgezählt und nach ihrem Inhalt beschrieben werden; doch sind einige so wichtig, daß wir sie nicht ganz übergehen dürfen. Dahin gehören:

a) Christian Schöttgen „Dissertatio historico-critica de antiquissimis linguae germanicae monumentis Gothico-Theotiscis“ welche zu Stargard 1723, 4. erschien.

b) Joh. Heinr. Stuß „Consilium de Thesauro Teutonico altero tertioque adornando et versione IV Evangeliorum gothica denuo edenda.“ Diese nur zwei Bogen starke Schrift, welche zu Gotha 1733, 4. herauskam, enthält Bemerkungen zum Schilterschen Thesaurus.

c) Dietrich von Stade schrieb: „Erläuter- und Erklärungen der vornehmsten deutschen Wörter, deren sich

Dr. Martin Luther in Uebersetzung der Bibel in die deutsche Sprache gebrauchet, den Deutschen zu Liebe deutsch geschrieben, und in diesem zweiten Druck vielfältig vermehrt" ꝛc. Bremen, 1724. 8. Die erste Ausg. erschien 1711.

Daß man überhaupt um diese Zeit sich der Sprache mit Ernst angenommen, ergibt sich auch besonders noch aus der Schrift eines Ungenannten: „Wohlgemeinte Vorschläge zu einer allgemeinen und regelmäßigen Einrichtung und Verbesserung der teutschen Sprache in dem obersächsischen und niedersächsischen Kreise." (Halberstadt, 1732. 8.) Der Verf. spricht im ersten Kap. von den vorzüglichsten Hindernissen der Bildung Deutscher Sprache, worunter die Menge der Regenten in Deutschland oben an steht; im zweiten macht er neun Vorschläge, die darauf hinausgehen, daß die Leipziger Deutsche Gesellschaft in Verbindung mit sachverständigen Männern in andern Städten eine vollständige Deutsche Grammatik und ein damit übereinstimmendes Wörterbuch abfasse und einführe, und daß nach deren Regeln die Bibeln, Gesangbücher, Katechismen, Zeitungen u. s. w. gedruckt, auch jährlich von der Gesellschaft neue Zusätze und Anmerkungen zur Verbesserung der Sprache gemacht werden möchten. Im dritten und vierten Kap. werden die Einwürfe gegen diese Vorschläge und die Beweggründe zur Annahme derselben aufgeführt.

Anmerk. 1) s. Beiträge zur Deutschen Sprachkunde. Vorgelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Erste Sammlung. Berlin, 1794. 8., wo auch jener Plan, aus der Sammlung der Leibnitzischen Werke: Gotthofr. Guil. Leibnitii opera omnia, studio Ludovici Dutens. Genev. 1768. Tom. VI. S. 11. pag. 6. seq. in's Deutsche übersetzt, abgedruckt ist.

2) s. Stiftungsbrief der Societät der Wissenschaften

vom 11ten Juli 1700, und die Statuten der Königlichen Akademie vom 24sten Jan. 1744 in der Histoire de l'Académie Roy. des sciences etc. S. 184 und 223. Leider hat dieser Gelehrtenverein in neueren Zeiten für Deutsche Sprachforschung zu wirken ganz aufgehört.

3) s. Reichard's Versuch ꝛc. S. 350 bis 354.

§. 28. Vielseitige Anregung Deutscher Bildung.

Da die Ausbildung der Sprache immer gleichen Schritt hält mit der wissenschaftlichen Bildung überhaupt, oder vielmehr eine unmittelbare Folge derselben ist: so müssen wir hier noch an diejenigen wissenschaftlichen Anstalten und Gelehrte erinnern, welche, außer den schon genannten, eine höhere klassische Bildung in diesem Zeitraum befördern halfen.

Zu jenen gehören die Universitäten zu Rinteln (1619 gestiftet, 1621 eingeweiht), Duisburg (1655), Kiel (1665), Halle (1694), die Universität und Bibliothek zu Göttingen (1734), Erlangen (1743), das akademische Gymnasium zu Coburg (1677), das Athenaeum Carolinum zu Bremen (1681), das Friedrichswerdersche Gymnasium zu Berlin (1683), die Königl. Bibliothek zu Berlin (1685), das Waisenhaus zu Halle (1695), die Deutsche Gesellschaft zu Leipzig (1697), die Societät (jetzt Akademie) der Wissenschaften zu Berlin (1700), das Gymnasium zu Eisenach (1707), die Ritterakademie zu Liegnitz (1708), das Collegium medico-chirurgicum zu Berlin (1724), die Deutsche Gesellschaft zu Greifswalde und Göttingen (1740).

Die verschiedenen Zweige der Wissenschaft und Kunst wurden gepflegt durch die Mathematiker und Physiker, deren Todesjahr hier folgt: Joh. Kepler (1630), Otto v. Guericke, den Erfinder der Luftpumpe (1686); durch die Theologen Joh. Arnd (1621), Phil. Jak. Spe-

ner 1705), Joh. Gust. Reinbeck (1741); durch die Philologen und Linguisten: Joh. Freinsheim (1660), Joh. Heinr. Hottinger, Orientalist (1667), Joh. Ge. Grävе (1703); durch die Historiker und Alterthumsforscher: Melch. Goldast von Heimensfeld, Forscher in der vaterländischen Staats- und Litteraturgeschichte (1635), Johann Friedrich Gronov, Alterthumsforscher (1671), Sam. Freiherr v. Pufendorf, Geschichtsforscher (1694), Joh. Alb. Fabricius (1736), und durch mehrere andere Gelehrte und Künstler, wie Andreas v. Schlüter, Bildhauer und Baumeister (1663), Herm. Conring, Arzneigelehrter und Geschichtsforscher (1681), Otto Mencken, der (1682), das erste Journal in Deutschland, die Acta eruditorum, lieferte, Christoph Cellarius, Humanist (1707) Joh. Gottl. Heineccius, klassischer Jurist (1741).

## §. 29. Zustand der Kanzelberedsamkeit in diesem Zeitraume.

Die Kanzelberedsamkeit gerieth, wie wir in der 5ten Per. S. 212. gesehen haben, um die Zeit des dreißigjährigen Krieges in einen traurigen Zustand, indem die Lutheraner sich in allerlei Secten theilten, und ihre Prediger von den Kanzeln herab sich einander bekämpften. Besonders heftig eiferten die lutherischen Geistlichen gegen die Reformirten, so daß selbst strenge Befehle und Drohungen der Fürsten kaum sie zu zügeln vermochten [1]). Nur Wenige bemühten sich, den Kern der reinen Lehre zu bewahren. Zu diesen gehört besondes Johann Arnd, der 1621 als General-Superintendent zu Zelle starb, und durch sein Buch über das wahre Christenthum, durch sein Paradiesgärtlein und die Auslegung der Psalmen seinen friedfertigen und christlichen Sinn bekundet hat, und in dessen Fußtapfen späterhin die frommen

Männer August Hermann Franke und Philipp Jakob Spener traten, indem sie, statt der wieder einreißenden Schultheologie, warme Gefühle für praktisches Christenthum, wenn gleich mit etwas pietistischem Wesen gemischt, zu verbreiten suchten. Dergleichen spärliche Ausnahmen abgerechnet, war die Kanzelberedsamkeit theils theologische Zänkerei, theils albernes Gewäsch. Je seltener aber gute Kanzelredner waren, desto zahlreicher waren die Lehrmethoden und Theorien des Kanzelvortrags, die aber alle gleich elend, das Predigamt zu einem mechanischen Handwerk herabwürdigten. So gab ein Jesuit im J. 1668, „Modos sexaginta orationis sacrae seu concionis varie formandae“ heraus. Methoden wurden über Methoden erfunden und Regeln auf Regeln gehäuft. Man hatte eine Leipziger, Helmstädter, Jenenser und Königsberger Prediger-Methode. Man erdachte eine Hunnianische, Lassonische, Carpzovische, Spenersche und so viele andere. „Niemals,“ sagt Meister in seinen oft genannten Beiträgen zur Geschichte der teut. Spr. (Th. II. S. 238 und 239.): „würde ich fertig werden, wenn ich die Medullas patrum, Sternenhimmel, Aurifodinas, Predigerschätze, biblische Schatzkammern, Lieder-Concordanzen, evangelische Delicias, epistolische und passionalische Blumenlesen, Priesterbibliotheken, Lieder-Manna, Priester-Manuale, Pentaden und Dekaden von Dispositionen, Realien so vieler arbeitsamen Gibeoniten an dem Bau des Heiligthums anführen sollte.“ Man glaubte mit solchen Büchern den Candidaten die Predigtkunst zu erleichtern, aber man machte sie faul, daß sie gründliche Wissenschaft und Sprachkenntniß vernachläßigten, indem sie Handbücher genug hatten, um eine Stunde mit Geschwätz füllen zu können. Vieles trug dazu auch die noch herrschende verderbliche Gewohnheit bei, immer nur über die sonntäglichen Evange-

lien und Episteln zu predigen. Diejenigen, welche Kenntniß und Witz hatten, gingen zwar ihren eigenen Weg, aber, um neu und interessant zu seyn, ließen sie sich oft zu den abenteuerlichsten und bizarresten Einfällen verleiten. Dahin gehören z. B. Johann Riemer, Caspar Schmier, ein Jesuit zu Prag, und Abraham a Sancta Clara. So befinden sich in der Postille des Riemer folgende paradoxe Themata: die prächtige Armuth, der sprachlose Herold, der gesunde Kranke, der reiche Mangel, der Himmel in der Hölle, der satte Hunger, das todte Leben, die helle Finsterniß, die verzagte courage, der fahrende Fußgänger u. dergl.

Nicht ohne Aerger und ohne Lachen zugleich kann man die Predigten dieser nach Witz und Laune jagenden Redner lesen, die naiv und abgeschmackt, witzig und schaal, ernst und spielend, fromm und unsittlich sind, und dadurch ihre schlechte Originalität bekunden. Unübertreffbar in dieser Art der Kanzelberedsamkeit ist Abraham a S. Clara (eigentlich Ulrich Megerle), der, geb. 1642 in Schwaben, 1709 als Hofprediger zu Wien starb. Als geistreicher, witziger Schriftsteller aller Beachtung werth, erscheint er uns als Kanzelredner nur verwerflich. Sein höchstes Ziel ist der Witz, dahin ist sein ganzes Streben gerichtet, und selbst der Ernst klingt bei ihm wie Spaß, denn auch in dem größten Eifer für Sittlichkeit und Tugend kann er die Liebe zu künstlichen Wendungen und Wortspielen nicht unterdrücken [2]). — Am auffallendsten in den Predigten dieses Zeitraums ist die darin herrschende unverdaute Gelehrsamkeit. Hebräische Namen der Bibel werden in ihrer Grundsprache erklärt, ganze Lateinische Redensarten citirt, auch wird die Eintheilung des Thema oft in Lateinischer Sprache gemacht, und die Textesworte werden nicht selten förmlich exegesirt. Die Alterthümer, die Fabellehre und pro-

fane Geschichte werden überall geplündert, und mit dieser Prahlerei einer unzeitig angewandten Belesenheit die seltsamsten Metaphern und Hyperbeln verbunden. Gott heißt nicht mehr Gott, sondern Jehovah, Elohim, Adonai ꝛc.; immer hört man vom Urim und Thummin, von den Flügeln der Seraphim und Cherubim, von den Gebirgen Ararat, Seir und Carmel, von den Städten Damaskus, Gilgal und Beerseba; von den Fischen Behemot und Leviathan, und auch von den Furien und dem Cerberus, von den Sirenen und Harpyen. Uebrigens waren die Vorträge bis zum Schluß dieses Zeitraums noch immer sehr ungrammatisch [3]).

Anmerk. 1) s. König's Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen, der Religion, Sitten ꝛc. der Residenzstadt Berlin ꝛc. Berlin 1793. Th. I. S. 171. u. f. Th. II. S. 67, 85, 94 und an mehreren andern Stellen; auch Th. III.

2) s. Horn's Geschichte und Kritik ꝛc. S. 165 u 266.

3) Ueber die Predigt-Methode dieser Zeit s. Leonh. Meister's Beiträge ꝛc. Th. II. S. 222 bis 253, wo auch viele Proben damaliger Kanzelredsamkeit mitgetheilt sind.

### Litterarische Schlußbemerkung.

Zu den vielfachen Sammlungen und Chrestomathien Deutscher Dichter gesellt sich jetzt eine neue, die, ihrer Anlage und begonnenen Ausführung nach, den Namen eines kritischen und litterarisch-historischen Werks verdient, nämlich: „Deutscher Dichtersaal von Luther bis auf unsere Zeiten. Auswahl des Gediegensten, geschichtliche Einleitungen, Biographien und Charakteristiken. Herausgegeben von Aug. Gebauer. Erste Abtheilung: Von Luther bis auf Haller. Erster und zweiter Band. Leipzig, 1827. 16. Bd. 1. enthält: M. Luther — Paul Melissus — Peter Denaisius — J. Val. Andreä — G. R. Weckherlin — J. W. Zinkgref — Fr. v. Spee. — Bd. 2. M. Opitz.

# Siebente Periode.

## Das Zeitalter klassischer Litteratur.

### Von Klopstock (1751) bis auf die neueste Zeit.

---

### §. 1. Vorwort.

Indem wir uns an den letzten Abschnitt der Deutschen Litteraturgeschichte machen, fühlen wir auch die Schwierigkeiten, mit denen der unparteiische Darsteller dieses Zeitraums zu kämpfen hat. Denn nicht zu gedenken, daß ihm die vielfachen litterarischen Bestrebungen, welche diese Zeit darbietet, eine schickliche Auswahl und Uebersicht erschweren, scheint es auch gefährlich, seine eigenen Zeitgenossen, in denen er entweder die angestaunten Vorbilder seiner Jugend, oder die nächsten Umgebungen seines männlichen Alters erblickt, würdigen zu wollen, da er sich auf der einen Seite, leicht durch frühere Eindrücke bestochen, und auf der andern, durch die Betrachtung, daß der litterarische Charakter der Lebenden noch nicht abgeschlossen sey, in der Freiheit seines Urtheils gehemmt sehen dürfte. Auch darf er es sich nicht verhehlen, daß er, mehr oder weniger in die litterarischen Erscheinungen seines Zeitalters verflochten, und also von den Fehlern, Schwächen und Vorurtheilen desselben nicht frei, für die Auffassung des Fehlerhaften ein minder geschärftes Auge als der später richtende Enkel mitbringt. Dieses Gefühl der Schwierigkeiten wird indessen die Vorsicht und Wachsamkeit auf uns selbst verstärken, und uns wenigstens vor dem Vorwurf des Leichtsinns und der Uebereilung, oder gar des vorsätzlichen Unrechts bewahren, wenn wir in dieser Darstellung nicht Allen genügen sollten.

## §. 2. Aeußerer und innerer Zustand Deutschlands im Anfang dieses Zeitraums.

Nicht unter günstigen Umständen für Deutschlands politische Verhältnisse wurde dieser Zeitraum eingeleitet. Friedrich II., der 1740 den Preuß. Thron bestiegen hatte, stritt um den Besitz von Schlesien mit dem Oesterreichischen Hause; Deutsches Blut floß bei Molwitz und Czaslau, bis der Breslauer Friede (1742) die Kämpfenden beruhigte. Aber auch dies nur auf kurze Zeit. Denn diesem ersten Schlesischen Krieg folgte 1744 ein zweiter, und nach drei gewonnenen Schlachten, bei Hohenfriedberg, Sorr und Kesselsdorff, erzwang sich Friedrich durch den Dresdener Frieden (1745) die Bestätigung des Breslauischen, durch den ihm beinahe ganz Schlesien abgetreten war. Beide Kriege waren nur das Vorspiel eines größern, der nicht bloß ganz Deutschland, sondern fast ganz Europa beschäftigte, die Heere der Süd- und Nordvölker auf Deutschen Boden führte, und in zwölf Hauptschlachten sieben blutige Jahre hindurch (von 1756 bis 1763) Deutsche Fluren verheerte, und Deutsche Einigkeit zum Unglück der Enkel zerstörte.

Indessen gewann Deutschland durch diese Kriege sehr viel für seinen Bildungszustand. Friedrich II. hatte nämlich als Sieger den Frieden zu Hubertsburg vorgeschrieben, und sich dadurch bei allen Völkern Europa's und besonders bei den Deutschen Staaten ein Ansehen erworben, das ihn von nun an bei seinen Nachbarn zum Tonangeber in der Geister- wie in der Körperwelt erhob. Dies hatte die wichtigsten Folgen. Friedrich war Philosoph und Dichter. Er liebte die Denk- und Preßfreiheit, und fühlte und erkannte das Schöne in den Werken der Kunst und des Geschmacks. Dieser seiner Denk- und Empfindungsweise gemäß erhob er keine Religionspartei auf Kosten der andern; er schätzte

Wis-

senschaft und Kunst, zog Denker und Gelehrte in sein Land, machte urbar, was wüste lag, schuf Anlagen, baute Paläste, spendete Millionen zur Belebung des Kunstfleißes, und weckte vielseitig die Kräfte seines Volkes. Dies Beispiel hatte Einfluß auf die benachbarten Staaten, deren Fürsten ihren Unterthanen nun auch die Fesseln zu lösen suchten, in denen sie bis dahin Unwissenheit und Geistesssklaverei gehalten hatten. Joseph II., der 1765 den Deutschen Kaiserthron bestieg, wetteiferte, wenn auch nicht an Geistesstärke, doch an Willen und Beharrlichkeit, Friedrichen gleich zu seyn, und die Nacht, die auf seinen Deutschen Staaten ruhte, durch Beförderung des Lichts und der Gelehrsamkeit zu durchbrechen. So leuchteten am nördlichen und südlichen Horizont von Deutschland zwei große Sonnen, die auch den kleinern ihr Licht mittheilten, und Preußen und Oesterreich, und Baiern, Braunschweig und Hannover, und Weimar und Gotha wurden jetzt von einem wohlthätigen Lichte erwärmt, an dessen Strahlen sich die Deutschen Völker erlabten.

Aber um so größer schien auch die Gefahr, welche Friedrichs Eigenthümlichkeit der Deutschen Bildung drohte. Der König sprach nicht die Sprache seines Landes; er kannte und liebte sie nicht. Seit früher Jugend durch Gallische Töne verwöhnt und von Frankreichs höher gebildeten geistvollen Schriftstellern angezogen, konnte er der minder abgeglätteten Sprache seines Volkes keinen Geschmack abgewinnen, und zog daher Französische Gelehrte (Voltaire, d'Argens, Maupertuis ꝛc.) in seine Staaten und in seinen Umgang. Es ist anzunehmen, daß, hätte er die Sprache und Poesie der Deutschen schon als Jüngling auf dem Grade der Ausbildung gefunden, auf dem wir jetzt sie erblicken, er, wie er selbst an d'Alembert schreibt, statt Französischer Gelehrten die Deutschen in das Heiligthum seiner Musen geführt

haben würde. Doch gerade dieser Vorzug, den er den Franzosen gab, scheint einen heilsamen Einfluß auf die Deutschen gehabt zu haben. Nicht nur lernten diese von jenen, sondern es entstand auch ein edler Nacheifer, der in Deutschland schöne Geister erzeugte, welche die schönsten in Frankreich beschämten. Dieser Wetteifer wurde um so stärker, da der Deutsche sich gekränkt fühlte durch die Zurücksetzung seiner Sprache, welche Friedrich in einer eigenen Schrift: „Ueber die Deutsche Litteratur, die Mängel, die man ihr vorwerfen kann, die Ursachen derselben, und die Mittel, sie zu verbessern. Aus dem Französischen übersetzt." (Berlin, 1780. 8.) *) zum Gegenstand seiner Kritik und seines Spottes zugleich gemacht hatte. Diesen Spott abzuwälzen, und durch die That zu beweisen, daß der Deutsche mit seiner Sprache keinem Volke nachstehe, befeuerten sich gegenseitig Deutsche Köpfe, und noch ehe Friedrich sein Auge schloß (1786), konnten Deutsche Sprache und Poesie es mit ihren Vorbildnern aufnehmen. So wie einst Peter der Große nach der verlornen Schlacht bei Narwa sagte: hätten wir gesiegt, da wir uns noch so wenig auf den Krieg verstanden, so hätte dies von unglücklichen Folgen seyn können; so konnten die Deutschen sagen: hätte Friedrich uns geschont, da wir noch so wenig unsre Sprache kannten, so würden wir nicht geworden seyn, was wir jetzt sind.

Anmerk. *) Der König schrieb diese Schrift Französisch, sie wurde aber auf Befehl Friedrichs und unter Leitung des Ministers Herzberg durch Christ. Wilh. v. Dohm ins Deutsche übersetzt. Unleugbar enthält sie mehrere treffliche Vorschläge zur wissenschaftlichen Bildung des Volks. So dringt er auf das Studium der Griechischen und Römischen Klassiker, und fodert, daß die Jugend mehr als bisher angehalten werde, solche in's Deutsche zu übersetzen.

Ganz richtig geht er von der Verbesserung der Schulen aus. Die Sprache selbst aber, die ihm zu hart und rauh erscheint, will er dadurch mildern, daß den Endsilben der Zeitwörter ein a angehängt wird, als: gebena, nehmena. Um sich zu überzeugen, sagt er, wie wenig Geschmack noch in Deutschland herrsche, dürfe man nur die öffentlichen Schauspiele besuchen. Da fände man die abscheulichen Stücke von Shakspeare aufgeführt, die nur würdig wären, vor den Wilden in Canada gespielt zu werden. Vor einigen Jahren sey ein Götz von Berlichingen auf unserm Theater erschienen, eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten Englischen Stücke, und doch bewillige unser Publicum diesem ekelhaften Gewäsche seinen lauten Beifall ꝛc. Gegen solche Urtheile darf man freilich nicht streiten! Sehr beruhigend ist der prophetische Schluß der Abhandlung, dessen Erfüllung wir uns zum Theil jetzt erfreuen: „Ich habe Ihnen nun die verschiedenen Hindernisse entwickelt, welche uns in der Litteratur nicht so geschwind haben gehen lassen, als unsere Nachbarn. Indeß übertreffen die Spätern zuweilen ihre Vorgänger. Dieß könnte vielleicht bei uns eher der Fall seyn, als man es glauben sollte; wenn nur unsre Regenten Geschmack an den Wissenschaften bekommen, Diejenigen ermuntern, die sich mit denselben beschäftigen, und Denen Lob und Belohnungen ertheilen, welche es vorzüglich weit bringen. Wenn wir Mediceis haben, werden auch unsre Genies hervorkeimen, und die Auguste werden schon Virgile machen. Wir werden dann auch unsre klassischen Schriftsteller bekommen; jeder wird sie lesen wollen; unsre Nachbarn werden Deutsch lernen, und die Höfe es mit Vergnügen reden. Und vielleicht bringen unsre guten Schriftsteller es dahin, daß unsre zur Vollkommenheit gebrachte und verfeinerte Sprache noch einst von einem Ende von Europa bis zum andern wird geredet werden. Noch sind diese schönen Tage unsrer Litteratur nicht gekommen; aber sie nähern sich, und erscheinen gewiß. Ich kündige sie Ihnen an, obgleich mein Alter mir die Hoffnung nimmt, sie noch selbst zu sehen." —

Bemerkenswerth ist noch, daß die Schrift des Königs verschiedene andere über denselben Gegenstand veranlaßte, worunter besonders das Schreiben des Abts Jerusalem an die verwittwete Herzoginn von Braunschweig: „Ueber die Teutsche Sprache und Litteratur." (Berlin, 1781. 8.) herausgehoben zu werden verdient. Jerusalem macht darin den bescheidenen Schutzredner für die Deutsche Litteratur, erkennt aber zugleich die Vortrefflichkeit der Vorschriften in der Abhandlung des Königs. Die Herzoginn, welche die Meinung Jerusalems zu wissen verlangt hatte, sandte dessen Schreiben an den König, der es dem Minister Herzberg zuschickte, welcher nachher eine Französische Uebersetzung davon dem Könige mit Begleitung seines Urtheils wieder vorlegte. — Eine Geschichte der Abhandlung über die Deutsche Litteratur findet man in der Schrift: „Friedrich des Großen wohlthätige Rücksicht auch auf Verbesserung teutscher Sprache und Litteratur. Herausgegeben von Leonard Meister." (Zürich, 1787. 8.)

## §. 3. Albr. von Haller. Friedr. von Hagedorn.

Zwei Männer sind es, die wir als Vorläufer und Bildner eines klassischen Zeitalters betrachten dürfen — v. Haller und v. Hagedorn, jener als didaktischer Dichter und Lyriker, dieser als Lieder- und Fabeldichter.

Haller, geboren 1708 zu Bern, und gestorben daselbst 1777 im 70sten Jahre seines Lebens, hat sich in zwiefacher Beziehung, als philosophischer Arzt und Dichter, die Unsterblichkeit errungen. Göttingen, der Schauplatz seiner Größe, wo er als Professor der Arzneikunde, Anatomie und Botanik wirkte, und seine Vaterstadt, der er noch als Ammann seine Dienste schenkte, so wie die wichtigsten gelehrten Gesellschaften Europa's, deren Mitglied er war, verkünden noch jetzt seinen Ruhm und segnen sein Andenken. Die Zeit, in der er sich als Dichter bildete, fiel in die schlimmste Periode unserer

Poesie, wo nämlich auf der einen Seite der Lohensteinsche Geschmack, und auf der andern glatte und wässerige Reimerei, überhand genommen hatten. Wirklich neigte sich auch Haller in seinen ersten Arbeiten zur Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Manier hin; allein das Studium der Alten, unter denen Homer und Virgil seine Lieblinge waren, und einiger Englischen Dichter, veredelte allmählig seinen Geschmack. Eben darum vernichtete er auch die Arbeiten seiner Jugend, unter denen sich z. B. ein episches Gedicht über den Ursprung des Schweizerbundes in viertausend Versen, so wie einige Trauerspiele und Idyllen befanden, fast gänzlich, und wo in der Folge noch Spuren der Lohensteinschen Unnatur zu finden waren, da suchte er sie bei jeder neuen Ausgabe seiner Gedichte zu verwischen. Früh schon bemerkte Haller die trefflichen Anlagen unsrer Sprache, in wenig Worten viel zu sagen; er rang unermüdet nach dieser gedankenvollen Kürze, und erreichte sie, wie kein Dichter vor, und wenige nach ihm. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, sein philosophischer Scharfsinn und der Reichthum seiner Erfahrungen boten ihm unerschöpflichen Stoff dar, und eine lange Uebung machte ihn mit dem Schatz der Sprache bekannt, so daß Tiefe der Gedanken, gesunde Moral, Stärke, Adel und Kürze des Ausdrucks die unterscheidenden Merkmale seiner Poesie wurden. Alle seine Gedichte tragen den Stempel des Originals. Dasjenige aber, was seinen poetischen Ruhm begründet hat, sind seine Alpen. Er hat, wie Kleist in seinem Frühling sagt:

die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen,
Zu seinen Ehrensäulen gemacht.

Aber diesen wohlgegründeten Ruhm haben ohne Zweifel seine philosophischen Gedichte befestigt, aus denen durchweg männlicher Ernst und Britischer Tiefsinn her-

vorleuchten. Noch immer steht er an der Spitze unsrer Lehrdichter, zwar an Wohllaut und Anmuth des Vortrags oft übertroffen, aber an Gedankenfülle, Gedrungenheit und Eindringlichkeit nie ganz erreicht. Verschiedene seiner Lehrgedichte haben die Wendung der Satire; dann ist sein Ton mehr ernst und strafend, als lachend und munter; er gleicht dem Juvenal, doch ohne dessen Fehler zu haben. Nicht minder groß aber erscheint Haller als Odendichter und Elegiker, und wir müssen mit Recht bedauern, daß wir der elegischen Gedichte von ihm, worin sich seine schöne Seele so rein und harmonisch abspiegelt, nur so wenige haben.

Haller's Gedichte erschienen zuerst 1732 ohne seinen Namen, und zuletzt 1777 unter dem bescheidenen Titel: „Versuch Schweizerischer Gedichte." (Bern, 8.) Sämmtliche Berner und Göttinger Ausgaben von den Jahren 1734, 43, 48, 49, 51, 53, 58, 62, 68 und 77 sind von ihm selbst besorgt, und enthalten Aenderungen und Verbesserungen, doch sind die alten Lesarten unter dem Texte bemerkt, in der letzten Ausgabe als Anhang. Unecht und nachgedruckt sind die Ausgaben: Danzig, 1743, Wien, Ulm, Zürich u. s. w. Die wichtigsten Stücke der Original-Ausgabe sind folgende. Den Anfang machen seine Morgengedanken, eins seiner frühsten lyrischen Gedichte, das er im 17ten Jahre verfertigte, und das erhabene Betrachtungen über die Größe des Schöpfers in der Natur enthält. Dies und die nachfolgenden beiden Lehroden über die Ehre, und die unvollendete über die Ewigkeit, so wie die Elegie: Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane sind unter seinen lyrischen Stücken am berühmtesten. Ferner die Alpen. Dieses beschreibende Gedicht, veranlaßt durch eine botanische Reise 1728, besteht aus einer Reihe von Natur- und Sittengemälden, welche,

auf eigenthümliche Art anziehend, die Ueberzeugung bewirken sollen, daß Unschuld des Herzens und einfacher Lebensgenuß die Bedingung unsers Glückes sind. Es ist in zehnzeiligen Strophen, und gehört auch jetzt noch zu den trefflichsten Arbeiten in der malerischen Poesie der Deutschen [1]). Endlich: „Ueber den Ursprung des Uebels, in drei Büchern;" vom Jahre 1734, ein Lehrgedicht, das Haller selbst für sein bestes erklärte.

Außer diesen Gedichten haben wir von Haller auch noch politische Romane, Usong (Bern, 1771. 8.) Alfred (Bern, 1773. 8.) und Fabius und Cato (Bern, 1774. 8.), welche die Frage von der besten Regierungsform zum Gegenstande haben. Usong hat am meisten gefallen, und ist in mehrere Sprachen übersetzt worden. Haller schrieb diese Romane noch wenige Jahre vor seinem Tode, wo die Deutsche Litteratur bereits einen höhern Schwung genommen, er selbst aber schon angefangen hatte, an seinem eigenen Geschmack und an seiner Aufklärung irre zu werden. Er verfiel nämlich zuletzt in die finsterste Orthodoxie, worin er den festen Glauben an den Teufel für die Bedingung seiner Seligkeit hielt, und sein poetischer Genius verließ ihn endlich so ganz, daß er gegen den Kaiser Joseph, der ihn besuchte, seine Poesien für eine Jugendsünde erklärte. Ein trauriger Beweis von der Hinfälligkeit auch der edelsten menschlichen Natur [2]).

Anmerk. 1) Eine Prachtausgabe dieses Gedichts, mit Kupfern, erschien, Bern 1774. gr. 4. Jeder Strophe ist eine allegorische Vignette und Tscharner's Französ. Uebersetzung mit einigen Verbesserungen beigefügt.

2) Nachrichten von Haller's Leben und Schriften findet man in dem: „Leben des Herrn v. Haller, von Joh. Georg Zimmermann ꝛc. (Zürich, 1755. 8.) und in Chr. Gott. Heyne Elogium Alberti de Haller. Göttingae, 1778. 4.

Ueber seinen litterarischen Charakter s. besonders Manso's Abhandlung über ihn, mit treffenden Bemerkungen über seine vorzüglichsten Gedichte, in den „Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen," (Leipzig, 1792. 8.) Bd. I. Stück 1.

## §. 4. Fortsetzung.

So wie Haller am unbedingtesten über unsere Sprache geherrscht, ihren männlichen Charakter am richtigsten empfunden und gewürdigt, und zur Entfaltung ihres poetischen Geistes am kräftigsten gewirkt hat, so ist ihr von Niemanden glücklicher als von Hagedorn das Gepräge der Anmuth, Leichtigkeit und Zierlichkeit aufgedruckt worden.

Friedrich v. Hagedorn wurde 1708 zu Hamburg geboren, und starb daselbst 1754 als Secretair bei dem Englischen Court, einer schon im dreizehnten Jahrh. gegründeten Handelsgesellschaft. Ein Mann, der seinen Geschmack durch das Studium des klassischen Alterthums und der Französ. Litteratur gebildet, zugleich einen theilnehmenden und für gesellige Freude empfänglichen Sinn hatte. Daher geräth ihm das fröhliche, scherzhafte Lied am besten, denn hier konnt' er sich hingeben seiner herrschenden Neigung zur Freude und zum veredelten Genuß; hier konnt' er öffnen sein volles, freies Herz! Mit Recht hat man von Hagedorn's Liedern gesagt, daß sie die ersten gewesen sind, deren sich der Deutsche Geschmack nicht zu schämen hatte, indem in ihnen der wahre Ton des muntern Gesanges zuerst mit Glück getroffen war. Sie athmen den Geist sanfter Fröhlichkeit und naiven Witzes, und eine leichte, körnichte, wohlklingende Sprache empfiehlt sie dem allgemeinen Gebrauch. Hagedorn gab seine Lieder unter dem Titel: „Sammlung neuer Oden und Lieder, in fünf

Büchern," (Hamburg, 1747. 8.) heraus, worauf 1754 eine zweite, vermehrte, und 1756 eine dritte mit Musik in 3 Theilen erschien. Drei Jahr darauf, 1750, erschien auch eine Sammlung seiner moralischen Gedichte, und eine N. A. 1752. Sie sind mehr satirisch als didaktisch, und enthalten nützliche Lehren und fruchtbare Sittensprüche, die in einem gefälligen Ton vorgetragen und mit kleinen satirischen Gemälden belebt sind. Das beste ist: „die Glückseligkeit," in welchem die falschen Meinungen der Menschen über diesen Gegenstand, und ihre daraus entspringenden Leidenschaften bestraft werden.

Als Fabeldichter und Erzähler hat er sich durch seinen „Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen." (Hamburg, 1738. 8., und N. A. in zwei Büchern 1752) ein dauerndes Verdienst erworben. Der Stoff zu seinen Fabeln ist meist aus ältern Dichtern entlehnt, doch hat er fremde Erfindung eigenthümlich behandelt. Sie zeichnen sich vor allen frühern Gedichten dieser Art vortheilhaft aus durch Composition, fließende Schreibart, muntere Erzählung, witzige Einfälle und naive Wendung, besonders aber durch eine fruchtbare Moral und eingestreute Sittensprüche. Manche, wie sein „Johann der Seifensieder," leben noch jetzt wie ein Sprichwort in dem Munde des gesammten Volks; obwohl auch die besten nicht frei sind von einer gewissen seinem Zeitalter angehörigen schwatzhaften Ausführlichkeit.

Endlich versuchte sich Hagedorn auch im Sinngedicht. Wenn gleich hier der epigrammatische Witz weniger als der belehrende Verstand und das gute Herz spricht, so enthält doch die im Jahre 1752 veranstaltete Sammlung sehr treffende Epigramme, die, meist von eigener Erfindung, sich bald durch einen anziehenden Gedanken, bald durch Scharfsinn, bald durch überraschende Wendung auszeichnen.

Die ersten Gedichte, welche Hagedorn bald nach seinem Abgang von der Universität Jena, unter dem Titel: „Fr. v. H. Versuche einiger Gedichte, oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden," Hamburg, 1729 sammelte, tragen noch zu viel von der rauhen, unbehilflichen Sprache und dem wässrigen Geschmack seiner Zeit an sich; daher hat er, der immer fortschritt, nur wenig von diesen Versuchen in seine spätern Sammlungen aufgenommen. Kein Dichter hat das Horazische nonum prematur in annum so treu befolgt wie Er. Er pflegte seine neuen Gedichte erst ein Paar Jahre auf die Seite zu legen, sie dann zu mustern, das Urtheil seiner Freunde zu hören, und das, was ihm nicht gefiel, oder sich nicht verbessern lassen wollte, dem Vulkan zu opfern. Darum nennt ihn Wieland mit Recht den Dichter, den an Feinheit des Geschmacks Keiner, von welcher Nation er sey, übertroffen, der unter allen unsern Dichtern seine Werke am meisten gefeilt hat, und dem Wenige an Fleiß jemals gleichen werden.

Vergleicht man daher seine spätern Arbeiten mit seinen frühern, und noch mehr seine umgearbeiteten ältern Stücke in ihrer ursprünglichen Gestalt mit der schönen Form ihrer letzten Vollendung, so sieht man, wie sorgsam er gebessert hat. Dies ist der Fall bei der nach Hagedorn's Tode durch den Buchhändler Bohn zu Hamburg besorgten, von dem Verf. selbst auf das genaueste durchgesehenen, auch mit neuen Gedichten und Zusätzen vermehrten doppelten Ausgabe, die unter dem Titel: „Herrn Friedrich's von Hagedorn sämmtliche poetische Werke," in drei Theilen 8., und zwar die größere Ausgabe mit Vignetten 1756, die kleinere ohne Vignetten 1757 erschien; jene wurde 1769 zum zweiten Male, diese 1771 zum vierten Male aufgelegt. Endlich erschienen „Fr. v. Hagedorn's poetische Werke, mit sei-

ner Lebensbeschreibung und Charakteristik, und mit Auszügen seines Briefwechsels begleitet, von Johann Joachim Eschenburg." (Fünf Theile. Hamburg, 1800. 8. mit neuem Titel 1825.), — eine Ausgabe, die, unter allen die vollständigste und sorgfältigste, in mehrfacher Hinsicht klassisch genannt werden kann.

Anmerk. Nachricht von Hagedorn's Leben findet man in der Eschenburgschen Ausgabe seiner poetischen Werke Th. IV.; ferner in Christ. Heinr. Schmid's Biographie der Dichter Th. II. Diese Arbeit wurde vor ihrem Abdruck von Hagedorn's Bruder, Christian Ludewig (geb. 1712, gest. 1764 zu Dresden als Generaldirector der Kunstakademie daselbst), der sich um die Kunst, besonders durch seine „Betrachtungen über die Malerei," (Leipzig 1762) verdient gemacht hat, durchgesehen, berichtigt, und mit Zusätzen begleitet. Vergl. Vetterlein's Handbuch der poetischen Litteratur ꝛc. S. 93 bis 101, und Jörden's Lexikon ꝛc. Bd. II. S. 286 bis 303.

## §. 5. Karl Friedrich Drollinger.

Dieselbe Richtung, welche Haller in seiner dichterischen Bildungsperiode genommen, nahm auch Drollinger, der 1688 zu Durlach geboren, 1742 zu Basel als Baden-Durlachscher Archivar starb. Auch er dichtete anfänglich im Lohensteinischen Geschmack, aber bald strebte er bessern Mustern nach. Seiner Poesie fehlt es nicht an Geist und Wohllaut, und aus seinen Oden spricht stellenweise eine Begeisterung, deren sich mancher gefeierte Name späterer Zeit nicht geschämt haben würde. An gedrungener Kürze und tiefen Gedanken übertrifft ihn nur Haller, dem er an Empfindung und reinem Ausdruck gleich steht, und an Versbau und Sprache sogar den Vorrang abläuft. Seine vorzüglichsten Gedichte sind seine lyrischen, besonders die drei Oden: Lob der Gott-

heit, Unsterblichkeit der Seele, und göttliche Vorsehung — durch die er auch seinen Ruhm begründet hat. — Eine Sammlung seiner Gedichte erschien erst nach seinem Tode unter dem Titel: „Herrn Karl Friedrich Drollingers, weil. Hochfürstl. Badendurchlachischen Hofraths und geheimen Archivhalters, Gedichte, sammt andern dazu gehörigen Stücken ꝛc. Basel, 1743.," und mit neuem Titel: Frankfurt a. M. 1745. 8.

Anmerk. Nachrichten von seinem Leben enthält die, den Gedichten angehängte Gedächtnißrede von Spreng. — Ueber seinen dichterischen Charakter s. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 203 bis 205.

## §. 6. Christian Fürchtegott Gellert.

So viel auch die vorgenannten Dichter dieses Zeitalters zur Veredlung des Geschmacks gethan, so bedurfte doch Deutschland eines Dichters, der durch Faßlichkeit und sittliche Belehrung auf die Gesammtheit des Volkes zu wirken, und in alle Stände einzugreifen Anlage und Beruf hatte. Dieser Mann der Nation fand sich in Gellert, der, geboren 1715 zu Haynichen, einem Städtchen im Kursächsischen Erzgebirge, und gest. 1769 als Professor der Philosophie zu Leipzig, hier eine umständlichere Erwähnung verdient. Seine Blüthezeit fällt in die Tage, wo die Schule Gottsched's ihrem Untergang entgegenreifte, und ein Klopstock die bessern Köpfe Deutschlands für die Poesie zu entzünden suchte. Daher sagt Gellert selbst von jenem: „es war eine Zeit, wo ich alles darum gegeben hätte, von Gottsched gelobt zu werden, und nach einem halben Jahre hätte ich alles darum gegeben, seines Lobes überhoben zu seyn;" und Klopstock empfängt ihn in seinem Wingolf (3tes Lied) mit den Worten:

Dich soll der schönsten Mutter geliebteste
Und schönste Tochter lesen, und reizender
Im Lesen werden, dich in Unschuld,
Sieht sie dich etwa wo schlummern, küssen.

Diese Anrede gibt zugleich den Standpunkt an, aus dem Gellert beurtheilt seyn will. Er war kein Genie der ersten Größe, kein ausgezeichneter Gelehrter, keiner der ersten Dichter; aber seine guten natürlichen Anlagen, sein heller Verstand, seine wohlgeordneten Seelenkräfte, sein geläuterter Geschmack, und besonders sein frommer Sinn, seine Richtung auf alles Gute und Schöne, machten ihn mittelst der Poesie zum Verbreiter praktischer Wahrheiten, zum wohlthätigsten Lehrer in der Religion und Tugend, und zum Beförderer eines guten Geschmacks im Volke. Mit dieser Reinheit und Einfalt seines Sinnes verband sich die Kunst einer beredten Leichtigkeit und Herabstimmung zu dem Volksgeist, und das Talent, seinen Lehren und Wahrheiten durch einen muntern scherzhaften Ton einen gefälligen Eingang zu verschaffen. Und diesen Eigenschaften vereint muß man es zuschreiben, daß Gellert von allen Ständen und Altern begierig gelesen wurde, und daß Er, der in Griechenland nur ein mittelmäßiger Dichter gewesen seyn würde, in Deutschland das wurde, was Homer den Griechen war — ein Nationaldichter. Die Achtung und Liebe, welche der fromme Mann in allen Verhältnissen seines Lebens und bei Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen, genoß, war nur eine Folge seiner klaren, reinen Seele, die jeden Leser seiner Schriften zu ihm hinzog. Die Preußischen Prinzen Karl und Heinrich, nebst den Preußischen Offizieren, drängten sich in Leipzig, ihn zu sprechen und zu hören; Friedrich II., vor dem er die Ehre der Deutschen Litteratur vertheidigt hatte [1]), sagte von ihm: c'est le plus raisonnable de tous les sa-

vans allemands; der General Hülsen belegte Gellert's Geburtsort nur mit einer sehr leichten Einquartierung, und ließ dem Rath sagen, es geschähe aus Hochachtung gegen Gellert; seine Schüler sandten ihm aus allen Gegenden Deutschlands jährlich ansehnliche Geschenke und Pensionen, um ihm sein Leben zu erheitern; selbst ein Bauer brachte ihm einst, erbaut durch seine schönen Fabeln, ein Fuder Holz, und sein Kurfürst, Friedrich Christian, bezeigte dem kränkelnden, hypochondrischen Mann wiederholt seine lebhafteste Theilnahme. Daher war auch die Betrübniß bei der Nachricht von Gellert's Tode so allgemein und groß, daß sein Lob mit einer Art von Begeisterung getrieben, und Wallfahrten zu seinem Grabe angestellt wurden, die endlich der Leipziger Rath untersagen mußte. Sehr wahr sagt Garve, am Schluß seiner Schilderung des Gellertschen Charakters: „So lange die Deutschen ihre jetzige Sprache verstehen, werden sie die Gellertschen Schriften lesen; diese Epoche kann ihre Grenzen haben; aber den Gellertschen Charakter werden die Menschen verehren, so lange sie die Tugend kennen, und diese Zeit ist unbegrenzt."

Gellert schrieb Fabeln, Erzählungen, Lustspiele, geistliche Lieder und Oden. Als Fabel- und geistlicher Liederdichter hat er sich am meisten verdient gemacht. In der Fabel gleicht er dem Lafontaine an beredter Leichtigkeit und schalkhaftem Witz, hat aber auch dessen Fehler der Weitschweifigkeit; in den eigentlichen Erzählungen herrscht eine gutmüthige Geschwätzigkeit und Breite, doch ist der Vortrag fließend und natürlich. Beides hat seinen Namen unter dem Volke bis auf den heutigen Tag fortgetragen. Seine geistlichen Oden und Lieder — unstreitig seine ersten und herrlichsten Schöpfungen — sprechen die reinen Empfindungen eines andächtigen, Gott und der Tugend ergebenen Herzens

rührend und ergreifend aus. Seine Lehrgedichte haben zwar weder den Vorzug eines seltenen philosophischen Tiefsinns, noch eines sehr belebten und nachdrucksvollen poetischen Vortrags; aber sie enthalten doch viel Philosophie des Lebens in einem gefälligen Gewande, und empfehlen sich besonders durch Leichtigkeit und sanfte Ueberredung. Die Lust- und Schäferspiele 1745, können bei dem jetzigen Bildungsstand der Deutschen Bühne kein Interesse mehr erregen, woran es ihnen damaliger Zeit nicht fehlte; eben so wenig sein Leben der Schwedischen Gräfinn von G**, 1747, welches aber einer der ersten gelungenen Versuche der Deutschen im Fache des Romans ist.

Um die Prosa erwarb sich Gellert ausgezeichnete Verdienste, theils durch seine moralischen Vorlesungen, die, auf der Leipziger Universität gehalten, erst nach seinem Tode, Leipzig, 1770, 8., erschienen, theils durch seine Anweisung zum Briefschreiben und eine Sammlung eigner Briefe, die, an wirkliche Personen geschrieben, viel dazu beigetragen haben, an die Stelle des steifen, pedantischen Briefstyls die Sprache der Natur und des Umgangs zu setzen. So wie übrigens seine Verse leicht und wohlklingend sind, so ist seine prosaische Schreibart rein, bis auf Kleinigkeiten correct und fließend. Indessen herrscht in seinen meisten Schriften unleugbar ein gewisser kleinlauter, schwermüthiger und weinerlicher Charakter, der sich aus seiner hypochondrischen Stimmung und einer übergroßen Rechtgläubigkeit erklären läßt.

Gellert's Schriften, besonders die Fabeln, sind einzeln in sehr vielen Abdrücken und Formen erschienen. Die erste vollständige Ausgabe wurde von ihm selbst, unter dem Titel: „Gellert's sämmtliche Schriften," (Leipzig, 1769, 8.) in fünf Theilen, veranstaltet. Als

Anhang dazu kamen heraus: „Vermischte Gedichte, von Gellert“ (Leipzig, 1770. 8.), worin mehrere von Gellert verworfene, oder gar nicht von ihm herrührende Gedichte enthalten sind. Zu diesen sämmtlichen Schriften erschienen, nach Gellert's Tode, noch 5 Theile, von 1770 bis 1774. Neue Auflagen dieser echten Ausgaben sind von 1775 und 1784, 10 Theile, 8. Nachdrücke sind die Ausgaben: Berlin und Stettin, 1772. 8. Wien, 1773. 8. Biel, 1773. 8. Bern, 1774. 8.

Mehrere Gellertsche Schriften, besonders seine Fabeln und Erzählungen, sind in's Französische, Italiänische, Holländische, Russische, Polnische, Lateinische, ja sogar in's Hebräische übersetzt. Von seinen geistlichen Liedern, die ebenfalls in mehrere Sprachen, unter andern in's Französische von Friedrich's II. Gemahlin, der Königin Elisabeth (Berlin, 1789), übersetzt wurden, sind viele, zum Theil mit mancherlei Veränderungen, in die neueren Gesangbücher aufgenommen worden 2).

Anmerk. 1) Friedrich hatte ihn den 18ten Decemb. des Jahres 1760 zu sich rufen lassen, und ihm, nach einer Unterredung über den Zustand der Deutschen Litteratur, wegen seiner Fabeln, von denen Gellert ihm den klugen Maler in Athen vordeclamirte, seinen Beifall bezeugt. S. Sechs Briefe von Gellert und Rabener. Leipzig und Stralsund, 1770. 8.

2) Der Schriften über Gellert's Leben und schriftstellerischen Charakter gibt es überaus viel. Sein Leben ist am besten beschrieben in dem letzten Theil der sämmtlichen Schriften, von Joh. Andr. Cramer, Leipzig 1774, und in Christ. Heinr. Schmid's Nekrolog, Bd. II. S. 481—532., wo auch ein Verzeichniß von 44 Schriften aufgeführt ist, die Gellert's Tod veranlaßt hat. Die beste Würdigung seines schriftstellerischen Charakters findet man, von Garve,

in

in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften Bd. XII. St. 2. S. 185 bis 222. So wie Gellert in der Schrift: „Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter," 2 Thle. Frankfurt und Leipzig 1771 und 72 (von Unzer) auf eine verächtliche Weise zum armseligsten Reimer herabgewürdiget ist, so hat ihn Abt in seiner Schrift „vom Verdienst" übermäßig erhoben. Die Wahrheit liegt in der Mitte.

## §. 7. Gottlieb Wilhelm Rabener.

Da im Leben Gellert und Rabener durch gleiche Gesinnung und litterarisches Streben befreundet waren, und Beide einen gleichmäßigen Leserkreis, besonders in dem Mittelstande, sich gebildet hatten: so mögen sie auch hier beisammen stehen. Rabener wurde 1714 zu Wachau unweit Leipzig geboren, und starb 1771 als Obersteuerrath zu Dresden. Wie Gellert als Fabel- und Liederdichter, so war Rabener als Satiriker der Lieblingsschriftsteller seiner Zeit. Man erhob ihn über alle Uebrige, und vergaß darüber des Liscov (6te Periode, S. 319.), dessen Verdienste und Vorzüge erst in neuerer Zeit allgemeiner anerkannt worden sind. Stehe er diesem indessen immerhin nach, nie wird man seinen Witz, wenn dieser auch nur vorübergehende Thorheiten seines Zeitalters treffen sollte, zum bloßen Conversationsspaß eines nüchternen und frostigen Zirkels [1]) herabsetzen, und ihm den Ruhm nehmen dürfen, zu den besten Satirikern der Deutschen zu gehören; denn er zeigt überall seinen Beobachtungsgeist, heitere Laune und das Talent einer anziehenden Darstellungsgabe. Seine Satire ist, was jede Satire seyn soll, eine poetische Darstellung sittlicher Unvollkommenheiten der wirklichen Welt, im Contrast mit der idealischen; aber sie ist nicht strafend, sondern scherzhaft. Er hatte es nicht mit moralischen Gebre-

chen und Lastern zu thun, die kein Gegenstand des Scherzes seyn können, sondern mit dem Unverstand und den Thorheiten, die mehr die äußern gesellschaftlichen Verhältnisse als die Sittlichkeit angehen. Sein Spott trifft nur den Thoren des Mittelstandes, den Aftergelehrten, den tölpischen Priester, den albernen Dorfjunker, den Gelegenheitsreimer, den Charlatan, den Wucherer und die eiteln und närrischen Weiber. An die Thorheiten des Hofes und der Großen hat er sich nicht gemacht; auch wollte er nie persönlich seyn. Durchweg blickt aus seiner Satire der gutmüthige Lacher, der nur vergnügen und bessern, nicht verkleinern, herabsetzen und kränken will. So hat ihn auch Klopstock in seinem Wingolf (2tes Lied, Str. 25 bis 29) genommen, der seine Charakteristik mit den Worten schließt:

Dem Enkel winkend stell' ich dein heilig Bild
Zu Tiburs Lacher, und zu der Honyhmeß Freund;
Da sollst du einst den Namen (wenig
Führeten ihn) des Gerechten führen!

wodurch Rabener's klassischer Werth und der edle Charakter seiner Satire, die mehr dem Horazischen Glimpf als der Lucianischen schonungslosen Bitterkeit gleicht, hinlänglich angedeutet wird. Rabener schrieb übrigens, mit Ausnahme einer einzigen, in Alexandrinern abgefaßten Satire, in Prosa. Sprache und Styl sind rein und fließend, aber seine Schreibart hat den Fehler der meisten populären Schriftsteller, sie ist etwas breit und gedehnt. Dies und die veränderte Sitte, nach welcher jetzt Manches veraltet und unpassend erscheint, was vor einem Jahrhundert treffend und anziehend war, ist der Grund, daß Rabener's Satiren unser Zeitalter nicht mehr so ansprechen wollen.

Die erste Ausgabe seiner Schriften erschien unter dem Titel: „Sammlung satirischer Schriften." (Erster,

zweiter Theil. Leipzig, 1751. gr. 8. Dritter Th ebendas. 1752. gr. 8. Vierter Theil ebendas. 1755. gr. 8.) Die neuste Ausgabe hat den Titel: „Gottlieb Wilhelm Rabener's sämmtliche Schriften." (Sechs Theile. Leipzig, 1777. 8.) In dem ersten Theil befindet sich Rabener's Leben und Charakter, von Chr. Fel. Weiße. Der dritte Theil enthält die „satirische Briefe," in denen sein schöpferischer Geist sich am meisten geäußert hat. Die Gabe, die Sitten, die Denkart, den Ton jeder Lebensart, jedes Charakters, jeder herrschenden Leidenschaft genau zu treffen, diese eigenthümliche Gabe des dichterischen Talents hat er nirgends in einem so hohen Grade gezeigt. Er läßt Leute aus allen Ständen sprechen, und Alle reden ihre eigene Sprache. Das Bild ist allemal treu, und die Züge, die er wählt, sind allgemein kenntliche Züge, die damals Jeder in Originalen bemerkte, die aber nur Er so zusammen zu finden, so in's Licht zu stellen wußte. — Sämmtliche Rabener'sche Schriften sind, wie die Gellertschen, in's Französische, Englische und Holländische, einige Stücke auch in's Schwedische und Dänische übersetzt worden [2]).

Anmerk. 1) s. Horn's Geschichte und Kritik ꝛc. S. 193.

2) s. Charaktere Deutscher Dichter ꝛc. Bd. I. S. 250 bis 253. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. IV. S. 233 — 253.

## §. 8. Ewald Christian von Kleist.

Ein neuer Liebling der Deutschen ist Kleist. Er wurde 1715 zu Zeblin, einem Dorfe in Hinterpommern, geboren und starb als Major bei der Preuß. Armee an seinen, in der Schlacht bei Kunersdorf erhaltenen Wunden, 1759 zu Frankfurt a. d. O. Er hatte das Glück, von den edelsten Männern seiner Zeit, einem Gleim, Sulzer, Ramler, Spalding, Ewald, Hirzel,

Lessing, Geßner ꝛc. nicht bloß gekannt, sondern innig geliebt und geschätzt zu seyn. Dieses Glück verdankte er seinem Charakter und seinem Talent. Held aus Pflicht, aber Freund der Wissenschaften und Dichter aus Neigung, begeisterte ihn die Muse zarter Empfindung, auch mitten im Getöse der Waffen. Eine natürliche und zarte Darstellung edler Gefühle und guter Gesinnungen; die Gabe, die Schönheiten der Natur mit sanften Farben zu malen; eine reine harmonische und weiche Sprache, und endlich ein schwacher Anstrich von Schwermuth, der Wiederschein seines Gemüths: das sind die Grundzüge in den Kleistschen Gedichten. Er hat sich in mehrern Gattungen, in den meisten mit Glück versucht. Mit hoher Anmuth singt er in seinem Frühling die Wunder der Natur, mit feierlicher Erhabenheit und glühendem Dank in seinen Hymnen den Urheber des Weltalls; zärtliche, rührende Klagen tönen in seinen Elegien, und ein reiner unschuldsvoller Sinn spricht aus seinen Idyllen. Das meiste Talent hatte er für die Landschaftsmalerei, für die Schilderung der schönen Natur und der Reize des Landlebens. Sein Frühling, ein beschreibendes Gedicht, das zuerst, nur für Freunde gedruckt, 1749 zu Berlin in 4. mit Lat. Lettern erschien, behauptet noch immer unter den malerischen Poesien der Deutschen einen vorzüglichen Rang. Es beschreibt einen schönen Frühlingstag in einer edlen, gefühlvollen Sprache, wie sie damals noch etwas seltenes war, und ist auch schon deswegen merkwürdig, weil es einer der frühsten Versuche ist, ein größeres Werk in dem heroischen Sylbenmaß der Alten zu dichten *). Nächst dem zeigte Kleist sein Talent in der Elegie. Seine Gedichte an Doris, Amynt, sein Grablied, und besonders seine Sehnsucht nach Ruhe werden immer ihren Werth behalten. Letzteres sang er unter den Ka-

nonen von Prag; es ist eine der schönsten Elegien unsrer Sprache, worin er die Schrecken des Krieges schildert, die verlornen ländlichen Vergnügungen beklagt, die Thorheiten der Welt bestraft, und das Unheil, das sie stiften, beseufzt; aber das, wonach er selbst vergeblich sich sehnte, die Beruhigung, fehlt allen seinen Elegien, auch der besten. Unter seinen Oden möchten die: „an die Preußische Armee" — „das Landleben" — „der Vorsatz;" unter seinen Liedern: „Phyllis an Damon" — „Trinklied" — „Geburtslied," und unter seinen Hymnen: „das Lob der Gottheit," die vorzüglichsten seyn. Um die Idylle hat er sich das Verdienst erworben, die damaligen engen Grenzen derselben durch das Gärtner- und Fischergedicht erweitert zu haben. Die beste ist sein Irin. Die Erzählung und die Fabel, wie das Sinngedicht — in welchem letztern indeß manche feine Wendungen gefunden werden — erscheinen in seinen Poesien als untergeordnet. Auch sein „Cissides und Paches," eine Art heroisches Gedicht, oder wie er es selbst nennt, ein kleiner kriegerischer Roman, worin die kriegerischen Thaten einiger heldenmüthigen Freunde in Macedonien erzählt werden, ist nur wegen einzelner vortrefflicher Stellen zu bemerken, indem es dem Ganzen an Zusammenhang der Theile, und also an Interesse gebricht. Mehrere dieser Gedichte, besonders der Frühling, sind in die gebildetsten neuern Sprachen übersetzt worden.

Was die Ausgaben der Kleist'schen Gedichte betrifft, so hat er selbst zwei Sammlungen derselben veranstaltet. Die erste führt den Titel: „Gedichte, von dem Verfasser des Frühlings." (Berlin, 1756. 8.), und die zweite, die als das Supplement der erstern anzusehen ist: „Neue Gedichte, von dem Verfasser des Frühlings." (Berlin, 1758. 8.) Dies sind die beiden echten Originalausgaben. Nach dem Tode des Dichters besorgte

Ramler eine vollständige zwiefache Ausgabe, unter dem Titel: „Des Herrn Ewald Christian von Kleist sämmtliche Werke." (Erster, zweiter Theil. Berlin, 1760. gr. 8., mit Kupfern und Vignetten von Meil.); und die andere unter gleichem Titel, mit lat. Lettern, ebenfalls Berlin, 1760, aber kl. 8. und ohne Kupfer. Die größere Ausgabe wurde, mit lateinischen Lettern, zu Berlin 1778 wiederholt, und die kleinere dreimal, nämlich 1761, 71 u. 82 wieder aufgelegt. Endlich erschien: „Ewald Christian von Kleist's sämmtliche Werke, nebst des Dichters Leben, aus seinen Briefen an Gleim. Herausgegeben von Wilhelm Körte." (Erster Theil. Mit dem Bildnisse des Dichters. Zweiter Theil. Berlin, 1803. gr. 8.; Neue Auflage 1825. 2 Bde. 16.) — Durch diese Ausgabe wollte Körte in Halberstadt Kleist's Werke aus einer hinterlassenen Handschrift desselben wieder herstellen, weil sie durch Ramler's eigenmächtige Aenderungen alle Eigenthümlichkeit verloren hätten. Es ist nach den darüber geführten Verhandlungen [2]) wohl anzunehmen, daß Ramler allerdings manche eigenmächtige Aenderungen sich erlaubt haben mag; aber sie sind weder so wichtig noch so zahlreich, als Körte sie angibt [3]), der auch von der Kleist'schen Handschrift, die er bei seiner Ausgabe zu Grunde legte, uns gar keine Auskunft gegeben hat [4]).

Anmerk. 1) Kleist wählte zur Versart seines Frühlings den Hexameter mit einer Vorschlagsylbe, den schon vor ihm Uz in seiner Ode: der Frühling, versucht hatte. Nach Klopstock's Urtheil ist Kleist's Hexameter ein schöner anapästischer Vers, der noch schöner seyn würde, wenn der Jambus den Anapäst öfters unterbräche.

2) S. Vetterlein's Handbuch der poetischen Litteratur der Deutschen, S. 388 und 389.

3) Von den 64 poetischen und prosaischen Stücken,

welche sich in beiden Theilen der Körte'schen Ausgabe befinden, haben einige dreißig auch nicht die mindeste Abweichung von der Ramler'schen Ausgabe. Bei dem größten Theil der noch übrigen Stücke sind die Abweichungen so unbeträchtlich, daß in Einem Gedichte kaum mehr als zwei, drei, vier vorkommen, und diese öfters selbst nur einzelne Wörter betreffen. — So versichert Jördens in seinem Lexikon Bd. II. S. 657, und führt alsdann sämmtliche Abweichungen in den Lesarten auf.

4) Ueber Kleist's Leben und Charakter s. „Ehrengedächtniß Herrn Ewald Christian von Kleist" (von Friedrich Nicolai, Berlin, 1760. 4.), die erste gut geschriebene Deutsche Biographie unsers Dichters; und: Kleist's Leben, in der Körte'schen Ausgabe, so wie Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. I. S. 253 bis 255.

## §. 9. Joh. Elias Schlegel. Joh. Adolph Schlegel. Joh. Heinrich Schlegel.

Drei Brüder Schlegel haben in verschiedenen Dichtarten an der Förderung eines klassischen Geschmacks rühmlichen Antheil genommen.

1) Joh. Elias S. geb. 1718 zu Meißen, und gest. als Professor an der Ritterakademie zu Soroe 1749, also im 31sten Jahre seines Alters. Ein geistreicher Schriftsteller, der bei glücklichern Umgebungen, als Gottsched und dessen Partei waren, und bei längerem Leben, durch seinen scharfen Verstand, seine rege Phantasie, seine Studien des Griechischen Alterthums und seinen Fleiß, sich einen noch höhern Standpunkt erschwungen haben würde, als er jetzt einnimmt. Wir besitzen von ihm Episteln und dramatische Schriften. Sein Ruhm gründet sich auf die letztern, besonders auf seine Trauerspiele. Er trat zu einer Zeit auf, als das Trauerspiel unter den Händen Gottsched's — dessen Partei er übrigens nicht nahm — unwürdig geschilderte Charaktere und eine platte

Sprache erhalten hatte. Er gab der Handlung einen natürlich fortschreitenden Gang und anziehende Situationen; er zeichnete seine Charaktere durch einzelne starke Züge aus, ließ seine Helden mit Würde sprechen, und gab seinen gedankenreichen Versen zugleich Leichtigkeit und Harmonie. Seine Plane sind freilich nach Art der Franzosen und besonders des Racine angelegt, seine Handlungen nicht reich und mannichfaltig, seine Helden zu sehr Theaterhelden, seinen Charakteren fehlt das Große und Leidenschaftliche, in seiner Sprache ist zu viel leere Declamation ohne tragische Kraft, und der Sittensprüche sind zu viel; aber nach dem Begriffe, der damals vom Trauerspiel herrschte, leistete er allem dem Genüge, was man von der Oekonomie und dem Mechanismus desselben foderte, und überall offenbart sich der günstige Einfluß, den die Griechen auf ihn hatten. Seine vornehmsten Trauerspiele sind die Trojanerinnen, Kanut, das am häufigsten aufgeführt worden ist, und Hermann, das er selbst vorzog, das aber, ungeachtet der Anlage zu einem echt Deutschen Trauerspiele, doch zu kalt erscheint, wenn man es gegen das lebendige Heldengemälde von Klopstock hält. Ueberhaupt hat er sechs Trauerspiele vollendet. — Im Lustspiel hatte er noch schlechtere Vorgänger als in der Tragödie, dennoch mißlang es ihm gerade nicht. Muthig wagt er sich sogar an Charakterstücke; allein es gebrach ihm an Kenntniß der feinern Welt, und in der Schilderung Deutscher Bürgersitten blieb er oft der Natur zu getreu. Dem Plane nach ist der Triumph der guten Frauen, in Prosa geschrieben, sein bestes Stück, dem Mendelssohn Leben, echten Witz und den Ton der feinen Welt zugesteht; nächst dem die stumme Schönheit, in Alexandrinern, welches Lessing noch im J. 1767 für das beste Deutsche Lustspiel in Versen erklärte [1]), und der

Geheimnißvolle. Ueberhaupt schrieb er fünf Lustspiele.

Eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke unternahm sein jüngster Bruder Joh. Heinr. unter dem Titel: „Joh. El. Schlegel's Werke" ꝛc. (Kopenhagen und Leipzig, 5 Thle. 1761 — 1770. gr. 8.). In dem letzten Theil steht auch das Leben des Dichters (S. 7 bis 52) [2]).

2) Sein zweiter Bruder Johann Adolph wurde 1721 zu Meißen geboren, und starb als Consistorialrath zu Hannover 1793. Er hat sich als geistlicher Liederdichter verdient gemacht, und durch mehrere treffliche Gesänge den Liederschatz der Nation bereichert. Besonders verstand er es, ältere Kirchenlieder zu verbessern. Wir besitzen drei kleine Sammlungen von ihm, die zu Leipzig 1766 (N. A. 1772), 1769 und 1772 gr. 8. erschienen, aus denen viele Lieder in die besten neuen Gesangbücher aufgenommen worden sind. Das Hauptverdienst derselben ist eine reine Sprache, Faßlichkeit und fließende Versification, aber den hohen Schwung der Klopstockschen Muse hat er eher zu vermeiden, als zu ergreifen gesucht. Eigen war ihm eine solche Fruchtbarkeit in der Darstellung, daß er gleich im ersten Feuer der Ausarbeitung mehrere Variationen entwarf. Was Klopstock von ihm, im 7ten Liede seines Wingolf, sagt,

— — — Tönet! da töneten
ihm Lieder, nahmen Geniusbildungen
schnell an! In sie hatt' er der Dichtkunst
Flamme geströmt aus der vollen Urne.

läßt uns vermuthen, daß Adolph Schlegel (denn nur dieser kann von Klopstock gemeint seyn) damals (1747) mehr Feuer und Lebhaftigkeit des Geistes gezeigt haben müsse, als wir späterhin in seinen Liedern wahrnehmen. Uebrigens hat er sich auch durch die Deutsche Uebersetzung

von „Batteux's Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz ꝛc.", wovon die neuste Ausgabe 1770 zu Leipzig erschien, bekannt gemacht [3]).

3) Der jüngste Bruder Joh. Heinrich wurde geboren 1724, und starb 1789 als Professor der Geschichte zu Kopenhagen. Er zeigte sich als Uebersetzer Thomsonscher und Youngscher Trauerspiele, die er 1758, 8., herausgab, und ist der erste, der, nach dem Vorgange der Engländer, reimlose fünffüßige Jamben anwendete.

Anmerk. 1) s. Christ. Heinr. Schmid's Nekrolog, Bd. I. S. 231—266.; und Charaktere der vornehmsten Dichter ꝛc. Bd. VIII. St. 1. S. 97.

2) s. auch Horn's Geschichte ꝛc. S. 188—89.

3) s. über ihn Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1793. Bd. I. S. 71—121.

## §. 10. Magnus Gottfried Lichtwer.

Er wurde 1719 zu Wurzen im Meißnischen Kreise geboren, und starb 1783 als Königl. Preuß. Regierungsrath zu Halberstadt. Seine poetischen Arbeiten bestehen in Fabeln und Erzählungen und einem Lehrgedicht. Jene sind es, die ihm einen Platz in der Reihe unserer geachteten Dichter gegeben haben; denn sie haben sich durch Neuheit der Erfindung, guten Plan, reine Moral, muntern Ton, Laune und körnichten, oft sentenziösen Ausdruck den Freunden Deutscher Dichtkunst empfohlen. Namentlich gehören dahin: „der Vater und die drei Söhne," — „die seltsamen Menschen," — „der kleine Töffel," — „der Kobold," — „Vater und Sohn" ꝛc. Indessen kranken auch mehrere an grammatischen Härten, und der Ton sinkt zuweilen in das Possierliche und Niedrige.

Bei der ersten Erscheinung dieser Fabeln (Leipzig, 1748) achtete man wenig auf sie, besonders da Licht-

wer sich nicht einmal als Verfasser genannt hatte. Nach drei Jahren empfahl Gottsched sie in einer kritischen Anzeige, und nun erst erschien 1758 eine zweite Auflage unter dem Namen und Charakter des Verfassers. Gottsched trat wieder als Lobredner derselben auf, und späterhin Ramler, so wie endlich auch Moses Mendelssohn. Im Jahre 1761 erschienen abermals „Lichtwer's auserlesene und verbesserte Fabeln und Erzählungen, in zweien Büchern." Greifswalde und Leipzig, worin der ungenannte Herausgeber (Ramler) 65 Stück verändert und befeilt hatte. Ungeachtet in der dazu geschriebenen Vorrede die Lichtwer'schen Fabeln sehr gelobt worden waren, und der Herausgeber den Dichter einen Deutschen Lafontaine genannt hatte, so hielt sich Lichtwer doch durch dieses sonderbare Verfahren sehr beleidigt, und besorgte nun gleich im folgenden Jahre 1762 selbst eine neue Ausgabe: „M. G. Lichtwer's Fabeln, in vier Büchern, von dem Verf. selbst herausgegeben. Dritte Auflage." (Berlin, gr. 8.), worin er die eigenmächtigen Veränderungen seines Correctors fast alle verwarf, hingegen selbst viele Verbesserungen anbrachte und neue Fabeln hinzuthat. Die Lichtwersche Vorrede zu dieser Ausgabe bestimmte in der Folge unsern Lessing, in den: „Briefen, die neueste Litteratur betreffend," (Th. 14. Br. 233—236), diesen Streit sowohl von seiner ästhetischen als moralischen Seite zu betrachten, und ihn auf eine eben so einsichtsvolle als unparteiische Weise zu entscheiden. Es ist ziemlich als erwiesen anzunehmen, daß der ungenannte Kunstrichter Ramler gewesen ist. Die letzte Ausgabe besorgte Lichtwer zu Berlin 1775. 8., ohne erhebliche Veränderungen, und nach seinem Tode veranstaltete der Verleger die neueste Ausgabe, Berlin, 1782. 8., die bloß ein Abdruck der vorigen ist [1]).

Außer den Fabeln schrieb Lichtwer ein Lehrgedicht, unter dem Titel: „das Recht der Vernunft, in fünf Büchern, von M. G. Lichtwer." (Leipzig, 1758, kl. 4.), in Alexandrinern; doch konnte dies mit Recht keinen Beifall finden, da ihm alle Eigenschaften eines Gedichts mangeln, und es bloß als ein in Verse gebrachtes Naturrecht nach dem Wolfischen System zu betrachten ist [2]).

Anm. 1) Eine gut zusammengedrängte Erzählung dieses Streits nebst den von den vornehmsten Kunstrichtern damaliger Zeit gefällten Urtheilen, findet sich in Jördens Lexikon ꝛc. Bd. III. S. 371 bis 382. Vergl. Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 380.

2) Ueber Lichtwer's Leben und Verdienste schrieb sehr weitschweifig Friedr. Wilh. Eichholz." (Halberstadt, 1794. 8.) Eine kurze Nachricht, von Lichtwer selbst aufgesetzt, findet sich in Christ. Heinr. Schmid's Biographie der Dichter, Th. II. S. 474 u. f.

## §. 11. Johann Andreas Cramer.

Er wurde geboren 1723 zu Jöhstädt, einem Bergflecken bei Annaberg im Erzgebirge, und starb als Kanzler der Universität zu Kiel 1788, nachdem er zuvor Pfarrer zu Cröllwitz, einem Dorfe bei Halle, dann Oberhofprediger zu Kopenhagen und nachher Superintendent zu Lübeck gewesen war. Cramer war ein gelehrter, vielseitig gebildeter Mann, und ein scharfsinniger Kopf, der seine trefflichen Anlagen auf mehreren Wegen als Redner, Dichter, Geschichtschreiber und Uebersetzer gebildet und benutzt hat. Sein erstes bedeutendes Werk ist die Uebersetzung des Bossuet [1]), die zu Hamburg von 1748 bis 1786 in sieben Theilen, gr. 8., herauskam; er hat sie mit einer Fortsetzung und mit sehr schätzbaren Abhandlungen zur Erläuterung der bürgerlichen und Kirchengeschichte begleitet, und dadurch sein vorzügliches

Talent zum Geschichtschreiber bekundet. Hier betrachten wir ihn indessen nur als Dichter. Wir besitzen von ihm eine Sammlung seiner Poesien, unter dem Titel: „Joh. Andr. Cramer's ꝛc. sämmtliche Gedichte. Erster, zweiter, dritter Theil." (Leipzig, 1782. 1783. 8.) Diese drei Theile, die aus 16 Büchern bestehen, enthalten größtentheils geistliche Lieder, von denen auch sehr viele in neuere Gesangbücher aufgenommen worden sind; nur das sechzehnte Buch begreift Oden und einige Lehrgedichte in sich. Als ein vierter Theil dieser Sammlung können angesehen werden: „Joh. Andr. Cramer's hinterlassene Gedichte, von seinem Sohne C. F. Cramer." (Erstes, zweites, drittes Stück. Altona und Leipzig 1791. 8.), die auch noch einige Oden und Lieder enthalten. Diese lyrischen Gedichte sind es besonders, die sein Andenken in der Litteraturgeschichte bewahren müssen. Die Nachwelt hat hier gut zu machen, was Cramer's unfromme Zeitgenossen verschuldet haben. Die Erscheinung seiner geistlichen Gesänge fiel in eine Zeit, die, arm an religiösem Sinn, mit spöttischer Verachtung Alles von sich stieß, was frommes Gefühl und wahre Gottesliebe hauchte. Eine falsche Richtung, welche die Aufklärung damals genommen hatte, widerstrebte dem heiligen Sänger, dessen Stimme, wie die Stimme eines Predigers in der Wüste, verhallte. Nur hie und da begriff man den Werth seiner Lieder und fühlte die Begeisterung, die aus ihnen hervorströmte, und den rhythmischen Wohllaut seiner Verse, den Klopstock erhebt, wenn er im Wingolf (Lied 2. Str. 16.) von ihm sagt:

— — Cramern gehet in Rhythmustanz
mit hochgehobner Leier Jduna vor.
Sie geht, und sieht auf ihn zurücke,
wie auf die Wipfel des Hains der Tag sieht.

Seine Oden haben freilich nicht Klopstock'schen Geist, aber es fehlt ihnen nicht an starken Bildern, edlem Ausdruck, fließenden Wendungen und besonders nicht an harmonischer Versification. Ausgezeichnet sind unter diesen besonders die Oden: „David" — „Luther" und „Melanchthon," erstere durch stolzen Gang und Flug, die zweite durch feuriges Vaterlandsgefühl und edlen Freiheitssinn, und die dritte durch ihre sanfte, gefühlvolle und doch starke Sprache. Sie darf unsere Poesie noch lange als ihre edelsten Erzeugnisse nennen! — Außerdem besitzen wir von Cramern noch eine „poetische Uebersetzung der Psalmen, in vier Theilen." (Leipzig 1762—64, gr. 8.) Es ist nicht eine wörtliche Uebertragung, sondern vielmehr eine Umschreibung jener alten hebräischen Gesänge, die den Hauptinhalt derselben in freien Versarten, nach des Uebersetzers eigner Art, aber nicht ohne großes poetisches Verdienst, ausführt. — Endlich haben wir von ihm auch mehrere Sammlungen von Predigten, die, von ungleichem Werth, doch viele enthalten, die als erbauliche Religionsvorträge und Muster der Kanzelberedsamkeit mit den Predigten von Giseke und J. A. Schlegel wetteifern [2]).

Anmerk. 1) Jac. Benignus Bossuet, geb. zu Dijon 1627, gest. zu Paris 1704, einer der vorzüglichsten Kanzelredner seiner Zeit, schrieb zum Gebrauche des Dauphins: „Discours sur l'Histoire universelle, depuis le commencement du monde jusqu'à l'empire de Charle-Magne. Paris, 1681. 4." Da er, wie schon der Titel sagt, nur bis auf Karl den Großen, d. i. bis auf's Jahr 800 kam, so unternahmen mehrere seiner Landsleute in der Folge die Fortsetzung des Werks, aber man vermißt darin Bossuet's Geist und schöne Schreibart.

2) Ein Mehreres findet man in der „Gedächtnißrede auf den verewigten Cramer, am 23. Jul. 1788, gehalten von Wilhelm Ernst Christiani." Kiel, 1788. 8.

## §. 12. Karl Christian Gärtner.

Er wurde geboren 1712 zu Freiberg im Erzgebirge, und starb 1791 als Hofrath und Professor der Beredsamkeit am Collegium Carolinum zu Braunschweig, in einem Alter von 78 Jahren. Gärtner schuf keine Werke des Geistes, die großen Eindruck zu machen fähig wären; aber er war darum nicht unfruchtbar an nützlichen Bemühungen, und die Geschichte der Litteratur stellt ihn dennoch mit Recht unter ihre vormaligen Pfleger. Er galt nämlich unter den jungen Dichtern, die damals eine Art gelehrter Gesellschaft in Leipzig unter sich gestiftet hatten (Cramer, Schlegel, Rabener, Gellert, Ebert, Giesecke, Zachariä, Conrad Arnold Schmid, Klopstock ꝛc.), und die sich ihre freundschaftlichen Kritiken über ihre Arbeiten mittheilten, für den schärfsten und unparteiischsten, und war für sie das, was einst in Rom Quinctilius für seine gelehrten Freunde, und darunter besonders für den Horaz, war[1]). Darum sagt Klopstock, der ihn sehr liebte, in seinem Wingolf (Str. 56) von ihm:

Uns werth, wie Flaccus war sein Quinctilius,
Der unverhüllten Wahrheit Vertraulichster!

Unter Gottsched's Aufsicht arbeitete er mit an der Uebersetzung des Bayleschen Wörterbuchs[2]), und verdeutschte einige Bände von Rollin's Geschichte. Auch war er Stifter der „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes," eines Journals, das zu Bremen 1750 bis 63 in sechs Bänden 8. erschien, und hier besonders zeigte er sich als scharfsinniger Kritiker der Arbeiten seiner Freunde, denen er durch seinen gebildeten Geschmack, sein feines Gefühl für das Schöne und sein eifriges Studium der Klassiker zu Hilfe kam[3]).

Anm. 1) Quinctilio si quid recitares, corrige, sodes,
Hoc, aiebat, et hoc: melius te posse, negares,

Bis terque expertum frustra? delere iubebat,
Et male tornatos incudi reddere versus.
(Horaz) Brief an die Pisonen, V. 438—41.)

2) Der Titel dieser Uebersetzung lautet: „Herrn Peter Baylens, weil. Prof. der Philosophie und Historie zu Rotterdam, historisches und kritisches Wörterbuch, nach der neusten Auflage von 1740 ins Deutsche übersetzt ꝛc. von Gottscheden." (4 Thle. Leipzig, 1741 bis 1744. Fol.) Die neueste, vom Prof. Schreiter besorgte Ausgabe des Originals erschien unter dem Titel: Dictionnaire historique et critique par Pierre Bayle. Nouvelle édition, revue sur les éditions originales etc. par Mr. de Maizeaux etc. Leipsic, 1805. gr. 4. — Bayle starb 1706.

3) S. Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1791. Bd. I. S. 29 bis 50.

## §. 13. Abraham Gotthelf Kästner.

Kästner wurde 1719 zu Leipzig geboren, und starb 1800 als Professor der Mathematik und Physik zu Göttingen und Königlicher Großbritannischer Hofrath. Ein Mann, in dem Deutschland einen seiner tiefsinnigsten Denker und Mathematiker verehrte, und der zugleich als witziger Kopf und schöner Geist gepriesen wird, darf in einer Litteraturgeschichte der Deutschen nicht übergangen werden, wenn auch sein Verdienst um Deutsche Redekünste seinem Ruhm als Gelehrten nicht gleichkommen sollte. Kästner hat uns allerdings keine großen Werke in der Poesie und Beredsamkeit geliefert; aber er hat sich unter Diejenigen gestellt, welche damals die Deutsche Sprache durch die Anwendung auf wissenschaftliche Gegenstände zu bilden und biegsamer zu machen suchten, indem er mehrere Werke aus dem Schwedischen, Englischen, Französischen und Holländischen in's Deutsche übersetzte, und sich der Muttersprache in seinen mathematischen und physikalischen Schriften zuerst mit befriedigen-

der

der Deutlichkeit bediente. Er hat aber auch unmittelbar um die Dichtkunst durch Bearbeitung des Epigramms sich verdient gemacht. Für diese Dichtart eignete er sich vorzüglich, da sich in ihm Scharfsinn und Witz auf das glücklichste vereinigten, und sein Geist sich eben so leicht in die Feinheiten des gesellschaftlichen Scherzes, als in die Tiefen abstracter Lehren versetzen konnte. Er züchtigt die Thorheiten und Lächerlichkeiten der Menschen um und neben sich, und obgleich er nicht selten persönlich spottet, und seine Pfeile zu tief in die Galle taucht (wodurch er sich manche Fehde in seinem litterarischen und bürgerlichen Leben zuzog), so kann man seinen Epigrammen doch nicht abhold seyn, da sie fast immer witzig und treffend zugleich sind. Sie erschienen zuerst 1781 unter dem Titel: „Abrah. Gotth. Kästner's neuste, grossentheils noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle," (ohne Druckort, aber in Gießen), herausgegeben ohne Vorwissen Kästner's, und mit falschen Stücken vermischt, von dem Obertribunalsrath Ludew. Jul. Friedrich Höpfner zu Darmstadt. Kästner war darüber sehr unwillig, nahm aber doch das Meiste davon in den Anhang zur dritten Auflage seiner „Vermischten Schriften" (Altenburg, 1783. 2 Bde. 8.) auf. Die zweite Sammlung besorgte mit Genehmigung des Dichters der Professor Karl Wilhelm Justi zu Marburg, unter dem Titel: „Abrah. Gotth. Kästner's zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle." (Frankf. und Leipzig, 1800. 2 Bde. 8. Neue unveränderte Auflage, Marburg, 1820.) Seine Lehrgedichte, Elegien, Oden und Fabeln können seinem Ruhm nichts hinzufügen.

Anmerk. Kästner hat sein Leben bis zum Jahr 1756 selbst beschrieben, und zwar in Baldinger's „Biographien jetzt lebender Aerzte und Naturforscher" Bd. I. S. 46 bis 74, und in seiner Vita Abrahami Gotth. Kaest-

neri, Magistri semisecularis, Lips. 1787. 8., einer Schrift, die er bei Gelegenheit der Jubelfeier der Universität Göttingen abfaßte, die zugleich Käſtner's funfzigjähriges Magister-Jubiläum mit beging. — Außerdem ſ. Elogium Abrah. Gotth. Kaestneri, scr. C. G. Heyne. Gottingae, 1804. 4. und eine Deutſche Ueberſetzung dieſer trefflichen Lobrede in Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1800. Bd. II. S. 209 bis 229. S. auch Wetterlein's Handbuch ꝛc. S. 367 bis 377.

## §. 14. Johann Peter Uz.

Wurde geboren 1720 zu Anſpach, und ſtarb 1796 als Director des Burggräflichen Collegiums daſelbſt, nachdem ihm noch wenige Stunden vor ſeinem Tode das Patent eines K. Preuß. Juſtizraths und Landrichters zu Anſpach überreicht worden war. Uz hat in mehreren Dichtungsarten ſein poetiſches Talent gezeigt, in ſcherzhaften und geiſtlichen Liedern, in der Ode, der epiſchen Erzählung, dem Lehrgedicht und der Epiſtel; aber ſein poetiſcher Ruhm gründet ſich vorzüglich auf ſeine lyriſchen Gedichte. Horaz war ſein großes Vorbild, dem er nacheiferte, und in deſſen Geiſt er Tugenden zu preiſen und Laſter zu ſtrafen ſuchte. Herder ſagt in ſeiner Adraſtea, Stück 3., von ihm: „Wenn nach Griechiſcher Weiſe einem Verſtorbenen ſein Ehrenzeichen, eine bekränzte Lyra, auf's Grab geſetzt werden ſollte, ſo gebührte ſie ihm, eine Lyra mit dem dreifachen Kranze der Dichtkunſt, der Weisheit und des thätigen Verdienſtes umwunden. Eben er traf den Ton, in dem die Lehre, Jedermann verſtändlich, in feurigen oder ſanften Sylbenmaßen unſer Gemüth durchdringt, und es in ſüßer Begeiſterung mit ſich fortzieht oder fortreißt. Seine beſten Oden ſind ein Lehrbuch der liebenswürdigſten Moral in ſüßen Geſangweiſen. Wenn er gleich Horazens Sylbenmaße nicht gebraucht hat, ſo ſpricht doch Horazens

Geist durch ihn, im Inhalt sowohl als im Schwung und in der Anordnung seiner Oden. Kehre der Klang derselben, die ein bizarrer Geschmack verdrängt hat, in's Ohr der Jünglinge wieder!" Wirklich hat, wie auch aus diesem Urtheile hervorgeht, Uz seine größte Stärke in der Lehrode. Ihm liegt die Sache der Sittlichkeit am Herzen, daher wird er niemals feuriger, als wenn er den Uebermuth der Großen, die Verderbtheit der Sitten, die entmannte Weichlichkeit der Deutschen und die Verheerungen der Kriege schildert; daher gehören die beiden Oden: „das bedrängte Deutschland," und „an die Deutschen," zu seinen gelungensten und überhaupt zu den besten, die jemals gedichtet worden sind. Aber auch, wenn er im scherzhaften Liede Freude und Vergnügen singt, hört man ihn gern, denn sein Gesang ist schmeichelnd und bezaubernd, oft noch süßer als Hagedorn's. Zur klassischen Vollkommenheit im Deutschen Ausdruck fehlt ihm wenig; im Mechanischen verstößt er nie wider die Gesetze des Wohlklangs, und der Reim scheint den freien Flug seiner Gedanken eben nicht zu fesseln. Seine geistlichen Lieder sind mehrmals in Musik gesetzt, und namentlich von dem trefflichen Capellmeister Schulz mit Melodien begleitet, herausgegeben worden [1]); einige sind auch in unsere Andachtsbücher übergegangen; er selbst hat die meisten in das von ihm und Junkheim besorgte Anspachische Gesangbuch, 1781, aufgenommen. Klopstock schätzte seine geistlichen Lieder so hoch, daß er Uzen (in der Vorrede zum zweiten Theil seiner geistlichen Lieder) zu Beiträgen für ein Privatgesangbuch aufforderte.

Wir besitzen drei Sammlungen der Uzischen Gedichte. Die erste erschien unter dem Titel: „Lyrische Gedichte" (Berlin, 1749. 8.). Den Druck besorgte Gleim, der auch die Gedichte vorher durchgesehen und dem Verf.

seine kritischen Bemerkungen mitgetheilt hatte. Die zweite: „Lyrische und andere Gedichte." (Anspach, 1755. gr. 8.), von Uz selbst besorgt und mit zwei Büchern, einem komisch-epischen Gedicht, „der Sieg des Liebesgottes" und vier poetischen Briefen, vermehrt. Diese Ausgabe wurde 1756 und 1765 zu Leipzig wiederholt. Nachher erschienen: „Sämmtliche poetische Werke von J. P. Uz. Erster, zweiter Band." (Leipzig, 1768. kl. 8. m. K.) Diese Ausgabe wurde durch Weiße besorgt, und enthält in dem hinzugekommenen fünften und sechsten Buche lyrischer Gedichte noch eine beträchtliche Anzahl Oden und geistlicher Lieder. Eine wohlfeilere Handausgabe bloß mit 4 Vignetten auf Druckpap., die zu gleicher Zeit veranstaltet wurde, erschien in einer N. A. 1772 zu Leipzig, in 8. Nach Uzens Tode erhielten wir die letzte und neueste Ausgabe: „Poetische Werke von Joh. Peter Uz. Nach seinen eigenhändigen Verbesserungen herausgegeben von Christian Felix Weiße. Erster, zweiter Band." (Wien, bei J. V. Degen. 1804. gr. 4. Prachtausgabe auf Velinp. mit und ohne Kupf.; und in 8., Velinp. und Druckpap. mit Deutschen Lettern.) Die Verbesserungen hatte Uz vor seinem Tode seinem Freunde nach Leipzig geschickt, um sie bei einer künftigen Ausgabe zu benutzen; sie sind nicht beträchtlich, so wenig wie die Zusätze und Vermehrungen; indessen gewinnt diese Ausgabe durch die neuen Lesarten sowohl an Verbindung der Gedanken, als an Ausdruck und Politur des Verses [2]).

Anmerk. 1) Joh. Peter Uzens lyrische Gedichte religiösen Inhalts, nebst einigen andern Gedichten gleichen Gegenstandes ꝛc., mit Melodien zum Singen beim Claviere von J. A. P. Schulz, Capellmeister Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen. Hamburg, 1784. gr. 4.

2) Ueber Uzens Leben s. Christian Heinrich

Schmid's Biographie der Dichter. Th. II. S. 287—318, wozu Uz selbst dem Herausgeber den Stoff mitgetheilt hatte; ferner: Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1796 ꝛc. Bd. I. S. 65—153, und dasselbe in Weißens Vorbericht zu der von ihm besorgten N. A. von Uzens poetischen Werken. Vergl. Vetterlein's Handbuch der poetischen Litteratur ꝛc. S. 125—130.

## §. 15. Just. Friedrich Wilhelm Zachariä.

Er wurde geboren 1726 zu Frankenhausen in Thüringen, und starb 1777 als Professor der schönen Wissenschaften am Carolinum zu Braunschweig. Zachariä dichtete mit großer Leichtigkeit, und wußte bei seiner Kenntniß des poetischen Mechanismus den ihm zuströmenden poetischen Ideen und Bildern meist eine glückliche und gefällige Form zu geben. Aber eben diese Fülle und Leichtigkeit hielten ihn oft von der nöthigen Strenge der Auswahl, von der feinern Correctheit und Vollkommenheit zurück, die man in mehreren seiner Gedichte um so unangenehmer vermißt, je leichter und gewisser sie bei größerer Anstrengung und Muße einem so vortrefflichen Kopf hätten gelingen müssen. Er versuchte sich in den meisten Dichtungsarten, aber am besten gelang ihm die komisch-epische, und nächst dieser die beschreibende. Seine scherzhaften Heldengedichte unterschieden sich zur Zeit ihrer Erscheinung von Allem, was bis dahin in dieser Gattung unter den Deutschen geleistet worden war, so sehr, daß man die Geschichte des komischen Epos erst mit seinem Renommisten, als dem ersten (1742) dieser Art, beginnen kann. So weit dieses auch noch hinter der Idee eines guten komischen Heldengedichts zurücksteht, weil sein Inhalt zu örtlich, das Wunderbare zu gehäuft, und die Darstellung oft zu niedrig ist, so bleibt es doch als die erste, einigermaßen gelungene Nach-

ahmung von Boileau's und Popens ähnlichen Gedichten merkwürdig. Der Beifall, mit dem dieser erste Versuch aufgenommen wurde, munterte den Dichter auf, seine Anlage zu dieser Dichtart immer mehr auszubilden, um seinem Muster, Pope, näher zu kommen. Auch übertraf er seinen Renommisten im „Schnupftuch" und im „Phaëton," in Anlage und Verwickelung und in dem Aufwande einer glänzenden Einbildungskraft in der Ausführung, und mit Recht werden die genannten Gedichte für sein wichtigstes Verdienst um die Deutsche Poesie geachtet. Doch besaß er zur Vollkommenheit eines komischen Epikers nicht Witz, Laune und feinen Tact genug.

Auch als beschreibender Dichter darf er nicht übersehen werden. Seine „Tageszeiten," bei deren Dichtung er Thomsons Jahreszeiten zum Muster nahm, und „die vier Stufen des weiblichen Alters" gehören zu den angenehmen und lehrreichen Schilderungen nach der Natur, und sind reich an reizenden Gemälden und gefälliger Moral; nur sind zu viel Ungleichheiten darin, und die Farbengebung ist oft zu blendend. Seine Hexameter können als löbliche Versuche betrachtet werden, und sind zum Theil auch recht wohlklingend, nur nicht in seiner Uebersetzung des Milton, die überhaupt, als eine matte unharmonische Paraphrase, keinen Beifall finden konnte. Ein guter Gedanke war es, „Fabeln und Erzählungen in Burkhard Waldis Manier" (Braunschweig, 1771. 8.) herauszugeben (s. S. 187.), worin er die alte, treuherzige Weise unsers vaterländischen Fabulisten glücklich aufgefaßt hat. Auch ist es als verdienstlich zu preisen, daß er das Andenken älterer Dichter durch seine „Auserlesene Stücke der besten Deutschen Dichter, von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten, mit historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen versehen ꝛc. 2 Bände." (Braunschweig, 1766 und 1771. 8.) zu

erneuern suchte, — ein Werk, das Eschenburg nach Zachariä's Tode mit einem dritten Bande vermehrte (1778. 8.)

Eine vollständige Sammlung seiner poetischen Werke besorgte Zachariä selbst, unter dem Titel: „Poetische Schriften," (9 Bände, Braunschweig, 1763 bis 1765, 8.) Da aber der hohe Preis derselben verschiedene Nachdrücke veranlaßt hatte, so veranstaltete er eine wohlfeilere Ausgabe in zwei Theilen (N. A. Braunschweig, 1777. gr. 8.), die Alles enthält, was sich in der vorstehenden Ausgabe befand, mit Ausnahme von Milton's verlorenem Paradiese. Seine hinterlassenen Handschriften wurden mit Auswahl durch Eschenburg bekannt gemacht, und unter dem Titel: „Hinterlassene Schriften von Friedrich Wilh. Zachariä" ꝛc. (Braunschweig, 1781. 8.) mit einer Nachricht von des Verf. Leben und Schriften begleitet.

Anmerk. S. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. 2. S. 309 bis 312 und Jördens Lexikon Bd. 5. S. 575 bis 598.

## §. 16. Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Gleim wurde geboren 1719 zu Ermsleben, einem halberstädtischen Städtchen, studirte zu Halle die Rechte, und bildete hier mit Uz, Götz, Zachariä, v. Cronegk und einigen Andern einen Musen-Verein, ähnlich dem, welchen in Leipzig die Gärtner, Schlegel, Cramer, Klopstock und Rabener ꝛc. sich schufen. Im Jahre 1747 wurde er Secretair des Domkapitels zu Halberstadt, und in der Folge auch Canonicus des nicht weit von dieser Stadt gelegenen Stifts Walbek, und starb 1803.

Gleim gehörte zu den Stiftern der bessern Periode unserer schönen Litteratur. Nicht nur durch eigene Gedichte hat er dazu mitgewirkt, sondern auch vorzüglich durch den Eifer, mit dem er fähige Jünglinge ermun-

terte, sich der Deutschen Muse zu widmen, und mit dem er Enthusiasmus für dieselbe, so weit er reichen konnte, verbreitete. Sein Name verdient daher in dankbarem Andenken erhalten zu werden. Dennoch muß man bekennen, daß sein geistiges Leben nie auf ein großes Ziel hinging. Er drang nicht in die Tiefen der Wissenschaft, und erhob sich in keinem Fache des menschlichen Wissens zu einer gründlichen, wohlgeordneten Kenntniß. Ueberhaupt liebte er die Musen nur in so weit, als sie ihm die Zeit kürzten, und seiner eigenthümlichen Gemüthlichkeit, nach der er von Allen geliebt seyn wollte, Nahrung gaben. Die meisten seiner frühern Producte wurden mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und zeigen auch unleugbar von so entschiedenen Anlagen zur Poesie, daß er den Namen eines Anakreon, den ihm seine Zeitgenossen gaben, in dieser Rücksicht wohl verdient hat. Denn glücklich erlauscht er die Naivetät des Griechen, und mit derselben Heiterkeit singt er den Genuß der Lebensfreuden. Oft ahmt er ihm nach in lieblichen Tändeleien und leichten lyrischen Spielen; doch gefällt er mehr, wenn er Original ist, und dem eigenen Gange seines Geistes folgt. — Seine scherzhaften Lieder athmen innige Fröhlichkeit, und reizen durch einen leichten Fluß der Gedanken, und durch jene scheinbare Nachlässigkeit, die dieser Dichtungsart so wohl ansteht. Wein und Liebe sind es, die ihn begeistern, und reich und üppig strömt die Ader seines Witzes, ohne je die Sittsamkeit zu beleidigen. Allein nicht nur, daß allen diesen Gedichten die letzte Feile und ihre höhere Vollendung fehlt, welche ihnen eine dauernde Klassizität sichern könnte, hat auch der Dichter den Glanz, den sein Zeitalter über ihn verbreitete, durch die Arbeiten seines spätern Alters sehr verdunkelt. Schon einige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege sank Gleim immer mehr zu einem matten und

tändelnden Ton herab, der allen gesetzten Männern widerlich wurde, und in seinen spätern anakreontischen Liedern verkennt man den Liebling der Musen und Grazien fast ganz. Früherhin hatte auch Gleim viel Schuld an dem Schwarm von Dichterlingen, die, durch ihn persönlich aufgemuntert (nicht selten auch von ernstern und gründlichern Studien abgeleitet) oder durch seinen Beifall verführt, Deutschland mit einer Sündfluth kleiner, nett gedruckter Gedichtsammlungen überschwemmten, die nichts als ein unwitziges Gewäsch von Wein und Liebe enthielten. Nur in seinem Lehrgedicht „Halladat, oder das rothe Buch." Hamburg, 1774. 2 Theile. 4., dritter Theil ohne Jahr und Ort, (in welchem vortreffliche praktische Lehren und fromme Empfindungen in einer Reihe poetischer Selbstgespräche von einem morgenländischen Weisen vorgetragen werden), und in seinen „Liedern für das Volk" (17 an der Zahl) erhob sich Gleim's dichterischer Genius wieder; aber später hinaus wurden seine Poesien immer leerer an Inhalt, und sein lyrischer Flug sank immer tiefer herab. Schon in den Kriegsliedern, welche Friedrich's Thaten besingen, bemerkte Lessing, daß der Charakter des Grenadiers nicht immer gehalten sey, und der Patriot den Dichter oft überschreie. Wirklich findet man in ihnen neben großen und edlen Empfindungen auch viel gemeine und prosaisch ausgedruckte Gedanken. Indeß beruht Gleim's Ruhm als Nationaldichter doch vorzüglich auf diesen Liedern, und sie werden ihm auch am sichersten die Unsterblichkeit seines Namens gewähren, da sie nicht nur durch eine kraftvolle und kunstlose Volkssprache, durch Kühnheit im Ausdruck und durch das ungestüme Feuer der Begeisterung anziehen, sondern auch durch ihren großen Inhalt, als eine Art historischer Denkmäler, der späten Nachwelt denkwürdig bleiben werden. Auch seine Fabeln em-

pfehlen sich durch gedankenvolle Kürze, ungezwungene, fließende, treuherzige Erzählungsweise, und die eigenthümliche Kunst, die Moral an den Faden der allegorischen Handlung selbst zu knüpfen. Eben so darf es nicht unbemerkt bleiben, daß Gleim unsere Litteratur mit einer neuen Dichtungsart bereichert hat, indem er die Romanze, die bis dahin hauptsächlich von den Spaniern und Engländern bearbeitet worden war, zuerst auf Deutschen Boden verpflanzte, und dadurch zu den nachherigen vielfältigen und zum Theil glücklichen Dichtungen dieser Art die erste Veranlassung darbot. — Nicht unwichtig ist der Umstand, daß Gleim einen ausgebreiteten und lebhaften Briefwechsel mit den denkwürdigsten Gelehrten Deutschlands unterhielt, und einen Schatz von Briefen vielfacher Erheblichkeit besaß, aus dem sich insbesondere die Geschichte unsrer schönen Litteratur ansehnlich bereichern läßt [1]).

Gleim selbst hat nie eine vollständige Sammlung seiner Poesien veranstaltet. Immer ließ er nur einzelne Gedichte oder kleinere Sammlungen, mehrentheils auf eigene Kosten, für seine Freunde drucken, oder zerstreute seine Lieder bald hier und da in Zeitschriften und Journalen, unter denen besonders der Göttingische und Vossische Musenalmanach, der Deutsche Merkur, die Iris, die Berlinische Monatsschrift, das Braunschweigsche Journal ꝛc. sehr viele enthalten. Buchhändlerische Gewinnsucht suchte diese zerstreuten Gedichte wider Wissen und Willen des Dichters zu sammeln, und so erhielten wir von Zeit zu Zeit eine Menge Ausgaben, die, alle mehr oder weniger verstümmelt, an Mangelhaftigkeit und Druckfehlern mit einander wetteifern. Einige derselben sind folgende: „Herrn F. W. G. [2]) sämmtliche poetische Werke. Erster, zweiter Theil." (Strasburg, 1765. 8.) Diese Ausgabe enthält nur die Kriegslieder von 1758, die scherz-

haften Lieder in zwei Büchern, zwei Bücher Fabeln und drei Romanzen, außerdem eine Menge Druckfehler. Ferner: „Sämmtliche Schriften des Herrn J. W. Gleim's. Sechs Theile. Neue und verb. Aufl." (Ohne Namen des Druckorts und Verlegers, 1773. 8.) Schlechtes Papier, fehlerhaft, unvollständig und verfälscht! Von ziemlich gleichem Werth sind zwei andere Ausgaben, auch in sechs Theilen, zu Reutlingen 1779. 8. und zu Carlsruhe 1780. 8. Die neueste unechte Ausgabe führt den Titel: „Sämmtliche Schriften von Friedrich Wilhelm Gleim. Vier Bände. N. verb. Aufl." (Leipzig, 1802. 1803. 8.); sie ist vollständiger als die vorgenannten Ausgaben, aber nicht frei von unechten Stücken. — Erst seit 1811 haben wir eine echte Ausgabe erhalten, von seinem Neffen, dem Domvicar Wilhelm Körte in Halberstadt, unter dem Titel: „Joh. Wilhelm Ludwig Gleim's sämmtliche Werke. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilhelm Körte." (7 Bände. Halberstadt, 1811—1813, auf Velin-, Schreib- und Druckpapier). In dieser Ausgabe ist, mit einiger Auswahl, Alles, was Gleim gedichtet hat, chronologisch geordnet. Sie enthält aber, bei allem Fleiß ihres Herausgebers, noch zu viel für den bleibenden Nachruhm des Dichters, dessen Namen nur die Erzeugnisse seines Blüthenalters erhalten können.

Anmerk. 1) s. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. II. S. 139 bis 157; Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 131 bis 146; den Freimüthigen, Jahrgang 1804. Nr. 73, 129, 130, 131, 133; Neue Berl. Monatsschrift Jahrg. 1802, 1803, 1804, und besonders die Schrift: „Joh. Wilhelm Ludwig Gleim's Leben. Aus seinen Briefen und Schriften, von Wilhelm Körte." (Halberstadt, 1811. 8.)

2) Soll heißen Friedrich Wilhelm Gleim. Dies war aber der Name seines Bruders; er selbst hat seinen

Vornamen auf dem Titel der von ihm herausgegebenen Episteln genau angegeben.

## §. 17. Christian Felix Weiße.

Er wurde geboren 1726 zu Annaberg im Erzgebirge, und starb 1804 als Kreissteuer-Einnehmer zu Leipzig. Weiße lebte und wirkte gemeinschaftlich für die Ehre Deutscher Kunst und Deutschen Gesanges mit Lessing, Eckhof, Rabener, Gellert, v. Cronegk, Uz ꝛc. und gehörte zu den Lieblingen des Volks. Er hatte sich auf der Universität zu Leipzig den philologischen und theologischen Studien gewidmet, aber seine Vorliebe für das Aesthetische, die durch das Theater in Leipzig unter der Neuberin aufgeregt und späterhin durch die Koch'sche Gesellschaft, bei der Eckhof angestellt war, genährt wurde, warf ihn in andere Verhältnisse und gab seiner Beschäftigung mit den Musen eine andere Richtung. Späterhin, als die Neigung, für das Theater zu dichten, in ihm erlosch, wirkte er, durch Basedow aufgemuntert, auf die Jugend, und es entstand sein viel gelesener „Kinderfreund" (der in sechs Jahren fünf Mal aufgelegt wurde, der Nachdrücke nicht zu gedenken, von denen der Wiener allein in den Oesterreichischen Staaten in mehr als 15000 Exemplaren abgesetzt wurde), und als Fortsetzung desselben, sein „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes," mit dessen Beendigung er seiner litterarischen Thätigkeit ein Ziel setzte. So hat er sich in zwei wichtigen Beziehungen, als Dichter und Pädagog, um Deutsche Bildung verdient gemacht.

Als Dichter hat er zwei Gattungen der Poesie mit Glück angebaut, die dramatische und lyrische. Seine zahlreichen dramatischen Arbeiten sind theils Trauerspiele, theils Lustspiele, theils Operetten. Sein Verdienst um diese Gattung will nach den Um-

ständen seiner Zeit beurtheilt seyn. Er fand unter den Deutschen keinen tragischen Dichter vor sich, der ihm an Richtigkeit der Composition, an Fruchtbarkeit der Erfindung, an Schönheit und Wohlklang der Sprache, an Leichtigkeit des Versbaues hätte vorleuchten können, und Niemanden neben sich, als Lessing, dessen Genius mit dem seinigen zu gleicher Zeit erwachte und von dem er allerdings an Originalität, an scharfer Zeichnung der Charaktere, an psychologisch genauer Entwickelung, an Correctheit der Sprache, mit einem Wort — an Vollendung seiner Dichterwerke, übertroffen wurde, vor dem er aber an Reichthum der Phantasie, an Innigkeit der Empfindung und an Kraft in der Darstellung starker Gefühle und Leidenschaften den Vorzug behaupten möchte. Lessing und Weiße hoben das Deutsche Theater zuerst aus seinem Nichts hervor; sie waren die ersten, die es insbesondere von der Schmach befreiten, keine andere als fremde Trauerspiele in schlechten Uebersetzungen darbieten zu können; die ersten, die, alle Schwierigkeiten einer holprichten, wässerigen und französirenden Sprache überwindend, eine klassische auf das Theater brachten. Erst, wenn man diese Umstände berücksichtigt, kann man das unerschöpflich-fruchtbare dramatische Genie unsers Weiße nach seinem wahren Werth erkennen. Zu den Lieblingsstücken der tragischen Muse unsers Dichters gehört „Romeo und Julie," sein erstes bürgerliches Trauerspiel in Prosa, das lange Zeit auf den meisten Bühnen Deutschlands mit Beifall gegeben worden, und, neben der Emilia Galotti von Lessing, sogar das heroische Trauerspiel auf einige Zeit verdrängt hat. Sein „Richard der dritte" (1758, und späterhin umgearbeitet) ist, selbst nach Lessing's Urtheil, unstreitig eins von unsern beträchtlichsten Originalen, reich an großen Schönheiten, die genugsam

zeigen, daß die Fehler, mit welchen sie verwebt sind, zu vermeiden, nicht über die Kräfte des Dichters gewesen wäre, wenn er sich solche nur selbst hätte zutrauen wollen. Aber sein „Jean Calas," als sein letztes für die Bühne bearbeitetes prosaisches Stück, hat zu wenig dramatischen Reiz, und bleibt gegen seine früheren Arbeiten sehr zurück.

Ein noch bedeutenderes Talent hatte er für das Lustspiel. Auch hier ist er einer der ersten, der das komische Theater der Deutschen mit würdigem Stoff versorgte, welcher dem Geschmack und der Bildung seines Zeitalters gemäß war. Wenn jetzt seine Lustspiele nicht mehr gegeben werden können, so liegt dies nicht sowohl in einem Mangel allgemeiner Schönheiten, als in der Veränderung unserer Sitten, unsrer gesellschaftlichen Verhältnisse, unsrer Art zu scherzen und mit einander umzugehen. Aber sicher brach er die bessere Bahn, und wurde Ursach, daß spätere Dichter ihn übertreffen konnten. Seine „Poeten nach der Mode," seine „Haushälterinn" und sein „Projectmacher" waren damaliger Zeit stehende Bühnenstücke. — Geringer ist Weißens poetisches Verdienst um die Operette. Alles, was er in dieser Dichtungsart geschrieben, ist schnell hingeworfen, größtentheils auf äußere Veranlassung und dringendes Bitten der Koch'schen Gesellschaft. Indessen beförderte er dadurch in Gemeinschaft mit Hiller, mehr als irgend ein Dichter und Componist vor ihnen, den gesellschaftlichen Gesang. Noch sind die komischen Opern: „Die Liebe auf dem Lande," — „der Dorfbarbier," — „die Jagd," — „der Aerntekranz" ꝛc. auf unsern Theatern nicht ganz ausgestorben, und vielleicht auch noch nicht übertroffen worden.

In der lyrischen Dichtkunst hat er die Form des Liedes, besonders des Volksliedes, mit Glück an-

gebaut. Was er hier dichtete und Hiller componirte, wurde von der Nation wirklich gesungen und auswendig gelernt. Die Lieder: „Ohne Lieb' und ohne Wein" — „Die Felder sind nun alle leer" ꝛc. haben sich wie eine Tradition unter dem Volke erhalten. Die von ihm herausgegebene Sammlung enthält theils scherzhafte, theils Amazonen- und Kriegslieder, theils Kinderlieder. In allen, wo er Original ist, entzückt sein naiver, schalkhafter Witz, die Anmuth und Leichtigkeit seiner Verse. Die Amazonen- und Kriegslieder des Tyrtäus fallen mit den Gleimschen in Eine Zeit, oder waren zum Theil schon früher verfertigt. Sie fanden unter seinen Zeitgenossen eine Aufnahme, die selbst den Dichter überraschte.

Sein Verdienst um die Jugendbildung zu würdigen, gehört in eine Geschichte der Pädagogik. Hier können wir nur andeuten, daß mit Weiße und Basedow eine wichtige Epoche des Erziehungswesens in Deutschland anhebt. Basedow hat mehr die Verfassung der Schulen, die Methoden des Unterrichts und die Disciplin erschüttert; Weiße mehr auf die häusliche Erziehung gewirkt, richtiger beobachtet, was wirklich geschehen konnte, und praktisch dargestellt, wie es geschehen muß. Weiße der Dichter kann vergessen werden, aber Weiße der Kinderfreund wird, wenn nicht dem Namen, doch seinem Wirken nach, fortleben.

Nicht übergangen darf es werden, was Weiße als Redacteur der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" für wissenschaftliche Bildung geleistet hat. Die erste Einrichtung dieses Journals, das 1757 sein Entstehen fand, gehört allerdings Nicolai und Mendelssohn, und sie haben in den vier Bänden derselben, die sie herausgegeben, als kritische Beurtheiler von Werken der schönen Litteratur mehr gethan als Weiße durch seinen Antheil an den Recensionen der folgenden Bände.

Daß aber dieses Journal, welches damals einem großen Bedürfnisse abhalf, unter ungünstigen Umständen fortgesetzt wurde; daß es die Beurtheilung und Bekanntmachung von Werken der Kunst, selbst des Auslandes, in seinen Plan zog, und den guten Geschmack in den freien Künsten unter den Deutschen beförderte; daß eine große Anzahl der vorzüglichsten Männer unserer Nation (Winckelmann, Ludewig v. Hagedorn, v. Gerstenberg, v. Thümmel, Heyne, Morus, Eschenburg, Platner, Clodius, Engel, Garve, Daßdorf, Meißner, Brandes, Küttner ꝛc.) an demselben arbeitete, daß es den anständigsten Ton der Kritik zu einer Zeit der heftigsten Kämpfe in der litterarischen Welt erhielt: das ehrt unsern Weiße, der für sein Journal rastlos thätig, und ein Feind aller Parteilichkeit war [1]).

Dieses Gesammtverdienst eines, auch als Mensch tiefgeachteten Mannes, rechtfertigt vollkommen die allgemeine Theilnahme, die sein Tod in Deutschland erregte. Seine Mitbürger und die Universität veranstalteten ihm ein Leichenbegängniß, wie es vor ihm kein Dichter und Schriftsteller, nach ihm nur Klopstock, erhalten hat. Auf dem Leipziger Theater ehrte der Magistrat das Andenken des Dichters durch eine Todtenfeier, die in Dresden wiederholt wurde, und mehrere Erziehungsanstalten begingen durch zweckmäßige Feierlichkeiten das Andenken des liebevollen Kinderfreundes.

Weißens dramatische Arbeiten erschienen zuerst in dem „Beitrag zum deutschen Theater," (5 Theile, Leipzig 1759, Zweite Ausgabe 1765 und dritte 1771. 8.) Hierauf folgten von Neuem seine „Trauerspiele," auch in 5 Theilen, Leipzig 1776. 8, dann seine „Lustspiele" neu bearbeitet in 3 Theilen, Leipzig, 1783, 8. und seine „Komische Opern," in 2 Theilen, Leipzig, 1777. 8. Seine

Lie-

Lieder und Gesänge erschienen unter dem Titel: „Kleine lyrische Gedichte von Chr. Fel. Weiße. Erster, zweiter, dritter Band." (Leipzig, 1772. kl. 8. Holländ. Papier mit Kupfern, und Schreibpapier ohne Kupfer.) Hiller's musikalische Compositionen der Weißischen Operetten erschienen einzeln zu Leipzig in den Jahren 1769 bis 1771, und die „Lieder für Kinder, mit Melodien," in einer zweiten Auflage zu Leipzig, 1775. gr. 8.

Anmerk. 1) s. Jördens Lexikon, Bd. V. S. 276 bis 280. Weiße trat mit dem 5ten Bande an Nicolai's Stelle. Von 1765 erschien diese Bibliothek unter dem Titel: „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste," zu Leipzig, die der Verleger (Dyck) bis 1806 fortgesetzt hat, so daß von ihr 72 Bände erschienen sind.

2) „Christian Felix Weißens Selbstbiographie, herausgegeben von dessen Sohne Chr. Ernst Weiße und dessen Schwiegersohne Sam. Gottlob Frisch. Mit Zusätzen von dem Letzteren." (Leipzig, 1806. gr. 8.) — Ein Auszug daraus mit einem vollständigen Verzeichniß der Schriften von und über Weiße. Freiberg, 1826. 8.

## §. 18. Joachim Wilhelm v. Brawe. Johann Friedrich Freiherr v. Cronegk.

Zwei Jünglinge edler Art, durch Natur und Zeit zu Nebenbuhlern bestimmt, beinah in gleichem Alter, von gleicher Denk- und Sinnesart, gleicher Liebe zu den Wissenschaften, hauptsächlich zur tragischen Dichtkunst, und von gleich frühzeitigem Tod, denn sie starben in dem nehmlichen Jahre, beide an den Blattern. Die Litteraturgeschichte feiert mit Wehmuth ihr Andenken, weil sie die männliche Kraft und Vollendung ahnet, die mit den geistvollen Jünglingen unterging.

v. Brawe wurde geboren zu Weißenfels 1738, und starb 1758 im zwanzigsten Jahre seines Alters, als er eben in Begriff war, die Stelle eines Regierungsra-

thes in Merseburg anzutreten. Die uns hinterlassenen Denkmäler seines Geistes bestehen in zwei Dramen: „Der Freigeist" ein bürgerliches Trauerspiel, in Prosa, und „Brutus," ein heroisches Trauerspiel, in reimlosen Jamben. Beide haben mancherlei Fehler und Gebrechen in dem Plan, den Charakteren und der Sprache; aber es sind Fehler, eines achtzehnjährigen Jünglings, der selbst in diesen Fehlern seine Originalität und Anlage zu einem tragischen Dichter verrieth. Es sind Eigenheiten des Plans, der Behandlung und des Dialogs, die nur ein Geist von rascher Jugendkraft trifft und wagt, und die Meisterhand ausbildet. Was er, als Mann, der Bühne geleistet haben würde, ergibt sich schon daraus, daß sein Brutus, der etwas später geschrieben wurde, viel vor dem Freigeist voraus hat. Die Charaktere sind ungleich besser ausgeführt, die Situationen rührender und besser benutzt. Besonders überraschend ist die Stärke und Kühnheit des Ausdrucks, um so mehr, da die hohe tragische Sprache damals noch von keinem Weiße versucht worden war; die fünffüßigen Jamben sind harmonisch, und wurden von ihm früher gebraucht, als noch die Kunstrichter sie den tragischen Dichtern empfohlen hatten.

Beide Trauerspiele wurden zehn Jahre nach Brawe's Tode unter dem Titel: „Trauerspiele des Herrn Joachim Wilhelm von Brawe" zu Berlin, 1768, 8. von Lessing herausgegeben [1]).

v. Cronegk, 1731 zu Anspach geboren, und gest. zu Nürnberg 1758 als Anspachscher Kammerjunker und Hofrath im 28sten Jahre seines Alters, war ein sehr begünstigter Liebling der Musen, der mit besonderer Leichtigkeit dichtete und schrieb. Die tragische Dichtkunst war zuletzt seine Lieblingspoesie geworden, und in dieser hat er auch seinen Ruhm gegründet, und zwar durch den

in gereimten Alexandrinern geschriebenen „Kodrus" der auch von den Herausgebern der Bibliothek der schönen Wissenschaften den Preis erhielt, den Nicolai 1757 auf das beste Deutsche Trauerspiel gesetzt hatte, bei welcher Gelegenheit die Berliner Kunstrichter dem Braweschen Freigeist das Accessit (den Belobungspreis) zuerkannten. Bei allen großen Fehlern, die Cronegk's Kodrus hat, übertraf er doch bei dem damaligen Zustande der Deutschen Bühne die Erwartung aller Kenner. Eine so edle und ausgearbeitete Poesie des Styls, eine so warme, sentenziöse Sprache, und so viel fließende Verse waren damals selten. Antithesen, Tiraden und Sentenzen fielen, gut declamirt, angenehm ins Ohr; die edlen Grundsätze, in denen man mehr den moralischen als tragischen Dichter erblickt, fanden Beifall, weil sie schön gesagt waren, auch da, wo sie am unrechten Orte stehen. Ueberhaupt begnügte man sich mit schönen Einzelheiten, und setzte das Erhabene des Trauerspiels in übermenschliche Gesinnungen und idealische Charaktere. Bei diesem Geschmack konnte der Kodrus unsers Cronegk des allgemeinen Beifalls, den er auf allen Bühnen erhielt, gewiß seyn. Er wird auch immer eines unsrer angesehensten Originaltrauerspiele aus dieser Zeit bleiben, denn man erkennt darin einen festen Geschmack, tragische Kraft und Natursinn. Nicht vollendet ist sein Trauerspiel: „Olint und Sophronia," ebenfalls in gereimten Alexandrinern, und nächst dem „Kodrus" sein bestes Stück, ja, in Hinsicht auf Handlung, Interesse, Charakter und Leidenschaften, vorzüglicher. Es gründet sich, wie der Kodrus, auf eine heroische Verachtung des Lebens, aber nicht aus Liebe für das Vaterland, sondern aus Liebe für die Religion. Spätere Dichter, wie Gotter, schrieben zur Aufführung dieses Stücks einen fünften Act, und in Hamburg eröffnete man

damit 1767 das Theater, so wie Lessing seine strengen Beurtheilungen damit begann. Bemerkenswerth ist es, daß Cronegk bei diesem Stück die Chöre der Alten wieder einzuführen suchte; sie sind aber bei der Vorstellung desselben weggelassen worden. — Auch in der didaktischen Poesie, so wie im scherzhaften Liede, zeigte v. Cronegk ein nicht gemeines Talent, von dem man, hätte er länger gelebt, einer hohen Ausbildung sich erfreut haben würde.

Nach Cronegk's Tode beförderte sein Freund Uz die hinterlassenen Werke desselben zum Druck. Sie führen den Titel: „des Freiherrn Johann Friedrich von Cronegk Schriften. Erster, zweiter Band." (Leipzig und Anspach 1760 und 1761. gr. 8. N. A. Anspach, 1771 — 73. gr. 8.), wobei sich zugleich eine Lebensbeschreibung des Dichters befindet [2]).

Anmerk. 1) Nachrichten von Brawe findet man in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, Bd. III. St. 2., und in Schmid's Biographie der Dichter. Th. I. S. 132. u. f

2) Eine ausführliche Anzeige der Cronegk'schen Schriften liefert die Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bd. VI. St. 1. und Bd. VIII. St. 1. Vergleiche Jördens Lexikon ꝛc. Bd. I. S. 353 bis 365, und Küttner's Charaktere Bd. 2. S. 299 bis 302.

## §. 19. Nikolas Dietrich Giesecke.

Giesecke, 1724 zu Günz in Nieder-Ungern geboren, und 1765 als Superintendent zu Sondershausen gestorben, gehört zu Denen, welche die Morgenröthe eines bessern Geschmacks mit herauf führen halfen. Klopstock, der ihn sehr liebte, zeichnet seinen poetischen Charakter im Wingolf (Lied 2, Str. 21 bis 24) als einen zarten und empfindsamen, und als Solchen erkennen wir ihn auch

in seinen Gedichten, besonders in seinem Lehrgedichte „das Glück der Liebe," (Braunschweig, 1769. 8.) Hohe Begeisterung, feurige Phantasie und leidenschaftliches Gefühl kennt er nicht; sanfte, schwermüthige Empfindung, Natürlichkeit, edle Einfalt und kunstlose Leichtigkeit im Ausdruck sind das Gepräge seiner Gedichte, daher er sich gern in Gefühle der Religion, der Freundschaft und Liebe ergießt. Wohlklang der Sprache, reine, fließende Versification und ein ungezwungener Reim erhöhen die Anmuth seiner Dichtungen. Er hat in mehrern Gattungen der Poesie gearbeitet, doch in jeder nur wenig geschrieben. Am glücklichsten war er in der erzählenden und didaktischen, obwohl er in jener öfters durch eine gewisse Redseligkeit ermüdet. Unter seinen lyrischen Gedichten ist ihm das Lied am besten gelungen, das dann einen elegischen Charakter annimmt, wenn er an seine Freunde und seine Schicksale zurückdenkt.

Er selbst hat seine Poesien nur einzeln in den Bremischen Beiträgen [1]) (worin die damaligen Reformatoren des vaterländischen Geschmacks ihre Erzeugnisse zuerst niederlegten), abdrucken lassen. Nach seinem Tode erschienen seine „Poetische Werke, herausgegeben von Karl Christian Gärtner" ꝛc. (Braunschweig, 1767. gr. 8.), nebst Giesecke's Leben [2]).

Anmerk. 1) Dieses Journal führt den Titel: Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. Bremen, 1745 — 48. 6 Bde. 8. (wonach die Angabe S. 399. Z. 7 v. zu berichtigen ist.) Die vier ersten Bände wurden herausgegeben von Gärtner, die beiden letzten von Dreyer.

2) Urtheile über seinen litterarischen Werth findet man in Küttner's Charakteren ꝛc. Bd. 2. S. 321 bis 323, und in Eschenburg's Beispielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften, Bd. II. S. 386.

## §. 20. Johann Arnold Ebert.

Er wurde 1723 zu Hamburg geboren, und starb 1795 als Professor und Hofrath zu Braunschweig. Ebert war ein vorzüglich geachteter, durch humanistische Studien gründlich gebildeter Gelehrter, den Klopstock in seinem Wingolf (Lied 1., Str. 6. bis 13) als seinen Liebling in der Freundschaft erhebt, und seine vertraute Bekanntschaft mit den Alten und Neuern rühmt. Durch unabläßiges Studium der Dichter aller Zeiten, vornämlich aber der Werke der Griechen und Briten, war sein Sinn für die Kunst, und sein Urtheil über ihre Werke, bis auf einen hohen Grad gestärkt und verfeinert, und eben durch diese umfassende Kenntniß und diesen richtigen, geläuterten Geschmack griff er tief ein in die gelehrte und poetische Bildung seines Zeitalters. Als Dichter wählte er sich zu seiner Bearbeitung die „poetische Epistel," worin er sich zwar nicht als Original, aber als Dichter von Studium und Belesenheit zeigt, der, ohne Andern sklavisch zu folgen, immer den weisesten und besten Gebrauch von dem Gewinn seiner Studien macht. Correct und überaus streng in der Wahl seines Ausdrucks, ist sein Ton überall ungekünstelt und wahr, so wie seine Verse leicht und natürlich sind, obgleich die Einförmigkeit des Sylbenmaßes etwas Ermüdendes hat, indem er fast durchgehends die vierfüßigen, meist ungemischten Jamben gebraucht. — Seinen größten Werth hat er als Uebersetzer Englischer Werke, besonders der „Nachtgedanken Young's" [1]). „Die Mühe," sagt Küttner (Charaktere, Bd. 2. S. 339. u. f.) „mit der er den tiefsinnigen und oft spitzfindigen Young studirt, mit der er den dunklen oder vieldeutigen Sinn seiner Klagen und Sprüche gefaßt, und in der, dem Briten eigenthümlichen Stärke verdeutscht hat, fällt allenthalben ins Auge, doch ohne Zwang und Steifheit. Man sieht, daß er verliebt

war in das Studium seines Autors, als er übersetzte; daß er mit ihm dachte, mit ihm empfand, und trunken ward von der Fülle seiner erhabenen und abstracten Gedanken. Den ganzen lyrischen Gang seines Ausdrucks, seine kühnen Bilder, seine feurigen Monologen und goldenen Denksprüche, trägt er so ganz ungeändert, ungeschwächt und unzerstückelt über in unsere Sprache, daß man das Original mit dem Abbilde verwechselt, und den Deutschen allein zu hören glaubt. Aber er hat auch ein ganzes Leben darauf verwandt, und mit bewundernswürdiger Geduld so lange die Feder geführt, bis er den festen, klassischen Ton herausbrachte, den er nach seinem gründlichen Geschmack seiner Verdeutschung geben wollte." Die Uebersetzung ist übrigens in poetischer Prosa. Nicht weniger Werth hat seine ebenfalls prosaische Uebersetzung von Glover's „Leonidas" [2]). Friedrich Gedike nannte ihn, in der Vorrede zu seiner Verdeutschung der Olympischen Siegeshymnen des Pindar, „den Imperator im Uebersetzerheere."

Ebert's eigene Schriften erschienen, von ihm selbst gesammelt, unter dem Titel: „Johann Arnold Ebert's Episteln und vermischte Gedichte." (Hamburg, 1789. gr. 8.) Dazu gab, nach seinem Tode, Joh. Joachim Eschenburg einen zweiten Theil (Hamburg, 1795. gr. 8.), nebst einem Grundriß seines Lebens und Charakters [3]).

Anmerk. 1) Man hat davon eine doppelte Ausgabe, die eine, mit dem Original und einem Commentar, in 5 Bänden, (Braunschweig, 1760 — 1771. 8., N. A. Leipzig, 1790 — 1795. gr. 8.); die andere, ohne Text und Commentar, in 3 Theilen (Braunschweig, 1777. gr. 8.), und in einer verbesserten Auflage, unter dem Titel: „Dr. Eduard's Young's Klagen oder Nachtgedanken" ꝛc. (3 Theile. Leipzig, 1791 — 1805. gr. 8.) (Eduard Young wurde geboren 1681 und starb 1765).

2) Die neueste Ausgabe dieser Uebersetzung hat den Titel: „Leonidas, ein Gedicht, aus dem Englischen Originale des Herrn Richard Glover's nach der 5ten Ausgabe übersetzt von J. A. Ebert." (Hamburg, 1778. 8.) (Richard Glover, geb. 1712, gest. 1785, ein Kaufmann, hat sich als Dichter durch sein Trauerspiel Medea, und durch sein Heldengedicht Leonidas in zwölf Büchern, berühmt gemacht).

3) S. Jördens Lexikon ꝛc. Bd. I. S. 431 bis 444.

## §. 21. Gelesene Schriftsteller.

Die bisher genannten Dichter dieses Zeitraumes griffen mehr oder weniger in die Nationalbildung ihres Zeitalters ein, indem sie durch ihre Werke, und mündliche Belehrungen, das Gefühl für das Schöne weckten und belebten, zur Liebe für die Wissenschaften entflammten, den Geschmack der Nation veredelten, und ein klassisches Zeitalter herbeiführen halfen. Mit ihnen gleichzeitig aber lebten und schrieben mehrere Andere, die bei geringern Anlagen und Kräften auch einen minder bemerkbaren Einfluß auf die wissenschaftliche Fortbildung haben konnten, aber doch bei gleich gutem Willen von vielen ihrer Zeitgenossen geschätzt und gelesen wurden, und deshalb in einer Litteraturgeschichte nicht ganz übergangen werden dürfen. Wir fassen die wichtigsten derselben hier unter der Bezeichnung: gelesene Schriftsteller zusammen.

1) Christlob Mylius, geboren 1722 zu Reichenbach einem Dorfe in der Oberlausitz, gestorben auf einer zu naturhistorischen Zwecken unternommenen Reise nach Amerika, in London 1754. Lessing schätzte ihn als einen witzigen Kopf und veranstaltete eine Ausgabe seiner Schriften, betitelt: „Vermischte Schriften des Herrn Christlob Mylius, gesammelt von Gotthold

Ephraim Lessing." (Berlin, 1754. 8.) worin zugleich Nachricht von Mylius Leben, Charakter, und Schriften gegeben wird. Unter seinen Poesien sind besonders drei Lustspiele zu bemerken. [1])

2) Christian Friedrich Zernitz, geb. 1717 zu Tangermünde in der Altmark, gestorben 1744 als Gerichtshalter zu Kloster Neuendorf, schrieb schlechte Schäfergedichte, hatte aber Anlagen zur didaktischen Poesie, wie sein philosophisches Gedicht: „Gedanken von dem Endzwecke der Welt," zeigt. Seine Schriften erschienen nach seinem Tode: „Christian Friedrich Zernitz, Versuch in moralischen und Schäfergedichten, nebst dessen Gedanken von der Natur und Kunst in dieser Art der Poesie." (Hamburg und Leipzig, 1748. 8.) [2]).

3) Christoph Joseph Sucro, geb. 1718 zu Königsberg in der Neumark, gest. 1756 als Professor zu Coburg, eiferte Haller'n nach, blieb aber hinter seinem großen Muster weit zurück. Er schrieb didaktische Gedichte, unter denen der „Versuch vom Menschen" — „der Stoiker" und „die Gemüthsruhe" die besten, aber auch allein der Aufbehaltung würdig sind. G. C. Harles, ein Freund und College des Dichters, hat seine Lehrgedichte und Fabeln nebst einigen unbedeutenden Programmen unter dem Titel: „Hinterlassene teutsche Schriften," Coburg, 1770. 8. abdrucken lassen [3]).

4) Johann Christoph Rost, geboren 1717 zu Leipzig, gestorben 1765 als Obersteuer-Secretair zu Dresden, machte Gottsched's Anmaßungen zum Gegenstand seiner Satire, und schrieb Schäfergedichte, die viel Talent, aber zugleich eine verderbte Einbildungskraft verrathen. Daher sagt Bodmer von ihnen (in seinem Lobgedicht auf die Drollingersche Muse) sehr treffend:

In seinen Versen strömt der Jugend frisches Blut,
Und jede Zeile brennt mit unbewachter Glut.

Ihr spröden Schönen flieht, flieht zarte Schäferinnen,
Sonst wird euch diese Glut in Mark und Adern rinnen!

Seine „Schäfererzählungen" (so lautet der Titel) erschienen zu Berlin 1742, 8. und N. A. 1744. 8. [4]).

5) Johann Christian Krüger, geb. 1722 zu Berlin, gest. 1750 als Schauspieler zu Hamburg. Ein Mann von großem Talent für das Niedrigkomische, der, unter günstigern Verhältnissen und bei längerem Leben, die mannichfaltigen Fehler seiner Dramen leicht verwischt haben würde. Sein theatralischer Dichterruhm gründet sich auf die drei Lustspiele: „der blinde Ehemann," — „die Candidaten" und „Herzog Michel," in denen er den Moliere nachahmt. Seine Arbeiten sammelte nach seinem Tode, Johann Friedrich Löwen, und gab sie unter dem Titel heraus: „Johann Christian Krüger's poetische und theatralische Schriften." Leipzig, 1763. 8. [5])

6) Johann Ludwig Huber, geb. 1723 zu Großheppach, einem Dorfe im Würtembergischen, wurde, als Regierungsrath und Oberamtmann in Tübingen, weil er muthig und mit patriotischem Sinn dem verfassungswidrigen Verfahren des Herzogs Karl widerstrebt hatte, ohne Verhör, Urtheil und Recht auf die Festung Asperg gesetzt, und starb als Privatmann im J. 1800 in Stuttgard. Wir besitzen von ihm Oden und Lieder, die sich besonders durch Leichtigkeit der Versification und des Reimes empfehlen; in denen, die religiösen Inhalts sind, glüht feurige Andacht und hohes Dankgefühl. Seine Gesänge erschienen unter dem Titel: „Oden, Lieder und Erzählungen." (Tübingen, 1752. 8.) [6]).

7) Johanne Charlotte Unzer(inn), geborne Ziegler. Sie wurde 1724 zu Halle geboren, und starb 1782, als die Frau des in der Geschichte der Heilkunde berühmten Arztes Johann August Unzer in Altona. Berühmt als gekrönte Dichterinn und Ehrenmitglied ei-

niger gelehrten Gesellschaften, hat auch ihr „Versuch in Scherzgedichten," (Halle 1766. 8.) eine dreimalige, und ihr „Versuch in sittlichen und zärtlichen Gedichten," (Halle, 1766. 8.) eine zweimalige Auflage erlebt [7]).

8) Anne Luise Karsch(inn), geborne Dürbach. Sie wurde 1722 auf dem sogenannten Hammer, einer Meierei bei Züllichau, geboren, und starb 1791 zu Berlin. Merkwürdig durch ihr äußeres Leben, das abwechselnd einfach, ärmlich und glänzend, bald einem idyllischen, bald einem Bettler-, bald einem vornehmen Zustande ähnlich war [8]), hat sie auch durch glückliche Anlagen zur Poesie sich einen Namen gemacht, der nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu den genanntesten damaliger Zeit gehörte. Die ausschweifenden Lobsprüche, mit welchen selbst besonnene Männer sie erhoben, und sie mit dem Namen einer Deutschen Sappho belegten, gingen mehr aus dem Anschauen überraschender und wunderbar sich durchkreuzender Schicksale der Dichterinn, als aus dem poetischen Werth ihrer Lieder hervor, und konnten daher auch die ruhiger urtheilende Nachwelt nicht bestechen. Auch wir erkennen in ihren Gedichten, besonders in ihren Oden und Liedern, ein nicht gemeines Talent, eine lebhafte, reizbare Phantasie, ein feuriges Gefühl, und, stellenweise, eine sehr gelungene, starke und wohlklingende Sprache, so wie viel Leichtigkeit der Versification; aber Alles, was Studium heißt, was den Dichter zum Künstler macht, und den Künstler zum Vorbilde erhebt, fehlt ihr gänzlich. Sie hat weder Kenntniß alter Schriftsteller, noch der Philosophie, noch der Sprache (worin es ihr sogar an den Anfangsgründen gebrach), und folgte mehr der schmeichelnden Bewunderung des großen Haufens, als dem Rath ihrer kritischen Freunde (Gleim, Ramler ꝛc.), die sie zum Studium aufzumuntern suchten, daher Lessings Prophezeihung in den Lit-

teraturbriefen eintraf: sie würde, führe sie fort, wie sie angefangen, zu solchen Reimern herabsinken, die sie, ihren Talenten nach, weit hinter sich zurücklassen könnte [9]).

Die Dichterinn selbst veranstaltete mehrere Sammlungen ihrer Gedichte, von denen eine unter dem Titel: „Auserlesene Gedichte" ꝛc. (Berlin, 1764. 8.), mit einer Vorrede von Sulzer, die reichhaltigste und beste ist. Nach ihrem Tode erschienen: „Gedichte von Anne Luise Karschin, geb. Dürbach; nebst ihrem (weitschweifig erzählten) Lebenslauf, herausgegeben von ihrer Tochter K(aroline) L(uise) von Kl(enke), geb. Karschin." (Berlin, 1792. 8.), und N. A. (des Titelblatts) 1797. Diese Ausgabe enthält eine eben nicht planmäßige Nachlese älterer und neuerer Gedichte, aber bei weitem nicht eine vollständige Sammlung, deren wir auch nicht bedürfen.

9) Johann Philipp Lorenz Withof, geboren 1725 zu Duisburg, gestorben daselbst 1789 als Professor der Beredsamkeit und Hofrath und Leibarzt des Grafen zu Steinfurth. Seine Gedichte, unter denen „die moralischen Ketzer" (Bremen, 1751. 8. und umgearbeitet, Duisburg, 1760. 4.) am gelungensten sind, gehören zur didaktischen Poesie, und empfehlen sich bei manchen Dunkelheiten und Härten durch einen tiefsinnigen Inhalt, Gedrungenheit im Ausdruck, und durch eine kühne und glückliche Bildersprache. Er will studirt seyn, und fodert denkende Leser. — Seine Poesien erschienen unter dem sonderbaren Titel: „Akademische Gedichte von Joh. Philipp Lorenz Withof. Erster, zweiter Theil." (Cleve und Leipzig, 1782. 1783. gr. 8.) [10]).

10) Friedrich Karl Kasimir Freiherr von Creuz, geb. 1724 zu Homburg vor der Höhe (in Hessen-Homburg), gest. 1770 daselbst, als Reichshofrath und Geheimrath. Die Poesien dieses Mannes sind theils lyrisch, theils didaktisch. Zum Lyriker ist er zu kalt,

seine Oden sind ohne Feuer und Begeisterung; aber seine Lehrgedichte verrathen einen durch Nachdenken und metaphysische Forschungen genährten Geist. Sein vorzüglichstes Lehrgedicht ist: „die Gräber, in sechs Gesängen." Die neuste und vollständigste Sammlung seiner poetischen und prosaischen Schriften führt den Titel: „Friedrich Karl Kasimir's Freiherrn von Creuz ꝛc. Oden und andere Gedichte, auch kleine prosaische Aufsätze. Neue, vermehrte und geänderte Auflage. Erster, zweiter Band." (Frankfurt a. M., 1769. gr. 8.) [11])

11) Johann Friedrich Löwen, geb. 1729 zu Klausthal auf dem Harze, gest. 1771 als Registrator zu Rostock. Er sammelte seine Gedichte zuerst unter dem Titel: „Poetische Werke," (2 Thle. Hamburg, 1761. gr. 8.) Im Jahr 1765 und 1766 aber besorgte er eine neue Ausgabe: „Johann Friedrich Löwen's Schriften," in 4 Theilen zu Hamburg. Um indessen seine Gedichte vollständig zu haben, muß man noch seine „Geistliche Poesien," (Greifswalde, 1770, 8.) und seine: „Romanzen; neue verbesserte Auflage nebst andern komischen Gedichten." (Leipzig, 1771. 8.) hinzuthun. Löwen dichtete viel und mancherlei. Er versuchte sich im Lehrgedicht, der Erzählung, dem Epigramm, der Ode, dem Liede, der Cantate, dem komischen Heldengedicht, der Romanze, der poetischen Epistel, dem Trauer- und Lustspiel; aber nur die Romanzen und einige geistliche Lieder können seinen Namen erhalten. Schon vor ihm hatte Gleim Romanzen gedichtet, aber er wählte eine andere Manier, und hielt sich an den eigentlichen Begriff dieser Dichtungsart, indem er sie als ein, durch geschmackvolle Darstellung veredeltes historisches Volkslied ansah, obwohl diese geschmackvolle Darstellung in mehreren Dichtungen sehr vermißt wird. — In seinen geistlichen Liedern herrschte der populäre Ton des Kirchenliedes. Mit Simplicität

verbindet er Lebhaftigkeit und Stärke. Bemerkenswerth sind noch: „Löwen's kurzgefaßte Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes," (Hamb., 1755. 8.), welches die erste Schrift unter den Deutschen ist, in welcher die körperliche Beredsamkeit abgehandelt wird, obgleich dieser Versuch sehr unvollkommen, und längst durch nachfolgende bessere und gründlichere Werke verdrängt worden ist. Sein Talent erlag dem Druck äußerer Umstände [12]).

12) Eberhard Freiherr von Gemmingen. geb. 1727 zu Heilbronn, gest. 1791 als Würtembergischer Geheimrath. Er gehörte zu den ersten und edelsten Staatsmännern seiner Zeit, und verdient auch wegen seiner litterarischen Verdienste ein ehrenvolles Andenken. In seinen Gedichten besingt er die Freuden des Landlebens, der Freundschaft und Geselligkeit, wie das Lob des Schöpfers und der Natur. Es herrscht in ihnen mehr warmes Gefühl als Stärke der Phantasie. Eine Sammlung derselben erschien unter dem Titel: „Poetische und prosaische Stücke von dem Freiherrn von G***. Neue und sehr vermehrte und verbesserte Auflage." (Braunschweig, 1769. gr. 8.) Zachariä besorgte sie wider Wissen und Willen des Dichters, daher es zu einer öffentlichen Fehde zwischen Beiden kam [13])

Anmerk. 1) In Jo. Christ. Mylii Historia Myliana (Jenae, 1753) P. II. Sect. 14. p. 105. seq. befindet sich eine, von Mylius selbst entworfene Nachricht von seinem Leben.

2) s. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. 2. S. 242; ferner Christian Heinrich Schmid's Nekrolog, Bd. I. S. 191 bis 200.

3) s. Küttner's Charaktere Bd. 2. S. 244.

4) s. Jördens Lexikon, Bd. V. S. 398 bis 408. Vergleiche Schmid's Biographie der Dichter, Th. II. S. 412 bis 426.

5) Ueber sein Leben und seine Schriften s. Löwen's Vorrede zu der von ihm besorgten Ausgabe, und Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. 2. S. 296 bis 298.

6) s. Huber's Selbstbiographie, betitelt: Etwas von meinem Lebenslauf, und Etwas von meiner Muße auf der Festung ꝛc. Tübingen, 1798. 8. Ferner: Samuel Bauer's Galerie der berühmtesten Personen des 18ten Jahrh. Leipzig, 1805. S. 245 bis 253.

7) s. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. 2. S. 319 bis 321.

8) Eine zusammengedrängte recht interessante Erzählung ihres Lebens und ihrer Schicksale findet sich in Jördens Lexikon ꝛc. Bd. II. S. 607 bis 631. Merkwürdig ist die Anekdote, daß Friedrich II., der sie im Jahre 1763 nach Sanssouci hatte rufen lassen, wo er ihr Hoffnung machte, für sie zu sorgen, ihr im J. 1773 auf einen Mahnbrief zwei Thlr. durch die Post mit der Beischrift sandte: „Zwei Thlr. zum Geschenk für Deutschlands Dichterinn." Da sie dies übel nahm, schickte sie das Geld versiegelt zurück und schrieb dabei:

Zwei Thaler gibt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück.

Dennoch hörte sie nicht auf, dem König in Versen ihre Noth zu klagen, der dann seine kargen Geschenke immer wiederholte, bis endlich sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. der alten Dichterinn ein Haus bauen ließ.

9) Ein kurzes aber treffendes Urtheil über ihren dichterischen Werth fällt Vetterlein in seinem Handbuch ꝛc. S. 481 und 482.

10) s. Leon. Meister's Charakteristik Deutscher Dichter, Bd. II. S. 270 bis 280, und Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. 2. S. 326 bis 329.

11) s. Christ. Heinr. Schmid's Nekrolog, Bd. II. S. 463 bis 480, und Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. 2. S. 337 bis 339.

12) s. Christ. Heinr. Schmid's Nekrolog ꝛc. Bd. II.

S. 551 bis 570, und Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 422 bis 431.

13) Ueber sein Leben s. Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1791. Bd. II. S. 131 bis 158, und Berichtigungen und Zusätze dazu im Nekrolog auf das Jahr 1792. Bd. II. S. 358 bis 362.

## §. 22. Jakob Friedrich Schmidt [1]).

Er wurde geboren 1730 zu Blasienzell, einem Flecken im Gothaischen, und starb 1796 als Prediger zu Gotha. Schmidt gehört zu Denen, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Vermehrung des Ruhms Deutscher Poesie kräftig mitgewirkt haben. Er war nicht bloß ein gelesener Schriftsteller, sondern er griff ein in die wissenschaftliche Fortbildung seines Zeitalters, und belebte den bessern und freiern Geist in der Poesie, der sich damals zu regen anfing. Sein Hauptverdienst besteht in seinen „Poetischen Gemälden und Empfindungen aus der heiligen Schrift," (Altona, 1759. kl. 8.), und in seiner Uebersetzung der Horazischen Oden.

Seine poetischen Gemälde sind eine Sammlung orientalischer Idyllen, worin die Patriarchen aus den ersten Zeiten der Welt an der Stelle arkadischer Hirten auftreten. Es sind 19 an der Zahl, theils in Hexametern, theils in poetischer Prosa. Er hat den Charakter der biblischen Personen und die bilderreiche Sprache des Orients glücklich getroffen, aber durch letztere freilich auch der hohen Einfalt, die das idyllische Leben charakterisirt, geschadet. Indessen sind sie als die Blüthen seines Geistes zu betrachten, und wurden überall mit großem Beifall aufgenommen, auch von Mich. Huber (Choix de poésies allemandes, T. I. p. 1—43.) und von Arnaud (Journal étranger, 1760) in's Französische übersetzt.

Sein „Horaz, Lateinisch und Deutsch, mit Anmer-

merkungen für junge Leute, 3 Bde.," dessen erste Aufl. zu Gotha 1776, und die neuste 1793 und 1795. 8. erschien, ist eine Arbeit, die Schmidt's Streben nach Vollendung beweis't, wenn er auch nicht die ganze Vortrefflichkeit seines Originals erreicht hat. Er versuchte es, die lyrischen Stücke des Venusiners in das nämliche Sylbenmaß mit der möglichsten Treue zu übertragen, und wirklich hat er die vielen Schwierigkeiten, welche sich ihm hier darstellten, zum Theil glücklich besiegt; selbst die Kürze, Kraft und Rundung des Römers ist oft erreicht, aber (wie sich der geistvolle Beurtheiler dieser Uebersetzung, Friedrich Jacobs in Gotha, ausdruckt) „die zarteren Tinten, die verfließenden Striche, die abgewogene Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks entging seinen Blicken." Dennoch wird Schmidt als Uebersetzer des Horaz immer neben Ramler und Voß gestellt, und unter Denjenigen genannt werden, die das klassische Rom auf Deutschen Boden verpflanzt haben. — Nicht darf es übergangen werden, daß auch die Verbesserung der Deutschen Hexameter zu Schmidt's Verdiensten gehört. Schon in seinen poetischen Gemälden sind sie ziemlich rein und wohlklingend; aber späterhin lernte er sie besser bilden, wie sein Horaz beweis't, wo er nicht nur die willkürliche Verkürzung einsylbiger Stammwörter sorgfältig vermied, sondern auch auf die Cäsur eine schärfere Aufmerksamkeit richtete. — Unter seinen lyrischen Gedichten sind ihm mehrere vorzüglich gelungen, besonders einige Kirchenlieder. Sie erschienen unter dem Titel: „Gedichte von Jak. Friedr. Schmidt. Erster Band." (Leipzig, 1786. 8.); ein zweiter Band ist nicht herausgekommen [2]).

Anmerk. 1) Nicht verwechseln muß man mit ihm Conrad Arnold Schmid, der 1716 zu Lüneburg geboren wurde, und 1789 als Professor der Theologie und Rö-

mischen Litteratur am Carolinum und Consistorialrath zu Braunschweig gestorben ist. Dieser gehört zu den jungen Gelehrten, die unter Gärtner's Redaction die Bremischen Beiträge herausgaben, wo er unter andern seinen Silen nach der 6ten Ekloge Virgils abdrucken ließ. In der Folge hat er sich durch einige Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, und durch seine „Lieder auf die Geburt des Erlösers" (Lüneburg, 1761. 8.) bekannt gemacht. S. über ihn Wiedeburg's philologisch-pädagogisches Magazin. Bd. II. St. 1. S. 3 bis 26.

2) Nachrichten von Schmidt's Leben und seinen litterarischen Arbeiten findet man in Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1796. Bd. II. S. 133 bis 170, und in Wetterlein's Handbuch ꝛc. S. 467 bis 471, wo auch über sein poetisches Verdienst geurtheilt wird. Vergl. Küttner's Charaktere ꝛc. Bd. 2. S. 342 bis 344, ferner: Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, Bd. VIII. St. 1. S. 153. St. 2. S. 267, und Eichhorn's Geschichte der Litteratur ꝛc. Bd. IV. Abth. 2. S. 823.

## §. 23. Johann Jakob Dusch.

Er wurde 1725 zu Celle im Fürstenthum Lüneburg geboren, und starb 1787 als Dänischer Justizrath, Director und Professor des Gymnasiums zu Altona. Dusch hatte zu seiner Zeit einen großen Namen. Er hat sich in mehrern Gattungen der Poesie versucht, darf aber nur beschränkt in der didaktischen auf Erhaltung seines Namens rechnen. In dieser nämlich verband er mit vieler Reichhaltigkeit der Gedanken einen sehr gefälligen und angenehmen Vortrag, Lebhaftigkeit ohne Prunk und Ueberladung, und einen sehr geläuterten Geschmack. Den philosophischen Ernst und metaphysischen Gang seiner Lehrgedichte verstand er durch anziehende Dichtungen und Digressionen wirksam zu beleben und zu erheitern. Sein vornehmstes Lehrgedicht ist: „die Wissenschaften, in acht

Gesängen," welches zuerst 1752 zu Göttingen erschien, in der Folge aber durchweg von ihm sehr verbessert wurde. Ein würdiges Nebenstück desselben ist sein Lehrgedicht: „vom Gebrauche der Vernunft," oder, wie er es, umgearbeitet in der neuen Ausgabe seiner poetischen Werke, nennt: „von der Zuverlässigkeit der Vernunft." Auch als Romanendichter hat er sich nicht unvortheilhaft gezeigt in der „Geschichte Karl Ferdiner's" (Breslau, 1776 bis 1780) oder, wie das Werk in der Umarbeitung heißt: „Der Verlobte zweier Bräute," (3 Bde. Breslau und Leipzig, 1785. 8.), eine dem Englischen nachgeahmte Erzählung, die von Seiten der Erfindung und Einkleidung zu der Klasse der bessern Romane gehört, und die gewöhnlichen Fehler des Unnatürlichen, Unsittlichen und Grotesken, in Charakteren und Sprache vermieden hat. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich noch durch seine „Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande. Sechs Theile." (Leipzig und Breslau, 1764 bis 1773. 8.; und N. A. der ersten 3 Theile 1773 bis 1779), worin er sich als einen scharfsinnigen und geschmackvollen Kunstrichter zeigt. Durch mehrere Auszüge aus einer beträchtlichen Anzahl Lateinischer, Französischer, Englischer und Deutscher Gedichte, mit Uebersetzungen einzelner merkwürdiger Stellen, durch die Bemerkungen über das Schöne und Fehlerhafte, so wie durch Abhandlungen über mehrere Dichtungsarten hat sich dieses Buch zu seiner Zeit als ein nützliches Handbuch für die Jugend und ihre Lehrer empfohlen. Seine besten Poesien bewahren die „Sämmtliche poetische Werke," (Th1. u. 3. (2r erschien nicht.) Altona, 1765 u. 67. gr. 8.)

Anmerk. Ueber sein Leben s. das Journal von und für Deutschland 1788. St. 2. S. 212, und St. 12. S. 514 u. f. Seine Schriften hat Meusel in seinem Lexikon der v. J. 1750 bis 1800 verstorbenen Deutschen Schriftsteller,

Bd. II. S. 447 bis 450 verzeichnet, und über seinen poetischen Charakter hat Küttner in seinen Charakteren, Bd. 2. S. 348 bis 351 geurtheilt.

## §. 24. Karl Wilhelm Ramler.

Er wurde geboren 1725 zu Colberg in Hinterpommern, erhielt im Jahre 1748 eine Professur der Logik und schönen Wissenschaften am Cadettencorps zu Berlin, und im Jahre 1787 die Direction des Berlinischen Nationaltheaters, und starb, nachdem er beide Stellen niedergelegt hatte, 1798. Ramler gehört zu den verdienstlichsten Gelehrten der Deutschen Litteratur. Er hat zu einer Zeit, wo Deutsche Kunst und Wissenschaft erst im Aufblühen waren, einen weit verbreiteten wohlthätigen Einfluß auf Sprache und schöne Litteratur, und besonders auf die höhere Lyrik gehabt, und theils als ausgezeichneter lyrischer Dichter, theils als fleißiger Uebersetzer, Kritiker und Sprachgelehrter mehrere treffliche Köpfe entzündet und zur Nacheiferung geweckt.

Sehen wir auf den Dichter, so verband er mit poetischem Talent Studium und unermüdete Uebung; er besaß ein feines Gefühl für das Schöne, ein glückliches Gedächtniß, richtigen Verstand und philosophischen Blick in die sittlichen Angelegenheiten der Menschen, und, wenn gleich wenig feurige Phantasie, doch eine gewisse Leichtigkeit in der Erfindung und dem Gebrauch der bildlichen Sprache. Seine Oden, auf die sich sein poetischer Ruhm vorzüglich gründet, haben starke Gedanken, kühne und lebhafte Bilder, kunstreiche Plane, doch noch bessere Ausführung, die sorgfältigste Wahl der Worte, Correctheit im Rhythmus und Wohllaut der Sprache. Dabei verrathen sie immer die menschenfreundliche Absicht des Dichters, seine Kunst zur Ausbreitung guter Gesinnungen und Grundsätze zu benutzen. Er hat den

Geist des ersten Römischen Lyrikers, seine Gedanken und Bilder, selbst seine künstlichen Sylbenmaße, sich zu eigen gemacht, und dieselbe gesunde Philosophie, dieselbe Zauberkraft des poetischen Styls in seine Oden übertragen. Und so wie Jener den Augustus zum Helden seiner Gesänge machte, so fand Ramler in Friedrich II. den großen und würdigen Gegenstand, dessen Thaten und Regententugenden er mit Begeisterung singt, und auf den er — als seinen Liebling — fast in allen Oden zurückkommt, wenn dieser auch seinen großen Lobredner zu beachten nicht geneigt schien. Daher wurden auch die Kriege des großen Königs die eigentliche Epoche von Ramler's Dichterruhm. Er bedurfte, wie es scheint, eines solchen Helden, und sein lyrischer Flug ermattete daher, sobald sein Patriotismus nicht mehr durch so starke Auffoderungen geweckt wurde. Aber nie konnte man ihm eine Schmeichelei oder auch nur die geringste Verletzung der historischen Treue vorwerfen; denn er sandte keine seiner Oden dem Könige zu, und, weit entfernt, Friedrich's Kälte gegen seinen Deutschen Gesang mit Bitterkeit zu rügen, scheint er nur sich selbst genügen zu wollen, wenn er ihn besingt.

Drum schweige nie dein Lied von ihm, dein Lied,
Stolzer als der Teische
Und Thebanische Päan,
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch dem Ehrenbogen
Von deinen Händen auslenkt,
Und, nicht gewöhnt an deine Töne,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt,
So singe du doch den Brennussöhnen
Ihren Erretter unnachgesungen!

(Der Triumph.)

Man hat den Gebrauch der Mythologie in den Ramlerschen Oden als eine, den Glanz des Dichters be-

fördernde Eigenthümlichkeit betrachtet; allein so neu und treffend auch seine Allegorien und Anspielungen sind, so hemmen sie doch auch in mehreren Stellen seinen lyrischen Flug, und sind nicht selten zu gehäuft. Nicht dies, sondern ein gewisses antikes Gepräge, das aus der ungesuchten Würde, dem steten und feierlichen Gange, der edlen Ruhe und der Entfernung sentimentaler Heftigkeit entspringt, ist es, was die Ramler'schen Oden so trefflich charakterisirt, und was, verbunden mit der harmonischen Uebereinstimmung des Gedankens und Ausdrucks, seine Aehnlichkeit mit Horaz am meisten begründet. — Doch nicht auf die Ode allein beschränkt sich Ramler, er umfaßt beinah das ganze lyrische Gebiet, und auch das leichte, tändelnde Lied, die Cantate und das Melodrama preisen ihn als ihren Meister. Seine „Nänie auf den Tod einer Wachtel" und die „Uebersetzung von Catulls Nänie auf Lesbiens Sperling" sind in ihrer Art eben so vollendete Stücke, als: „Glaukus Wahrsagung," — „Ptolemäus und Berenice," die patriotischen Oden „auf den einzigen Monarchen" u. s. w., als die Cantaten „Ino," — „Pygmalion" und der „Tod Jesu." Seine Begeisterung, sein lyrischer Taumel ist wohl mehr künstlich als natürlich; aber er hebt in seinem Fluge den Hörer und Leser mit empor, und reißt zu gleich starken Empfindungen der Vaterlandsliebe, der schönen Natur, der idealisirten Freundschaft und Liebe hin. Jede mechanische und höhere Kunst der Poesie steht ihm zu Gebote. Er bietet alle Kunst der Metrik, den ganzen Reichthum und die Musik der Sprache, den ganzen Zauber der Griechischen Fabelwelt, und Alles, was Allegorie, Bild, Vergleichungen und Anspielungen geben können, zur Verschönerung seiner Gesänge auf. Correctheit und Politur gehören mit zu seinen ausgezeichnetsten Eigenschaften; selbst an seinen vollendeten Gedichten besserte und mei-

sterte er zeitlebens, vielleicht zu viel. Verdienstlich ist es auch, daß er mit seinem Freunde Chr. Gottfr. Krause (geb. 1719 zu Sorau, gest. 1770 als Advocat zu Berlin, berühmt durch sein Werk: „von der Musikalischen Poesie" (Berlin, 1752. 8.) den gesellschaftlichen Gesang in Deutschland zu bilden und zu befördern suchte, indem er mit ihm 1758 zwei Hefte: „Lieder der besten Deutschen Dichter, mit leichten Melodien von Graun und Quanz" herausgab.

Sein Uebersetzer-Talent überflügelte Alles, was man bis dahin versucht hatte. Das erste Erzeugniß desselben sind „funfzehn Oden des Horaz," die er 1769 bekannt machte. Erst damals wurde der Grundsatz geltend gemacht, daß sich die Uebersetzung eines Dichters so viel möglich dem Original nähern müsse, und erst damals versuchte man, auch die Sylbenmaße der Alten nachzubilden. Daß man seit der Zeit noch weiter in der Uebersetzerkunst, und besonders in der metrisch-genauen Nachbildung des antiken Verses durch Vossens grammatischen und Alles übertreffenden Geist gekommen ist, kann auf Ramlers kunstvolle Arbeit keinen Schatten werfen. Sie war es doch, die den rechten Weg zeigte, und von der Alle übereinstimmend urtheilten, daß sie als die erste gelungene Uebersetzung der Art zu betrachten sey. Wirklich lernte man daraus, theils daß unsre Sprache, biegsamer als man geglaubt, sich in die Formen einer alten hineinzufügen und die Schönheiten der fremden bis zur Bewunderung treu wiederzugeben im Stande, theils daß sie einer größern Mannichfaltigkeit von Sylbenmaßen, und überhaupt einer höhern prosodischen Ausbildung fähig sey. Ramlers horazische Oden gewährten, was eigentlich jede Uebersetzung gewähren sollte, Liebhabern den Genuß der Urschrift, und Kennern das Vergnügen, nicht allein des Sängers Empfindungen und

Gedanken in der Nachbildung oft mit der kleinsten Schattirung wiederzufinden, sondern selbst den Ton und Sylbenfall seines Gesanges zu vernehmen. Späterhin machte er die Uebersetzung sämmtlicher Oden seines Lieblingsdichters zum Geschäft seines Alters, und vollendete die letzte noch wenige Wochen vor seinem Tode; aber die spätere Arbeit bleibt weit hinter der frühern zurück [1]). Die vollständige Ausgabe hat den Titel: „Horazens Oden, übersetzt und mit Anmerkungen erläutert." (2 Bde. Berlin, 1800. gr. 8.). Minder gelungen ist seine Uebersetzung des Martial (5 Thle. Leipzig, 1787—91. 8.) und der Gedichte des Catull (Leipzig, 1793. 8.), womit er sich besonders in seinem höhern Alter beschäftigte. Dennoch gereicht auch diese Arbeit zu seinem Ruhme, wenn man bedenkt, daß auch in der Brust des Greises die brennende Liebe zur Kunst noch nicht erloschen war. Als ganz mißlungen aber ist seine Bearbeitung der Geßnerschen „Idyllen" und des „ersten Schiffers" zu betrachten, die er in Hexameter brachte. Nicht nur, daß Ramler — welches bei seinem sonst so feinen Sinn für den Wohlklang bemerkenswerth ist — in den zusammengesetzten Sylbenmaßen wenig Gewandheit verrieth, und daher nur mittelmäßige Hexameter bildete, möchte es überhaupt wohl nicht möglich seyn, ein prosaisches Werk, wenn es auch, wie die Geßnerschen Idyllen, in numeröser Prosa geschrieben ist, in eine metrische Form zu kleiden, ohne zugleich die Natur des Werks selbst zu verändern, da ein wahres Gedicht sich in allen seinen Theilen zugleich entfalten muß, und Inhalt und Form, die nur der Verstand trennt, in der Seele des Dichters als eins und untheilbar da stehen. Und dies führt nun auf diejenigen Werke, in denen Ramler als Kritiker erscheint.

Die Kritik, und besonders die Art, wie Ramler sie übte, ist es, die ihm am meisten geschadet hat. Eine

seiner ersten Arbeiten in diesem Fache war seine Uebersetzung und Bearbeitung des Batteux [2]), die unter dem Titel: „Einleitung in die schönen Wissenschaften, nach dem Französischen des Batteux, mit Zusätzen, ꝛc. (4 Bde. Leipzig, 1758, 2te Auflage, 1762, 3te Aufl. 1769, 4te Aufl. 1774, 5te Aufl. Leipzig, 1803. gr. 8.) erschien. Die Vorrede zeigt, daß er von dem Verdienst dieses Schriftstellers keine geringe Meinung hegte, indem er ihn einen Mann von tiefen Einsichten nennt, dessen Behauptungen sich, wenn man ihnen auch bisweilen scheinbar widersprechen könne, doch immer durch den Zusammenhang bewähren würden. Daher that er auch Alles, um dieses Buch den Deutschen recht nützlich zu machen. Er fügte nämlich zu den Beispielen aus Französischen Dichtern, die als Muster aufgeführt wurden, mehrere Deutsche hinzu, und wo der Autor von der Sprache und Verskunst seiner Nation redet, schob der Uebersetzer Bemerkungen über die der Deutschen ein. Hiedurch, und durch die correcte Sprache des Uebersetzers, hat der Ramler'sche Batteux ohne Zweifel zu seiner Zeit viel Gutes gestiftet. Allein man erkennt darin auch den Charakter seiner Kritik, die unter allen Eigenschaften am wenigsten mit der Poesie des Gedankens, am meisten aber mit der logischen Richtigkeit der Anordnung, der geschmackvollen Mäßigung des poetischen Ausdrucks und der Reinheit der Sprache zu thun hat. Ueberhaupt arbeitete Ramler zu ängstlich auf Correctheit hin, und lähmte dadurch, selbst in seinen eigenen Arbeiten, nicht selten den freien poetischen Flug des Genies, daher auch seine spätern Gedichte in mehrern Stellen etwas Gezwungenes und Beklommenes haben. In diesem Geist sind denn auch seine „lyrische Blumenlese" (2 Theile, Leipzig, 1776. 78.) und seine „Fabellese" (3 Bde. Berlin, 1783—90. 8.) gesammelt, welche bei manchem Vor-

trefflichen doch auch viel Mittelmäßiges enthalten. Die Freiheiten, welche er sich bei diesen und ähnlichen Sammlungen verstattete, indem er nach Gutdünken Alles änderte, was ihm schwach, unedel und unrichtig im Ausdruck schien, haben ihm viele Fehden und Verdrießlichkeiten zugezogen. Er trieb diese Verbesserungskritik mit einer Art von Leidenschaft, und das Ansehen, in welchem er bei seinen Freunden Lessing, Götz, v. Rikolay, Kuh, und Andern stand, die ihre Poesien vor dem Druck seiner Kritik unterwarfen, und nach seinen Verbesserungen herausgaben, scheint viel dazu beigetragen zu haben, diese Neigung in ihm zu verstärken. Wirklich hatte er ein sehr richtiges Gefühl für Alles, was der Correctheit entgegen ist; aber er verwischte dadurch auch das eigenthümliche Gepräge des Dichters. Ein Fremder kann wohl die Fehler in einem Geisteswerke auffinden, aber doch darf er sie nicht verbessern wollen; er wird immer mehr oder weniger von seinem eigenen Wesen einfließen lassen, denn er kann sich die eigenthümliche Stimmung des Gemüths, und die Empfindungsweise, in der das fremde Werk entstand, nicht aneignen, und wenn gleich einzelne Stellen, an sich betrachtet, verbessert scheinen, so werden sie es doch selten in Hinsicht auf das Ganze seyn. Auf Originalität aber kommt es bei einem poetischen Werke ganz vorzüglich an, denn dadurch wird es ein Abdruck der besondern Art, wie der Dichter empfindet und denkt; ohne seine ursprüngliche Gestalt bleibt es immer ungewiß, was dem Urheber und was dem Kritiker gehört, und dem Leser wird es schwer oder ganz unmöglich, in den Geist des Dichters einzudringen, da er ihn nicht mit Sicherheit aus sich selbst, und aus seinem besondern Sprachgebrauch erklären kann. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheint Ramlers Kritik bei den von ihm besorgten Ausgaben mehrerer Dichter, als

des Logau, Wernike, v. Kleist, Götz, v. Nikolay, Kuh, eben so nachtheilig für die Kenntniß ihrer Eigenthümlichkeit, als sie vortheilhaft ist dem jungen Dichter, der es zu seinem Studium macht, die Verbesserungen mit den Originalen zu vergleichen. Wenn Ramler aber ohne Anfrage die Werke lebender Dichter änderte, wie dies bei Lichtwers Fabeln der Fall war, so kann ein solches Verfahren nur gemißbilliget werden [3]).

Endlich dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß Ramler auch um die grammatische Bildung der Sprache sich verdient gemacht hat. Sein innerer Beruf dazu geht aus seinen Gedichten und Kritiken hervor. Daß er aber einen tiefen Blick in den Bau der Sprache geworfen, ergibt sich besonders aus seinen beiden Aufsätzen von der Bildung der Deutschen Beiwörter, und von der Bildung der Deutschen Nennwörter, die in den „Beiträgen zur Deutschen Sprachkunde" ꝛc. (Berlin, 1794 und 1796. Bd. I. S. 160 bis 213, und Bd. II. S. 1 bis 153) abgedruckt sind. Nach Ramler's Tode erschienen: „Karl Wilh. Ramler's Poetische Werke. Operosa parvus carmina fingo. Erster Theil: lyrische Gedichte. Zweiter Theil: Vermischte Gedichte." Berlin, 1800. 1801. gr. 4. Prachtausgabe mit vielen Kupfern und Vignetten, Velinpapier; und in 8., auf Holländ. Schreibpapier. (Neue Aufl. Berlin, 1825. 2 Bände. 16.) Diese Ausgabe besorgte v. Göckingk, dem Ramler, als seinem Freund, dies Geschäft vor seinem Tode übertragen hatte. Der Herausgeber hat gar nichts in dem Dichter geändert, aber seiner Ausgabe eine Varianten-Sammlung beigefügt [4]).

Anmerk. 1) s. Manso's Uebersicht der Geschichte der Deutschen Poesie ꝛc. in den: Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen Bd. VIII. St. 1. S. 139 bis 141. und Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 413.

2) Charles Batteux, geb. 1713 zu Rheims, geſt. 1780 als Profeſſor der Philoſophie zu Paris, ſchrieb ein Werk unter dem Titel: „Les beaux-arts réduits à un même principe.“ Paris, 1746. 8.), welches Joh. Adolph Schlegel (oben S. 393.) überſetzte: „Batteux Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz“ ꝛc. 2 Thle. In der Folge (1747) führte Batteux dieſe Schrift weiter aus im Cours de belles-lettres, ou principes de littérature. Paris. 4te Auflage 1769, und dieſes Buch iſt es, welches uns Ramler überſetzt und auf Deutſche Poeſie angewandt hat. — Batteux war der erſte, der einen allgemeinen Grundſatz für die ſchönen Künſte aufzuſtellen verſuchte, und verbreitete mittelſt der Ramler'ſchen Ueberſetzung auch in Deutſchland die Kenntniß des Schönen, denn ſein Werk diente eine Reihe von Jahren allgemein zu einem Lehrbuche. Jetzt erſcheint die „Nachahmung der Natur,“ worauf er ſein Syſtem baute, als eine unſichere und morſche Grundlage. Schon Gottlieb Schlegel zeigte das Unpaſſende dieſes Grundſatzes in ſeiner „Abhandlung von den erſten Grundſätzen in der Weltweisheit und den ſchönen Wiſſenſchaften.“ (Riga, 1770. gr. 8.)

3) Baur's Galerie der berühmteſten Dichter ꝛc. Leipzig, 1805. 8. S. 259 bis 282, und Jördens Lexikon ꝛc. S. 268 bis 275.

4) Ueber ſein Leben ſ. die Göckingk'ſche Ausgabe; ferner: „Verſuch einer biographiſchen Skizze Ramler's ꝛc. von Th. Heinſius.“ (Berlin, 1798. 8.) Urtheile über ihn, in Küttner's Charaktereu ꝛc. Bd. 2. S. 364 bis 367; in Pölitz praktiſchem Handbuche ꝛc. Th. II. S. 200 u. f., und in den ſchon oben genannten Schriften.

## §. 25. Friedrich Gottlieb Klopſtock.

Nicht ohne heilige Scheu wenden wir uns zu dem größten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, zu dem Stolz der Deutſchen. Klopſtock wurde geb. den 2ten Juli 1724 zu Quedlinburg, beſuchte die Sächſiſche Schul-

pforte von 1739 bis 1745, studirte Theologie erst zu Jena, dann zu Leipzig, wo er sich mit mehreren seiner poetischen Freunde, Cramer, Ebert, Schmidt (Joh. Christoph), Schlegel, Olde, Kühnert, Rothe, Giesecke, Gärtner ꝛc. zu einem Bund für Wissenschaft vereinte, und begab sich 1748 nach Langensalza in Thüringen, wo er in dem Hause eines Verwandten, Namens Weiß, die Aufsicht über dessen Kinder führte. Hier war es, wo er die durch seine Oden berühmt gewordene Fanny, die schöne und geistreiche Schwester seines Freundes Schmidt, kennen lernte und liebte. Der Schmerz, sich von ihr nicht wieder geliebt zu sehen, vielleicht auch der ununterbrochene Fleiß und die angestrengte Beschäftigung mit seinem Messias, wirkten nachtheilig auf seine Gesundheit, und er verfiel in eine lang anhaltende Schwermuth (wovon seine damaligen Werke Spuren enthalten), die erst nach mehreren Jahren durch Reisen und erweiterten Umgang sich verlor. Die ersten Gesänge seiner Messiade hatten in ganz Deutschland große Aufmerksamkeit erregt, und besonders in der Schweiz so starken Eindruck gemacht, daß Bodmer mit mehreren seiner Freunde den Dichter zu einem Besuch einlud. Klopstock nahm diese Einladung an, und reis'te im Sommer 1750, in Gesellschaft des Philosophen George Sulzer, nach Zürich, wo er mit offenen Armen empfangen, im Bodmerschen Hause wohnend, drei Vierteljahre der Natur, der Freundschaft und seiner Muse lebte, und seinen biedern Hauswirth, so wie seine Fahrt auf dem Zürcher See, durch ein Paar der trefflichsten Oden verewigte. Als er im Begriff war, in sein Vaterland zurückzukehren, erhielt er vom König von Dänemark, Friedrich V., dem er durch den Grafen Joh. Hartwig Ernst v. Bernstorff, den damaligen Dänischen Gesandten in Paris, und durch den Dänischen Oberhof-

marschall Moltke empfohlen worden war, einen Ruf nach Kopenhagen, um hier bei einem Gehalt von 400 Rthlr. unabhängig sich selbst und den Musen zu leben, und seinen Messias vollenden zu können. Klopstock verließ nun die Schweiz, und reis'te 1751 nach Dänemark ab; mit welchen Gefühlen und Hoffnungen — zeigen seine beiden Oden Friedrich V. Er nahm seinen Weg über Hamburg, wo er die berühmte Cidli, nach ihrem eigentlichen Namen Margaretha (in Niedersächsischer Abkürzung Meta) Moller, die geistreiche Tochter eines Hamburgischen Kaufmanns, und die enthusiastische Bewunderinn seines Messias kennen lernte, die in den Oden des Dichters so manches vortreffliche Denkmal erhielt. In Kopenhagen lebte Klopstock still und eingezogen, aber geachtet und vom Könige besonders geschätzt. Diesen pflegte er zu begleiten, wenn er sich im Sommer auf sein ländliches Lustschloß Friedensburg begab, oder wenn er eine Reise nach Holstein machte, bei welchen Gelegenheiten der Dichter auch seine Cidli in Hamburg sah, mit der er sich erst im Jahre 1754 verband. Diese Periode kann man als die blühendste und fruchtbarste für den Geist des Dichters annehmen; seine schönsten lyrischen Stücke, und besonders seine entzückenden Gesänge an Cidli, fallen in diese Zeit, wo er auch in Gesellschaft seiner jungen Gattinn seinen Vater in Quedlinburg besuchte, und nach einer daselbst bestandenen Krankheit seine Ode: „die Genesung" dichtete. Nur kurze Zeit dauerte das Glück seiner ehelichen Liebe. Schon im Jahre 1758 entriß ihm der Tod seine Gattinn; er begrub sie in dem Dorfe Ottensen bei Altona, und wallfahrtete oft zu ihrem Grabe. Bis zum Jahre 1771 hatte Klopstock seinen gewöhnlichen Aufenthalt in Kopenhagen; als aber sein Freund und Beschützer Bernstorff aus dem Dänischen Staatsministerium entlassen

worden war, ging er nach Hamburg, und lebte daselbst von seiner Dänischen Pension mit dem Charakter eines Königl. Dänischen Legationsraths, den er 1763 erhalten hatte. Um's Jahr 1775 rief ihn der Markgraf und nachherige Kurfürst von Baden, Friedrich, zu sich nach Karlsruhe, wo Klopstock ein Jahr lang blieb, und dann mit dem Titel eines Markgräflich Badenschen Hofraths wieder nach Hamburg zurückkehrte. Noch im Jahr 1791 schloß er mit seiner vieljährigen Freundinn, Johanne von Winthem geb. v. Dimpfel, sein zweites Ehebündniß. In dem letzten Jahrzehend seines Lebens beschäftigte ihn der warme Antheil, den er an der Französischen Staatsumwälzung nahm. Sein Bürgersinn sang der neuen Freiheit Hymnen, und die Neufranken schenkten dem Sänger das Bürgerrecht; aber sein Herz wand sich bald von den Greuelscenen ab. Ludwig's XVI. Haupt sank unter dem Mordbeil, und Klopstock hörte auf, Französischer Bürger zu seyn. Er starb den 14ten März 1803, im 79sten Jahre seines Alters. Die Städte Hamburg und Altona vereinigten sich, dem ehrwürdigen Todten eine Begräbnißfeier zu bereiten, wie sie noch keinem Deutschen Gelehrten jemals zu Theil geworden. Die Gesandten und Geschäftsträger Hollands, Dänemarks, Englands, Frankreich's, Oestreich's, Preußens und Rußlands, der Senat, die Geistlichkeit, Gelehrte, Künstler, Bürger und Militärpersonen folgten in feierlichen Zügen unter dem Geläute aller Glocken den Gebeinen, die in dem Dorfe Ottensen neben dem Grabe Meta's ihre Ruhestätte fanden. Seine ernste Weissagung in der Ode an Ebert war erfüllt; unter allen poetischen Freunden, die zu Leipzig ein enges Band verknüpfte, trat er zuletzt vom Schauplatze ab.

Wenn wir länger bei den äußern Lebensumständen Klopstock's verweilten, als bei den übrigen Dichtern,

so finden wir eine Entschuldigung in der Wichtigkeit des Mannes, an dem auch das Zufällige Bedeutsamkeit hat, und eine Rechtfertigung in den Oden des Dichters, deren mehrere nur durch eine geschichtliche Darstellung seines äußern Lebens erklärt werden können. Aus diesem letztern Grunde besonders bedarf er auch hier einer genauern Chrakteristik.

## §. 26. Fortsetzung.

Wie die Deutschen den Anfangspunkt ihrer Denkfreiheit mit Luther, so bezeichnen sie den Anfang ihres Sprach- und Dichterruhms mit Klopstock. Erst mit ihm beginnt die eigentliche Blüthe unsrer Sprache und Litteratur, und wenn auch seiner Zeitgenossen Mehrere mit und neben ihm um Deutsche Bildung sich hochverdient gemacht haben: so hat doch keiner so tief und sicher in das innere geistige Leben der Deutschen eingegriffen wie Er. Drei Flammen sind es, die schwesterlich vereint schon in dem Herzen des Jünglings loderten — Gottes-, Vaterlands- und Freundesliebe. Nie hat die Natur einen großen Dichter geboren, dem jene Gefühle fremd gewesen wären; aber auch nie mochten sie stärker in einem Dichter sich regen, als in der Brust Klopstocks. Seine Gottesliebe war eine herrschende religiöse Gemüthsstimmung, die, alles Unheilige verschmähend, alles Heilige umfassend, ihn zu derjenigen Höhe der Begeisterung erhob, in welcher das Ahnen und Anschauen des Göttlichen sein ganzes Wesen durchdrang. Seine Vaterlandsliebe, ein inneres tiefes Gefühl der Liebe und Achtung für Deutsche Tugend und Deutsche Kraft, ein lebendiger Glaube an den heiligen Ernst, den gottesfürchtigen Sinn, den unermüdlichen Fleiß seines Volks, — eine feste Ueberzeugung von der Bildsamkeit und den hohen Anlagen Deutschen Verstandes

und

und Deutschen Gemüths, — ein reger, unwandelbarer Wille, all' seine Kenntniß und Kraft der Sprach- und wissenschaftlichen Bildung dieses Volks zu widmen, und sein ganzes Streben mit Deutschem Denken, Deutschem Fühlen, Deutschem Sprechen in Beziehung zu setzen. Seine Freundesliebe, eine innige Hingebung seines Wesens an die Besten seiner Zeit, ein zartes Sehnen nach gleichgestimmten Gemüthern, ein kräftiger Herzschlag für das Wohl edler Seelen. Aus diesen drei Gefühlen entsprangen seine Hymnen und sein Messias, seine Oden (Mein Vaterland, Fragen, Die beiden Musen, Der Nachahmer, Unsere Sprache ꝛc.) und seine Bardiete, sein Wingolf und seine zarten Gesänge an Bodmer, Ebert und Giesecke. In diesen drei Gefühlen liegt das Geheimniß seiner hohen lyrischen Kraft und der unerreichbaren Stärke seines Ausdrucks.

Mit Kenntniß und Genialität ausgerüstet, trat Klopstock in eine geistesarme Zeit ein, die den Deutschen seinen Werth vergessen und ihn nur dem Fremdartigen huldigen ließ. Nur Er hatte den Muth, seine schlummernden Landsleute zu wecken. In dem einundzwanzigjährigen Jüngling schlug voll und warm ein Herz für den Dichterruhm seines Vaterlandes, und nicht ertragen [1]) mochte es die Verachtung, mit der Französische Kühnheit dem Deutschen ein höheres Dichtungsvermögen absprach [2]); denn

Soll Hermann's Sohn, und, Leibnitz, dein Zeitgenoß,
Soll der in Ketten Denen nachgehn,
Welchen er, kühner, vorüberflöge? [3])

So entstand schon auf der Schule der Entschluß, ein großes episches Gedicht zu schreiben. Nur ein Deutscher Held, wie Kaiser Heinrich, sollte den Stoff dazu darbieten; denn

Früh hab' ich Dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkohr ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreier, zu singen *).

Aber die Flamme der Religion foderte geistigere Nahrung, und es entstand der weltberühmte Messias. So begann Klopstock seine dichterische Laufbahn mit einem Werke, womit ein Anderer vielleicht ein ruhmvolles Leben geschlossen haben würde. Durch dieses religiöse Epos, so wie durch die gleichzeitigen und nachfolgenden Oden, wurde Klopstock der erste Schöpfer des höheren, kühnern poetischen Ausdrucks unsrer Sprache, der Bildner und Vollender des epischen Hexameters der Deutschen und der glücklichste Nachbildner der lyrischen Sylbenmaße der Griechen.

Betrachten wir nun die vielfachen Schöpfungen seines dichterischen Genies näher, so ergeben sich folgende fünf Klassen derselben:

1) „Der Messias," ein episches Gedicht. Es besteht aus zwanzig Gesängen, und enthält die durch den Messias in seiner Menschheit vollendete Erlösung der sündigen Menschen, vom Anfang seiner Leiden bis zur Himmelfahrt. Kühnheit und Größe in Zeichnung der Charaktere und Scenen; ein ganz origineller dichterischer Styl, der körperlichen Wesen ein ätherisches Gewand umwirft und geistige Wesen verkörpert, und ein klangreicher Hexameter, dessen Inhalt sich selbst in seinem Tonmaße lebendig mahlt und ausdruckt: alles dies erhebt dieses Gedicht über alle Epopöen der Deutschen. Wir verdanken diesem Werke unsern Ruhm in der höhern epischen Dichtung, worin wir nun nicht leicht einem andern Volke nachstehen. Was der Stoff selbst in der heiligen Geschichte dem begeisterten Dichter schon reichlich darbot, ist durch seine Anordnung sowohl, als durch

seine von frommer Phantasie geleitete schöpferische Dichtung noch sehr gehoben worden, und interessirt durch die Abwechselung von Erzählung, Schilderung, Dialog und lyrischem Gesang eben so sehr, als durch den weise benutzten Reichthum an Bildern und Gleichnissen, so wie durch die vollendete Schönheit des Ausdrucks und Versbaues. — Die ersten drei Gesänge erschienen Anfangs in den Bremischen Beiträgen vom J. 1748, und hieraus einzeln zu Halle, bei Hemmerde, 1749. 8. Dies war eigentlich ein Nachdruck; nachher aber erhielt der Buchhändler das Recht des Verlags, und zwei Jahre darauf erschien bei ihm: „Der Messias. Erster Band." (gr. 8. mit Kupfern. Halle, 1751.) Dieser erste Band enthält fünf Gesänge, wovon die drei ersten hier verbessert erschienen. Nachdem zehn Gesänge vollendet waren, gab der Dichter sie selbst heraus unter dem Titel: „Der Messias, 1ster und 2ter Band" (gr. 4. Kopenhagen, 1755.), zu welcher Prachtausgabe König Friedrich V. dem Dichter die Kosten schenkte. Dem ersten Bande ist eine Abhandlung „von der heiligen Poesie", dem zweiten eine andere „von der Nachahmung der Griechischen Sylbenmaße im Deutschen" vorgesetzt. Diese Original-Ausgabe wurde 1756 in Halle abgedruckt, aber nur der zweite Band; den ersten that der Verleger in der alten Gestalt hinzu, obgleich die ersten fünf Gesänge an sehr vielen Stellen verbessert waren. Eine N. A. davon erschien zu Halle, 1760. Der dritte Band (11ter bis 15ter Ges.) kam zu Kopenhagen 1768, in 4. heraus, und zu Halle 1769, in 8.; und der vierte Band (16ter bis 20ster Ges.) in gr. 8. Halle, 1773. Alle diese älteren Ausgaben sind für den bloßen Leser als veraltet anzusehen, aber in kritischer Hinsicht sehr wichtig. „Denn," wie Lessing sagt: „Veränderungen und Verbesserungen, die ein Dichter, wie

Klopstock, in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleiß studirt zu werden. Man studirt in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut finden, das sind Regeln." Die beiden neuesten Ausgaben endlich sind: „Der Messias. Ausgabe der letzten Hand, in zwei Bänden. Altona, 1780." Diese Ausgabe ist dreifach: in klein 4., in 8. nach der gewöhnlichen, und in 8. nach der neuen Rechtschreibung. Und: „Der Messias. Vier Bände. Leipzig, 1799" (eigentlich der dritte bis sechste Band der „sämmtlichen Werke Klopstock's" nach der neusten, noch nachher vorkommenden Göschen'schen Ausgabe). Auch hier hat der Dichter noch gebessert, und im 4ten Bd. sogar neue Dichtungen und Zusätze angebracht. Noch ist zu bemerken, daß in dem Werke: „Klopstock, Er und über ihn; herausgegeben von C. F. Cramer," (5 Theile. Hamburg ꝛc. 1780 bis 92) die ersten zehn Gesänge der Messiade mit den Anmerkungen des Herausgebers abgedruckt sind. Uebersetzungen der Messiade sind gemacht ins Lateinische, Italienische, Französische, Englische, Holländische Schwedische, Griechische und Russische.

Das Aufsehen, welches Klopstock's Messias in Deutschland erregte, ist nur Luther's Bibelübersetzung vergleichbar. Freunde und Neider, Bewunderer und Tadler traten von allen Seiten in Menge auf; alle Flugblätter sprachen fast immer nur für oder wider ihn. Die christlichen Leser liebten die Messiade, als ein Buch, das ihnen bei den heiligen Gegenständen der kalten Orthodoxie doch endlich auch etwas zu empfinden gäbe; junge Prediger führten sie auf den Kanzeln an, hielten ganze Reden in Hexametern, und nannten Klopstock's Namen neben den heiligen Namen der Propheten; Christenthränen flossen (wie Cramer sagt), und die Weiber

konnten sich nicht satt über den Abbadonna (einen abgefallenen Engel) weinen. Aber die alten Theologen glaubten, das Gedicht entweihe durch seine verwegenen Fictionen die Religion, vermische die heilige Geschichte mit Fabeln, und bringe die Orthodoxie in Gefahr. Ein ehrlicher Dorfpfarrer kam zu dem Dichter, und bat ihn um Gottes und der Religion willen, er möchte doch den Abbadonna in der Fortsetzung des Werks ja nicht selig werden lassen. Die Kunstrichter, oder die es seyn wollten, schrieben über die neue Epopöe in Journalen und eigenen Abhandlungen, und bestritten oder vertheidigten ihren Werth; doch waren diese ersten Kritiken von beiden Partheien größtentheils seicht, unreif und schief, und wenn man das ausnimmt, was Lessing, J. G. Heß und einige Andere damals geschrieben haben, so kann man die übrigen leicht entbehren. Die Gottschedianer erhoben das lauteste Geschrei dagegen, und suchten das Verdienst des Werks mit schlechten Gründen und fadem Witz zu verkleinern. Dagegen rühmten und vertheidigten es die Schweizerischen Kunstrichter, die Gegner der Sächsischen; vornehmlich nahm sich Bodmer des Deutschen Epos mit Eifer an. Der Dichter machte sich diese Beurtheilungen, besonders die von Heß, im Stillen zu Nutze, mischte sich aber nie in den Streit und schwieg. In den neuesten Zeiten ist hin und wieder bezweifelt worden, ob der vom Dichter gewählte fromme Stoff auch wohl für ein Epos passend sey. [5])

2) Lyrische Gedichte. Es sind Oden, Elegien und geistliche Lieder. Die Oden tragen fast alle an Fiction, an Reichthum und Schönheit poetischer Bilder und an Wohllaut des Sylbenmaßes das Gepräge der höchsten lyrischen Vollendung an sich. Die meisten von ihnen wollen aber nicht gelesen, sondern studirt seyn, um den Dichter mit seinem tiefen Gefühl zu erfassen,

und dem Adlerflug seiner Gedanken zu folgen. Klopstock erscheint hier in seiner ganzen Dichtergröße, daher man ihn mit Recht den Pindar der neuern Poesie genannt hat, obwohl er diesen noch an Tiefe und Fülle der Empfindung übertrifft. Die symbolisch-poetische Sprache entnimmt er aus Vorliebe für die Deutschen, aus der alten nordischen Mythologie, und vertauscht den Griechischen Apollo gegen den Nordischen Braga. [6]) Ein großer Theil dieser Oden ist in Zeitschriften zerstreut, oder auf besondern Blättern gedruckt. Der echten Sammlungen besitzen wir zwei: „Oden." (Hamburg, 1771. kl. 4. und Leipzig, 1787. in 8.). Diese Ausgabe enthält, in 3 Büchern, 72 Oden und 3 Elegien, alle im Inhalt, Ausdruck und Sylbenmaß verbessert. Ferner: „Klopstock's Oden, 2 Bde." (Leipzig bei Göschen, 1798.). Dies ist der 1ste und 2te Bd. von Klopstock's sämmtlichen Werken; aber auch der 7te Band enthält noch 24 bisher meist ungedruckte Oden. In jenen beiden Bänden befinden sich 195 lyrische Gedichte, die fast alle von der bessernden Hand des Dichters zeugen [7]). — Die Elegien, die seinen Oden beigefügt sind, stehen den Oden in Nichts nach. Die geistlichen Lieder athmen alle den Geist des für Glauben und Liebe eifernden Christenthums, der feurigen Andacht und des thätigen Wohlwollens. Die Herausgeber neuerer Gesangbücher hielten zwar ihren Flug für den gemeinen Christen zu hoch und ihre Sprache zu schwer, und suchten daran zu feilen und zu ändern, ehe sie solche in ihre Sammlungen aufnahmen. Lieder aber, wie: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du ꝛc." möchten wohl jedem Christen von religiösem Gefühl verständlich seyn. Eine Sammlung derselben erschien unter dem Titel: „Geistliche Lieder, in 2 Theilen." zu Kopenhagen, 1758 und 1769, und eine N. A. 1786. In dem ersten Theil sind zu-

gleich 29 alte, von Klopstock verbesserte Kirchenlieder, worunter sich auch vier von Luther, unter andern: Herr Gott, dich loben wir ꝛc. befinden. [8])

3) Dramatische Gedichte. Deren sind an der Zahl sechs, wovon drei einen biblischen, und drei einen vaterländischen Stoff behandeln. Sie sind freilich mehr für die Lesung als für theatralische Darstellung geeignet; aber auch in ihnen erkennt man Klopstock's große Manier, Einfachheit, Würde und Eindrang der Vorstellungen sowohl als der Sprache. Die drei ersten sind Trauerspiele: „der Tod Adam's" (Kopenhagen, 1757, 58 und 73); „Salomo" (Magdeburg, 1764) und „David" (Hamb., 1772). Der Tod Adam's ist in Prosa, und wurde von Gleim in Verse gebracht; die beiden andern sind in Jamben. Die drei letzten gehören zusammen, und führen den Titel: „Hermann's Schlacht" (Hamburg, 1769), „Hermann und die Fürsten" (Hamburg, 1784) und „Hermann's Tod" (1787). Klopstock nannte sie Bardiete, d. h. dramatische Gedichte in dem Geist und Costüm der altdeutschen Barden. Der Dichter stellt darin die Großthaten und Schicksale des Cheruskerfürsten Arminius oder Hermann's dar, der den Deutschen ihre Freiheit und Unabhängigkeit von den Römern erkämpfte, und zwar in dem ersten Bardiet die Niederlage des Römischen Feldherrn Varus im Teutoburger Walde (in der Grafschaft Lippe), in dem zweiten die Lagerschlacht, d. i. den Versuch der Deutschen, das Lager der Römer unter dem Befehl des Cäcina, wider Hermann's Willen zu stürmen (Tacitus Annalen, Bd. I. K. 59. 63 bis 68); in dem dritten die Ermordung Hermann's durch seine falschen Freunde und Verwandte. Die Bardiete sind reich an originellen Dichtungen, an mannichfaltigen, mit reifer Menschenkenntniß gezeichneten Charakteren, an lehrreichen Bemerkungen

über den Gang der Neigungen und Leidenschaften, und nehmen den gebildeten Leser für die gute Sache und die guten Menschen ein, welche der Gegenstand ihrer Darstellungen sind. Man muß sie studiren zur Stärkung des Geistes, nicht aber zur Ergötzlichkeit sie sehen wollen. Der Dialog ist Prosa, aber häufig mit Gesängen durchwebt, welche von Barden und andern mitspielenden Personen bei schicklichen Gelegenheiten gesungen werden, und auch an sich als originelle lyrische Stücke großen Werth haben, voll Bardischen Feuers und großer Gedanken, einfach und stark, in ihrem Bau neu, kühn und harmonisch, und zum Theil von einer großen Leichtigkeit und Anmuth. Gluck hatte mehrere dieser Chöre meisterhaft componirt, doch besitzen wir leider nichts mehr davon.

4) Sinngedichte. Es sind nur wenige, und die meisten haben mehr den Charakter einer feinen, sinnreichen Sentenz als eines Epigramm's.

Anmerk. 1) Klopstock's Abschiedsrede von der Schulpforte, in Cramer's „Klopstock, Er und über ihn." Thl. I.: Subit indignatio animum, cum tantum gentis nostrae hac in re torporem, justissima exardescens ira, intueri cogor.

2) s. Lettres françoises et germaniques, p. 661.

3) s. die Ode: Fragen.

4) s. die Ode: Mein Vaterland.

5) Eine durch Leidenschaft veranlaßte und durch das Schicksal gelenkte Welthandlung, wie sie uns der Dichter der Ilias gibt, finden wir in der Messiade freilich nicht. Sie enthält mehr die Gefühle des Dichters selbst, die durch Erzählung einer großen Weltbegebenheit in ihm entstehen und sich als Lobgesänge auf Gott und Tugend aussprechen.

6) Ob Klopstock gut daran that, die Nordische Mythologie zu wählen, ist hin und wieder gefragt worden. Allerdings hat die Griechische durch tausendjährigen Gebrauch in dem großen Gebiete der Kunst sich zur herrschenden gemacht; und

wer möchte ihren Reichthum an Bildern und den Wohllaut ihrer Namen verkennen! Aber K. wollte den Phönix aus seiner Asche erwecken, und durfte nach seinem Vaterlandssinn wünschen und hoffen, daß dichterische Phantasie den rohen und ungekannten Schatz des Volks veredlen und ihn dadurch zu einem wohlgefälligen Gemeingut machen werde. Daß die Nordischen Mythen einen, der Ausbildung würdigen, Stoff in sich tragen, beweis't unter vielen Klopstockschen Oden besonders die Ode: „der Hügel und der Hain."

7) Welch' einen Fleiß Klopstock auf die Verbesserung seiner Oden gewendet, ergibt sich besonders aus Cramer's „Klopstock," der die Lesearten mit Fleiß zusammengestellt hat.

8) Einen sehr brauchbaren Commentar zu Klopstocks lyrischen Gedichten enthält das Werk: Klopstocks Oden und Elegieen mit erklärenden Anmerkungen und einer Einleitung von dem Leben und den Schriften des Dichters. Von C. F. R. Vetterlein" Drei Bände. Leipzig, 1827 und 28. 8.

## §. 27. Fortsetzung.

Wir würden aber Klopstock's Verdienst um Deutsche Sprache und Litteratur nicht vollständig erkennen, wenn wir in ihm bloß den Dichter betrachten wollten. Er war auch Grammatiker, oder, damit wir dieses Wort hier in seiner höhern Bedeutung bezeichnen, Sprachbildner. Er zuerst erkannte die Bildsamkeit der Sprache, die nur des denkenden Künstlers Mitwirkung bedurfte, um sich aus ihrer Niedrigkeit zu erheben; ein solcher wollt' er ihr seyn, und die Arme, Verkannte und Verachtete ward reich und angesehen an Ausdruck und Wendung, und ihrer Fesseln entbunden, ragte sie bald über ihre stolzern Schwestern empor. Nun konnte der Dichter ausrufen:

Daß keine, welche lebt, mit Deutschland's Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!

Sie ist — damit ich's kurz, mit ihrer Kraft, es sage —
An mannigfalt'ger Uranlage
Zu immer neuer und doch Deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst, in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich.

So sollte sie nach Klopstock's Willen bleiben. Sie, keiner fremden Hilfe bedürftig, sollte sich frei erhalten von dem Einflusse des Auslandes, denn in der Reinheit seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk. Heiligen Eifers voll läßt daher der Dichter die Sprache des Deutschen in gerechtem Ingrimm über ihre Verrenker und Verdreher ausrufen:

Wer mich verbrittet, ich hass' ihn! mich gallizismet, ich hass' ihn!
Liebe dann selbst Günstlinge nicht, wenn sie mich zur Quiritinn
Machen, und nicht, wenn sie mich verachä'n. Ein erhabenes Beispiel
Ließ mir Hellänis; sie bildete sich durch sich.

Wie er sie gekannt und geliebt, was er für ihre innere Bildung, ihre Richtigkeit, ihren Wohlklang, selbst für die sichtbare Darstellung ihrer Laute gethan hat: davon zeugen seine theoretischen Arbeiten über Dichtkunst und Sprache, die dem Sprachgelehrten noch lange eine reiche Quelle fruchtbarer Bemerkungen bleiben werden. Die wichtigsten derselben sind folgende:

1) „Von der heiligen Poesie." Diese Abhandlung steht vor dem ersten Bande des Messias, nach der Kopenhag'ner Ausgabe von 1755, und vor der Hallischen von 1756.

2) „Von der Nachahmung des Griechischen Sylbenmaßes im Deutschen." Vor dem zweiten Bande der Kopenhag'ner und Halle'schen Ausgabe des Messias.

3) „Von der Sprache der Poesie." Im Nordischen Aufseher vom J. 1758. St. 26.

4) „Vom Deutschen Hexameter." Vor dem dritten Bande des Messias 1768; aber noch vollständiger und gründlicher in den nachfolgenden Fragmenten.

5) „Von der Deutschen Quantität." Im Deutschen Museum vom J. 1777. St. 5. und 7.

6) „Ueber die Deutsche Rechtschreibung." Leipzig 1778, und mit Zusätzen in den Fragmenten. Klopstock stellte den orthographischen Grundsatz auf: das, was die gute Deutsche Aussprache hören läßt, ohne zweideutige und ohne überflüssige Zeichen und Buchstaben zu schreiben. (Schade daß dieser in Ermangelung eines bessern noch giltige Grundsatz in einem Lande, wo die gute und richtige Aussprache oft so streitig ist, keine allgemeine Anwendbarkeit erlangen kann! Doch hat er zur Beförderung der Einheit in der Schriftsprache viel beigetragen). Die daraus entstehenden Neuerungen waren indeß dem Auge zu fremdartig, als daß sie allgemeinen Beifall hätten erlangen können.

7) „Fragmente über Sprache und Dichtkunst." Hamburg 1779 und 80. Enthält mehrere schätzbare, zum Theil vorher schon genannte Abhandlungen über Poetik, Rhetorik und Orthographie, in denen Klopstock seinen Grundsatz: schreib' wie du sprichst, durchgängig befolgt.

8) Endlich seine „Grammatischen Gespräche," Altona 1794. Klopstock hatte überhaupt elf grammatische Gespräche entworfen, wovon dieser Band etwa die Hälfte begreift; die übrigen hat er in einigen Zeitschriften (Archiv der Zeit 1794, und Genius der Zeit 1795) bekannt gemacht. Sie enthalten die Ergebnisse seiner Sprachforschungen, und sind an die Stelle einer Deutschen Grammatik getreten, die er vormals zu schrei-

ben Willens war. Er selbst sagt in der Vorrede: man kann sie als größere und kleinere grammatische Abhandlungen ansehen. Die sich unterredenden Personen sind nicht Menschen, sondern Abstracta und grammatische Wesen, die Klopstock personifizirt, als: die Buchstaben, der Sprachgebrauch, der Wohlklang, die Wortfolge, die Verskunst, das Urtheil, die Einbildungskraft, die Empfindung, Hellänis, Galliette, Ingleß, Teutone (die Griechische, Französ., Engl., Deutsche Sprache), und diese neugeschaffenen Wesen sprechen hier allenthalben nach dem Charakter, der ihnen gemäß ist. Einen besondern Werth geben diesem Werke die zahlreichen Stellen aus Griechischen und Römischen Schriftstellern, die der Verf. in Deutschen Uebersetzungen eingeschaltet hat, zunächst in der patriotischen Absicht, unsere Muttersprache zu ehren, indem er durch diese Proben beweisen wollte, daß sie vielleicht unter allen neu-europäischen Sprachen die einzige sey, die es wagen dürfe, sich mit der Griechischen und Römischen in einen Wettstreit einzulassen.

Außer diesen genannten Schriften hat Klopstock noch einige darstellende Werke in Prosa geschrieben, die zugleich seinen prosaischen Styl charakterisiren. Auch hier ist er, wie in der Poesie, original, kräftig, stark und gedankenreich, und präcise im Ausdruck. Indessen fehlt es seiner prosaischen Schreibart an Einfachheit und Leichtigkeit; es sind einzelne poetisch geformte, große Gedanken, die, nicht selten dunkel, oft Erstaunen erregen, und einen Leser von Scharfsinn und Stetigkeit erfodern. Die wichtigsten hieher gehörigen Schriften sind folgende zwei:

„Klopstock's drei Gebete, eines Freigeistes, eines Christen, und guten Königs." (Hamburg, 1753. 4.) Sie waren für den König Friedrich V. von Dänemark geschrieben. Durch die beiden ersten sollte er vor

dem Abwege des Zweifels, auf den er damals zu gerathen Gefahr lief, bewahrt werden; das dritte ist der Abendsegen eines Königs. (Ein genauer Abdruck, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, erschien zu Berlin, 1813 unter dem Titel: „Klopstock's drei Gebete ꝛc. Herausgegeben zum Andenken des Sieges bei Kulm, von Th. Heinsius. Ein Anhang zu Klopstock's Werken)."

„Die Deutsche Gelehrtenrepublik. Ihre Einrichtung. Ihre Gesetze. Geschichte des letzten Landtages. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar." (Th. I. 8. Hamburg 1774.). Klopstock hat in diesem lehrreichen Werke, unter dem von einem Freistaat entlehnten Bilde, die Ergebnisse seiner litterarischen Betrachtungen und Forschungen, seine Urtheile und Wünsche über die Litteratur überhaupt, und über die Deutsche insbesondere, niedergelegt. Es bewahrt einen Schatz der treffendsten Bemerkungen über alle Zweige der freiern Gelehrsamkeit, vorzüglich über schöne Künste und Sprache. Es ist nur ein Theil erschienen, der in drei Abtheilungen zerfällt. Die erste Abtheilung enthält die Verfassung der Republik, die zweite die Gesetze nebst den gesammelten Gutachten der Aldermänner (Senatoren), und die dritte die Geschichte des Landtags von 1772. Auf diesem Landtage, oder der damaligen Urversammlung der Deutschen Gelehrten, werden, an zwölf Morgen, von den Aldermännern und Anwalden der Zünfte, über allerlei wichtige Angelegenheiten der Republik Vorträge gehalten, und von dem Volk oder den gesammten Zünften Beschlüsse gefaßt, und diese Verhandlungen stehen in genauer historischer Beziehung auf den wirklichen Gang der Gelehrtenbildung und der Deutschen Litteratur, daher die Gelehrtenrepublik in Ansehung ihres Inhalts wirkliche Geschichte genannt werden kann,

wenn gleich ihre Form eine Allegorie ist. — So wie die Morgen den öffentlichen Verhandlungen bestimmt sind, so werden die Abende freundschaftlichen Unterhaltungen in engern Zirkeln oder in gelehrten Klubbs gewidmet. Das Merkwürdigste dieser Unterhaltungen wird hier ebenfalls in die Geschichte der Republik aufgenommen. Dazu gehört z. B. der Inhalt noch ungedruckter Schriften, die dabei vorgelesen wurden, unter andern einige Bruchstücke aus zwei Werken, die Klopstock damals schreiben wollte, nämlich einer Deutschen Grammatik, und einer Schrift unter dem Titel: Denkmale der Deutschen. Hieraus ergibt sich zugleich, daß die Gelehrtenrepublik einem Theil nach auch zu den grammatischen Schriften Klopstock's gerechnet werden kann. (Eine N. A. davon ist als der 12te Bd. der Klopstockschen Werke 1817 erschienen, s. den Schluß dieses §.)

Die vornehmsten Sammlungen der Klopstockschen Werke sind folgende:

1) „Fr. Gottl. Klopstock's kleine poetische und prosaische Werke." (Frankfurt und Leipzig, 1771. 8.) Diese Ausgabe wurde ohne Klopstock's Wissen von Christian Friedr. Daniel Schubart, dem bekannten Schwäbischen Musiker und Dichter, veranstaltet, und enthält 41 Gedichte und 22 prosaische Aufsätze, worunter aber Mehreres nicht von Klopstock ist, wie dieser selbst (in der Hamburger neuen Zeitung vom J. 1771. Nr. 57.) erklärt hat.

2) Die oben, S. 454., angeführten Sammlungen der „Oden."

3) „Einige Oden von Klopstock." (Wezlar, 1779. 8.) Diese Sammlung veranstaltete der Hessendarmstädtische Regierungsrath K. G. v. Zangen. Sie ist als eine Nachlese zur Hamburger Originalausgabe anzusehen, und enthält 14 lyrische Gedichte.

4) „Klopstock. Er und über ihn. Herausgegeben von C. F. Cramer. Theil I. Hamburg, 1780; Theil II. und III. Dessau, 1781 u. 82; Theil IV. und V. Altona 1790 u. 92." Dieses bei allen Sonderbarkeiten doch sehr nützliche und zur vollständigen Kenntniß Klopstock's unentbehrliche Werk, ist als eine erläuternde Sammlung zu betrachten; denn es enthält theils Klopstock's Schriften nach der Zeitfolge ihrer ersten Erscheinung, so daß also die verschiedenartigsten Gedichte unter einander geworfen sind, theils biographische Nachrichten von dem Dichter, theils Anmerkungen über Klopstock'sche Werke, theils Anekdoten und Briefe von Klopstock's Freunden, Kritiken und Gegenkritiken, sogar fremde Gedichte, Bruchstücke aus Predigten, und viele andere Dinge, die man hier nicht sucht, in der buntesten Zusammenstellung. Das Brauchbarste in dieser Sammlung sind die biographischen Nachrichten, worauf sich mehrere Klopstock'sche Gedichte beziehen, und woraus sie zum Theil Licht erhalten; denn Cramer konnte aus der nähern Bekanntschaft mit dem Dichter und dessen Freunden Manches wissen, was zur historischen Erläuterung der Gedichte dient. Jedoch will diese Schrift mit Vor- und Umsicht gebraucht seyn, da viele Erklärungen flüchtig hingeworfen, andere erweislich falsch sind. Uebrigens geht diese Sammlung nur bis zum Jahre 1757, und enthält zehn Gesänge der Messiade, etwa 40 Oden, einige prosaische Aufsätze und den Tod Adam's, also kaum den sechsten Theil der Klopstock'schen Werke.

5) Die wichtigste Ausgabe erschien unter dem Titel: „Klopstock's Werke." (Leipzig, 1798 bis 1806. 10 Bände.) Diese, nach der Verlagshandlung, die Göschensche genannt, erschien in vierfacher Gestalt, nämlich gr. 4. auf geglättetem Velinpapier, mit Kupfern; in gr. 8. auch auf geglättetem Velinpapier; in gr. 8. auf

Schreibpapier, und in gr. 8. auf Druckpapier. — Dies ist die einzige vollständige und des Dichters würdige Ausgabe, wozu er selbst durch nochmalige Ueberarbeitung seiner Oden, welche die beiden ersten Bände einnehmen, die Hand geboten hat. Die Gedichte sind darin nach der Zeitfolge geordnet, doch nicht überall genau, indem z. B. auch der 7te Bd. noch 24 Oden und mehrere geistliche Lieder enthält. Indessen ist auch hier manche Klopstock'sche Ode, die erweislich von ihm herrührt, nicht abgedruckt worden. Den 3ten bis 6ten Bd. nimmt die Messiade ein; den 7ten Bd. Oden, geistl. Lieder und Epigramme; den 8ten der Tod Adam's und Hermann's Schlacht; den 9ten Salomo, Hermann und die Fürsten; den 10ten David und Herman's Tod. Seit 1816 sind noch 2 Bände hinzugekommen, so daß die Göschen'sche Ausgabe nun aus 12 Bänden besteht. Der 11te enthält die „hinterlassenen Schriften von Margaretha Klopstock" in einer vermehrten und verbesserten Ausgabe, 1816. (die erste Ausgabe erschien zu Hamburg 1759), und fünf „vermischte Aufsätze" Klopstocks, die zuerst in dem „Nordischen Aufseher" erschienen waren; der 12te „die deutsche Gelehrtenrepublick," ebenfalls in einer vermehrten und verbesserten Ausgabe, 1817. Daß aber nirgend in einer Vorrede über die Vermehrungen und Verbesserungen etwas gesagt worden, ist befremdend und dem Herausgeber kaum zu verzeihen. — Ein geringerer Abdruck dieser Ausgabe in Taschenformat erschien 1823, dem auch, als Supplementband, „Klopstock's Leben, von Heinr. Döring." Weimar, 1825. 16. zugegeben wird.

Anmerkung. Hauptquellen über Klopstock sind noch: „Klopstock, in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa," 2 Thle. (Hamburg, 1778. 1780. gr. 8.); „Klopstock und seine Freunde: Briefwechsel der Familie Klopstock über sich und zwischen dieser Familie ꝛc. Aus Gleims brief-

lichen

lichem Nachlasse herausgeg. von Al. Schmidt," 2 Thle. Halberstadt, 1810. 8; und: „Auswahl aus Klopstocks nachgelassenem Briefwechsel und übrigen Papieren", 2 Theile. Leipzig, 1821. 8.; besorgt von E. W. F. Clodius.

## §. 28. Salomon Geßner.

Er wurde 1730 zu Zürich geboren, und starb daselbst 1787 als Mitglied des großen Raths und Buchhändler. Dieser sanfte, edeldenkende und patriotische Mann hat sich mit gleich großem Erfolg in der Dicht- und Zeichenkunst [1]) einen Namen gemacht. In ersterer Beziehung, worin wir ihn hier betrachten, verdanken wir ihm den Anbau einer bis auf seine Zeit vernachlässigten Dichtungsart, der Idylle, in der er mit dem Theokrit, seinem Lieblingsdichter, wetteiferte, und es allen neuern Völkern Europa's zuvorthat. Ungeachtet er in der so genannten poetischen Prosa schrieb (weil er nach eigenem Geständniß den Versbau nicht in seiner Gewalt hatte), so hat doch die natürliche Einfalt in der Darstellung, als der wahre Charakter dieser Dichtungsart, ihn zu einem Lieblingsschriftsteller der Deutschen seiner Zeit erhoben, ja seinen Ruhm von den Alpen bis nach Amerika getragen. Derselbe bukolische Geist, der in seinen Idyllen herrscht, weht auch in den epischen und dramatischen, und wenn wir gleich jetzt den wahren Ton dieser Dichtungsarten besser zu treffen wissen, so werden wir doch nicht aufhören dürfen, in Geßner den glücklichsten Naturmahler zu bewundern. Merkwürdig ist es, daß seine Gedichte am meisten dazu beigetragen haben, den Franzosen Achtung für Deutsche Sprache und Litteratur einzuflößen, indem sie zu Paris durch Michael Huber (geb. 1727 zu Frankenhausen in Niederbaiern, gest. 1804 zu Leipzig, als Professor und Lector der Französischen Sprache bei der Universität) übersetzt,

mehrmals aufgelegt, gelesen und studirt wurden, so daß Französische Dichter ihn nachbildeten, besangen, und, wie die spätern Griechen den Homer, vielfältig benutzten. Nicht geringer war sein Ansehen in England und Italien.

Der Ausgaben seiner Schriften sind überaus viele. Am bekanntesten sind folgende. „Salomon Geßner's Schriften," mit Lat. Lettern, 4 Thle. Zürich, 1762, gr. 8.; desgl. 5 Thle. Zürich, 1772; desgl. 5 Thle. oder 3 Bände, mit Deutschen Lettern, Zürich, 1774. 8., und eben so 1782; ferner in zwei Quartbänden mit Deutschen Lettern, Zürich, 1777 (eine Prachtausgabe); ferner mit Lat. Lettern in zwei Bänden, Zürich, 1788. 8.; endlich: „Sal. Geßner's Schriften, 1stes, 2tes, 3tes Bändchen," (Zürich), 1789. 16); mit lat. Lettern, und in dieser Gestalt mehrmals, zuletzt 1818, wieder aufgelegt. Sodann 1824 mit Deutschen Lettern. Diese letztere Ausgabe ist folgenden Inhalts: Im ersten Bande

1) „Der Tod Abel's, fünf Gesänge." Es ist ein kleiner Roman, gegründet auf einen biblischen Mythus, und poetisch gehalten, damit die Würde der Einkleidung der Würde des Stoffs entspreche. Betrachtet man es aber als wirkliches Epos, wie Einige gethan haben, so lassen sich freilich gegen dieses Gedicht, sowohl was die Handlung als was die Charaktere und die Zeichnung betrifft, mancherlei nicht unerhebliche Einwendungen machen.

2) „Der erste Schiffer, in zwei Gesängen," — eine reizende Dichtung, wie die Liebe einst zur Erfindung der Schifffahrt Veranlassung gegeben habe. Geßner legte auf dieses Epos den meisten Werth. Ramler hat es versificirt (Berlin, 1789.)

Im zweiten Bande

1) „Daphnis," ein Schäferepos in drei Büchern, und der Zeit nach Geßner's erstes Gedicht.

2) „Evander und Alcimna." 3) „Erast." Jenes ein Schäfergedicht, dieses ein Schauspiel, beide unbedeutend. Unter den übrigen Stücken dieses Bandes sind die wichtigsten 4) „Die Nacht" und 5) „ein Gemählde aus der Sündfluth."

Der dritte Band enthält die Idyllen, die durch Lesung des Theokrit veranlaßt wurden. Klamer Schmidt hat 9 derselben und Ramler 21 versifizirt. Ferner vermischte Gedichte und einen artistischen Brief. [2])

Anmerk. 1) Die zeichnenden Künste zogen Geßner'n eben so sehr an wie die Dichtkunst. Seine Stücke bezauberten wie seine Gedichte durch hohe Anmuth und treue Nachahmung der Natur, und Kenner und Liebhaber urtheilten, daß er in beiden gleich groß sey. Dies beweisen die auf ihn gedichteten Verse:

Als einst um seine Gunst
Die Muse des Gesanges und die der Zeichenkunst
Sich stritten, hieß Apoll, um ihren Streit zu schlichten,
Ihn mahlen im Gesang und im Gemählde dichten.

2) Das Beste über Geßner's Leben finden wir in der Schrift: „Salomon Geßner; von Joh. Jakob Hottinger." (Zürich, 1796. 8.)

## §. 29. Gotthold Ephraim Lessing.

Ein neuer Heros in der Litteratur der Deutschen ist Lessing. Was Klopstock für die Dichtkunst, war Lessing für die Kritik. Er wurde geboren 1729 zu Camenz, einem Städtchen in der Niederlausitz, studirte zu Leipzig und Wittenberg Theologie, lebte dann abwechselnd bald in Berlin, wo er mit Friedrich Nicolai, Moses Mendelssohn, Ramler, Sulzer, Meil ꝛc. vertrauten Umgang hielt, bald in Leipzig, ging 1760 als Secretair des Generals Tauenzien nach Breslau, und 1767 als Schauspieldichter nach Hamburg, wurde 1770

Bibliothekar zu Wolfenbüttel mit dem Charakter eines Herzogl. Braunschweigischen Hofraths, und starb zu Braunschweig den 15ten Februar 1781 *). Seinen Tod beweinten die Musen Deutschlands. Mehrere Theater, zu Berlin, Hamburg, Schwedt ꝛc. feierten sein Andenken. Eine Medaille von Abramson (gest. 1811) in Berlin bezeichnet kurz, aber treffend, seinen Verlust durch die Worte: Poeta, Philosophus, Criticus, Germaniae Decus, Musarum et Amicorum dum vivebat amor, nunc desiderium sempiternum. Mehrere Orte, unter denen Wolfenbüttel oben an steht, bewahren sein Andenken durch Denkmale aus Stein und Marmor.

Kein Schriftsteller hat in Sachen des Geschmacks und des feinern gründlichen Urtheils über litterarische Gegenstände, auf Deutschland mehr gewirkt als Lessing. Er war einer von den revolutionairen Geistern, die überall, wohin sie sich im Gebiete des Wissens, Glaubens und Meinens wenden, die heftigsten Gährungen und gewaltigsten Erschütterungen hervorbringen. In der Theologie, wie auf der Bühne und in der Kritik, machte er nicht bloß Epoche, sondern veranlaßte auch eine allgemeine Aufregung. Er besaß die lebendigste Regsamkeit und Stärke des innersten tiefsten Geistes, ein rastloses Streben und Forschen nach Wahrheit, einen moralisch- und ästhetisch-feinen Sinn für das Große, Gute und Schöne, eine tiefe und ausgebreitete Menschenkenntniß; mehr Witz, Scharfsinn und Beurtheilungskraft, als Phantasie und schöpferische Kraft; entschiedenere Anlagen zur Kritik, Litteratur und Philosophie, als zur Dichtkunst. In seinen abhandelnden Schriften zeigt sich überall ein entwickelnder, raisonirender und philosophirender Geist, und in seinen Schriften über Dichtkunst, eine ausgebreitete philologische, artistische und antiquarische Kenntniß, so wie er in der Litteratur das

Größte wie das Kleinste umfaßte. Gründlich war seine Kenntniß der Deutschen Sprache, ihrer Geschichte, ihres Reichthums und ihrer Eigenthümlichkeiten, und sein eigener Styl, vorzüglich seine Prosa, hatte klassische Originalität. Es werden vielleicht Jahrhunderte vergehen, ehe so viel Talente und ein so leichtes Spiel derselben, so ausgebreitete und gründliche Kenntnisse, sich mit dem philosophischen Geiste, mit dem Scharfsinn und dem schönen Ausdrucke in Einem Manne wieder vereinigen, wie sie in Lessing vereinigt waren. Mit Recht erkennen wir in ihm den Begründer aller geistigen Bestrebungen unsrer Zeit in der Deutschen Nationalität.

Anmerk. *) Sein Leben ist herausgegeben von seinem Bruder, Karl Gotthelf Lessing (geb. 1740. gest. als Münzdirector in Breslau 1812) unter dem Titel: „Gotthold Ephraim Lessing's Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlaß," (3 Thle. Berlin 1793 bis 1795. 8.) S. auch die Anmerk S. 476.

## §. 30. Fortsetzung.

Von den vielen Lessing'schen Schriften können hier nur diejenigen genannt werden, die ihn als Dichter, Kritiker, Litterator und Antiquar bezeichnen und seinen Ruhm in der Litteratur am meisten befördert haben.

Als Dichter schrieb er Oden und Lieder, Sinngedichte, Fabeln und Erzählungen, und Komödien. — Der Oden sind zu wenig, als daß man über sein Talent dazu mit Sicherheit urtheilen könnte. Doch war er wohl zu sehr Denker und Metaphysiker, um einer anhaltenden und hohen lyrischen Begeisterung fähig zu seyn. Diese findet man daher auch nicht in seinen Oden, obgleich es ihnen nicht an erhabenen Gesinnungen und starkem Ausdruck fehlt. Seine Lieder dichtete

er zum Gebrauch fröhlicher Gesellschaften. Sie empfehlen sich durch heitere Laune, naive Einfälle, feinen Witz und echte Lebensweisheit; auch sind mehrere derselben, von guten Tonkünstlern componirt, in das gesellschaftliche Leben gekommen. Seine Sinngedichte, 144 Deutsche und 20 Lateinische, sind größtentheils Uebersetzungen oder Nachbildungen. Dennoch erkennt man darin sein eigenthümliches Talent des Witzes. In wenig Zeilen weiß er die Aufmerksamkeit hoch zu spannen, und mit den letzten Worten schnell und genugthuend zu befriedigen; seine Epigramme sind bald sinnreich, bald naiv, spielend und stechend, und wenn hie und da sein epigrammatischer Stachel zu scharf erscheint, so trifft er doch nur den Heuchler und Bösewicht. Die Fabeln sind, einige frühere versifizirte ausgenommen, in Prosa, aber in der feinsten und zierlichsten Prosa. Lessing wollte diese Dichtungsart zu ihrer ursprünglichen Einfalt zurückführen, und den poetischen Schmuck wegwerfen, den ihr viele Neuere nach dem Vorgang des Lafontaine gegeben hatten. Seine Fabeln charakterisiren sich durch Scharfsinn in der Erfindung, durch richtigen Gebrauch der handelnden Wesen nach ihrem mythischen Charakter, durch Klarheit der Moral, gedrungene Kürze und lebhafte Erzählung.

Am höchsten aber steht Lessing im Drama. Seinen mächtigen Einfluß auf die Deutsche Schaubühne zu würdigen, bleibt einer Geschichte des Theaterwesens in Deutschland überlassen; hier dürfen wir nur das Ergebniß seiner Bemühungen dahin aussprechen, daß er sich theils durch seine theatralischen Arbeiten, theils und mehr noch durch seine Kritiken, zum Schöpfer der Deutschen Bühne und des jetzt herrschenden edlern Geschmacks derselben gemacht hat. Seine hieher gehörigen Gedichte sind theils Lust-, theils Schau-, theils Trauerspiele.

Er fing mit dem Lustspiel an, und schrieb zuerst den „jungen Gelehrten" in 3 Aufzügen (1747), dem bald darauf der „Mysogin" 3 Aufzüge (1748), die „Juden," 1 Aufzug (1749), „der Freigeist," 5 Aufzüge (1749), „der Schatz" 1 Aufzug (1750) und endlich „Minna von Barnhelm" 5 Aufzüge (1763) folgten. In allen diesen Stücken ist er Original. Die Plane sind einfach, aber anziehend, sein Dialog ist lebhaft, körnicht, fein und witzig, besonders sind die Charaktere sehr scharf und richtig gezeichnet, und in allen herrscht Deutsche Sitte. Indessen ist ein Unterschied zwischen den frühern und spätern Dichtungen. In jenen findet sich noch eine gewisse Französische Redseligkeit und ein Hinneigen zu der irrigen Ansicht von der Natürlichkeit in der dramatischen Poesie; in den spätern aber hat er sich davon losgemacht. Das schwächste ist der junge Gelehrte, das vollendetste Minna von Barnhelm, worin sich der geläutertste Geschmack, eine innige Herzenskunde, die feinste Weltkenntniß und voller Besitz alles Reichthums und aller Schönheiten unserer Sprache und ihrer dialogischen Kraft und Mannichfaltigkeit bekundet. — Auch in der tragischen Dichtungsart war es ihm vorbehalten, eine neue Bahn zu brechen, und durch sein Muster künftigen Dichtern vorzuleuchten. Er schrieb drei Tragödien: „Miß Sara Sampson" in 5 Aufz., „Philotas" in einem Aufz., und „Emilia Galotti" in 5 Aufz., sämmtlich in Prosa. Miß Sara Sampson war das erste bürgerliche Trauerspiel, und blieb lange das vortrefflichste, das er selbst nur durch seine Emilia übertreffen konnte, welche im Tragischen sein Meisterstück ist, wie Minna von Barnhelm im Komischen. Es liegt der Emilie die Geschichte der Virginia zum Grunde (Livius, Bd. 3. K. 44 u. f.). Der neuere Geschmack findet sowohl in seinen Trauer- als Lustspielen mehr kalte, be-

sonnene Exempel zu Belegen seiner Ansichten über Theater und dramatische Kunst. Eine seiner letzten Arbeiten war sein „Nathan der Weise," ein Schauspiel in 5 Aufz., das er selbst aber ein dramatisches Gedicht nennt, weil Inhalt, Ton und Ausdruck ernsthaft und sanftrührend sind. Es ist in reimlosen Jamben, und hat nicht bloß einzelne vortreffliche Situationen, sondern gehört überhaupt zu Lessing's herrlichsten Schöpfungen, wodurch er zugleich seiner theologischen Polemik die Krone aufsetzte.

Als Kritiker, Litterator und Antiquar hat er eine Menge der trefflichsten Aufsätze und Abhandlungen geschrieben. Ein großer Theil derselben wurde in den „Briefen, die neueste Litteratur betreffend, herausgegeben von Friedrich Nicolai," (24 Bände 8., Berlin, 1759 bis 63) mit den Chiffern Fll und G abdruckt. Einige Jahre nachher, 1767 und 68, erschien seine „Hamburgische Dramaturgie" (Schauspiel-Lehre), erst in einzelnen Blättern, dann gesammelt in zwei Bänden, Hamburg, gr. 8. Sie beschäftigt sich theils mit Beurtheilung aufgeführter Stücke, theils aber und noch mehr mit allgemeinen Betrachtungen über Theorie und Kritik des Schauspiels, wozu jene Gelegenheit gaben. Lessing's Absicht dabei ging vornehmlich dahin, Aristoteles Ehre zu retten, und zu zeigen, daß man ihn noch wenig verstanden habe, einige philosophische Untersuchungen über das Trauerspiel anzustellen und zu beweisen, daß weder Corneille noch Voltaire das wahre Trauerspiel gekannt haben. Für den Aesthetiker und Litterator ist dieses Werk noch jetzt eine reiche Goldgrube. Als Antiquar und Kenner der alten Kunst zeigt sich Lessing besonders in seinem „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Erster Theil." (Berlin, 1767. gr. 8.) Das Werk sollte aus drei Thei-

len bestehen, allein nach des Verf. Tode haben sich unter seinen Papieren nur noch einige Bruchstücke vorgefunden, die einer, von Karl Gotthelf Lessing besorgten, zweiten Auflage des ersten Theils (Berlin, 1788. gr. 8.) angehängt wurden. Es ist diese Schrift das schönste Denkmal seiner Philosophie und Gelehrsamkeit, das dem poetischen Kunstrichter, dem Antiquar, dem Philosophen, wie dem Kenner der Kunst, gleich wichtig ist. Hieher gehören auch seine Abhandlungen über die Fabel, und seine zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm. — Aus mehrern dieser Schriften erkennt man zugleich den Charakter der Lessing'schen Polemik, die von ihm wissenschaftlich behandelt wurde. Eine seiner lehrreichsten Schriften in dieser Hinsicht ist seine Untersuchung: „Wie die Alten den Tod gebildet." (Berlin, 1769. kl. 4.), eine Schrift, die gegen den damals berühmten Hallischen Kritiker Klotz (geb. 1738, gest. 1771 als Lehrer der philosophischen Beredsamkeit zu Halle) gerichtet ist, der gegen Lessing behauptet hatte, daß die Alten den Tod als Skelett vorgestellt hätten. Mit Recht nennt Herder diese Schrift so schön in ihrem Inhalte als in ihrer Entwickelung. Umfassender noch sind seine „Briefe antiquarischen Inhalts," (2 Thle. Berlin, 1768. 8.), worin Lessing besonders Klotz'ens Werk von den geschnittenen Steinen prüfte, und dabei viele Punkte aus der Geschichte der Kunst des Alterthums erörterte. Man hat diese Briefe als Muster in ihrer Art, von Seiten des Scharfsinns in den darin angestellten Untersuchungen und der Manier ihrer Einkleidung, anerkannt. Sie sind unerschöpflich reich an den witzigsten Bemerkungen, und wenn gleich hin und wieder ein heftiger und bitterer Ton aus ihnen spricht, so kann man ihnen bei dem Uebergewicht Lessing's an Scharfsinn und Kenntniß, und bei den unwürdigen Zudringlich-

keiten der Gegenparthei (der Klotzianer) doch nicht abhold seyn. — Seine in die Theologie einschlagenden Schriften gehören nicht hieher. Zu bemerken ist indessen, daß er durch die Bekanntmachung der „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten" (deren Verf. noch immer nicht ausgemittelt ist, obwohl man den 1768 als Professor zu Hamburg verstorbenen Hermann Samuel Reimarus dafür hält), worin hauptsächlich die historische Glaubwürdigkeit und Gewißheit der in der Bibel enthaltenen Geschichte bestritten wird, die ganze damals lebende theologische Welt in Bewegung setzte, und einen der hitzigsten Federkriege veranlaßte, welcher eine ganze Fluth von Streitschriften hervorgebracht, und Lessing'en viel Verdrießlichkeiten zugezogen hat. Doch entwickelte sich in diesem Streit auch die höchste Stärke seiner polemischen Kunst.

Lessing sammelte seine Gedichte und prosaischen Aufsätze zuerst unter dem Titel: „Gotthold Ephraim Lessing's Schriften." (6 Thle. in 12. Berlin, 1753 — 1756.) Alles, was die Sammlung enthält, wollte er späterhin umarbeiten; auch machte er den Anfang mit einer neuen Ausgabe der Fabeln 1759, und zwölf Jahr später mit den „Vermischten Schriften" (1rer Thl. Berlin, 1771.) Nach seinem Tode that sein Bruder Karl Gotthelf den 2ten, 3ten und 4ten Thl. Berlin, 1784, hinzu, welche zusammengenommen die neue Ausgabe der Schriften von 1753 in 6 Theilen ausmachen. Vom Jahre 1791 bis 94 aber fügte der Verleger alle übrige Werke Lessing's in gleichem Format hinzu, und nun erhielten alle Theile den gemeinschaftlichen Titel: „Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften," (30 Theile, Berlin, 1771 bis 94. 8). Diese Ausgabe (von der noch immer einzelne Theile unverändert abgedruckt werden), war sauber und ziemlich cor-

rect, aber nach einem schlechten Plane geordnet. Eine neue Ausgabe war daher ein Bedürfniß und diese erscheint seit 1825 in Berlin, in 34 Bänden in Duodez, von denen 28 ausgegeben sind.

Der Sammlungen einzelner Lessing'scher Schriften hat man mehrere. Die wichtigsten sind folgende zwei:

„Analekten für die Litteratur," (4 Thle. Bern und Leipzig, 1785 bis 86. 8.) Ist eine unechte, ziemlich schön gedruckte, aber planlose Sammlung Lessing'scher Schriften von einem Schweizerischen Buchhändler zu Biel, Joh. Georg Heinzmann. Sie enthält Aufsätze über's Theater, Lessing's Antheil an den Litter. Briefen, die Erziehung des Menschengeschlechts, die Hamburgsche Dramaturgie und einige Abhandlungen.

„Lessing's Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schlegel," (3 Thle. Leipzig 1804. kl. 8.) Enthält, außer einigen Erläuterungen und Abhandlungen vom Herausgeber selbst: Bruchstücke aus Lessing's Briefen, antiquarische Versuche, Fragmente dramaturgischen, litterarischen und polemischen Inhalts, Erziehung des Menschengeschlechts, Ernst und Falk (drei Gespräche über Freimaurerei), Nathan (nebst Prolog und Epilog vom Herausg.). Hieraus lernt man Lessingen aber nur zum Theil kennen.

Anmerk. Ueber Lessing's schriftstellerischen Charakter und den Werth seiner Werke findet man die durchdachtesten Urtheile in Herder's zerstreuten Blättern, Samml. 2. S. 377 bis 422; in der Schrift: Ueber G. E. Lessing's Genie und Schriften ꝛc. von Chrst. Gottfried Schütz, Prof. zu Jena (jetzt Halle). Halle, 1782. 8. Es sind drei akademische Vorlesungen, welche Betrachtungen über Lessing's Verdienste als prosaischen Schriftsteller, Dichter, Theoristen, Kunstrichter, Litterator und Uebersetzer enthal-

ten. Ferner in: Pölitz praktischem Handbuch zur Lectüre der Deutschen Klassiker Thl. I. S. 104, und in Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 157 bis 180. Vergl. den reichhaltigen Artikel über Lessing in Jördens Lexikon ꝛc. Bd. III. S. 234 bis 328. Eine neue Bearbeitung des S. 469. angeführten Lebens unsers Lessing, verbunden mit einer Charakteristik desselben als Dichter und Schriftsteller, hat J. F. Schink, vor der Ausgabe der Schriften von 1825. gegeben.

## §. 31. Christoph Martin Wieland.

Wieland, lange der Altvater unsrer Deutschen Dichter, wurde geboren den 5ten Septbr. 1733 zu Ober-Holzheim unweit Ulm (nicht, wie früher geglaubt wurde, zu Biberach, einer Stadt in Schwaben), und starb auf seinem Landgute zu Oßmannsstädt, eine Meile von Weimar, im J. 1813.

Schon früh durch seinen Vater (einen Prediger) für die Wissenschaft gebildet, las er den Virgil und Horaz in einem Alter, in welchem der gewöhnliche Kopf noch mit den Anfängen der Sprache kämpft. Im 17ten Jahre ging er nach Tübingen, mit dem Vorsatze, die Rechte zu studiren; aber der feurige Jüngling, zum Dichter geboren, lebte hier mehr den Musen, als dem Rechte, und verfertigte mehrere kleinere und größere Gedichte, die er dem größten Kritiker damaliger Zeit, dem Schweizer Bodmer, zusandte, und dadurch den Grund zur nachherigen Freundschaft mit diesem Gelehrten legte; denn Bodmer lud ihn in der Folge als litterarischen Gesellschafter zu sich ein, und Wieland lebte fünf bis sechs Jahre in Zürich ganz den Musen und seinen Studien. Im Jahre 1760 ward er Kanzleidirector in seiner Vaterstadt, vertauschte aber diese Stelle neun Jahr nachher gegen eine Professur der Philosophie und der schönen Wissenschaften zu Erfurt, wohin man ihn berufen hatte. Hier machte

er Bekanntschaft mit der verwittweten Herzogin Anna Amalia von Weimar, einer Freundinn der schönen Künste, und wurde von ihr zum Lehrer und Erzieher ihrer beiden Prinzen berufen, über welche sie die Vormundschaft führte. Auf diese Art erhielt unser Dichter Gelegenheit, sich nicht nur um die Bildung eines Landesfürsten verdient zu machen, soudern auch in dem Deutschen Athen, späterhin dem Wohnsitze Herder's, Göthe's, Schiller's ꝛc. seine glückliche Muße zur Ausarbeitung einer Reihe von meisterhaften Werken in Prosa und Versen zu benutzen, wodurch er die Ehre der Deutschen Litteratur geworden ist.

Mit dem Titel eines herzoglichen Hofraths und mit einem Jahrgehalt verließ er dieses edle Fürstenhaus, und lebte nachher noch eine Reihe von Jahren zu Oßmannsstädt, glücklich in dem reichen Schatz seiner Erkenntniß, mehr sich selbst und einer frohen Rückerinnerug ruhmvoll verlebrer Vergangenheit, als der Zukunft, — geachtet und als Dichter und Gelehrter gepriesen von seinen Zeitgenossen, und unsterblich in den Jahrbüchern Deutscher Litteratur.

Kein neuer Dichter hat so viel und so mancherlei geschrieben, und so viel tiefsinnige Weisheit mit so viel Witz, Leichtigkeit und Anmuth vorgetragen; seine sämmtlichen Werke, wie sie zuerst vollständig erschienen, umfassen 36 Bände und 6 Supplementbände (Leipzig 1794 bis 1802). Er durchstreift das ganze Gebiet menschlicher Einsichten, und weiß, wie Küttner sich ausdruckt, was auf Erden und im Orkus geschieht. Eine blühende Phantasie und ein unerschöpflicher Witz, ein tief eindringender philosophischer Geist, feine und richtige Empfindung und die reichhaltigste Belesenheit in den Alten wie in den Neueren sind kenntlich in allen seinen Schriften. Er weiß die abstractesten Begriffe durch die Zaubereien

seiner Beredsamkeit sinnlich und anschauend zu machen, und sich in alle Zeiten, und unter alle Völker zu versetzen; er beobachtet jedes Costüm sehr genau, und weiß die Wahrheit mit dem Wunderbaren, sinnliche Bilder mit geistigen, das Abenteuerliche mit der strengsten Moral zu verbinden. In seinem Agathon scheint er zum Griechen, und in seinen romantischen Gedichten, besonders im Oberon, zum fahrenden Ritter umgeschaffen zu seyn, der unter Feen und Zauberern und Ungeheuern wandelt. Alle seine Gedichte sind voll von Anspielungen, Gleichnissen und Parallelen aus alten und neuen Zeiten; Verstand, Gemüth und Phantasie werden überall gleich befriedigt; in seinen Versen ist kein Zwang, kein Ueberfluß, kein matter und falscher Gedanke. Er ist eben so stark in komischen und lächerlichen Gemählden als in rührenden oder sittlichen Schilderungen. Alles, was die Weisen des Alterthums Großes und Schönes gesagt, und die Neueren Tiefes und Gründliches gedacht haben; Alles, was überhaupt in den Schriften der besten Köpfe Bewunderung erregt, trifft zusammen in seinen gehaltvollen Werken.

Das, was besonders sein Verdienst um die Deutschen begründet, ist, daß er durch seine Schriften, namentlich durch seine romantische Epopöe, seine Erzählungen und Romane, die Bedürfnisse der großen Lesewelt, und namentlich derjenigen Weltleute befriedigte, die ihre Bildung durch Frankreichs Sprache und Schriftsteller erhalten hatten. Er war ein Dichter, wie ihn die Zeit erfoderte, der in sich alle Vorzüge eines zierlichen, gewandten und geschmackvollen Schriftstellers vereinigte, und Griechenland und Rom und Frankreich und Italien mit ihren schönsten Geistern auf Deutschen Boden versetzte.

Indessen sind seine Arbeiten nicht tadelfrei. Man hat ihm mit Recht den Vorwurf gemacht, daß seine üp-

pige Phantasie ihn öfters über die Grenzen des Schönen hinausführte; daß seine Fictionen nicht selten unwahrscheinlich, seine Gemählde schlüpfrig wären; auch sey seine prosaische Schreibart — an der man die Feile nicht verkenne — nicht ganz rein und präcise, oft redselig und schwerfällig. Man muß dies zugeben, wenn von einzelnen Dichtungen der Wielandschen Muse die Rede ist; aber man muß auch bei ihm zwischen seinen frühern und spätern Werken unterscheiden. Bis etwa 1760 war er den Einflüssen der Franzosen, der Italiener und seines Freundes Bodmer oft sklavisch unterworfen, wovon seine damaligen Schriften auffallende Spuren enthalten; nachher aber reifte, veredelte und befestigte sich sein Geschmack, so wie die Masse seiner Einsichten mehr Zusammenhang gewann durch das Studium der Griechen; nur die üppigen Auswüchse seiner reichen Phantasie (die mehrere seiner Dichtungen zu einer verführerischen Lectüre machen) schien er auch in seiner spätern Zeit nicht beherrschen zu können.

## §. 32. Fortsetzung.

Aus der großen Menge und Mannichfaltigkeit der Wieland'schen Schriften können wir hier nur das Wichtigste herausheben. Wir besitzen von ihm: Epopöen, Erzählungen, Lehrgedichte, Episteln, lyrische und dramatische Gedichte, Romane, Dialogen und Uebersetzungen, außerdem mehrere Abhandlungen philosophischen, ästhetischen, litterarischen und historischen Inhalts. Unter den Dichtungsarten sind folgende am glücklichsten bearbeitet.

1) Epische Gedichte. Dahin gehören a) „der geprüfte Abraham," (Zürich, 1753. 4. N. A. 1762). Wieland schrieb dies Gedicht in Bodmer's Hause, und auf dessen Veranlassung. Es bestand erst aus vier

Gesängen, in der zweiten Auflage aber wurde der vierte verworfen, und manches Andere gekürzt und abgeändert; b) „Cyrus, in fünf Gesängen." Es erschien zuerst Zürich, 1757. 8., N. A. Leipzig, 1759. 8. Der Held des Gedichts ist der Cyrus des Xenophon. Wieland wollte in dem Cyrus einen Charakter aufstellen, der alle die glänzenden Eigenschaften vereinigen sollte, welche die übrigen Epiker einzeln ihrem Helden beigelegt hatten. Der Dichter hat dieses Product nie vollendet; c) „Idris und Zenide," (Leipzig, 1768. gr. 8.) ein romantisches Gedicht in fünf Gesängen. Ist ebenfalls ein unvollendetes Gedicht, das in seiner ersten Ausgabe ein heroisch-komisches Gedicht genannt wurde. Es ist der erste Versuch eines Deutschen, das Feenwesen in die poetische Erzählung menschlicher Begebenheiten und ritterlicher Abenteuer zu verweben. Der Dichter nannte es selbst eine abenteuerliche Composition von Scherz und Ernst, von heroischen und komischen Bestandtheilen, von Natürlichem und Unnatürlichem, von Pathetischem und Lächerlichem, von Witz und Laune, von Moral und Methaphysik. Auch ist es der erste Versuch, den Wieland hier in einer Art von Stanzen machte, die den Ottave Rime der Italiener ähnlich sind. Der Unterschied besteht darin, daß in den Stanzen, worin Bojardo, Ariost, die beiden Tasso, Marino ꝛc. gedichtet haben, alle Zeilen gleich viel Sylbenfüße zählen, daß alle Reime weiblich sind, und daß die beiden Reime, an welchen die ersten sechs Zeilen gebunden sind, immer auf einerlei Art abwechseln, so daß immer die dritte und fünfte Zeile auf die erste, die vierte und sechste aber auf die zweite reimt; da hingegen in den Stanzen des Idris erstlich Jamben von acht und neun, zehn und elf, zwölf und dreizehn Sylben nach Gutbefinden gebraucht werden, zweitens die zwei Reime der sechs ersten Zeilen, ebenfalls nach Willkühr,

kühr, bald wechselsweise verschränkt, bald auf jede andere mögliche Art zusammengeordnet sind, und endlich drittens männliche und weibliche Reime abwechseln, und nach Belieben die erste oder letzte Stelle der Stanze einnehmen können. Diese Freiheit kann in den Händen eines Dichters, der mit einem Ohr für Wohlklang und Numerus begabt ist, zu einer reichen Quelle musikalischer Schönheiten werden, wodurch diese Art von Stanzen einen wahren Vorzug vor den strengen Ottave Rime erhält; d) „Der neue Amadis, ein komisches Gedicht in 18 Gesängen." (2 Bde. Leipzig, 1771. gr. 8.). Dies ist das launigste und regelloseste Erzeugniß des Wielandschen Geistes, voll der seltsamsten Dichtungen, aber auch der eigenthümlichsten Schönheiten. Des ungleichen Inhalts wegen wählte der Dichter eine freiere Versart, indem er nicht nur Verse von sechs, fünf und vier Füßen mit einander abwechseln ließ, sondern auch seiner Willkühr, oder vielmehr seinem geübten Ohre gemäß, Anapästen mit Jamben vermischte; e) „Oberon, ein romantisches Heldengedicht, in zwölf Gesängen," 2 Theile; zuerst im Deutschen Merkur 1780 in vierzehn Gesängen, und darauf besonders, Weimar, 1780 (N. A. Leipzig, 1819.) Dies ist Wieland's Meisterstück in der romantischen Epopöe. Reizende Dichtungen, treffende Seelen- und Naturgemählde, fortreißende Erzählung, natürlicher und lebhafter Ausdruck, und harmonische Verse — alles findet sich hier beisammen. Der Stoff ist entlehnt aus der Rittergeschichte: Huon de Bordeaux, von dem Grafen von Tressan, in der Bibliothèque universelle des Romans. Oberon ist eigentlich aus drei Haupthandlungen zusammengesetzt, aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, aus der Geschichte seiner Liebesverbindung mit Rezia, und aus der Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon; aber diese drei

Handlungen sind so in einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die andere bestehen konnte. Uebrigens ist der Oberon ins Französische, Englische, Dänische und Polnische übersetzt worden.

2) Erzählungen. Wieland behauptet als Erzähler einen hohen Rang. Fast alle seine Gedichte dieser Art, besonders die komischen Erzählungen, haben den höchsten Reiz, der aus der ganzen Anlage und eigenthümlichen Behandlungsart entspringt. Der Stoff ist in mehrern entlehnt, theils aus dem Griechischen, theils aus dem Französischen. Die frühsten erschienen 1753 zu Heilbronn, denen die Sammlung von 1766, unter dem Titel: „Komische Erzählungen" folgte, N. A. (Zürich, 1768), worin „Endymion" — „Aurora und Cephalus," und „Combabus" die vorzüglichsten sind. Gleich anziehend sind „Schach Lolo" und „der Vogelfang."

3) Lehrgedichte. Dahin gehören besonders: a) „Musarion oder die Philosophie der Grazien, in 3 Büchern." (Leipzig, 1768. gr. 8. N. A. 1769 und 1799.) Es wird für das schönste unter den Wieland'schen Lehrgedichten gehalten; auch ist das neue System der feinern Epikuräer wohl nirgends so anlockend dargestellt worden; b) „Die Grazien." (Leipzig, 1770). Hier wird abwechselnd in Prosa und Versen die Lebensgeschichte der Grazien erzählt, d. h. es wird der heilsame Einfluß des Schönen auf den Menschen, auf Künste und Wissenschaften dargestellt.

4) Opern. Dahin a) „Alceste, ein Singspiel in 5 Aufz." (Leipzig, 1773. 8.). Ist als die erste Deutsche Oper von Bedeutung zu betrachten; b) „Rosemunde, Singspiel in 3 Aufz." (Weimar, 1778).

5) Romane. Dahin a) „der Sieg der Natur über die Schwärmerei, oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva." (2 Theile. Ulm, 1764. 8. Neue

Ausg. Leipzig, 1772. 8.). Der Stoff ist aus dem Cervantes und Marivaux, aber die Ausführung gehört Wieland, und ist in psychologischer und ästhetischer Hinsicht meisterhaft. Unter den Abenteuern eines phantastischen Ritters gibt uns der Dichter in einer witzigen und launigen Erzählung eine philosophische Geschichte der Schwärmerei einer von Irrthum und Leidenschaft erhitzten Einbildungskraft, und der Mittel, sie abzukühlen; b) „Geschichte des Agathon" (2 Bände. Frankfurt und Leipzig, 1766 und 67. gr. 8. N. verbesserte A. in vier Bänden, Leipzig, 1773. 8.; 1798. 8.) Dies ist Wieland's berühmtester Roman. Er enthält einen Reichthum der feinsten Beobachtungen über den Menschen, und zeichnet sich besonders aus durch die vortreffliche Entwickelung der Leidenschaften und scharfe Zeichnung der Charaktere. Lessing hat ihn in seiner Dramaturgie ausführlich und mit großem Lobe beurtheilt; c) „der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian," (4 Theile. Leipzig, 1772. 8.) Wieland wollte hier in einem summarischen Auszuge das Nützlichste geben, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben. Es ist darin ein Schatz von Weisheit für das Privat- und bürgerliche Leben, und kann jungen Leuten zum Studium empfohlen werden; d) „Die Abderiten," 2 Thle. Zuerst im Deutschen Merkur 1774, und dann besonders, Weimar, 1776, und umgearbeitet Leipzig, 1781. Das Ganze ist eine Satire auf die politischen Thorheiten, besonders in den ehemaligen reichsstädtischen Verfassungen.

6) Dialogen. Dahin: „Nachlaß des Diogenes von Sinope," oder, wie der Titel der ersten Auflage hieß: „Σωκρατης μαινομενος, oder die Dialogen des Diogenes von Sinope," (Leipzig, 1770). Der hier geschilderte Diogenes ist nicht der aberwitzige Sokrates, wie

Plato ihn genannt haben soll, sondern ein gutmüthiger, frohsinniger, und so vernünftiger Sonderling, wie es jemals einen gegeben haben mag.

7) Uebersetzungen. Wieland's Verdienst als Uebersetzer der Briten, Römer und Griechen steht dem Verdienst des Originaldichters nicht nach. Er studirte seine Originale vorher bis auf die kleinsten Züge und Eigenheiten, suchte ihren Geist genau zu fassen, Sprache und Diction sorgfältig zu wägen, den Ton, den sie gewählt hatten, möglichst sicher zu bestimmen, und so, von dem Geiste der Urbildes durchdrungen, wagte er, das Muster zu übertragen. a) Seine erste Uebersetzung sind „Shakespeare's theatralische Werke," (8 Bde. Zürich, 1762 bis 1766. gr. 8.) Hiedurch hat er den theatralischen Geschmack in Deutschland sehr veredelt; denn man las und studirte nun den Briten, und lernte dadurch die Mängel der Französischen Tragödie kennen, die man bis dahin bewundert hatte. Die Besorgung der zweiten Ausgabe übernahm Eschenburg, und sie erschien in 13 Bänden (Zürich, 1775 bis 1782. gr. 8.) Diese zweite Uebersezzung verbesserte ein Ungenannter, und gab sie in 24 Bänden zu Manheim, 1780 heraus. Endlich besorgte abermals Eschenburg eine dritte ganz umgearbeitete Ausgabe, 12 Bde. Zürich, 1798, während August Wilh. Schlegel den großen Briten nach allen seinen originellen Schönheiten und Fehlern mit seltener Uebersetzerkunst metrisch unter dem Titel zu liefern anfing: „Shakespeare's dramatische Werke" (Berlin, 1797.), aber immer noch nicht vollendet; b) „Horaz'ens Briefe, aus dem Lateinischen übersetzt und mit historischen Einleitungen und andern nöthigen Erläuterungen versehen" ꝛc. (2 Thle. Dessau, 1782, gr. 8.; neue verbesserte, mit dem Original begleitete Ausg. Leipzig, 1790; 2te Aufl. derselben, Leipzig, 1801.; 3te Aufl., 1816, gr. 8.) Diese Ueber-

setzung ist in freiem jambischen Sylbenmaße. In den Einleitungen werden die Charaktere der Personen, an welche die Briefe gerichtet sind, ihre individuelle Lage, ihre nähern und entferntern Verhältnisse, in welchen sie mit dem damaligen Rom standen, mit der größten Feinheit entwickelt, wodurch über die Beschaffenheit des Augusteischen Zeitalters ein neues Licht verbreitet wird. In den Anmerkungen wird uns besonders eine Anekdotengeschichte Rom's gegeben, die so anziehend ist, daß man sich von der Lectüre kaum losreißen kann, und daß man vergißt, bloße Anmerkungen über einen Römischen Dichter zu lesen; — c) „Horaz'ens Satiren ꝛc. mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen" ꝛc. (2 Thle. Leipzig, 1786. gr. 8. N. A. ebendas. 1794. gr. 8. mit beigedrucktem Text nach der Bentley'schen Ausgabe; und N. verbesserte Auflage Leipzig, 1805 und 1819. gr. 8.). Ebenfalls in Jamben. Einleitungen und Anmerkungen wie bei den Briefen. Die Uebersetzung druckt mehr den Sinn aus als die Worte, umschreibt, so oft es nöthig ist, und opfert der Deutlichkeit selbst die nachdrückliche Kürze der Urschrift auf; — d) „Lucians von Samosata sämmtliche Werke. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen" ꝛc. (6 Theile. Leipzig, 1788 — 1789. gr. 8.) Bis zur höchsten Täuschung, die nur einem Manne von Wieland's Geist und Laune erreichbar war, hat er sich seines Autors bemächtigt, und alle Schönheiten desselben, alles, was den Lucian zu dem macht, der er ist, lebendig dargestellt, oder, wo die Verschiedenheit der Sprache und der Sitten dies versagte, ihm wenigstens getreu nachgeahmt. Mehrere nicht anziehende, oder in sittlicher Hinsicht zu verwerfende Stücke sind unübersetzt geblieben. Die Anmerkungen sind in dem Geist jener bei den Horazischen Briefen; — e) M. Tul-

lius Cicero's sämmtliche Briefe übersetzt und erläutert" ꝛc. (7 Bde. Zürich, 1808 bis 1821. gr. 8.) vollendet von Gräter. Wieland hatte diese Arbeit in seinem 75. Jahre unternommen, theils weil er das Bedürfniß fühlte, sich in eine andere Welt, und wie er sich ausdruckt, unter lauter kolossale Menschen von Titanen- und Gigantenstamm zu versetzen, theils um eine große, schwere, aber ihm angenehme, und seinen gewohnten Studien anpassende Geistesarbeit zu unternehmen, die ihn hoffen ließe, die letzten Tage seines Lebens nicht ohne Verdienst für seine Sprachgenossen zugebracht zu haben. Es gehörte zu seinem Hauptzweck, daß die Briefe so viel möglich in der Ordnung gelesen werden könnten, worin sie der Zeitfolge nach geschrieben sind. Die Briefe ad Familiares wurden daher aus der Unordnung, worin sie in den gewöhnlichen Ausgaben stehen, herausgehoben und chronologisch gestellt, die Briefe an Attikus und Quintus überall da, wo sie der Zeit nach hingehören, oder zu gehören scheinen, eingeschaltet, und somit alle zu einem zusammenhangenden Ganzen vereinigt, das zugleich als die echteste Biographie Cicero's und als ein schätzbarer Beitrag zur geheimen Geschichte der letzten zwanzig Jahre der Römischen Republik betrachtet werden könnte. Eine unmittelbare Folge der chronologischen Anordnung war eine neue Eintheilung der Bücher. Was die eigentliche Uebersetzung betrifft, so schließt er sich überall an den Text so genau an, als es geschehen kann, ohne Lateinisches Deutsch zu schreiben. Besonders lag es ihm auf, daß kein schöner oder kräftiger Ausdruck, keine bedeutende Metapher, keine der feinern Wendungen ihm entgehen, und daß er überall dem Eigenthümlichen in Cicero's Schreibart, dem, was Einige seine Ciceronität nennen, so nahe kommen möchte, als es unsre Sprache nur gestattet.

Daß Wieland außerdem durch eine Menge ein-

geschildert von J. G. Gruber," (2 Bde. 8. Leipzig), welche Biographie, neu bearbeitet, jetzt den 50. und 51. Band der neusten Ausgaben von Wielands Werken bildet.

## §. 33. Johann Gottfried v. Herder.

v. Herder wurde geboren 1744 zu Morungen in Preußen, studirte in Königsberg Theologie, wurde 1765 Lehrer an der Domschule zu Riga, durchreis'te dann mit dem Prinzen von Holstein-Eutin einen Theil von Deutschland und Frankreich, erhielt 1770 den Ruf als Hofprediger und Consistorialrath zu Bückeburg, und sollte 1775 als Professor in Göttingen angestellt werden, als er den Ruf als Generalsuperintendent zu Weimar erhielt, dem er auch folgte. Hier wurde er 1801 Präsident des Oberconsistoriums, und starb als solcher 1803, nachdem ihn 1801 der Kurfürst von Pfalzbaiern in den Adelstand erhoben hatte.

Es ist schwer, diesen nach universeller Bildung strebenden Mann zu beurtheilen. In keiner Wissenschaft fremd, hat er in vielen durch ein rastloses Bemühen von mehr als vierzig Jahren mit bedeutendem Erfolg für ihre Vervollkommnung gewirkt, und als Theologe, Philosoph, Aesthetiker, Sprach-, Natur- und Geschichtsforscher auf den Bildungszustand der Deutschen den entschiedensten Einfluß gehabt. Der Umfang seines Wissens, die Schärfe und Tiefe seines Denkens und die lebendige Kraft seines Gefühls sprechen aus allen seinen Schriften eben so sehr, als eine gewisse große Denkart, eine idealische Stimmung und rege Begeisterung für alles Gute und Schöne die Grundzüge seines Charakters bezeichnen. Daß er dabei in seiner Polemik eine gewisse Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit verräth, die ihn zu Härten gegen die Nation und die Würdigsten derselben verleitet, kann man ungern sehen, aber auch bei ander-

weitigen großen Verdiensten leicht vergessen, da diese augenblicklichen Irrungen nicht seinem sittlichen Charakter, sondern einer gewissen physischen Reizbarkeit und den Beschränkungen seiner Jugend angehören. Als Dichter und Aesthetiker hat er sich uns in einer seltenen Vereinigung morgenländischer Wärme des Gefühls und der Phantasie mit Griechischer Grazie und Besonnenheit gezeigt. Statt, wie Einige gewollt haben, poetisches Talent ihm abzusprechen, könnte man im Gegentheil aus seinen Schriften nachweisen, daß die Fülle seines Gefühls ihn oft überströmt, und der Flug seiner Phantasie ihn oft selbst als Prosaiker mit fortgerissen hat, indem sein ganzes Denken ein bildliches und dichterisches zu nennen ist. In Absicht auf seine Schreibart und Darstellungskunst muß man indessen bei ihm zwei Perioden unterscheiden. In der frühern ist seine Sprache schnell und heftig, der Ausdruck kühn und üppig, überall sieht man den feurigen, sich überstürzenden Geist, in der zweiten ist seine Schreibart lieblich, leicht, anmuthig und einfach, hauchend den Geist der Alterthümlichkeit; doch verdunkelt er sich auch hier noch öfters selbst, und verliert sich in einer gehäuften, prunkenden Bilderſprache.

Seine Schriften betreffen theils die schöne Litteratur und Kunst, theils die Philosophie und Geschichte, theils die Religion und Theologie. Er selbst veranstaltete noch bei seinem Leben eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, die nach jenen 3 Abtheilungen geordnet sind, über welchem Geschäft er aber gestorben ist. Es sind zusammen 45 Bände gr. 8. Die, welche die Litteratur und Kunst betreffen, haben den Titel: „Johann Gottfried von Herder's sämmtliche Werke. Zur schönen Litteratur und Kunst." (Tübingen, 1805 bis 1809. 1ster bis 16ter Band.) Der 1ste und 2te Theil enthält sehr schätzbare Fragmente zur

Deutschen Litteratur; der 3te den Cid, ein Gedicht, bestehend aus einer Reihe von siebenzig Romanzen in mannichfaltigen Versarten und von verschiedenem Charakter, die das ganze Leben des Cid umfassen. Der in ihnen herrschende Ton ist dem echten Charakter der alt-spanischen Romanze durchaus treu. Herder hat das, was in einzelnen Romanzen und Chroniken vom Cid erzählt wurde, sehr gut benutzt, um daraus ein Ganzes zu schaffen; der 4te und 5te enthält seine kritischen Wälder, oder Betrachtungen über die Wissenschaft und Kunst des Schönen; der 6te dramatische Stücke und Dichtungen, zu welchen letztern auch seine „Paramythien" oder Erzählungen aus der Griechischen Fabel gehören; der 7te seine Abhandlungen und Briefe über schöne Litteratur und Kunst. Darunter befindet sich auch die 1773 von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift: „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet." Der 8te Theil enthält seine Volkslieder verschiedener Nationen, und zwar Lieder aus dem hohen Nord, dem Süd, Nordwestliche, Nordische und Deutsche Lieder, und endlich Lieder der Wilden [1]), der 9te Theil eine Blumenlese aus morgenländischen Dichtern, der 10te Nachbildungen Griechischer, der 11te Uebersetzungen Römischer Dichter und mehrere antiquarische Aufsätze, und der 12te Früchte aus den sogenannten goldenen Zeiten des 18ten Jahrh. u. s. w. — Unter seinen Schriften zur Philosophie und Geschich'te (aus 17 Bänden bestehend) gehörig, bemerken wir hier zunächst seine Preisschrift: „Ueber den Ursprung der Sprache" (Berlin, 1772. 8.), und seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (zuerst Riga 1784; 4 Theile, 4.), worin er sich weit über seinen Vorgänger J. Iselin erhebt; und unter den zur Religion und Theologie gehörigen: „Vom Geist der Ebräischen Poesie," (Dessau,

1782; 2 Thle.) mit mehreren lyrischen Stücken begleitet. Letztere Abtheilung umfaßt 12 Bände. Diese Oktav-Ausgabe der Werke ist selten geworden. Seit 1827 erscheint eine Ausgabe in Taschenformat, die eben so eingetheilt ist und aus 60 Bändchen bestehen soll, von denen bis jetzt 24 herausgekommen sind. — Ein Auszug oder „Geist" aus Herder's Werken erschien zu Berlin, 1826, 6 Bändchen, 16.

Eine Menge zerstreuter Aufsätze sammelte Herder anfänglich unter dem Titel: „Zerstreute Blätter," (6 Sammlungen. Gotha, 1785 — 1797. 8.) Diese Schrift und seine „Briefe zur Beförderung der Humanität," (10 Sammlungen. Riga, 1793 bis 97. 8.), so wie seine „Adrastea," (6 Bde. Leipzig, 1801—1804. 8.), welches seine letzte Unternehmung ist, können schon hinreichen, Herder's großen, umfassenden Geist kennen zu lernen [2]).

Anmerk. 1) Glückliche Nachfolger erhielt Herder als Volksliederdichter an Friedrich Heinrich Bothe, dessen Volkslieder zu Berlin, (1795. 8.) erschienen; ferner an Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano, die unter dem Titel: „Des Knaben Wunderhorn," altdeutsche Lieder (2 Bände, Heidelberg 1806 und 1808 gr. 8.) herausgaben; ferner an J. G. Büsching und F. H. von der Hagen, die eine „Sammlung Deutscher Volkslieder" zu Berlin 1807. in 8. besorgten, so wie an Görres und mehrern Andern.

2) Ueber das Leben und den schriftstellerischen Charakter dieses Mannes s. man besonders: Museum Deutscher Gelehrten und Künstler (Breslau, 1800, Nr. 3. S. 81 — 116), wo sich eine Abhandlung über seinen schriftstellerischen Charakter, von Fülleborn, befindet, und Herder's Charakteristik, von Danz und Gruber (Leipzig 1805. 8.) Eine sehr lesenswerthe Schrift. — Vergl. „Herder's Leben, nebst gedrängter Uebersicht seiner Werke" von Chr. Döring. Weimar, 1823. 8. und „Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herder's, von Maria Carol. v. Herder, herausgegeben von J. G. Müller" (2 Bde. Tübingen 1820. gr. 8.)

## §. 34. Johann Wolfgang v. Göthe.

v. Göthe, geboren zu Frankfurt a. M. den 28sten August 1749, studirte von 1765—68 in Leipzig die Rechte, reis'te 1773 mit den beiden Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg und dem als Preuß. Minister verstorbenen Grafen v. Haugwitz durch die Schweiz, wurde 1776 Legationsrath zu Weimar, 1779 wirklicher Geheimrath, 1782 Kammerpräsident, und zugleich geadelt, machte im J. 1786 eine Reise nach Italien und Sicilieen, wurde später Minister und lebt nun in einer freien, ungestörten Muße ganz den Musen und der Ehre Deutschlands in Weimar.

Göthe gehört zu den wenigen Geistern, die, ihrem Zeitalter vorgeeilt, bei ihrem Leben bewundert und studirt, aber nach ihrem Tode erst vollständig begriffen und gewürdigt werden können. Sollten wir indessen in einem neuern und namentlich einem Deutschen Dichter ein Ideal der Poesie aufstellen, so würde es kein Anderer seyn als Er. Anerkannt der Erste unter Deutschlands lebenden Dichtern, und — man kann es dreist sagen — ohne gültigen Mitbewerber unter den übrigen Europäischen Völkern, haben auch vor ihm in Keinem heller Verstand und feines Gefühl so harmonisch zusammengewirkt als in ihm. Mit Originalität in seinen Erfindungen verbindet er die klarste, gefälligste Darstellung, den höchsten Wohllaut der Sprache. Jede Form der Dichtung ist ihm bequem, und frei und fesselos gestaltet er sie nach ihrer höchsten Bedeutung. Viel hat die Theorie von ihm gelernt, mehreres wird sie noch von ihm lernen, während er das, was er ist, sich selbst und seiner Genialität verdankt. Der allgemeinste Gedanke steht vor seinem forschenden Geiste eben so in anschaulicher Begrenzung, als die Empfindung wieder in dem Verstande ihre objective Begründung sucht. Eine schöne Natur also in dem seltensten Vereine der trefflichsten Geistes-

kräfte haben wir an Göthe, und so ist es kein Wunder, daß man sich so schwer über die Frage vereinigen kann, in welcher Dichtungsart er die größten Meisterwerke geliefert hat [1]). — Wir besitzen von ihm lyrische, epische, dramatische Gedichte, Epigramme und Romane. Seine lyrischen Gedichte sind theils Lieder, theils Balladen, theils Elegien. So wie er dem Liede eine tiefere Bedeutung und mehr Umfang gegeben, so hat er das Gebiet der Elegie erweitert. Es sind Gedichte erotischen Inhalts im elegischen Sylbenmaße, gleich den Elegien Ovid's, mit denen sie auch die Scene, nämlich Rom, gemein haben. Sie sind (wie Aug. Wilhelm Schlegel, in den Charakteristiken und Kritiken, 2 Bde. sagt) originell und dennoch echt antik. Die „zwanzig Elegien," die zuerst in Schiller's „Horen" (1795) abgedruckt waren, haben einen innern Zusammenhang, indem sie uns eine Reihe von Situationen und die Empfindungen und Betrachtungen schildern, die jene einflößen.

Seine Sinngedichte, alle im elegischen Sylbenmaße geschrieben, sind Epigramme in dem weiten Sinne Klopstock's.

Zu den neusten hierher gehörigen Dichtungen Göthe's gehört auch sein „westöstlicher Divan" (Stuttgart, 1819. 8.)

Zu seinen epischen Gedichten gehört 1) sein „Reineke Fuchs, in 12 Gesängen" (Berlin 1794), eine meisterhafte Uebersetzung des alt-berühmten Volksbuchs, in Hexametern, und 2) sein „Hermann und Dorothea," das zuerst 1798 zu Berlin, und später in mehreren Ausgaben (1822 in einer Prachtausgabe, Braunschweig, gr. 8.) erschien. Es ist ein Seitenstück zur Voß'schen Luise, und enthält in 9 Gesängen die Erzählung einer am Rhein zur Zeit der Französischen Revolution vorgefallenen Begebenheit, in Hexametern, und im echt Homerischen Geiste.

Seine dramatischen Gedichte sind theils Far-

cen, theils Lust- Trauer- und Schauspiele, theils Opern. — Die Farcen, meist jugendliche Arbeiten voll muthwilliger Laune, verlieren sich gegen die Bedeutsamkeit seiner übrigen Dramen: „Clavigo" (Leipzig, 1774) „Iphigenia auf Tauris" (Leipzig, 1787) und „Egmont" (Leipzig, 1788), unter denen besonders Iphigenia (in fünffüßigen reimlosen Jamben), dieses für die Deutsche Bühne bearbeitete Griechische Trauerspiel des Euripides, als anerkanntes Meisterstück hervorragt, in welchem der Geist der antiken Tragödie herrscht, wie ihn der Dichter, besonders von Seiten der Ruhe, Klarheit und Idealität aufgefaßt hatte. Sein „Torquato Tasso" (Leipzig 1790) ist ein Charakterstück, oder eigentlich nur dramatische Schilderung eines Charakters in einer Reihe von Situationen und Scenen, die nur durch die Leidenschaft gebunden werden, voll feuriger, rührender und erhabener Gedanken, aber ohne Handlung, und daher für's Theater eben so wenig geeignet, als sein Drama, „Eugenie, oder die natürliche Tochter" (Tübingen 1804), das aber durch seine echt-künstlerische Composition zu den ersten Werken gestellt zu werden verdient. Eine besondere Aufmerksamkeit erregte sein „Götz von Berlichingen" (Hamburg, 1773), wozu er den Stoff aus der Selbstbiographie des alten Ritters (geb. 1478, gest. 1562) entlehnt hat. Göthe wurde durch dieses Stück der Schöpfer des sogenannten Ritterschauspiels, in welchem sich alt-deutsche Treuherzigkeit kräftig und rührend ausdruckt. Das Ganze hat einen großen historischen Sinn; denn es stellt den Kampf einer scheidenden und einer beginnenden Zeit dar, den Kampf zwischen rauher, kräftiger Unabhängigkeit und der beginnenden politischen Zahmheit und Unterwürfigkeit. In einem kaum zu erfassenden Geist ist sein „Faust" (Leipzig 1790) gedichtet, der in allen seinen Umarbeitungen (wovon besonders die Ausg., Tübingen 1808, zu erwähnen) ein durchaus geniales Stück ist,

das nicht an einen gewöhnlichen Maaßstab gehalten seyn will, auch nicht mit den Bearbeitungen desselben Stoffs von Lessing und Klinger verglichen werden kann. Eine Fortsetzung, die bereits 1823 von C. Schöne versucht wurde, hat der Dichter nun selbst in der neusten Ausgabe seiner Werke gegeben. — Obwohl Göthe seine höchste Stärke im Trauerspiel gezeigt hat, so haben doch auch mehrere seiner Lustspiele eine gleiche Vortrefflichkeit. Die gelungensten sind die „Mitschuldigen" (Leipzig 1787) in gereimten Alexandrinern, worin besonders die Charakterzeichnungen hervorstechen, und sein „Triumph der Empfindsamkeit, eine dramatische Grille" (Leipzig 1787), worin er auf eine sehr geniale Weise seine eigenen Nachahmer verspottet. Unter seinen Singspielen sind „Claudine von Villa Bella" (Leipzig 1776), „Erwin und Elmire" (Leipzig 1775), und „Jery und Bätely" (Leipzig, 1790) am beifälligsten aufgenommen worden. Im Allgemeinen bemerken wir nur, daß Göthe sich in diesen Singspielen den leichtern, lyrisch-musikalischen Geist der Italiener angeeignet hat.

Sehen wir nun auf seine Romane, so stellt sich uns zuerst ein Werk dar, das allein hinreichend wäre, Göthe's Unsterblichkeit in der Litteratur zu sichern, und auch wirklich das seltne Glück gehabt hat, 1824 durch eine vom Verf. selbst besorgte N. A. sein Jubiläum zu feiern. Dies sind die „Leiden des jungen Werther's," ein sentimentaler Roman, in zwei Theilen (zuerst Leipzig 1774), wie es keinen vor und nach ihm gibt, und wie keiner vor noch nach ihm so unwiderstehlich auf die Lesewelt eingewirkt hat. Göthe wollte durch diesen Roman die Rechte der menschlichen Kraft gegen den willkührlichen Zwang der gesellschaftlichen Verhältnisse andeuten. Dies that er, indem er uns die Geschichte eines unglücklichen Jünglings erzählt, der durch

die

die allmählig fortschreitende Leidenschaft der Liebe ein Selbstmörder wird. Mag dieser Charakter von dem Dichter erfunden, oder mag, wie man sagt, der Grundstoff zu demselben aus der Geschichte Karl Wilhelm Jerusalem's entlehnt seyn, der sich aus gekränktem Ehrgefühl in Regensburg erschoß: es ist ein echt poetischer Charakter, der durch die Entwickelung des Ursprungs und Fortgangs einer ihn beherrschenden Leidenschaft, und durch die Fülle des Gemüths, das hier in seiner höchsten Reizbarkeit erscheint, so anziehend wird, daß man mit ihm liebt und leidet, und von ihm mit fortgerissen, sich eigner Empfindung ganz überlassen muß. Lessing hat indessen recht, wenn er fürchtete, daß mancher junge Leser die poetische Schönheit dieses Romans leicht für die moralische nehmen, und glauben möchte, daß der gut gewesen seyn müsse, der unsre Theilnehmung so stark beschäftigt. Und daß diese Furcht ziemlich herrschende Stimmung gewesen, beweisen die zahlreichen Schriften, welche durch Werther's Leiden veranlaßt wurden. — Der zweite Roman erschien unter dem Titel: „Wilhelm Meister's Lehrjahre," in 4 Bänden, zu Berlin, 1795. 8. Der Hauptinhalt dieses Buchs bezieht sich auf geheime Gesellschaften und Theaterwesen. Der Dichter setzte sich darin über manche sonst gewöhnliche Kunstfoderungen hinweg, und scheint nur zwei Zwecken nachzustreben, das Leben in seiner Vielseitigkeit darzustellen, und die wichtigsten Materien der Kunst zu erörtern. Um das menschliche Herz nach seinem Innersten zu entfalten, werden Charaktere in der größten Mannichfaltigkeit, jeder in dem bestimmtesten Umriß, vollständig und anschauend entwickelt, in einer Sprache voll Natur und Einfalt, die um keine erkünstelte Schönheit buhlt. Manche eingewebte Poesien sind unnachahmlich schön. So athmet z. B. Mignon's Gesang zur Zither,

im Anfang des zweiten Bandes (Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn ꝛc.) die innigste Sehnsucht, Lieblichkeit und Fülle des Gemüths, die Reichard's seelenvolle Composition noch mehr gehoben hat. Uebrigens haben die Erörterungen über Kunst und Poesie diesen Roman zu einem Codex für denkende Schauspieler gemacht und Kunstromane veranlaßt, unter denen Tieck's „Wanderungen Sternbald's" und Novalis „Heinrich von Ofterdingen" einer besondern Erwähnung verdienen. — Ein dritter Roman erschien unter dem Titel „die Wahlverwandtschaften" (Tübingen, 1810. 2 Bde. gr. 8.), und ein vierter, der nach Titel und Inhalt sich dem zweiten anschließt, „Wilhelm Meisters Wanderjahre" (Stuttgart, 1821), wovon erst ein Band erschienen, der zweite aber in der neusten Ausgabe der Götheschen Werke erfolgen soll.

Unter Göthe's Schriften zur Geschichte und Theorie der schönen Künste gehörig, gedenken wir hier nur noch der von ihm herausgegebenen „Propyläen," eines artistischen Journals (3 Bde. Tübingen 1798 — 1800 gr. 8.), worin sich mehrere Abhandlungen von ihm befinden, auch der Anfang eines Trauerspiels „Mahomet" nach Voltaire, welches er späterhin vollständig übersetzt hat. Ferner: „Ueber Kunst und Alterthum," eine Zeitschrift, welche Göthe 1816 begann, in der Absicht, die Ausbeute einer vorzüglich für Kunst-Zwecke unternommenen Reise in die Rhein- und Maingegenden, darin niederzulegen, die er dann aber, auf litterarische Gegengenstände erweitert, fortsetzte, und davon, bis 1828, 6 Bände zu 3 Heften (Stuttgart, 8.) herausgab.

Die Sammlungen Göthe'scher Schriften sind folgende: 1) „Göthe's Schriften" 1 — 4ter Bd. Leipzig 1778. 8. 5ter Bd. ebendas. 1788, 6ter, 7ter, 8ter Bd. ebendas. 1790; desgl. „Göthe's Schriften," 4 Bände (welche die vorher genannten 8 Bde. in sich begreifen)

Leipzig 1787 bis 1791. 8. (Die früher zu Berlin 1775. 8. erschienene Ausg. in 2 Bden., die 1777 in 3 Bden. neu aufgelegt wurde und 1779 in 4 Bänden, ist unecht, ohne Vorwissen des Verf., und weder vollständig noch zuverläßig). 2) „Göthe's neue Schriften," (7 Bde. Berlin, 1792 bis 1800. 8.) 3) „Göthe's Werke," (13 Bde. Tübingen, 1806 bis 1810. gr. 8., späterhin, 1819, durch 8 Supplementbände vervollständigt). 4) „Göthe's Werke" (20 Bände, gr. 8. Stuttgart und Tübingen, 1815 bis 19), welche Ausgabe auch in einem Abdruck in 12. (26 Bände, Wien und Stuttgart 1816 — 1822) veranstaltet wurde. 5) Göthe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen, in verschiedenen Abdrücken. Von der Octav-Ausgabe sind bis jetzt 5 Bände, von der in Taschenformat aber 15 Bändchen, erschienen, 1827 — 28. Diese Ausgabe enthält mehrere bis jetzt noch nicht herausgegebene Werke, von denen wir hier nur das Zwischenspiel Helena zum „Faust" (im 4ten Bande) und den zweiten Theil dieser Dichtung (im 12ten Bande) anführen.

Anmerk. 1) Ein sehr bündiges und gediegenes Urtheil über unsern Göthe fällt L. Wachler in seinem Handbuch der Gesch. der neueren Litteratur, 1ter Theil (Leipzig, 1824) S. 295. Er nennt ihn den größten und reichsten unserer Dichter, den Vertrauten der Natur und der Menschheit, welcher die Schönheit im Menschlichen unter den verschiedenartigsten Verhältnissen erforscht, das Geistige in den Kunstbestrebungen aller Zeiten erkannt, und durch seliges Selbstgefühl üppige Fruchtbarkeit an herrlichen Werken gewonnen hat. Und nun fährt er fort: „Er gehöret der Gesammtheit des Deutschen Volks an, und, wie ein zweites Geschlecht empfänglicher und dankbarer für seine Gaben sich erwiesen hat, so wird das kommende noch inniger ihn lieben und vollständiger verstehen; die Gebildeteren des Auslandes zollen ihm Bewunderung. Die Fesseln alterthüm-

licher Kunstregeln sind durch ihn gebrochen, die Freiheit für Geist und Phantasie ist errungen, die ihnen zustehende Weltherrschaft hat sich in Thaten des allvermögenden Wortes beurkundet; die sprachlichen Kunstschätze des klassischen Alterthums, des Morgenlandes, des Europäischen Süden und Norden haben Deutsches Bürgerrecht erlangt und den vaterländischen ist gerechtere Anerkennung und verjüngte Liebe geworden. Regsamere Kraft ist geweckt und strebet nach höherem Ziele; das Zuerkennen des Siegerkranzes bleibet den Enkeln vorbehalten; wenn auch von vordringlicher Jüngerschaft manches Unwesen des Mißverstandes getrieben worden ist, ein Schicksal, welches jedem Meisterthume beigesellt zu seyn pfleget, so lebet doch in Vielen der zuversichtliche Glaube, daß tüchtige Erfolge dereinst Antwort geben werden auf die vorlauten Klagen, welche Zunftgenossen über angeblichen Verfall der Nationallitteratur erhoben haben."

2) Nachrichten von Göthe's Lebensumständen und Schriften findet man in den „Biographieen berühmter Männer, von Ernst Aug. Schmid," (Leipzig 1797. in 4.) Heft 1. S. 24 — 26; ferner in Meusel's gelehrtem Deutschland, 5te Ausg. Bd. II. Bd. IX. Bd. XII.; und in Jördens Lexikon, Bd. II. S. 164 bis 165. und Bd. VI. S. 200 — 205. Urtheile über ihn und seinen schriftstellerischen Charakter in Küttner's Charakteren ꝛc. Bd. 2. S. 513 — 516, in Pölitz praktischem Handb. ꝛc. Thl. II. S. 11.; in Eschenburg's Beispielsammlung, Bd. VII. und Bd. VIII.; in Eichhorn's Geschichte der Litteratur Bd. IV. Abtheil. 2.; in den Nachträgen zu Sulzer's allg. Theorie ꝛc. von Manso, Bd. VIII. St. 2; und in Schaller's Handbuch der neuern Deutschen Litteratur, Halle 1811. Bd. I. S. 21. 129 und 479; auch in der Allgemeinen Deutschen Real-Encyclopädie (Conversations-Lexikon), Bd. IV. 5te Aufl. Leipzig, 1819, wo sich S. 316 bis 327 ein sehr ausführlicher und gründlich geschriebener Abschnitt über ihn befindet. Ferner: „Zur Beurtheilung Göthe's von K. E. Schubarth." Breslau, 1818. 2te Aufl. 1820. 2 Bde. 8. „Beiträge zur Poesie, mit besonderer Hinweisung aus Göthe, von J. P.

Eckermann." Stuttgart, 1824. gr. 8. „Ueber Göthe, litter. und artist. Nachrichten; herausgeg. von A. Nicolovius. 1ter Theil, Leipzig, 1828. gr. 8. Enthält eine Sammlung von Urtheilen der Zeitgenossen (Wieland, Voß, Tieck ꝛc.) über Göthe und ein Verzeichniß seiner Schriften. „J. W. v. Göthe's Leben, von Heinr. Döring." Weimar 1828. 16. Vergl. ihn selbst in seiner Schrift: „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit," anfänglich 3 Thle. (Tübingen 1811 bis 14), dann in einer zweiten Abtheilung (Tübingen, 1816 — 22) fortgesetzt, wovon in besagter Zeit, außer dem 1. und 2. Bde., nur der 5te erschienen ist, der 3. und 4te aber noch eine bedeutsame Lücke bilden.

## §. 35. Johann Heinrich Voß.

Voß, geboren den 20sten Februar 1751 zu Sommersdorf, im Herzogthum Mecklenburg, war Rector zu Eutin, der Residenz des Fürstbischofs zu Lübeck, privatisirte dann einige Jahre in Jena, lebte zuletzt mit dem Charakter eines Hofraths in Heidelberg als Akademiker, und starb daselbst den 29. März 1826.

Wenige Gelehrte Deutschlands haben sich um die wissenschaftliche Bildung, namentlich um Kritik, Grammatik, Metrik und Alterthumskunde ein so entschiedenes Verdienst erworben, als Voß. Aber auch Wenigen nur ward eine Geisteskraft wie ihm, die, umfassend das große Gebiet der Sprache und alten Litteratur, in das innerste Heiligthum der Wissenschaften eindrang, und, auf den fruchtreichen Gefilden Gräciens und Latiens genährt, ihre edelsten Säfte auf Deutschlands Boden ergoß. — Was er zum Ruhm und zur Erhaltung der alten Litteratur Großes gethan, das bekunden seine Uebersetzungen des Homer, Hesiod, Virgil, Ovid, Horaz und Aristophanes, die, in Jedermanns Händen, den nach Bildung strebenden Deutschen ein Bedürfniß geworden sind. Und welch' eine Kenntniß und Gewandtheit er sich

im Gebrauch alter und neuer Sylbenmaße erworben, ergibt sich theils aus seinen Gedichten, theils aus seiner „Zeitmessung der Deutschen Sprache." Auch hat er in seinen (oft nur zu leidenschaftlichen) Kämpfen für Vernunft und Menschenrechte eine starke sittliche Kraft entwickelt.

Als Dichter hat er sich in der höhern Ode, dem Liede, der Elegie, der Idylle und dem Epigramm gezeigt, und besonders in der Idylle eine neue Bahn gebrochen, indem er, anstatt der arkadischen Wesen, gewöhnliche Menschen aus unsrer wirklichen Welt, und zwar nicht bloß Hirten und Schäfer, sondern Landleute aller Art, Schnitter und Bleicher, Küster und Pfarrer aufführt, und jeden nach dem unterscheidenden Charakter seines Standes sprechen und handeln läßt. — Offenbar sind die Grenzen der Idylle dadurch vortheilhaft erweitert worden, denn die handelnden Personen, wenn sie gleich von der Natur weiter entfernt sind, als die arkadischen Schäfer, tragen doch alle das Gepräge der Sitten-Einfalt eines frühern Zeitalters, und haben von der Mode der jetzigen Welt so wenig, daß sie in Bezug auf die künstliche Lebensweise der Städter noch immer als naive, unschuldige und unverderbte Wesen einer glücklichern Zeit erscheinen. — Ob aber die Schilderung des kleinsten Details ihrer Lage, ihrer Verhältnisse, Angelegenheiten und Geschäfte nicht zuweilen zu mahlerisch und zu ausführlich sey; ob nicht oft mehr das eigene Gefühl des Dichters als die Darstellung des Objects selbst nach dem besondern Costüm hätte sprechen sollen, und ob sich nicht öfters Züge in das Gemählde eingeschlichen haben, welche die Sitten-Einfalt und mit ihr den Charakter der Idylle beeinträchtigen: das sind Fragen, die noch einer genauern Erörterung unterworfen seyn möchten.

Seine Idyllen erschienen zum ersten Male gesam-

melt unter dem Titel: „Idyllen" (Königsberg, 1800. 8.) Es befinden sich darunter einige plattdeutsche in Hexametern, daher dieser Sammlung erläuternde Anmerkungen, in denen zugleich mehrere botanische und zoologische Ausdrücke erklärt werden, beigefügt sind. Seine höchste Kunst in dieser Gattung aber bewahrt seine „Luise, ein ländliches Gedicht, in drei Idyllen," wovon seit dem ersten Erscheinen (Königsberg, 1795) bis 1826 verschiedene Ausgaben, zu Königsberg und Tübingen herausgekommen sind. Dies ist ein reizendes Familiengemählde, in der Versart und Manier der Odyssee, dessen erste Anlage in dem Hamburger Musenalmanach für 1783 und 1784 und im Deutschen Merkur 1784 abgedruckt, und das anfangs lau aufgenommen, sogar ungünstig beurtheilt, von dem Dichter selbst in der Folge sehr verbessert worden ist. Und in dieser jetzigen Gestalt haben alle Freunde des Guten und Schönen in dem Dichter der Luise den Zögling und Vertrauten Homer's und Theokrit's einmüthig begrüßt.

Noch vollkommener in ihrer Art sind Vossens Lieder. Der Charakter derselben ist kräftige Ermannung, schuldlose Freude an der Natur, edler Zorn gegen Falschheit, Untreue und tyrannische Bedrückung. Hier druckt sich sein Charakter, ein kräftig-einfach-starkes Gemüth, ein biederes Deutsches Herz, das für alles Gute und Edle, für Vaterland, Recht und Freiheit schlägt, am stärksten ab. In den meisten ist das höhere Schöne mit dem Populären so glücklich verbunden, daß sie eben so dem Geschmack der feinen Welt als den Bedürfnissen der niedern Volksklassen zusagen. In Ansehung des Versbaues sind sie so wohlklingend, so voll und rein, daß sie, gelesen oder gesungen, jedes Ohr entzücken. Eine vollständige Sammlung derselben findet man, mit seinen Oden und Elegien vermischt, in sei-

nen „sämmtlichen Gedichten" (7 Theile, Königsberg, 1802. 8. Auswahl letzter Hand, Ebendas. 1825. 4 Thle. 12.)

Als Uebersetzer der alten Klassiker hat er das Höchste geleistet, was Deutsche Kunst bisher aufweisen konnte. Keiner hat mehr Geschick, mehr Enthusiasmus und Liebe zu diesem Geschäft mitgebracht als Er. Man hat zwar seine Uebersetzungen dunkel, seine Wortfügungen kühn und gewagt gefunden, und ihm den Vorwurf gemacht, daß er der Deutschen Sprache Gewalt angethan habe, um fremde Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Aber abgesehen davon, daß dieser Vorwurf nur einzelne Stellen treffen konnte, müssen seine Uebersetzungen überhaupt aus einem höhern Standpunkt betrachtet werden. Voß wollte dem ausländischen Vers in allen seinen Bewegungen folgen, und dem Urtext in der Zahl der Zeilen, in der Stellung der Worte und im Rhythmus gleich zu werden suchen, — mit einem Wort, er wollte Kunstprodukte liefern, und den Deutschen zeigen, daß in ihrer Sprache die Kraft liege, den feinern Geist des Alterthums in sich aufzunehmen, daß sie Bildsamkeit genug habe, Alles, was Griechenland und Rom gedacht und empfunden, eben so treu, kräftig und bezeichnend wieder zu geben. Es mußten daher freilich manche bis dahin noch nicht gewagte und ungekannte Ausdrücke und Wendungen vorkommen, die eben wegen ihrer Neuheit Befremden erregten, und Denjenigen, die an eine leichte und natürliche Wortverbindung gewöhnt waren, dunkel erschienen. Es war dieselbe Erscheinung, die schon früher in Klopstock's lyrischer Sprache ein gleiches Aufsehen erregt hatte. Je mehr man sich aber von der Treue und Richtigkeit seiner Uebersetzungen überzeugte, und je mehr man es der Mühe werth fand, sie zu lesen und zu studiren, desto mehr schwand auch das Fremde und Undeutsche in Sprache und Wortstellung; man sah, daß

das, was man getadelt hatte, als Fortschritt einer sich kräftig fortbildenden Sprache zu betrachten sey, die eben dadurch alle neuere Sprachen überflügelte, daß sie denen des Alterthums immer näher gebracht werden könne. Und so wurden endlich die Voß'schen Sprachfügungen ein feststehender Typus, und seine Uebersetzungen nicht bloß ein unentbehrliches Hilfsmittel dem Gelehrten, um in die Feinheiten der alten Klassiker einzugehen, sondern sogar eine bildende Lectüre für die große Welt, die, unbekannt mit Griechenlands und Latiums Sprache, doch die Originale in der ähnlichsten Copie kennen lernen und studiren wollte. Und dieser Umstand erscheint uns als das größte Verdienst der Vossischen Uebersetzungen, indem sie in allen gebildeten Ständen einen gewissen klassischen Geist aufgeregt, und dadurch die Achtung für das Alterthum und das Streben nach dem Höhern allgemeiner befördert haben.

Seine Uebersetzungen sind folgende:

1) „Homer's Werke," (4 Bde. Altona, 1793. gr. 8. N. durchaus verb. Ausgabe, 4 Bde. Königsberg, 1801. gr. 8.; dritte, vierte, fünfte Aufl. Tübing., 1807, 1814, 1821. gr. 8.) Es ist bemerkenswerth, mit welcher Sorgfalt und Genauigkeit Voß bei jeder neuen Auflage gebessert hat. In der Ausgabe von 1801 sind zwei Drittheile des ganzen Werks umgearbeitet worden.

2) „Des Publius Virgilius Maro Werke," (3 Bde. Braunschweig, 1799. 8. Zweite verb. Ausgabe. Ebendas. 1821. 8.) Enthält die Eklogen, die Georgika und die Aeneide.

3) „Verwandlungen, nach Publ. Ovidius Naso," (2 Thle. Berlin, 1798. 8.) Es ist nur eine Auswahl der besten und sittsamsten Verwandlungsmärchen.

4) „Hesiod's Werke und Orpheus der Argonaut." (Heidelberg, 1806. 8.)

5) „Des Quintus Horatius Flaccus Werke," 1ster Bd. Oden und Epoden, 2ter Bd. Satiren und Episteln, (Heidelberg, 1806. 8. Zweite verb. Aufl., Braunschweig, 1821. 8.)

6) „Aristophanes, von J. H. Voß; mit erläuternden Anmerkungen von Heinr. Voß." (3 Bände. Braunschweig, 1821. gr. 8.)

7) „Des Aratos Sternerscheinungen und Wetterzeichen, übers. und erkl. von J. H. Voß." Heidelberg, 1824. gr. 8.

8) „Aeschylos von Heinr. Voß; zum Theil vollendet von J. H. Voß." Heidelberg, 1826. gr. 8.

Unter seinen übrigen Schriften, die zur Theorie und Geschichte der schönen Künste gehören, zeichnen wir noch seine „Mythologische Briefe" aus (Königsberg 1794. 8. 2te verm. Aufl. Stuttgart, 1827. 3 Bde. 8.) Endlich muß noch des Unternehmens gedacht werden, daß Voß in Verbindung mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham, den Shakespeare in einer Deutschen Uebersetzung gegeben hat, von der (1818. 19. Leipzig, gr. 8. und Stuttgart, 1822 — 1827.) bis jetzt 7 Bände, von denen einige aus 2 Abtheilungen bestehen, erschienen sind.

Seine polemischen Schriften erinnern durch ihre kraftvolle Prosa nicht selten an Luther, und bekunden seine Meisterschaft in der Dialektik; aber der oft schneidende Ton, der in ihnen herrscht, hat seinem Ruhm nichts zusetzen können.

Anmerk. Urtheile über Voß als Dichter und Uebersetzer findet man: in Küttner's Charakteren ꝛc. S. 557 bis 559; in Eschenburg's Beispielsammlung, Bd. I. S. 445; in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie ꝛc. Bd. VIII. St. 2. S. 213; in Eichhorn's Geschichte der Litteratur ꝛc. Bd. IV. Abtheil. 2. S. 79; in Vetterlein's Handbuch ꝛc. S. 574; in Horn's Geschichte ꝛc. S. 214,

und in Schaller's Handbuch, Thl. I. S. 32. Vergl. „Lebens- und Todeskunden über Joh. Heinr. Voß, am Begräbnißtage gesammelt für Freunde, von H. E. G. Paulus." Heidelberg, 1826. gr. 8.

## §. 36. Friedrich von Schiller,

wurde geboren zu Marbach im Würtembergischen den 10ten November 1759. Sein Vater (Hauptmann und Aufseher über die Gärten des fürstl. Lustschlosses Solitüde), übergab ihn 1773 der Militärakademie, wo er sich, bei Zurücksetzung der übrigen Schulstudien, fast ausschließlich mit Lesung Deutscher, Lateinischer und Morgenländischer Dichter beschäftigte. Zu jenen gehörten Klopstock's Messias, der ihn ganz besonders anzog und den bestimmtesten Einfluß auf Schiller's dichterische Bildung gehabt hat; zu diesen Virgil's Aeneide, und die poetischen Bücher der Bibel nach Luther's Uebersetzung. Schon damals regte sich in ihm das Gefühl, nicht bloß zu empfangen, sondern selbst zu schaffen und zu bilden, und er versuchte auch seine poetische Kraft an einem Epos, dessen Held Moses war. Aber bald fiel ihm Gerstenberg's Trauerspiel Ugolino in die Hände, und dies und Göthe's Götz von Berlichingen gaben seiner dichtenden Geisteskraft eine andere Richtung, und hoben ihn unwillkührlich in die tragische Laufbahn. Erst nach vielfachem Lesen dieser Stücke wurde er mit Shakespeare bekannt, der auf geraume Zeit alle andere Dichter aus seinem Geiste verdrängend, ganze Jahre hindurch sein höchstes Urbild, und das Ziel seines Strebens war. Auch Leisewitz'ens „Julius von Tarent" (Trauerspiel in 5 Aufz.) so wie Lessing's Schauspiele gehörten zu seiner Lieblings-Lectüre und alle diese haben auf seinen Ausdruck, seine Sprache und Darstellungsart sichtbar eingewirkt. Seine ersten dramatischen Arbeiten verriethen mehr

mühevolles Nachbilden, als eigene Schöpferkraft. Letztere zeigte sich zuerst in seinem 17ten Jahr, 1777, zu welcher Zeit er seine „Räuber," als das erste nennenswerthe Drama, verfertigte. Als Brodstudium hatte er sich die Arzneikunde gewählt, und wurde gleich nach seinem Austritt aus der Militär-Akademie Regimentsarzt in Stuttgart. Als solcher feilte er noch einmal sein Schauspiel, die Räuber, und ließ es drucken. Aber die erste Aufführung des Stücks in Manheim erregte das Mißvergnügen eines angesehenen Graubündners, der wegen einer Stelle, worin von seinen Landsleuten wie von Straßenräubern gesprochen werde, bei dem Herzog klagbar wurde, welcher darauf Schiller'n verbot, fernerhin etwas zu schreiben. Dieser Umstand veranlaßte unsern Dichter, seinen Abschied zu nehmen. Er begab sich nun nach Manheim, wo er 1782 Theaterdichter wurde, und die beiden Dramen „Fiesko" und „Kabale und Liebe" dichtete. Doch nicht lange in dieser Lage sich gefallend, besuchte er Dresden, Leipzig und Weimar, hielt sich auch einige Jahre zu Bauerbach, einem im Meiningschen belegenen Gute des Herrn von Wollzogen auf, dessen Schwester nachher Schiller's Gattinn wurde. Endlich trat er 1789, auf Göthe's Veranlassung, als außerordentlicher Prof. der Philosophie in Jena zuerst in ein bebestimmtes gelehrtes Verhältniß, und lehrte mit dem ausgezeichnetsten Beifall Geschichte, so wie in der Folge auch Aesthetik. Hier arbeitete er an seiner „Sammlung histor. Memoiren," hier vertiefte er sich in die Abstractionen der Kant'schen Philosophie, hier schrieb er seine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges," legte aber durch diese Anstrengungen den Grund zu einem schwachen und kränklichen Körper *). Nachdem er 1796 ordentlicher Professor der Geschichte geworden, und schon früher, im J. 1790, den Charakter eines Hofraths erhalten hatte, zog

ihn Göthe nach Weimar, wo er sich wieder erheiterte, und die vollendetsten Werke seines dichterischen Geistes herausgab. Im J. 1802 erhob ihn der Deutsche Kaiser in den Reichsadelstand; 1804 aber, nachdem er von einer Reise nach Berlin zurückgekehrt war, stellte sich seine Kränklichkeit wieder ein; ein Nerven- und Brustfieber verzehrte allmählig seine Kraft, und machte seinem edlen Leben den 9ten Mai 1805 ein Ende. Obwohl frühzeitig der Welt entrissen, kann er doch nur glücklich gepriesen werden; denn er starb, von ganz Deutschland bedauert, in der schönsten Blüthe seines Geistes, und sicherte sich dadurch vor den Schwächen eines lähmenden Alters. Die seltensten Talente, deren jedes schon einzeln ihn unter den vorzüglichsten Schriftstellern hätte auszeichnen können, hatten sich in ihm vereinigt, und erzeugten Werke von so mannichfaltiger Art, von so reichem und tiefem Gehalt, von so eigenthümlicher und schöner Form, als die Deutschen nicht leicht von einem andern ihrer klassischen Prosaiker und Dichter allein aufzuweisen haben dürften. Selbst das große Publikum, das ihn nur als lyrischen und dramatischen Dichter bewundert, würde seine Talente noch ungleich höher schätzen, wenn es nicht nur alle die mannichfaltigen Kenntnisse und tiefen Einsichten, die seinen berühmten poetischen Werken zum Grunde liegen, deutlicher zu erkennen, sondern auch in diesem Dichter den tiefdenkenden Weltweisen, den scharfsinnigen Aesthetiker und Kunstkenner, den geistvollen und lehrreichen Geschichtschreiber, den feinen Menschenkenner und erhabenen Moralisten, kurz den Mann von gleich gebildetem Geiste und Herzen zugleich in lebendiger Wahrnehmung zu fassen und zu würdigen wüßte. Seine wesentlichste Eigenthümlichkeit besteht in der Vereinigung eines philosophirenden Kopfs mit poetischem Sinn und Geiste. Sobald er eine

höhere Stufe der Bildung errang, zeigte sich in jedem seiner Erzeugnisse philosophische Reflexion im poetischen Gewande; ja es läßt sich aus seinen Gedichten die Periode genau angeben, in welcher ihm die unterscheidenden Begriffe der kritischen Philosophie näher bekannt geworden waren. Der höchste Glanz der Deutschen Sprache, den er über jedes seiner Werke zu verbreiten wußte, und besonders der rhythmische Wohllaut aller seiner Poesien, hat es gemacht, daß diese Bemerkung nicht früh genug aufgefaßt wurde. Wer aber die Wahrheit derselben bezweifeln möchte, dürfte nur seine prosaischen Schriften über Gegenstände der Kritik und Kunst studiren. So äußerst vortrefflich und belehrend sie sind, so muß man eingestehen, daß sich so kein Schriftsteller erklären würde, bei dem die künstlerische poetische Ansicht die vorherrschende ist. Ein großer Theil seiner dichterischen Werke verräth eine leidenschaftliche Befangenheit seines Gemüths durch eine getrübte Lebensansicht, und ohne Zweifel fand er hierin schon in frühern Jahren seinen Beruf für's Trauerspiel.

Anm. *) Schiller arbeitete häufig des Nachts, und schlief am Tage. Kam man gegen Abend zu ihm, so konnte man an seinem Frühstück Theil nehmen.

## §. 37. Fortsetzung.

Wir besitzen von Schiller, dem Dichter, lyrische und dramatische Gedichte.

1) Seine lyrischen Gedichte erschienen in zwei Theilen, Leipzig 1800, (dritte, von Neuem durchgesehene Auflage, Leipzig, 1807, 1808. in 8.; dann 1818 auch in einer Stereotypausgabe, 2 Bde. 16.) Der Werth dieser Sammlung ist ihrem größern Theile nach, so klar und entschieden, daß darüber nur Eine Stimme herrscht.

Kein neuerer Lyriker darf sich rühmen, von jedem Alter so oft rezitirt, so wiederholt gern gelesen, so allgemein bewundert worden zu seyn. In allen Stücken herrscht Zartheit und Würde, und zugleich ein gewisses wehmüthiges Sehnen nach dem Idealischen, ein sinnvoller Ernst, der sich aus seiner philosophischen Ansicht des Lebens erklären läßt. Zu den köstlichsten Stücken gehören: der Hymnus an die Freude, die Götter Griechenlands, Resignation, die Ideale, das Reich der Formen, die Worte des Glaubens, das Lied von der Glocke, die Würde der Frauen. Besonders haben seine Balladen und Romanzen ein eigenes großes Gepräge, eine unerreichte Kraft und Zartheit, und den glänzendsten Reichthum an Gedankenbildern. Zu den vorzüglichsten gehören: der Taucher, die Kraniche des Ibikus, der Gang nach dem Eisenhammer, der Ritter Toggenburg, die ewig frisch und lebendig im Munde des Deutschen Volks sich erhalten werden. — Der strenge Mechanismus des Versbau's schien dem idealen Kopfe oft zu untergeordnet, daher kleinere Nachlässigkeiten und Härten in ihm nachzuweisen sind.

2) Seine dramatischen Gedichte. Diese sind gesammelt unter dem Titel: „Theater, von Schiller," (5 Bde. Tübingen, 1805. 1806. 1807. gr. 8. Schreibpapier mit Kupfern, Druckpapier ohne Kupf.) In seiner dramatischen Laufbahn muß man drei Bildungs-Perioden unterscheiden. In die erste fallen seine Jugendwerke, und zwar „die Räuber, ein Trauerspiel" (zuerst Frankfurt und Leipzig 1781), „Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel, in fünf Aufz." (zuerst Manheim, 1784), und „die Verschwörung des Fiesko, ein republikanisches Trauerspiel" (Manheim, 1783). Unter diesen dreien sind die Räuber das merkwürdigste, das, von Kritikern als Kunstprodukt verworfen, aller seiner üppigen und mißge-

stalteten Auswüchse ungeachtet, immer als eine sehr geniale Schöpfung anerkannt seyn wird. Der Dichter hat hier die ganze Kraft und Fülle seines jugendlichen Geistes aufgeboten, und die ungeheuersten Formen geschaffen, die nur aus einer starken Seele, aus einer großen Gesinnung hervortreten konnten. Auch die beiden andern zeigen von hohen und seltenen Naturanlagen, die sich noch keinem durch das Studium geschriebenen Gesetze unterworfen haben. In allen dreien gibt das Laster den Anstoß. Hauptgegenstand ist das Ringen der Freiheit mit dem Schicksale, dem Staate und seinen Conventionen. — In die zweite Bildungs-Periode fällt sein „Don Karlos, Infant von Spanien, ein dramatisches Gedicht" in fünffüßigen reimfreien Jamben (zuerst Fragmente davon in der Thalia, dann ganz, zu Leipzig, 1787). Auch hier sind noch die Spuren der ersten Periode sichtbar, daher dieses Stück nicht als ein vollendetes Kunstwerk betrachtet werden darf. Auch trug er sich damit zu lange, denn er vollendete es nur nach einem großen Zwischenraum, da doch nach seinem eigenen Ausdrucke, ein dramatisches Werk nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn soll. Daher wollte er es auch nicht für ein Theaterstück gehalten wissen; aber es ist dennoch (obgleich oft seltsam beschnitten und verstümmelt) auf allen Bühnen mit lautem Beifall gegeben worden, und wird auch dem Kenner durch eine oft sehr tiefe Charakterzeichnung, durch die pathetische Kraft in den Situationen, und durch große, herrliche Gedanken über die menschliche und gesellschaftliche Natur sich fortdauernd empfehlen. — Die dritte Periode zeigt Schiller in seiner höchsten, durch philosophisches und historisches Studium erlangten ästhetischen Bildung. Und in ihr sind alle die herrlichen Schöpfungen entstanden, die seinen

und

und der Deutschen Ruhm auf immer befestiget haben. Dahin gehören:

1) „Wallenstein, ein dramatisches Gedicht." Es besteht aus zwei Theilen, von denen der erste „Wallenstein's Lager" und „die Piccolomini, in 5 Aufz.," der zweite „Wallenstein's Tod, ein Trauerspiel in 5 Aufz." enthält. Die erste Ausgabe erschien Tübingen 1800. gr. 8. — Eine scharfsinnige Beurtheilung dieses Stücks erhielten wir von dem Geheimrath W. Süvern in Berlin, unter dem Titel: „Ueber Schiller's Wallenstein in Hinsicht auf Griechische Tragödie." (Berlin, 1800. 8.) Wir bemerken hier nur, daß dieses Drama, ausgezeichnet, nicht nur unter allen Werken des Verfassers, sondern dieser Gattung überhaupt, durch den Reichthum großer Charaktere, und durch den Wohllaut der bis zur höchsten Vollkommenheit abgerundeten poetischen Sprache, eben sowohl den Ruhm des Dichters als den Ruhm unserer Sprache für die ganze Folgezeit gesichert hat.

2) „Maria Stuart, ein Trauerspiel," das zuerst Tübingen 1800. gr. 8. erschien. — Mit diesem durch Charakterzeichnung sowohl als durch echt tragische Motive hervorstechenden Stücke zeigt sich in Schiller ein gewisses Hinneigen zum Katholizismus.

3) „Die Jungfrau von Orleans, eine romantische Tragödie," zuerst als Taschenbuch auf das Jahr 1802, Berlin, 1801. kl. 8. Dieses Stück fand bei der ersten Aufführung in Leipzig und nachher überall den rauschendsten Beifall. Als dramatisches Kunstwerk möchte es nicht befriedigen, denn die einzelnen Scenen stehen in einem sehr lockern Zusammenhang; aber es hat einen solchen Zauber der Phantasie, und eignet sich so sehr für eine glänzende Darstellung auf dem Theater, daß es noch lange ein Fest- und Feierstück unsrer Bühnen bleiben wird.

4) „Die Braut von Messina, oder die feindlichen Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören.“ Zuerst Tübingen 1803. Schiller gibt uns in diesem spruch- und gedankenreichen Stücke ein Bild der glühendsten Liebe und der furchtbarsten Rache. Daß er das Antike mit dem Romantischen hier zu verbinden versuchte, ergibt sich auch aus dem von ihm hier zum ersten Male aufgenommenen Chor der Alten. Ob sich dies mit dem Charakter des neuen Trauerspiels vertrage, — darüber entscheide die Dramaturgie. Schiller selbst rechtfertiget sich deshalb in einer eigenen Abhandlung, die dem Stücke vorausgeschickt ist. Die von ihm aufgestellten Hauptgesichtspunkte für den Chor sind: daß er die Reflexion von der Handlung absondern, und Ruhe in diese bringen solle. Bei den Griechen war allerdings der Chor nöthig. Das Theater derselben hatte eine andere Bestimmung, als bei uns. Es endigte nämlich an Festen der Gottheiten mit der Darstellung einer Nationalbegebenheit, an der das Volk nach seiner republikanischen Souveränität Antheil genommen hatte. Auch war bei der Darstellung eine ungeheure Menschenmenge zugegen; die Stimme der einzelnen Schauspieler würde verschollen seyn, wenn nicht der Chor, verbunden mit Musik und Tanz, die Handlung fortgeführt hätte. Dieser repräsentirte das Volk, und der Dichter theilte dem Chor diejenigen Empfindungen und Urtheile zu, die das Volk über die dramatisch dargestellten Handlungen gehabt hatte oder haben sollte.

5) „Wilhelm Tell, ein Schauspiel,“ erschien zuerst Tübingen 1804, und ist das letzte unter den vollendeten Dramen Schiller's, das besonders anziehend wird durch die treue Darstellung der einfachen Sitte eines unverderbten freisinnigen Volks, welches als Sieger da steht, in dem Kampf gegen frevelhafte Unterdrückung.

Zu Schiller's Verdiensten um die dramatische

Dichtkunst, als Theoretiker, gehört die Herausgabe seiner „Thalia," eines Journals, das zu Leipzig (1785 bis 1791. gr. 8.) in drei Bänden erschien. Der Herausgeber theilte hier, außer vielen vortrefflichen Abhandlungen, die seinen didaktischen Styl vortheilhaft bekunden, mehrere seiner Dramen in Fragmenten mit. Auch befindet sich darin sein „Geisterseher," (Leipzig, 1789. 8.) eine nicht vollendete Erzählung, für deren Werth die gespannteste Aufmerksamkeit aller Leser entschieden hat. Scharfsinnige Abhandlungen, zur Theorie der schönen Künste gehörig, findet man in seiner Monatsschrift: „Die Horen," (Tübingen, 1795 bis 1797. gr. 8.)

Als Historiker war Schiller zu idealisch. Ihn reizte die Geschichte nur in so fern, als er aus ihr den erhabenen Stoff zu seinen Tragödien entlehnte, und darin Gelegenheit fand, das hohe Schicksal der Welt und des Lebens zu entfalten. Man muß daher aus seinen historischen Werken, unter denen die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" (Leipzig, 1790. 8; N. Aufl. 1802.) und „die Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung" (Bd. 1. 2. Leipz., 1788. 8; N. A. 1802.) oben an stehen, nicht sowohl historische Begebenheiten erlernen, als vielmehr große Ansichten auffassen, und philosophische Betrachtungen über den Gang der Schicksale anstellen wollen. Die Schreibart ist meist preziös und überladen, mehr für Gefühl und Phantasie, als für den Verstand geeignet.

Noch müssen wir seine „kleinere prosaische Schriften" (4 Thle. Leipzig, 1792 bis 1802. 8.) anführen, die eine Menge schätzenswerther Abhandlungen und kritischer Urtheile bewahren, und auf die höhere Ausbildung der Kunstkritik unter den Deutschen mächtig eingewirkt haben *).

Eine vollständige Ausgabe seiner Schriften erschien

unter dem Titel: „Friedrich's von Schiller sämmtliche Werke," (12 Bde., Stuttgart und Tübingen 1812—1815. gr. 8. N. Aufl. 1818.). In dieser Ausgabe stehen die Werke Schiller's nach Klassen, in Beziehung auf die Zeit, worin er sie hervorgebracht. Von dieser chronologischen Folge ist in der Ausgabe Stuttgart und Tübingen 1817—20. 18 Bände in 16., so wie in der Wien und Stuttgart 1819. 20. (schön gedruckt, aber mit Censur-Lücken) 18 Bände in 12., wieder abgewichen worden, und die Werke darin sind mehr in einer systematischen Folge zusammengestellt; letztere Ordnung ist auch in den geringeren Ausgaben in Taschenformat, die seit 1823 gemacht worden sind, beibehalten.

Anmerk. *) Nachrichten von Schiller's Leben finden wir in der Schrift: „Friedrich Schiller, Skizze einer Biographie und ein Wort über seinen und seiner Schriften Charakter." (Leipzig, 1805. 8.); dann in „Friedrich's von Schiller Leben, aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten, nebst gedrängter Uebersicht seiner poetischen Werke; herausgegeben von Heinr. Döring" (Weimar, 1822. 12.); ferner eine Abhandlung über ihn im Museum Deutscher Gelehrten ꝛc. (Breslau, 1800. Nr. 4.), von Füllebborn. Urtheile über seinen schriftstellerischen Charakter: in Pölitz praktischem Handbuch ꝛc.; in Michaelis Geist aus Schiller's Werken (Leipzig, 1805. gr. 8.); in Horn's Geschichte und Kritik; in Schaller's Handbuch ꝛc. Th. I. S. 29. und S. 482. u. f. Vergl. den Abschnitt über ihn im Conversations-Lexikon, Bd. IX. 7te Aufl. 1827. S. 754 bis 765.

## §. 38. Nachlese und abgerissene Bemerkungen über die noch übrigen Dichter dieses Zeitraums.

Bei der großen Menge berühmter und gelesener Dichter dieses Zeitraums, und der Beschränkung, die wir uns auflegen müssen, war es nicht möglich, alle

mit gleicher Ausführlichkeit zu behandeln. Indem wir daher, nicht ohne Bedeutsamkeit, mit Schiller enden, können wir nur noch andeuten, was übrig ist, und müssen es dem Leser überlassen, sich aus diesen Andeutungen die gefeierten Namen Bürger, Hölty, Engel, v. Hippel, v. Thümmel, Gebr. Schlegel, Jean Paul, Tieck und Andere herauszusuchen, die auf eine nähere Entwickelung ihres poetischen Charakters und ihrer Verdienste um Deutsche Dichtkunst gerechten Anspruch machen dürfen. Mehrere jüngere Schriftsteller gehören nur der Beurtheilung einer spätern Zeit an. Auch halten wir es für Pflicht, noch einige von denen nachzuholen, deren Blüthe in die erste Hälfte dieses Zeitraums fällt.

1) Johann Nicolaus Götz, geboren 1721 zu Worms, gest. 1781 als Badenscher Superintendent zu Winterburg. Ein zarter, sinnvoller Liederdichter. Eine ausgewählte Sammlung seiner Gedichte besorgte Ramler unter dem Titel: „vermischte Gedichte von J. N. Götz. Manheim, 1785, 3 Theile. 8.

2) Johann Christian Brandes, geb. 1735 zu Stettin, merkwürdig durch seine Schicksale, war Schauspieler bei mehrern Theatern, privatisirte zuletzt in Berlin, und starb daselbst 1799. Er war zu seiner Zeit als Schauspieldichter der Liebling des Deutschen Publikums. In seinen Theaterstücken ist zwar kein Aufwand von dramatischer Kunst, aber Talent und ziemlich geläuterter Geschmack sind unverkennbar. Zu seinen besten gehören „Graf von Olsbach" und „der geadelte Kaufmann." Sein Melodrama „Ariadne auf Naxos" (Leipzig, 1777. 8.) ist der erste Versuch in dieser Gattung lyrisch-musikalischer Gedichte, und gab Gelegenheit zu verschiedenen ähnlichen Arbeiten anderer Dichter, z. B. der Gotter'schen „Medea." Die erste Sammlung seiner dramatischen Arbeiten erschien unter dem Titel: „Lustspiele,"

(2 Bände, Leipzig, 1774 bis 1776. 8.), und die zweite: „Sämmtliche dramatische Schriften," (8 Bände, Leipzig, 1790 und 1791. 8.) Man hat von ihm eine Selbstbiographie (3 Bde. Berlin, 1802 bis 1805. 8.)

3) Hans Wilhelm von Gerstenberg, geb. 1737 zu Tondern im Herzogthum Schleswig, war erst Rittmeister zu Kopenhagen, wurde 1775 Königl. Dänischer Resident und Consul zu Lübek, privatisirte dann seit 1785 erst zu Eutin, dann zu Altona, und starb daselbst 1823. Er hat sich als geistvoller Lyriker und Dramatiker, der die stärkste leidenschaftliche Darstellung nicht minder als die leichteste und gefälligste Anmuth der Poesie in seiner Gewalt hat, aber auch als vortrefflicher Litterator mit Ruhm ausgezeichnet. Die artigsten Spiele der Liebe und des Witzes enthalten seine „Tändeleien," (3te Aufl. Leipzig, 1765. kl. 8.) Sein „Gedicht eines Skalden," (Kopenhagen, Odensee und Leipzig, 1766. 4.) ist ein Gesang im Geist der alten Barden, worin der Dichter nach Klopstock's Beispiel sich der nordischen Sagen bedient, und gehört zu den vorzüglichsten Mustern dieser poetischen Gattung. — Unter seinen Dramen ist „Ugolino, eine Tragödie in 5 Aufz." (Hamburg und Bremen, 1768. kl. 4.), zu der er den Stoff aus Dante's Hölle entlehnt hat, ausgezeichnet durch feuriges Gefühl, hohen Schwung der Phantasie, und hohen tragischen Styl. Seine „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur," (3 Sammlungen, Schleswig und Leipzig, 1766 bis 1767. 8.) enthalten herrliche Beiträge zur Sprach- und Litteraturgeschichte, und sind ein würdiges Gegenstück zu Lessing's Litteraturbriefen. Eine Sammlung seiner Schriften veranstaltete er selbst noch, unter dem Titel: „Gerstenberg's vermischte Schriften, von ihm selbst gesammelt und mit Verbesserungen und Zusätzen herausgegeben." (3 Bände, Altona, 1815. 16. 8.)

4) Joh. Karl Aug. Musäus, geb. 1735 zu Jena, studirte daselbst Theologie, und starb als Prof. in Weimar, 1787. Ein witziger, origineller Kopf, der in seinen „Physiognomischen Reisen," (4 Hefte, Altenburg, 1781. 8.) den durch Lavater's physiognomische Fragmente veranlaßten Unfug trefflich verhöhnt, und durch seine „Volksmährchen der Deutschen," (5 Theile. N. A., von Wieland besorgt, Gotha, 1804. 8. Taschenausgabe, mit Vorrede von Fr. Jacobs, 1826.), eine geistreiche und und unterhaltende Lectüre geliefert, wodurch er sich zu einem Lieblingsschriftsteller seiner Zeit gemacht hat.

5) Christian, und Friedrich Leopold Grafen von Stolberg; ersterer, als der ältere, geboren 1748 zu Hamburg, der jüngere 1750 in dem Holsteinschen Flecken Bramstedt. Jener war Amtmann zu Tremsbüttel im Holsteinschen, lebte seit 1800 als Königl. Dänischer Kammerherr auf seinem Gute Windebyn im Holsteinschen, und starb 1821; dieser war zuletzt Präsident der Fürstbischöflich-Lübekischen Regierung zu Eutin, trat 1800 von der protestantischen zur römisch-katholischen Religion über, lebte nachher zu Münster, und starb 1819 auf seinem Gute Sondermühlen bei Osnabrück. — Beiden, besonders dem jüngern, gebührt der Ruhm, in ihren jüngern Jahren zur weitern Ausbildung der Deutschen Dichtkunst mitgewirkt, und nicht allein sich selbst nach den Meisterwerken der Griechischen Poesie gebildet, sondern auch zu einer allgemeinern Verbreitung des Geschmacks an diesen Dichterwerken viel beigetragen zu haben. Von Beiden haben wir theils lyrische Gedichte, die zuerst gesammelt, unter dem Titel: „Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Herausgegeben von Heinrich Christian Boie," (Leipzig, 1779. 8.) erschienen, dann von ihnen selbst vermehrt und mit den spätern Gedichten vervollstän-

digt 1821 herausgegeben wurden, zu Hamburg in 2 Bänden, 8; theils Dramen: „Schauspiele mit Chören," (Leipzig, 1787. 8.); theils Uebersetzungen aus dem Griechischen, worunter besonders „Homer's Ilias, verdeutscht durch Friedr. Leopold, Graf zu Stolberg," (2 Bände, dritte Aufl. Flensburg und Leipzig, 1793. gr. 8.) ausgezeichnet zu werden verdient. Auch verdanken wir diesem eine Uebersetzung des Ossian, (3 Bände. Hamburg, 1806. gr. 8.) In der beschreibenden Prosa hat sich Fr. Leop. vortheilhaft ausgezeichnet durch seine „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien." Königsberg und Leipzig, 1794. 4 Bde. 8. Eine vollständige Sammlung ihrer Werke, die sie noch selbst vor ihrem Tode veranstalteten, erschien unter dem Titel: „der Brüder Christian und Fr. Leop. Grafen zu Stolberg gesammelte Werke," Hamburg, 1820 bis 24. (neuer Abdruck, 1827.) 20 Bände, gr. 8.

6) Leopold Friedrich Günther v. Göckingk auf Dahldorf und Günthersdorf, geb. 1748 zu Grüningen, einem Städtchen im Halberstädtischen, war seit 1793 Geheimfinanzrath zu Berlin, und starb 1828. Er bearbeitete mit Glück das Lied, das Singgedicht, und vorzüglich die poetische Epistel, worauf sich besonders sein Dichterruhm gründet. Die Episteln erschienen zuerst einzeln und in den Musenalmanachen, dann in der Sammlung seiner Gedichte. Auch seine Lieder sind voll Empfindung, Zartheit und Naivetät. Seine Gedichte erschienen erst in 3 Bänden (Frankfurt a. M. 1780 bis 1782. 8.), dann in 4. (Neue verbesserte und vermehrte Auflage, Frankfurt a. M. 1821. gr. 8.). Den meisten Ruhm erwarben ihm seine „Lieder zweier Liebenden" (erst Leipzig, 1777. 8, dann N. A. 1779. 8.), da in ihnen eine ungemeine Zartheit und Naivetät herrscht.

Eins der schönsten Lieder darin ist der Frühlingsmorgen.

7) Gottfried August Bürger, geb. 1748 zu Wolmerswende im Halberstädtschen, erst Justizbeamter zu Altengleichen, übernahm 1780 eine Pachtung zu Appenrode, ging 1784 nach Göttingen als Privatdocent, wurde 1789 daselbst Professor, verheirathete sich nach dem Tode seiner ersten Gattinn 1785 mit Auguste Leonhardt, die er unter dem Namen Molly so feierlich und warm besungen hat; und da auch diese starb, zum dritten Male unglücklich, krankte, und erlag endlich seinen Leiden 1794. Er hat unter den Volkslieder- und Balladen-Dichtern unstreitig den ersten Rang. Schiller und August Wilhelm Schlegel haben ihm durch Entwickelung seiner Verdienste schöne Denkmale gesetzt. Seine Ballade „Lenore" hat Aller Herzen erschüttert. Das damals fast vergessene und verachtete Sonett hat er unter den Deutschen wieder zu Ehren gebracht. Ausgaben seiner Gedichte erschienen zu Göttingen 1778 u. 1789. 2 Bde. 8.; ferner „G. A. Bürger's poetische Werke," herausgegeben von Karl Reinhard (Hamburg, 1812 — 1816. 4 Bände. 8.) und eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, Berlin, 1823 u. 24. 7 Bände, gr. 12. Vergl. „G. A. Bürger's Leben, bearb. von H. Döring." Berlin, 1827. gr. 12.

8) Ludwig Heinrich Christoph Hölty, geb. 1748 zu Marienſee, einem Dorfe im Fürstenthum Calenberg, studirte Theologie in Halle und dann in Göttingen, wo er sich eines engern Umgangs mit den jungen Dichtern Bürger, Voß, Boie, Leisewitz, v. Stolberg ꝛc. erfreute, kehrte kränklich nach Hause zurück, und starb 1776 zu Hannover. Ein herrlicher zartsinniger, tief fühlender Jüngling, mit dessen Tode ein köstliches Leben unterging! In seinen „Gedichten, be-

sorgt durch Fr. Leop. Graf zu Stolberg und J. H. Voß." (Hamburg 1783; N. A. 1795, und 1814, letztere „neu besorgt und vermehrt von J. H. Voß." Weißenfels, 8.), spiegelt sich ein reines, für Natur und Schönheit empfängliches Gemüth. Am meisten gelang ihm die Elegie, wozu sein sentimentaler Geist sich besonders hinneigte. Wer kennt nicht seine Elegie auf ein Landmädchen! Ueberhaupt herrscht in seinen Gedichten ein weicher, schmelzender Ton, ein gewisser Hang zur Schwermuth, ein Sehnen nach Tod und Grab.

9) Georg Christian Lichtenberg, geb. 1742 zu Ober-Ramstädt, einem Dorfe nahe bei Darmstadt, ging 1763 nach Göttingen, um unter Kästner Mathematik zu studiren, wurde Professor der Philosophie in Göttingen, und starb als K. Großbritannischer Hofrath 1799. Ein humoristischer Schriftsteller, und einer der originellsten Köpfe Deutschlands, dem sich alles aus einem neuen und eigenthümlichen Gesichtspunkt zeigte, und der mit seinem Scharfsinn und Witz eine wohlgeordnete Masse theoretischer und empirischer Kenntnisse verband. Sein vorzüglichstes Werk ist seine „ausführliche Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche *), mit verkleinerten aber vollständigen Copien derselben, von E. Riepenhausen," (11 Lieferungen, Göttingen 1794 bis 1807.) Seine einzeln gedruckten und handschriftlich nachgelassenen Schriften wurden unter dem Titel „vermischte Schriften" in 9 Theilen (Göttingen, 1800 — 1806.) von C. Chr. Lichtenberg und Fr. Kries herausgegeben.

Anmerk. *) William Hogarth, geb. 1698 zu St. Martin Ludgate, schrieb 1753 seine berühmte Zergliederung der Schönheit, worin er die Wellenlinie für die Linie der Schönheit erklärt. Seine gestochenen Blätter, die, wie das Leben eines Liederlichen, zum Theil in zusammenhangenden Folgen bestehen, sind in England oft commentirt, aber nie so treffend, wie von Lichtenberg.

10) Moritz Aug. von Thümmel, geb. 1738 zu Schönfeld, einem Rittergute nahe bei Leipzig, studirte 1756 zu Leipzig die Rechte, war herzoglich-Koburgscher Geheimrath und Minister bis 1783, da er sich von allen öffentlichen Geschäften zurückzog, seit welcher Zeit er bald in Gotha, bald in Altenburg, bald in Sonneborn lebte, und 1817 starb. — Ein feiner, gewandter, witziger Kopf, der im Roman und der poetischen Erzählung zu den ersten sentimentalen und humoristischen Schriftstellern der Deutschen gehört. Seinen Ruhm gründete er schon 1764 durch sein prosaisches komisches Heldengedicht: „Wilhelmine oder der vermählte Pedant," (4te Aufl., Leipzig, 1777. kl. 8.), worin er die idyllische Liebe eines wackern Dorfpfarrers und seiner im Glanz des Hoflebens erzogenen Braut mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit schildert; aber den ganzen Reichthum und die höchste Gewandtheit seines Geistes zeigte er in seiner „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im J. 1785 bis 1786," (10 Thle. Leipzig, 1791—1805. 8.), einem der geistvollsten Romane, voll echten Humors und reich an treffenden Charakteren, Schilderungen, rührenden und scherzhaften Scenen, worin sich Deutsche Gemüthlichkeit und Französische Leichtigkeit wunderbar mischen. Die achtungswerthesten Männer der Nation, Lichtenberg, von Klinger, Friedr. Jacobs, Garve, Eichhorn und Mehrere, haben über den Werth dieses Romans ihren lauten Beifall ausgesprochen. Eine Ausgabe seiner „sämmtlichen Werke" erschien in 6 Bänden, (Leipzig, 1812. 8. Neue Ausgabe. 1820. 8.) Man vergleiche über ihn: „Leben M. A. v. Thümmel's, von J. E. v. Gruner," (Leipzig, 1820.)

11) Michael Denis, geb. 1729 zu Schärding, einer Baiernschen Stadt, gest. als Hofrath und erster Custos der Hofbibliothek zu Wien 1809, hat sich entschie-

dene Verdienste um Deutsche Sprache und Dichtkunst, um Litteratur und Bücherkunde erworben, und sich besonders um die ästhetische Cultur des katholischen Deutschlands verdient gemacht. Mit Klopstock, Gerstenberg und Kretschmann erweckte er den Geist der alten Bardenpoesie durch „Ossian's und Sined's Lieder," (5 Bde. Wien, 1784. 4.), welche eine nun fast vergessene Uebersetzung Ossian's*) in Hexametern und seine eigenen (Sined — rückwärts Denis) Lieder enthalten.

Anmerk.*) Ossian, dessen Gedichte durch Macpherson seit 1760 bekannt geworden sind, lebte nach der gewöhnlichen Annahme im 3ten Jahrhundert nach Chr. Geb. als Barde am Hofe seines Vaters, des Königs Fingal in Kaledonien, d. i. dem nordwestlichen Schottland, oder Hochland. Die Uebersetzung seiner Gedichte von Stolberg ist oben erwähnt; eine der vorzüglichsten ist die von J. G. Rhode: „Ossian's Gedichte, rhythmisch übersetzt." Zweite verb. Aufl. (3 Bde. Berlin, 1817. 8. mit Kupfern.)

12) Karl Mastalier, geb. 1731 zu Wien, gest. daselbst 1795 als Professor der schönen Wissenschaften, wirkte, wie sein Mitbürger Denis, für die Verbreitung des guten Geschmacks in den Oestreichischen Ländern, und gab „Gedichte, nebst Oden aus dem Horaz," (Wien, 1774. 8; N. A. 1782.) heraus, unter denen mehrere sein Andenken noch lange bewahren werden.

13) Joh. Gottlieb Willamov, geb. 1736 zu Mohrungen in Preußen, gest. 1777 als Prof. zu Petersburg. — Ein dithyrambischer Dichter, voll ungestümen Feuers und bakchischer Trunkenheit, den aber auch die Muse der äsopischen Fabel begünstigt. Die vollständigste Sammlung seiner Gedichte erschien unter dem Titel: „Willamov's poetische Schriften," (2 Thle. Wien, 1793. kl. 8.) Vorher waren erschienen: seine „Dithyramben" (2te Aufl. Berlin, 1769. kl. 8.) und seine „dialogische Fabeln," (N. A. Berlin, 1791. kl. 8.).

14) Karl Friedrich Kretschmann, geb. 1738 zu Zittau, war bis 1797 Gerichtsactuar daselbst, und starb 1809. Ein geistreicher Dichter, der den Bardengesang, das Epos, die Hymne, das scherzhafte Lied, das Sinngedicht, die Fabel und Erzählung bearbeitet hat. Unter dem angenommenen Namen Rhingulph des Barden stellt er sich neben Denis und Klopstock. Seine „sämmtlichen Werke" erschienen in 7 Bden. (Leipzig, 1784 bis 1805. 8. Schreibpap.)

15) Theodor Gottlieb v. Hippel, geboren 1741 zu Gerdauen, einer kleinen Stadt in Ostpreußen, gest. 1796 als Stadtpräsident zu Königsberg. Ein Mann von überwiegenden Geisteskräften als Geschäftsmann und als Dichter, originell im Leben und in seinen Schriften. Kant nannte ihn einen Plan- und Centralkopf. Drei Werke sind es, die seinen Ruhm verewigen: sein Buch „über die Ehe," (4te Aufl. Berlin, 1793. 8.) — er, der größte Lobpreiser der Ehe, lebte ehelos! — dann im Fache der humoristischen Romane, seine „Lebensläufe in aufsteigender Linie," (3 Thle. Berlin, 1778—1781. 8.), ein Werk voll Geist und Witz, durch welches die Hauptwahrheiten des Kantischen Systems, so wie er sie durch Vorlesungen und im Umgang mit Kant aufgefaßt hatte, populärisirt werden, — und seine „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z." (2 Bde. Berlin, 1793 und 1794.), seine letzte und correcteste Schrift. — Auch seine „Handzeichnungen nach der Natur," (Berlin, 1790. 8.) verdienen einen hohen Rang. Es sind Monologen, Paramythien eigener Art, die sich durch Zartheit, Herzlichkeit und geistvolle Benutzung der Natur dem fühlenden Herzen empfehlen. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu Berlin 1827 ff. 12 Bde. 8.

16) Gottlieb Konrad Pfeffel, geb. 1736 zu Colmar im Elsaß, war lange Zeit Director einer Kriegs-

schule daselbst, erblindete, und starb 1809. Groß, und bis jetzt noch unübertroffen in der versificirten Fabel. Seine meisten Dichtungen dieser Art empfehlen sich durch sinnreiche Erfindungen, gesundes Urtheil, satirischen Witz, Lebensweisheit, interessante Gruppirung einzelner Theile, und Leichtigkeit der Versification. Seine Sprache würde correcter seyn, hätte er, der gleich Homer das Licht seiner Augen entbehrte, seine Kunstwerke selbst sehen können. Seine Gedichte erschienen unter dem Titel: „Poetische Versuche," (10 Thle. 4te Auflage. Tübingen, 1802 bis 1810. 8.)

17) Ludwig Heinrich von Nicolay, geb. 1737 zu Straßburg, von 1770 in Petersburg, als Bibliothekar, Staatsrath, Chef und Director der Akademie der Wissenschaften, und von 1801 Geheimrath daselbst, gest. 1820. Er hat vorzüglich die Fabel und poetische Erzählung bearbeitet. Die neuste Ausgabe seiner Werke erschien unter dem Titel: Vermischte Gedichte und prosaische Schriften," (7 Thle. Berlin und Stettin, 1792 — 95. kl. 4.)

18) Christian Friedrich Daniel Schubart, geb. 1739 zu Obersontheim in der Grafschaft Limburg, gest. 1791 als Theaterdirector und Hofdichter zu Stuttgart, nachdem er zehn Jahre auf der Festung Hohenasperg gesessen hatte. Merkwürdig durch seine großen Talente, wie durch seine Verirrungen und Thorheiten. Seine Oden und Hymnen, nicht frei von Manier, sind momentane Ergüsse eines überfließenden Herzens und vollen Geistes, der sich seines reichen Stoffs gleichsam entschüttet. Eine Sammlung derselben erschien unter dem Titel: „Ch. F. D. Schubart's Gedichte," herausgegeben von seinem Sohne, Ludwig Schubart (2 Thle. Frankfurt a. M. 1802.). Eine vollständigere Ausgabe, mit einer Lebensbeschreibung des Dichters, besorgte W. E.

Weber, Frankfurt a. M. 1825. 3 Bde. 16. Wer kennt nicht seinen „ewigen Juden," seine „Fürstengruft" und seinen „Hymnus auf Friedrich den Großen," den er 1786 auf der Festung dichtete, und sich dadurch die Freiheit erfang.

19) Wilhelm Heinse, geb. 1746 zu Langenwiesen in Thüringen, war zuletzt Lector des Kürfürsten von Mainz zu Aschaffenburg, und starb 1803. Sein Meisterwerk, das ihn verewigt, ist sein „Ardinghello und die glückseligen Inseln ꝛc." (2 Bde. Lemgo, 1787, und N. A. 1794. kl. 8.)

20) Matthias Claudius, genannt Asmus oder der Wandsbecker Bothe, geboren 1740 zu Reinfeld, einem Flecken im Holsteinschen, unweit Lübek, lebte anfangs als Privatmann in Wandsbeck, einem Flecken bei Hamburg, wurde zuletzt Revisor bei der Schleswig-Holsteinschen Bank in Altona, und starb 1815 zu Hamburg. Einer der beliebtesten Volksdichter der Deutschen, dessen Werke ein originelles Gepräge echten Humors, unbefangener Naivetät und offener Herzlichkeit haben. Er sammelte seine zerstreuten Gedichte und Aufsätze unter dem Titel: Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen," (einer politischen Zeitung), 8 Theile, Wandsbeck und Hamburg, 1775 bis 1812. kl. 8. N. A. unter dem Titel: „Matthias Claudius' Werke." (4 Bde. Hamburg, 1819. gr. 8.). Es wechseln darin Lieder, Romanzen, Elegien, Fabeln ꝛc. mit prosaischen Aufsätzen ab. So viel die Kritik auch an diesen Dichtungen auszusetzen haben mag, so werden sie doch durch innige Empfindung, gesunden Verstand, edle Denkart, Witz und Laune dem Deutschen Vaterlande immer werth bleiben.

21) Heinrich Christian Boie, geb. 1745 zu Meldorp in Holstein, gest. 1806 als Etatsrath, war be-

müht für den Anbau der Deutschen Litteratur. Er wurde durch den Göttingschen Musenalmanach, den er in Gemeinschaft mit Gotter 1770 bis 1775 herausgab, der Vater und Stifter der Deutschen Musenalmanache. Seine früheren poetischen Arbeiten sammelte er, unter dem Titel: „Gedichte." (Bremen, 1770).

22) Friedrich Wilhelm Gotter, geb. 1746 zu Gotha, gest. 1797 als Geheimsekretair des Herzogs zu Gotha. Sein Hauptverdienst besteht in seinen Dramen. Den Stoff zu seinen Poesien entlehnte er von den Franzosen, Engländern, Italienern, nach denen er sich bildete. Der kritische Fleiß, den er an seinen eigenen Arbeiten bewies, ist lobenswerth. Seine „Gedichte" erschienen in 2 Bden. (Gotha, 1787 und 1788. 8.), und einige seiner Opern leben noch auf unsern Theatern.

23) Johann Jacob Engel, geboren 1741 zu Parchim in dem Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, war Professor und Director des Nationaltheaters zu Berlin, bis 1794, privatisirte dann, und starb 1802 in seiner Vaterstadt. — Ein heller Kopf, dem die Kritik des Geschmacks und der Kunst, die speculative und populäre Philosophie in Deutschland viel verdankt. Er ist als Dramatiker, Romanendichter, Redner und philosophischer Kunstrichter gleich groß. Sein „der dankbare Sohn," Lustspiel in einem Aufzug (1770), „der Edelknabe," Schauspiel in einem Aufzug (1774), „der Philosoph für die Welt" (1775), sein „Fürstenspiegel" (1798), sein „Lorenz Stark" (1801), seine „Lobrede auf Friedrich II." (1781) und seine „Mimik" (1785) sind herrliche Denkmale seines hohen Geistes. Seine Schriften erschienen gesammelt, in 12 Bänden (Berlin 1801 — 1806.)

24) Johann Georg Jacobi, geb. 1740 zu Düsseldorf, lebte seit 1784 als Prof. der schönen Wissenschaften auf der Universität zu Freiburg, und starb 1814.

Ein

Ein lieblicher Dichter und Sänger des unschuldigen und frohen Lebensgenusses! Seine Gedichte sammelte er zuerst unter dem Titel: „Sämmtliche Werke," (3 Thle. Halberstadt, 1773 bis 1775. 8.); dann vollständiger 1807 bis 13. (7 Bände. Zürich. 8. N. A. 7 Bde. 1819. 12.); zur letzteren Ausgabe erschien als 8ter Band „Leben Joh. George Jacobi's, von einem seiner Freunde (Jos. von Ittner)," (Zürich, 1822), welches auch der neuen Taschenausgabe (Zürich, 1825. 4 Bde.) vorgesetzt ist.

25) Friedrich Heinrich Jacobi, Bruder des vorigen, geb. 1742 zu Düsseldorf, starb 1819 als Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München. Eine der größten Zierden Deutschlands, der Plato der Deutschen, in seinen Schriften: „über die Lehren des Spinoza," Breslau, 1786, 8, und „über Idealismus und Realismus," Breslau, 1786, 8; aber auch als philosophischer Romanendichter hoch geachtet. Sein vollendetster Roman ist „Waldemar," (Flensburg, 1779, 8. und umgearbeitet, 2 Thle. Königsberg, 1796). Eine vollständige Ausgabe seiner „Werke" fing er selbst an 1812, und es erschienen davon bis zu seinem Tode Bd. I. bis III., Bd. IV. in 3 Abtheilungen, und Bd. V. (gr. 8. Leipzig.), denen 1825 Bd. VI. und sein Briefwechsel (2 Bände, 1825. 1827.) folgten. Vergl. „Friedr. Heinr. Jacobi, nach seinem Leben, Lehren und Wirken dargestellt von Schlichtegroll, Weiller und Thiersch." (München, 1819.)

26) Heinrich Jung, genannt Stilling, wurde geboren zu Grund, im Nassauschen, 1740, und starb 1817. Wir besitzen von ihm eine Jugendgeschichte, in Form eines Romans abgefaßt, betitelt: „Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft," 3 Thle. Berlin, 1777, 8; späterhin unter dem Titel: „Heinrich

Stilling's Leben, eine wahrhafte Geschichte, in fünf Theilen." Basel und Leipzig, 1806, 8.

27) August Gottlieb Meißner, geb. 1753 zu Bauzen, gest. 1807 als Consistorialrath und Director zu Fulda. Ein fruchtbarer, anmuthiger, obwohl nicht correcter Erzähler, der sich zu seiner Zeit besonders durch seine „Skizzen," (3te Aufl. Leipzig, 1792 bis 1796. 14 Bde. 8.) ein großes Lesepublicum gewann; weniger durch seine historischen Romane: „Alcibiades." 4 Thle. (Leipzig, 1782), „Masaniello," (1784), „Bianca Capello," (1785). Man hat von ihm auch ein „Leben des Jul. Cäsar" (4 Bände, Berlin, 1799 — 1812. 8; die beiden letzten Bände nach Meißner's Tode von J. C. L. Haken verfaßt) und „Fabeln" in 4 Büchern, in Prosa. (Mit 100 Holzschnitten von Gubitz, Berlin, 1807. 8. N. A. 1817.)

28) Ludwig Theobul Kosegarten, geb. 1758 zu Grevismühlen im Mecklenburgischen, lebte zuletzt als Doctor der Theologie und Professor der Geschichte zu Greifswalde in Pommern, und starb daselbst 1818. Ein wahrer Zögling der Natur, reich ausgestattet mit tiefem Gefühl und lebendiger Phantasie; und dennoch sind seine Gedichte so ungleich, daß man in vielen nur falschen Pathos, Ueberspannung und leere Declamation finden kann. Ausgezeichnet ist er als elegischer Liederdichter: z. B. an die Lyra; Geist der Liebe; Was bleibt und was schwindet; Abschied von Agnes; der Gewitterabend; an die Sterne; an Juliens Grabe u. s. w.; nicht minder in seinen Legenden: z. B. das Amen der Steine, und besonders in seinen episch-idyllischen Gedichten: „Jukunde" und „die Inselfahrt," so wie unter den Uebersetzungen, in Richardson's „Clarissa." Eine Sammlung seiner Gedichte erschien zu Leipzig 1802 in 2 Theilen, dann vollständiger unter dem Titel: „Dichtungen von Ludw. Theob. Kosegarten," (8 Bde. Leipzig, 1812—15;

zuletzt, unter gleichem Titel, Fünfte Ausgabe, mit dem Leben des Dichters von J. G. L. Kosegarten, in 12 Bänden, Greifswald, 1824, 25. 8.)

29) Friedrich Maximilian v. Klinger, geb. 1753 zu Frankfurt a. M.; ward Generallieutenant, Curator der Universität Dorpat und Director verschiedener Bildungsanstalten zu Petersburg. Er ist Verfasser mehrerer genialen Romane, unter denen „Damokles," (Petersburg und Leipzig, 1790.), „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt," (ebendaselbst 1791) und „Geschichte Raphaels de Aquillas, in 5 Büchern, ein Gegenstück zu Faust," (Petersburg, 1793), am bedeutendsten sind. Göthe, sein Landsmann und Jugendfreund, sagt von ihm, (s. Wahrheit und Dichtung, Bd. 3.): Klinger gehört unter die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüth und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. — Wir besitzen von ihm selbst eine Ausgabe seiner „Werke," in 12 Bänden. (Königsberg, 1809. gr. 8.)

30) Joh. Martin Miller, geb. 1750 zu Ulm, gest. daselbst 1814, hat sich besonders im Fache der sentimentalen Romane einen Namen erworben. Am bekanntesten ist sein „Siegwart, eine Klostergeschichte" (3 Bde. Leipzig, 1776. 8. und, vermehrt und verbessert, 1777), welche, ungeachtet der überspannten Empfindelei, doch nicht ohne Werth, unter allen ähnlichen gleichzeitigen Romanen dem Götheschen Werther am nächsten tritt.

31) August Heinrich Julius Lafontaine, geb. 1758 zu Braunschweig, war Prediger in Halle, und privatisirt seit 1800. Ehemals unser fruchtbarster Romanendichter, dem man in den meisten seiner ernsten Familienromane eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und eine gewisse leichte und gefällige Darstellung nicht absprechen kann, und der auch den Zweck, angenehm und rührend zu unterhalten, bei vielen Lesern erreicht,

aber nie ein eigentliches Kunstwerk in dieser Gattung gegeben, sondern sich selbst darin überlebt hat.

32) Aloys Blumauer, geb. 1755 zu Steyer, war eine Zeitlang Büchercensor zu Wien, übernahm dann eine Buchhandlung, und starb 1798. Er hatte viel Talent für das Komische. Dies beweis't seine „Travestirte Aeneide," (3 Thle. Wien, 1784 bis 1788. 8.). Seine „Gedichte" erschienen zu Wien (1787 bis 1789.) und seine „Sämmtliche Werke" zu Königsberg, 1827. 4 Thle. 12.

33) Joh. Baptist Alxinger, geb. 1775 zu Wien, gest. 1798 als Secretair und Mitglied des Theaterausschusses zu Wien. Ausgezeichnet durch seine romantischen Heldengedichte: „Doolin von Mainz," (N. A. Leipzig, 1802. gr. 8.) und „Bliomberis" (N. A. 1802. gr. 8.)

34) Ignaz Aurelius Feßler, geb. 1756 zu Preßburg, trat 1791 zur evangelisch-lutherischen Kirche über, ging nach mancherlei traurigen Schicksalen 1810 als Professor der Philosophie nach Petersburg, und lebt jetzt als Präsident des Evangel. Consistoriums in Saratow. Er hat seinen Fleiß hauptsächlich dem historischen Roman gewidmet, und sich darin als einen Mann von Talenten und trefflichen Kenntnissen gezeigt; seine Sprache ist edel und correct, doch tritt in seiner Schreibart das Mühsame zu sehr hervor. Seine Hauptromane sind: „Marc Aurel," (4 Bde. 3te Ausg. Breslau, 1799. gr. 8.); „Aristides und Themistokles," (2 Thle. Berlin, 1792, 8.); „Attila, König der Hunnen." (Breslau, 1794. gr. 8.) Er hat sein reiches und viel bewegtes Leben in einer Selbstbiographie (Breslau, 1825. gr. 8.) geschildert.

35) Karl Philipp Conz, geb. 1762 zu Lorch im Würtembergischen, lebte seit 1804 als Professor der klassischen Litteratur und Philosophie zu Tübingen, und starb daselbst 1828. Seine „Gedichte" (Zürich, 1806. Neue Sammlung, Ulm, 1824.), zeigen von einem gelun-

genen Streben, allgemeine Wahrheiten durch poetisches Leben zu versinnlichen.

36) Joh. Anton Leisewitz, geboren 1752 zu Hannover, war Geheim-Justizrath und Präsident im Obersanitäts-Collegium zu Braunschweig, starb 1806. Sein Verdienst als Schriftsteller beschränkt sich auf ein einziges Werk, dessen Werth aber für seinen Ruhm völlig entschieden hat; es ist sein bürgerliches Trauerspiel „Julius von Tarent." (Leipzig, 1776. 8.)

37) Friedrich von Matthisson, geb. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, ward 1794 Lector der Fürstinn von Anhalt-Dessau, und trat 1809 in die Dienste des Königs von Würtemberg, als Ober-Bibliothekar, zu Stuttgart, mit dem Charakter eines Geheimen Legationsraths; jetzt hat er sich als Privatmann nach Wörlitz zurückbegeben. Er besitzt als lyrischer Dichter, besonders als Elegiker, so entschiedene Vorzüge, daß er schon lange zu den Lieblingsdichtern der Deutschen gehört. Der Charakter seiner Muse ist, nach Schiller, sanfte Schwermuth und eine gewisse contemplative Schwärmerei. Die vollständigste Ausgabe seiner Gedichte erschien in 2 Bänden (Tübingen, 1811. 8.); die zuletzt erschienene: „Gedichte von Friedr. v. Matthisson, Ausgabe letzter Hand." (Zürich, 1821. 12.), gibt eine verminderte Lese; allein die Lesewelt dürfte manches zurückwünschen. Eine Sammlung seiner Schriften, zum Theil anmuthige Reiseblätter, Italien, die Schweiz ꝛc. betreffend u. s. w., veranstaltete er selbst: Zürich, 1825. 6 Bände. gr. 12.— Seine „lyrische Anthologie" (20 Theile. Zürich, 1803—1807) enthält nach der Zeitfolge die Dichter unsrer Nation, denen er aber durch seine Feile zu sehr das Eigenthümliche genommen hat. Eine gut geschriebene Selbstbiographie findet sich von ihm in dem 5ten Hefte der Zeitgenossen. Ein Geistesverwandter Matthisson's ist:

38) Johann Gaudenz Freiherr von Salis, geb. 1762 zu Seewis in Graubündten, privatisirt zu Malans in Graubündten. In seinen Elegien herrscht noch mehr Tiefe und Innigkeit des Gefühls, als in den Matthisson'schen. Die neuste Ausgabe seiner „Gedichte" erschien 1823 (Zürich, in 12.)

39) Joh. Gottfried Seume, geb. 1763 zu Poserna, einem Dorfe bei Weißenfels, lebte nach vielen sonderbaren Schicksalen endlich sich und der Wissenschaft im Privatstande, und starb 1810 im Bade zu Teplitz. Eine kräftige Natur, voll brennender Liebe für Wahrheit und Recht, aber auch voll Ingrimms über das Verderbniß der Menschen; daher eine gewisse Derbheit und Härte in seinen Vorstellungen, aber eben daher auch so viel Tiefe und Innigkeit des Gefühls. Eine Sammlung seiner „Gedichte" erschien in der 4ten Auflage (Leipzig, 1815. gr. 8.) und eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, worin außer jenen sein „Spaziergang nach Syrakus" ꝛc. Leipzig, 1826. 12 Bändchen. 16.

40) August Wilhelm Iffland, geb. 1759 zu Hannover, starb als Director des Nationaltheaters und Generaldirector aller Königlichen Schauspiele, zu Berlin 1814. Als dramatischer Dichter geachtet, als Schauspieler bewundert. Sein eigentliches Fach als Schriftsteller ist das rührende Schauspiel, in welchem er aber die gemeine Natur zu ängstlich und treu auffaßt. Zu seinen vorzüglichsten Stücken gehören: „Die Jäger" (1785), „Verbrechen aus Ehrsucht" (1784), „die Aussteuer" (1795). Eine von ihm selbst veranstaltete Sammlung seiner Werke erschien unter dem Titel: „Iffland's dramatische Werke." (16 Bde. Leipzig, 1798 bis 1802. 8.) und eine Auswahl Ebendas. 1827. (11 Bände. 16.)

41) August Friedrich Ferdinand v. Kotzebue, geb. 1761 zu Weimar, lebte in wechselnden Ver-

hältnissen bald zu Petersburg, bald zu Reval, bald zu Berlin, bald zu Weimar, zuletzt aber in Manheim, wo er das Schicksal hatte, 1819 meuchelisch erdolcht zu werden. Ein überaus fruchtbarer und viel gelesener Schriftsteller, der verschiedene Perioden durchlaufen, als Dramatiker anfangs bewundert, dann heftig bestritten, zuletzt gehaßt, aber dennoch auf den Deutschen Bühnen beklatscht wurde. Seine Dramen zeigen von einem ausgezeichneten Talent, lassen aber zugleich bedauern, daß der Dichter mit seiner Kraft leichtsinnig und verschwenderisch umging, und mehr nach bloßem Theater-Effect, als nach wahrer Kunst strebte. Einige Sammlungen sind: „Schauspiele," (5 Bde. Leipzig, 1797, in 8.); „Neue Schauspiele," (23 Bde. Leipzig, 1798 bis 1819. 8.); und „Almanach dramatischer Spiele" (18 Jahrgänge, Leipzig, 1803 — 20.) — Eine Taschenausgabe seiner „sämmtlichen Dramatischen Werke" erscheint seit 1827 in Leipzig, und wird aus ungefähr 40 Bänden bestehen.

42) Christoph August Tiedge, geb. 1752 zu Gardelegen in der Altmark, privatisirt jetzt, nachdem er in Halberstadt mit Gleim, Kramer und Schmidt, dann in Magdeburg mit Archenholz, Matthisson und v. Köpken glückliche Tage verlebt, in Dresden. Correctheit, zarte Empfindung, Gedankenreichthum und vollendeter Versbau erheben Tiedge zu einem klassischen Schriftsteller. Seinen Ruf begründete er durch seine poetischen Episteln. Am meisten spricht er an in seinen „Elegien," (2 Bde. 3te Aufl. Halle, 1814) und in seinem lyrisch-didaktischen Gedicht „Urania" (7te Aufl. Halle, 1827). — Ausgaben seiner „Werke" erschienen zu Halle, 1823. und 1827. 7 Bändchen. 16.

43) Aug. Friedrich Ernst Langbein, geb. 1759 zu Radeberg bei Dresden, privatisirt in Berlin. Hat in der poetischen Erzählung, nächst Bürger und Gök-

kingk, die meiste Leichtigkeit und Gewandtheit gezeigt. Sammlungen seiner Poesien sind: „A. F. E. Langbein's Gedichte," (2 Theile, Leipzig, 1800. N. A. 1820. 8.) und „Neuere Gedichte" (Tübingen, 1812. 23. 2 Bde. gr. 8.)

44) Joh. Kaspar Friedrich Manso, geb. 1759 zu Zella, einem Marktflecken im Herzogthum Gotha, starb 1826 als Professor und Rector zu Breslau. Ein geist- und geschmackvoller Gelehrter, der sich als Dichter, Uebersetzer, Humanist, Kunstrichter und Geschichtschreiber (z. B. durch seine Geschichte des Preußischen Staats seit dem Frieden von Hubertsburg. Frankfurt a. M. 1819 — 21. 3 Bände. gr. 8.) ausgezeichnetes Verdienst erworben hat. Wir besitzen von ihm, unter andern, eine metrische Uebersetzung der „Georgika" (Jena, 1783), des „Oedipus" (Gotha 1785), und ein Lehrgedicht: „die Kunst zu lieben," (Berlin, 1794).

45) Joh. Daniel Falk, geb. 1770 zu Danzig, privatisirte als großherzogl. Legationsrath zu Weimar, wo er sich ganz wohlthätigen Zwecken hingab, und starb 1826. Wir besitzen von ihm „Satiren" (3 Bde. N. A., Leipzig und Altona, 1800), und von seinem „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire," 7 Jahrgänge (Leipzig 1797 bis 1803). — Eine Auswahl seiner Werke erschien: Leipzig, 1819. 3 Bde. 8.

46) Joh. Chr. Fried. Haug, geb. 1761 zu Stuttgingen im Würtemb., seit 1817 Hofrath und Bibliothekar in Stuttgart, einer der fruchtbarsten und witzigsten Epigrammatiker unsrer Zeit. Eine Sammlung seiner „Epigramme und vermischte Gedichte" erschien in 2 Bden. (Berlin, 1805) und eine Auswahl seiner „Gedichte" Hamburg 1827.

47) Jens Baggesen, geb. zu Korsör 1764., war von 1811 — 14 Professor der Dänischen Sprache und Litteratur in Kiel, lebte, mit dem Charakter eines Dänischen Justizraths, längere Zeit in Paris, und auf Rei-

sen, und starb, auf seiner Rückkehr ins Vaterland, zu Hamburg, 1826. Ein reicher vollausströmender Geist, mit der regsamsten Empfänglichkeit für Wahrheit und Schönheit. Sein Gemüth zieht ihn öfter zur Ode als zum eigentlichen Liede. Eine Sammlung seiner „Gedichte" erschien in 2 Theilen (Hamburg 1803); eine andere unter dem Titel: „Heideblumen," (Amsterdam, 1808). Sein vornehmstes Gedicht ist „Parthenais oder die Alpenreise, ein idyllisches Epos in 12 Gesängen," (N. A. Leipzig, 1819. 2 Thle. 8.) und sein letztes „Adam und Eva, oder die Geschichte des Sündenfalls, ein humorist. Epos in 12 Büchern." Leipzig, 1826. 8.

48) Sophie Brentano, geb. Schubart, geb. 1768, zuerst verheirathet mit F. H. K. Mereau, starb 1806 zu Heidelberg. Eine sentimentale Dichterinn, voll tiefen Gefühls für die sanfte Harmonie der Natur, und begabt mit einer edlen Schwärmerei für das Idealische. Ihre Gedichte erschienen zu Berlin, 1800.

49) Val. Wilh. Neubeck, geb. 1765 zu Arnstadt in Schwarzburg-Sondershausen, jetzt Kreisphysikus zu Steinau in Niederschlesien, hat sich durch sein didaktisches Gedicht „die Gesundbrunnen," (Breslau, 1795. N. A., Leipzig, 1809) ein klassisches Ansehen erworben.

50) Karl Müchler, geb. 1763 zu Stargard, privatisirt mit dem Charakter eines Kriegsraths in Berlin. Ausgezeichnet als Volksliederdichter und Epigrammatist. Unter mehreren Sammlungen bemerken wir besonders die 2te Aufl. seiner „Gedichte, (2 Bde., Berlin 1802).

51) Johann Paul Friedrich Richter, oder — wie er sich selbst nannte — Jean Paul, geb. 1763 zu Wunsiedel im Bayreuthschen, starb 1825 als Legationsrath in Bayreuth. Ein Mann, in welchem sich tiefes und feines Gefühl mit einer ausnehmenden Fülle

der Phantasie, einem unerschöpflichen Witz, einer grossen Kenntniß des menschlichen Herzens, und einer ausgebreiteten Bekanntschaft im Reiche der Wissenschaften vereinigte. Er gehört zu den unergründlichen, räthselhaften Geistern, die, getadelt und bewundert, verstanden und nicht verstanden, erst von der spätern Welt erkannt und gerichtet werden können. Von seinen vielen sentimentalen humoristischen Schriften heben wir hier heraus: „Hesperus." (4 Thle. Berlin, 1795. 8.; 3te Auflage. Berlin, 1819. 8.); „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke" (4 Bde. N. A. Berlin, 1818. 8.); „Titan," (4 Bde., u. 2 Bde. Anhang. Berlin, 1800—1803. 8.) Unter seinen philosophischen Schriften empfehlen sich besonders seine „Vorschule der Aesthetik," (3 Bde. 2te Aufl. Tübingen 1813), und seine „Levana oder Erziehungslehre," (3 Bände. N. A. Stuttgart, 1814. 8.), ein Werk, welches voll köstlicher Gedanken und sentenziöser Wahrheiten, geistreiche Ansichten über Erziehung enthält, und ein wahres Buch für Mütter und Erzieher ist. Mehrere kleinere Aufsätze und Abhandlungen von ihm sind gesammelt in der „Herbst-Blumine" (3 Bde. Tübingen 1810 — 20. 8.) Eine Ausgabe seiner Werke erschien zu Berlin, 1826—1828. 60 Bde. 8., welche er noch selbst vorbereitet hatte. — Aus seinen eigenen Notizen erschien: „Wahrheit aus Jean Paul's Leben." Breslau, 1826 — 28. 3 Bände. 8. — Vergl. Jean Paul Fr. Richter's Leben, nebst Charakteristik seiner Werke von Heinr. Döring. Gotha, 1826. 12.

52) August Wilhelm v. Schlegel, geb. 1767 zu Hannover, war von 1790—1801 Professor zu Jena, lebte darauf einige Zeit zu Berlin, ging 1805 mit der Frau v. Stael auf Reisen, und erhielt 1818 einen Ruf als Professor an die Universität Bonn, wo er jetzt lebt und besonders für Verbreitung der Indischen Litteratur wirkt. Berühmt als Uebersetzer des Shakspeare

(seit 1797 erschienen bis jetzt 9 Bände. N. Ausg. ergänzt und erläutert von L. Tieck Th. 1. 2. 1825. Thl. 4. 1826.) und mehrerer Spanischen Gedichte in seinem: „Spanisches Theater" (2 Bde. 1803 und 1809); als Herausgeber des „Athenäums" (3 Bde. 1798 bis 1800); durch eine Sammlung seiner „poetischen Werke" (2 Bde. Heidelberg, 1811), und durch seine Vorlesungen „über dramatische Kunst und Litteratur" (3 Thle. Heidelberg, 1809. N. A. 1817), die er 1808 in Wien gehalten, so wie durch eine Menge kritischer Abhandlungen, gesammelt unter dem Titel „Kritische Schriften" Bd. 1. 2. Berlin, 1828. gr. 8.), auch durch seine Theilnahme an dem „Deutschen Museum" seines Bruders Friedrich, das seine gründlichen Untersuchungen über das Lied der Nibelungen bewahrt. Sein Bruder:

53) Friedrich v. Schlegel, geb. 1772 zu Hannover, von 1800 bis 1802 Privatdocent zu Jena, jetzt in Staatsämtern zu Wien lebend, hat sich ebenfalls durch mehrere Dichtungen und kritische Schriften einen großen Namen gemacht. Vorzüglich bemerkenswerth ist seine Schrift: „die Griechen und Römer" (1797), und — gewisser Maßen die Fortsetzung — „die Poesie der Griechen und Römer" (1798), worin er bei einer Fülle von Gelehrsamkeit, die Originalität des Selbstdenkers entwickelt, und die Leichtigkeit, mit der er sich im Felde der antiken und modernen Poesie zu bewegen weiß. Als ausgezeichneter Dichter trat er auf in seinem „Herkules Musagetes" und im „Athenäum." Seine (zu Wien gehaltenen) Vorlesungen „über die neuere Geschichte" (Wien, 1811. 8.), und über die „Geschichte der alten und neuen Litteratur" (2 Bde. Wien, 1815. 8.) verdienen besonders Beachtung. Zu einer Zeit hat er seinen Forschungsgeist auch auf das Studium der Indischen Sprache und Litteratur gerichtet, und die Resultate desselben 1808

in der Schrift: „über die Sprache und Weisheit der Indier" niedergelegt. Eine Sammlung seiner Werke veranstaltete er selbst: Wien, 1822 ff. 10 Bände. 8. — Beide (Söhne des Johann Adolph Schlegel) durch hohe Talente, feinen Geschmack und Kenntniß der Alten wie der Neuen ausgezeichnet, haben durch ihre kritischen und litterarisch-historischen Bestrebungen eine Gährung in Deutschlands Gelehrtenwelt veranlaßt, welche die bessern Köpfe unsers Vaterlandes entzündet und auf Deutsche Kunst und Wissenschaft heilsam eingewirkt hat. Ihnen in Kunst und Poesie befreundet ist

54) Ludwig Tieck, geb. 1773 zu Berlin, Doctor der Philosophie, lebte wechselnd in Jena, Dresden, Berlin, Rom ꝛc., überall der Kunst und dem Umgang mit verwandten Genien, jetzt mit dem Titel eines Hofraths als Mitglied der Königl. Schauspiel-Direction in Dresden. Ein wahrhaft romantischer Genius, der sich die südliche Poesie, selbst in ihren Formen angeeignet, und doch auch mit inniger Liebe dem Norden sich zugewandt hat. Er trat zuerst im Gebiet der Romanendichtung auf in „William Lowell" (Berlin, 1795), der in einer neuen bereicherten Ausgabe (2 Bde. Berlin, 1813) erschien. In demselben Jahre noch gab er uns seinen „Peter Leberecht," und zwei Jahr nachher seine „Volksmährchen" in 3 Bänden; 1789 „Franz Sternbald's Wanderungen" 2 Thle., woran aber, in Bezug auf den Plan des Werks, Wackenroder einigen Antheil hat; dann seine „Romantische Dichtungen," 2 Thle. (1799 — 1800). Hierauf folgten mehrere Uebersetzungen aus dem Spanischen und Englischen: „Don Quixote, von Cervantes" (4 Thle. Berlin, 1799 bis 1801. 2te verb. Aufl. 1810 — 16), und das „altenglische Theater" (2 Bände. 1814 und 1816); sein „Phantasus; eine Sammlung von zum Theil schon in den Volksmährchen befindlichen, hier

aber verbesserten und erweiterten Mährchen, Erzählungen, Novellen und Schauspielen," (3 Bde., Berlin, 1812 bis 16), und in letzterer Zeit mehrere sehr ausgezeichnete Novellen (in eine Sammlung vereinigt, bis jetzt 5 Bände, Dresden, 1823, 24. und Breslau, 1828. 8.); endlich: „der Aufruhr in den Cevennen; eine Novelle in vier Abschnitten," wovon Abschn. 1. 2. Berlin, 1826. 8. erschienen sind. Die Hauptaufgabe für seine wissenschaftliche Thätigkeit scheint das Studium der Werke Shakespeare's zu seyn, indem er sogar 1818 eine Reise nach London machte, um die dortigen geschichtlichen und handschriftlichen Sammlungen und Schätze für sein großes Werk zu benutzen. Als Vorläufer desselben erschien 1823 der 1ste Band von „Shakespeare's Vorschule," einer Sammlung altenglischer Theaterstücke in Deutscher Uebersetzung. Als Liederdichter kennen wir ihn aus seinen „Minneliedern," (Berlin, 1803), und mehreren Originalgedichten. Eine Sammlung seiner sämmtlichen lyrischen „Gedichte" erschien zu Dresden, 1821. 23. (3 Bde. 8.) und eine vollständige Ausgabe seiner Werke ist bereits angekündigt.

Ihm zur Seite stand als Jugendfreund

55) Wilh. Heinr. Wackenroder, der 1772 zu Berlin geboren, schon 1798 der Welt entrissen wurde. Er hinterließ uns nur wenige, aber vielversprechende Proben seines liebenswürdigen Geistes, an welchen aber auch Tieck einigen Antheil hatte. Sein Hauptdenkmal sind seine „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" das, mit lebendiger Beredsamkeit auf andächtige Begeisterung und religiöse Gefühle dringend, besonders in Rom von den daselbst lebenden Deutschen Künstlern mit großem Beifall aufgenommen wurde. Sämmtliche Aufsätze von Wackenroder sind in einer neuen Ausgabe der „Herzensergießungen" erschienen.

56) Friedrich Ludewig v. Hardenberg, unter

dem selbstgewählten Namen Novalis, bekannt, geb. 1772, gest. 1801 als designirter Kursächsischer Amtshauptmann. Die Tiefe und Originalität in seinen Arbeiten läßt bedauern, daß sein kurzes Leben die Vollendung derselben verhinderte. Seine „Schriften, herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel" erschienen in 2 Theilen. (Berlin, 1802; 4te vermehrte Aufl. 1826); darin befindet sich ein geistreicher, aber unvollendeter Roman „Heinrich von Ofterdingen." Am höchsten steht er im eigentlichen Liede, besonders in den Hymnen an die Nacht.

57) Friedrich Ludewig Zacharias Werner, geb. 1768 zu Königsberg, war Kammersecretair in Warschau, privatisirte dann in Berlin, ging zur katholischen Kirche über, und starb 1823 als Weltgeistlicher zu Wien. Ein dramatischer Schriftsteller, der durch seine Genialität Aufmerksamkeit erregt hat. Seine wichtigsten Dichtungen sind: „die Söhne des Thales" und sein „Martin Luther, oder die Weihe der Kraft" worin schon ein starker Hang zum Mystizismus sichtbar ist. Wahrhaft reich aber an echt poetischem Leben ist seine nur aus einem Act bestehende Tragödie: „der vier und zwanzigste Februar," so wie seine „Kunigunde" eines der letzteren Werke seines dichterischen Genius. Vergl. (Jul. Ed. Hitzig) Lebensabriß F. L. Z. Werner's. Berlin, 1823. 8.

58) Friedrich Adolph Krummacher, geb. zu Tecklenburg 1768, Doctor der Theologie, ehemals Professor in Duisburg, dann Prediger zu Crefeld, Superintendent in Bernburg, jetzt in Bremen. Ein kindlicher Genius beseelt diesen Dichter. In seinen „Parabeln" (3 Bände. Duisburg und Essen; zuerst 1809, aber 1817 schon in einer 4ten Auflage erschienen) weht ein orientalischer Geist, und in seinem „Festbüchlein," 3 Thle. sprechen uns besonders die herzlichen und seelenvollen Lie-

der an. Derselbe Geist weht in seinem Gedichte „Johannes," welches zu Leipzig 1815 erschien.

59) Franz Anton Joseph Ignaz Maria Freiherr von Sonnenberg, geb. 1779 zu Münster, endete freiwillig 1805 zu Jena. Eine excentrische Natur, die in der Ueppigkeit ihrer eigenen Kraftfülle sich selbst zerstörte! Sein „Donatoa, ein Epos in zwölf Gesängen," (Halle, 1806 — 1807. 12.) zeigt, was dieser kühne Geist auf einer geregeltern Bahn bei längerem Leben geleistet haben würde.

60) Joh. Friedrich Kind, geb. 1768 zu Leipzig, privatisirt jetzt zu Dresden. Dieser Dichter hat sich besonders durch seine Erzählungen zu einem Lieblingsschriftsteller des Volks gemacht. Seine Gedichte, von denen wir eine Sammlung in 4 Bänden besitzen (Leipzig, 1808. 8., und N. A. 1817 — 20 in 16.) sind die zartesten Klänge eines reinen Gemüths. Als Dramatiker (Theaterschriften, Leipzig, 1821 — 27. 4 Bde. 8.) hat ihm vorzüglich der durch C. M. v. Weber in Musik gesetzte „Freischütz" einen großen Ruf erworben.

61) Ernst Theodor Wilhelm (gewöhnlich E. T. A.) Hoffmann, geb. 1776 zu Königsberg in Preußen, gest. zu Berlin 1822. Ein geistvoller Romanendichter und humoristischer Schriftsteller. Sein erstes Werk sind seine „Fantasiestücke in Callot's Manier," (4 Bde., Bamberg, 1814; 2te Aufl. 2 Bde. 1819; 3te Aufl. Leipz., 1825.), worin er seine Ansichten über Musik niedergelegt und einen Theil seines innern geistigen Lebens geschildert hat. Hierauf folgte eine Reihe von Romanen: „die Elixiere des Teufels" (2 Bde., Berlin, 1816. 8; 2te Aufl. 1827.); „Klein-Zaches, ein Mährchen." (Ebendas. 1819.); „Lebensansichten des Katers Murr" (2 Bände. Ebend. 1820. 21. 8.) und Erzählungen und Märchen, die er selbst zum Theil gesammelt hat, in den „Serapions-

brüdern" (4 Bde. Berlin, 1819—21. 8.) und in den „Nachtstücken" (2 Bde. Berlin, 1816. 17. 8.). Diese Erzeugnisse sind alle voll lebendigen Humors, verrathen aber auch eine wilde, ausschweifende Phantasie. Es sind zwei Sammlungen seiner Werke angefangen worden: die eine (Berlin, 1827. ff. bis jetzt 10 Bde. gr. 12.) enthält seine größeren Werke, und die von ihm veranstalteten Sammlungen der kleineren; die zweite (Stuttgart, 1827 bis jetzt 3 Bändchen. 16.) seine letzten Erzählungen und die Biographie von Hitzig. — Vergl. (Jul. Ed. Hitzig) „Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß." Berlin 1823. 2 Bände. 8.

62) Amandus Gottfried Adolph Müllner, geb. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, lebt zu Weißenfels seinen Lieblingsstudien, der Poesie und Kunst, und hat sich durch mehrere Dramen, die zum Theil in seinen „Spielen für die Bühne" (2 Bde. Leipzig, 1818 und 20. 8.) gesammelt sind, besonders aber durch seine Trägödie: „die Schuld," (Leipzig, 1816. 4te Auflage, Tübingen, 1821) auf allen Deutschen Bühnen ausgezeichneten Beifall, so wie durch scharfsinnige Kritiken den Ruf eines gelehrten und geschmackvollen Dramaturgen erworben. Die gediegene, bilderreiche Sprache, und das Musikalische, Klangvolle des Versbaus in seinen Tragödien erinnert nicht selten an Schiller. Eine vollständige Sammlung seiner dramatischen Werke veranstaltete er selbst: Braunschweig, 1828. 7 Bände. 16.

63) Theodor Körner, geb. 1791 in Dresden, und ausgestattet mit trefflichen Anlagen des Verstandes und Gemüths, die in seiner kunstliebenden Familie genährt wurden, erglühte der edle Jüngling früh für die Ideale der Freiheit und Kunst, und verblutete sein hoffnungsreiches Leben auf der Heldenbahn im heiligen Kampf für das Deutsche Vaterland 1813. Was er uns in der

lyri-

lyrischen und dramatischen Dichtkunst gegeben, sind nur Knospen, wie er selbst die Erstlinge seiner Poesie (Leipzig, 1810) nannte; aber in ihnen liegen die frischen Kräfte und Anlagen, die an dem Sonnenschein eines längeren Lebens sich zu den duftendsten Blüthen entfaltet haben würden. Der trauernde Vater ehrte das Andenken seines Sohnes auf die würdigste Weise durch Herausgabe seiner ausgewählten kriegerischen Gedichte: „Leier und Schwert" (Berlin, 1814), seiner „dramatischen Beiträge" (2 Bände, Berlin und Stettin, 1821.; vorher, 1813, schon zu Wien gedruckt) und seines „poetischen Nachlasses" (2 Bde. Leipzig, 1814 und 1815 gr. 8.; 6te Aufl. Leipzig, 1823. 16), der, begleitet von biographischen Nachrichten und einer Charakteristik, von Tiedge, unter mehreren noch ungedruckten lyrischen Gedichten und Erzählungen, auch die Dramen: „Zriny" und „Rosamunde" bewahrt.

64) Ernst (Konrad Friedrich) Schulze, geb. zu Celle 1789, und daselbst gest. 1817 im 29sten Jahre seines Alters. Ein viel zu früh verblühter Sänger, der schon auf der ersten Hälfte seiner Bahn zum Ziel dichterischer Vollendung sich des poetischen Lorbeerkranzes würdig machte. Der Tod seiner achtzehnjährigen Cäcilie, in der sich ihm das Ideal des Schönen zu verkörpern schien, steigerte seinen Enthusiasmus für sie zu einer Höhe, daß er ihr Andenken durch ein Gedicht verherrlichte, in das er seine ganze geistige Kraft ausgeströmt zu haben scheint. So entstand seine „Cäcilie, ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen," (2 Bände, Leipzig, 1819. 8. N. A. 1822., in fünf verschiedenen Ausgaben, mit und ohne Kupfer), das in der edelsten Sprache und dem reinsten Wohllaut der Verse den Sieg des Christenthums über das Heidenthum im Nordland schildert, und eine Menge der kräftigsten und lieblichsten Gestalten an uns vorüberführt.

Schon mit einer Brustkrankheit kämpfend, dichtete er noch die „bezauberte Rose, ein romantisches Gedicht in drei Gesängen," (Leipzig, 1818. 8. Vierte Auflage 1824. 8. in drei verschiedenen Ausgaben, mit und ohne Kupfer); ein durch sinnigen Inhalt und den Silberklang der Ottaven ansprechendes Phantasie-Gebilde; leider das letzte seiner genialen Kraft. Beide Gedichte, wie überhaupt seinen ganzen poetischen Nachlaß bewahrt eine von Bouterwek in 4 Bänden besorgte Ausgabe: „Sämmtliche poetische Werke von Ernst Schulze," (Leipzig, 1822, 8., in verschiedenen Ausgaben, mit und ohne Kupfer), die mit einer biographischen Vorrede vom Herausgeber ausgestattet ist.

Viele andere schon verstorbene, nicht minder bedeutende Dichter würden hier, wenn Raum und Zweck dieser Schrift nicht Beschränkung auferlegten, ausführlich zu charakterisiren seyn. Dahin gehören: J. M. R. Lenz, geb. 1750, gest. 1792 zu Moskau, dramatischer Schriftsteller (z. B. „der Hofmeister" und „der neue Mendoza," beide Leipzig, 1774. 8.), dessen Werke, herausgeg. von L. Tieck, Berlin, 1828. 3 Bde. 8. erschienen. — Joh. Gottwerth Müller, geb. zu Hamburg 1744, gest. 1828. zu Itzehoe im Holsteinschen, wo er früher Buchhändler war, Verf. des berühmten komischen Romans: Siegfried von Lindenberg. — Ernst Wagner, geb. 1767, gest. 1812 zu Meiningen (Verf. von Wilibald's Ansichten des Lebens; seine „Schriften" erschienen Leipzig, 1827. 12 Bde. 16.) — Heinr. v. Kleist, geb. 1776, gest. 1811, Verf. des historischen Ritterschauspiels „das Käthchen von Heilbronn." Berlin 1810. Seine gesammelten Schriften wurden herausgegeben von L. Tieck. Berlin, 1826. (3 Bde. 8.) — K. Ph. Moritz, geb. 1757, gest. 1793, Antiquar, Psycholog, Deutscher Grammatiker, begründete besonders durch seine Deutsche Prosodie das Studium der Metrik unter den

Deutschen. — Joh. Pet. Hebel, geb. 1760, gest. 1826, berühmt durch seine „Allemannische Gedichte," die von 1803 bis 1820 fünf Aufl. erlebten. — Heinr. Joh. Edler v. Collin, geb. 1772, gest. 1811, Verfasser mehrerer bekannter Dramen z. B. Regulus, Coriolan, Polyxena, die Horatier und Curiatier. — Siegfr. Aug. Mahlmann, geb. 1771, gest. 1826, lyrisch-elegischer Dichter, auch ausgezeichnet in der Burleske durch seinen „Herodes vor Bethlehem," und in seinen Erzählungen und Mährchen, 2 Bde. — K. W. Salice Contessa der Jüngere, geb. 1777, gest. 1825, Novellist und Lustspieldichter, von Hoffmann in den Serapionsbrüdern unter dem Namen Sylvester trefflich gezeichnet; seine Werke gab Houwald heraus, 1826. — Louise Brachmann, geb. 1777, gest. 1822; ihre Gedichte sind unter dem Titel: „auserlesene Dichtungen" von K. J. Schütz u. Meth. Müller in 6 Bden, 1823 bis 26 herausgeg. — Max v. Schenkendorf, geb. 1790, gest. 1819, angenehmer lyrischer Dichter. — Wilh. Müller, geb. 1795, gest. 1827 in Dessau, der in seiner kurzen Laufbahn sich als Lyriker (Griechenlieder, 5 Hefte, Dessau und Leipzig, 1821) und als darstellender Schriftsteller (Rom, Römer und Römerinnen, 2 Bde. Berlin, 1820) ausgezeichnet hat. — Wilh. Hauff, geb. 1802, gest. 1827. — Joh. A. Apel, geb. 1771, gest. 1816, Lyriker und Dramatiker, erwarb sich dauernden Ruhm durch seine „Metrik" Leipz. 1814. — K. Fr. van der Velde, geb. 1779, gest. 1824.

Andere, noch blühend und wirkend, gehören der Beurtheilung einer künftigen Zeit an. Dahin besonders: Fr. Rochlitz, Th. Winkler (Th. Hell), Steph. Schütze, Aug. Gott. Eberhard, Meth. Müller, Gust. Schilling, Aloys Schreiber, Fr. Jacobs, Fr. Rückert, Heinr. Zschokke, K. Chr. Graf zu Benzel-Sternau, Adam Oehlenschläger, Franz

Grillparzer, E. v. Houwald, L. Uhland, E. Raupach, Fr. de la Motte Fouquē, Franz Horn, Adalbert v. Chamisso, F. A. Schulz (F. Laun), Baroninn de la Motte Fouquē, Therese Huber, Helmina v. Chezy, Amalie v. Helwig, Caroline Pichler, Johanna Schopenhauer ꝛc. ꝛc.

## §. 39. Vielseitige Beförderung einer klassischen Bildung der Deutschen.

Wenn gleich schon der sechste Zeitraum unserer Litteraturgeschichte die Keime zu einer wissenschaftlichen Bildung der Deutschen enthält, so war es doch erst der letzten Hälfte des 18ten Jahrh. aufbehalten, diese Anlagen ganz zu entwickeln, und durch sorgsame Pflege die Nationalbildung zu steigern. Welche Kräfte sich dazu vereinigen mußten, um diesen raschen Fortgang zu fördern, wäre die Aufgabe für eine Culturgeschichte, die, gelöst, unser Vertrauen zu der innern Kraft unsers Volks vollkommen rechtfertigen würde. Statt dessen müssen wir uns hier mit einigen Grundzügen zu dieser Lösung begnügen.

Es ist keine Art des gelehrten Wissens, die nicht in diesem Zeitraume mit angestrengtem Fleiße bearbeitet worden wäre. Alte Litteratur, mathematische und physische Wissenschaften, Philosophie, Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Geschichte und Geographie, sind von denkenden Forschern mit Eifer studirt und durch klassische Werke bereichert worden. Eine Wissenschaft, die Aesthetik, deren mächtiger Einfluß auf Geschmacksbildung und Kritik sich bewährt hat, ist ein Werk dieses Zeitraums, und zwei andere Wissenschaften, die Pädagogik und Litteraturgeschichte, sind es nicht minder, da man erst um diese Zeit die zerstreuten Fragmente zu ordnen und

zu einem Ganzen zu vereinigen suchte. Die Namen Basedow (geb. 1723 zu Hamburg, Stifter des Philanthropins in Dessau, st. 1790), Resewitz (geb. 1725 zu Berlin, Abt zu Klosterbergen, st. 1806), Campe (geb. 1746 zu Deensen im Braunschweigschen, Schulrath in Braunschweig, st. 1818), Gedike (geb. 1754 in dem Dorfe Boberow in der Priegnitz, gest. 1803 als Oberschulrath und Director in Berlin), Niemeyer (geb. 1754 zu Halle, als Kanzler der Universität daselbst 1828 gest.) und Pestalozzi, (geb. 1746 zu Zürich, Reformator in der Pädagogik und Gründer einer Erziehungsanstalt zu Yverdun in der Schweiz, starb 1827), werden in der Geschichte der Pädagogik immer mit Achtung genannt werden; und in der Litteraturgeschichte die Namen Meusel (geb. 1743; st. 1820), Eschenburg (geb. 1743 zu Hamburg; st. 1820 als Professor in Braunschweig), Joh. Gottfr. Eichhorn (geb. 1752; st. 1827) Bouterwek (geb. 1766; st. als Professor in Göttingen 1828), und in der neuesten Zeit besonders Joh. Sam. Ersch (geb. 1766; st. 1828), J. G. Gruber und Ludw. Wachler.

Schneller, als man erwarten durfte, bildete sich die Prosa aus. Kraft und Nachdruck gaben ihr Lessing und Winckelmann (geb. 1717 zu Stendal, ermordet 1768 in Triest), die als Väter derselben zu betrachten sind. Vieles trug dazu das Studium der Briten bei, deren klassische Werke man übersetzte, wodurch die Sprache reicher und der Ausdruck körniger, freier und kühner wurde. Das Gebiet, worin sich die Prosa am glänzendsten zeigt, die Beredsamkeit, wurde angebaut von v. Mosheim (geb. 1694 zu Lübeck, gest. 1755 als Kanzler zu Göttingen), dem in der Folge sich anschlossen: Joh. Joachim Spalding (geb. 1714 zu Triebsees in Schwedisch-Pommern, gest. 1804 als Oberconsistorial-Rath zu

Berlin), Jerusalem (geb. 1709 zu Osnabrück, gest. 1789 als Abt des Klosters Riddagshausen), Zollikofer (geb. 1730 zu St. Gallen, gest. 1788 als Prediger in Leipzig), und Reinhard (geb. 1753 zu Vohenstrauß in der Oberpfalz, gest. als Oberhofprediger zu Dresden 1812); und in den neusten Zeiten von den noch lebenden und wirkenden Kanzelrednern Schleiermacher (geb. 1768), Dräseke (geb. 1774) ꝛc. — In der Philosophie beherrschten ihr Zeitalter Herm. Sam. Reimarus (geb. (1694, gest. 1768), Immanuel Kant (geb. 1724 zu Königsberg, gest. daselbst als Professor 1804), Moses Mendelssohn (geb. 1729 zu Dessau, gest. zu Berlin 1786), Karl Leonhard Reinhold (geb. 1758, gest. 1822), Joh. Gottl. Fichte (geb. 1762, gest. 1814), Ernst Platner (geb. 1744, gest. 1818), Fr. Wilh. Jos. Schelling (geb. 1775), und ein neues philosophisches System baute sich auf durch Georg Wilh. Friedr. Hegel (geb. zu Stuttgart 1770), Professor zu Berlin. — Am längsten blieb zurück die Geschichte, worin erst die neuere Zeit einige Männer aufzuweisen hat, die mit den Engländern und den Alten zu vergleichen sind. Als Vorläufer gilt uns Joh. Jac. Mascow (geb. 1689, gest. 1761). Höher steht Johannes v. Müller (geb. 1752 zu Schafhausen, gest. 1809 in Cassel als Staatssecretair), der mit Recht der Tacitus der Deutschen genannt worden ist. Theils als akademische Lehrer, theils als Schriftsteller förderten das Studium der Geschichte: Aug. Ludew. v. Schlözer (geb. 1735, gest. 1809), Ludw. Timoth. Freiherr v. Spittler (geb. 1752, gest. 1810), Joh. Kasper Friedr. Manso (geb. 1759, gest. 1826), Matthias Christian Sprengel (geb. 1746, gest. 1803), Karl Ludwig v. Woltmann (geb. 1770, gest. 1817); A. H. L. Heeren (geb. 1760, Professor d. Geschichte in Göttingen), v. Ga-

gern, dessen „Nationalgeschichte der Deutschen," (Wien, 1813, neue verb. Aufl. Frankfurt a. M. Bd. I., 1823. Bd. 2. 1826. gr. 8.) ihn dem Thucydides gleichstellt, Friedr. Buchholz (geb. 1768 zu Alt-Ruppin), Friedr. v. Raumer (geb. 1781 zu Wörlitz), Fried. Wilken (geb. 1777 zu Ratzeburg), alle drei Professoren zu Berlin, B. G. Niebuhr (geb. zu Meldorf im Holsteinischen, jetzt in Bonn), Friedr. Chr. Schlosser (geb. zu Haver 1776, jetzt in Heidelberg), Heinr. Luden, K. A. Menzel, K. H. L. Pölitz und mehrere Andere. — Zur Bildung einer bestimmten, klaren und edlen Schreibart wirkten auch, außer den schon genannten, besonders: Friedr. Carl v. Moser (geb. 1723 zu Stuttgart, gest. 1798), Justus Möser, Deutschlands Franklin (geb. 1720 zu Osnabrück, gest. 1794), vorzüglich durch seine „patriotischen Phantasien" (Berlin, 1778. 79); Thomas Abt (geb. 1738 zu Ulm, gest. als Regierungsrath zu Bückeburg 1766), besonders durch sein Werk „vom Verdienst;" J. G. v. Zimmermann geb. 1728 zu Brug in der Schweiz, gest. als Leibarzt zu Hannover 1795), besonders durch seine Schriften „vom Nationalstolz" (Zürich, 1768) und „von der Einsamkeit" (Leipzig, 1773); der schon einmal erwähnte J. H. Jung, genannt Stilling (geb. 1740, gest. 1817); H. P. Sturz (geb. zu Darmstadt 1736, gest. als Legationsrath zu Oldenburg 1779), durch sein „Leben des Grafen v. Bernstorf" (Leipzig, 1778); Hans Caspar Hirzel (geb. 1725 in Zürich, gest. als Stadtarzt daselbst 1803); Chr. Garve (geb. 1742 zu Breslau, gest. als Professor daselbst 1798); Georg Forster (geb. 1754, gest. 1794), und der einst als Volksschriftsteller so einflußreiche Ernst Mor Arndt (geb. 1769). — Als kräftige und hohe Naturen, die als philosophisch-historische Schriftsteller um gründliche Bildung sich verdient gemacht haben,

sind besonders die beiden Schweizer, Isaak Iselin (geb. 1728 zu Basel, gest. 1782 als Mitglied des großen Raths daselbst), und Joh. Caspar Lavater (geb. (1741 zu Zürich, gest. 1801 als Pfarrer daselbst), zu nennen, so wie der edle Karl Theod. v. Dalberg (geb. 1744 zu Herrnsheim bei Worms, nachmaliger Fürst Primas, gest. 1817), und der auch als staatswissenschaftlicher Schriftsteller ausgezeichnete Gelehrte Fr. Ancillon (geb. zu Berlin 1767).

In der neusten Zeit haben besonders die Naturwissenschaften einen höhern Aufschwung gewonnen durch innigere Vereinigung vieler Kräfte, indem sich die ausgezeichnetesten Naturkundiger auf Anregung von Ludw. Oken (jetzt Professor in München) jährlich in den Hauptstädten Deutschlands versammeln, um durch das lebendige Wort der mündlichen Rede ihre Ansichten und Erfahrungen auszutauschen. Die jüngste glänzende Versammlung dieser Art sah Berlin im Monat September 1828 unter der Leitung des, durch seine zur Bereicherung der Naturkunde unternommenen Reisen und die umfassendsten Forschungen in allen Gebieten dieser Wissenschaft hoch berühmten Alexander v. Humboldt, und des großen Zoologen M. H. C. Lichtenstein. Auch haben die Könige von Preußen und Baiern durch ausgezeichnete Huld und Liberalität die Beförderung der großen Zwecke dieser wissenschaftlichen Bestrebungen, wie alle Zweige einer gründlichen Gelehrtenbildung, ihrer besondern Aufmerksamkeit gewürdiget.

Die Kritik machte in dieser Zeit die größten Fortschritte. Zuerst entwickelte die Theorie des Schönen, als eine eigene Wissenschaft, Alex. Gottl. Baumgarten (geb. 1714, gest. 1762 als Prof. in Frankfurt) in seiner Aesthetik. In seine Fußtapfen trat sein Schüler G. F. Meier (geb. 1718, gest. als Prof. in Halle 1777), worauf die schon genannten Schweizerischen Kunstrichter

Bodmer und Breitinger auftraten. Darauf erschien die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste" (Leipzig, 1757 bis 1765, 12 Bde.) von Friedrich Nicolai (geb. 1733 zu Berlin, gest. daselbst 1811), in Verbindung mit Mos. Mendelssohn, dann mit Chr. Fel. Weiße (s. d.); gleichzeitig damit die Lessingschen „Litteraturbriefe" (Berlin, 1759 bis 1764. 24 Bde.), und endlich die „Allgemeine Deutsche Bibliothek," redigirt seit 1765 von dem genannten Friedr. Nicolai, und unter dem Titel: „Neue allgemeine Deutsche Bibliothek," bis zum Jahre 1806 fortgeführt, da sie dem bessern Zeitgeist weichend, von den „Litteraturzeitungen" in Jena, Halle, Leipzig und ähnlichen Instituten verdrängt wurde. Als Schöpfer der Kritik ist Lessing zu betrachten; doch wirkten mit ihm gleichzeitig J. G. Sulzer (geb. 1720 zu Winterthur im Canton Zürich, gest. 1779 als Professor und Director der philos. Klasse der Akademie der Wiss. zu Berlin) durch seine „Theorie der schönen Künste," und M. Mendelssohn, der auf Lessing's philosophische Bildung großen Einfluß hatte. Späterhin traten als Lehrer der Aesthetik und als Kritiker auf: Joh. Aug. Eberhard, (geb. 1738 zu Halberstadt, gest. 1809 als Professor der Philosophie in Halle), J. J. Engel und Garve, die zugleich in ihren Schriften die nachahmungswerthesten Muster einer gedankenreichen und periodischen Schreibart gaben, so wie J. J. Eschenburg, der sich als Lehrer und Schriftsteller dauernde Verdienste um unsre schöne Litteratur erwarb. Eine völlige Umbildung gab den Geschmackswissenschaften Immanuel Kant durch seine „Kritik der Urtheilskraft" (1790), dessen Grundsätzen des kritischen Idealismus K. H. Heidenreich (geb. 1764, gest. 1801 als Prof. in Leipzig), Schiller und F. Bouterwek folgten. Die neuesten Untersuchungen über diese Gegenstände

verdanken wir den beiden Brüdern Friedr. und Aug. Wilh. v. Schlegel, Wilh. v. Humboldt und Jean Paul Friedr. Richter.

Mit noch größerm Glücke wurden Grammatik, Theorie des Styls und Lexikographie bearbeitet. Der erste, der in diesem Zeitraum das Grammatische der Sprache mit Erfolg behandelte, ist der schon genannte Gottsched. Die erste gründliche und philosophisch bearbeitete Sprachlehre und Theorie des Styls gab uns Joh. Christoph Adelung (geboren 1732 zu Spantekov, einem Pommerschen Dorfe bei Anklam, gest. als Oberbibliothekar in Dresden 1806), dem überhaupt der großen Verdienste um Deutsche Sprache noch viele bleiben, wenn man ihm auch mit Recht eine gewisse Einseitigkeit sollte vorwerfen können. In bescheidner Entfernung von ihm wirkten J. F. Heynatz (geb. 1744, gest. als Rector und Prof. zu Frankf. a. d. O. 1809), Karl Phil. Moritz, schon unter den Dichtern genannt, und J. E. Stutz (geb. 1733, gest. 1797 als Prediger in Zerbst). Ausgezeichnet in der neusten Zeit steht Jacob Grimm durch seine „Deutsche Grammatik," 1ter Th. Göttingen, 1819; 2te Aufl. 1822; 2ter Th. 1826. Mehrere Theile der Grammatik wurden besonders mit Vorliebe bearbeitet. Dahin gehören die Synonymik, durch Sigm. J. E. Stosch (geb. 1714, gest. als Consistorialrath u. Hofprediger zu Berlin, 1796), durch Heynatz, und zuletzt mit philosophischer Gründlichkeit, mit Bestimmtheit und Geschmack von J. A. Eberhard, durch dessen „Versuch einer allgemeinen Deutschen Synonymik," (6 Thle. Halle 1795 — 1802. N. A. 1818 — 20. gr. 8., und Ergänzungen hiezu von J. G. E. Maaß, 6 Bde. Halle 1818 — 21. 3te Ausg. fortgesetzt und herausgeg. von J. G. Gruber. Ebend. 1826 ff. 6 Bde. gr. 8.; ferner die Prosodie, durch Klopstock, Mo-

ritz, Voß, G. Hermann, A. Apel und J. H. F. Meineke, so wie die Orthographie, in der durch Adelung, und C. Kruse langsam gebessert und reformirt, durch Klopstock und Chr. H. Wolke gestürmt und revoluzionirt wurde. — Auch wurde die, in dem vorigen Zeitraum durch Deutsche Gesellschaften begonnene Reinigung der Sprache wieder aufgenommen, im Ganzen aber mit mehr Mäßigung betrieben. Am eifrigsten darin zeigte sich J. H. Campe, A. F. Kinderling, Jac. C. Eph. Rüdiger, K. W. Kolbe, so wie auch früherhin die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, für diesen Zweck, wie für Sprachbildung überhaupt, durch mehrere ihrer Mitglieder, J. Fr. Zöllner, J. H. L. Meierotto, Friedr. Gedike, Ramler, Wilh. Albr. Teller, Abel Bürja gewirkt hat, deren hieher gehörige Arbeiten aufbewahrt sind in den „Beiträgen zur Deutschen Sprachkunde," Erste Sammlung Berlin, 1794, zweite Sammlung 1796. 8. In den neusten Zeiten traten als Sprachreiniger auf: J. Gottl. Radlof, K. Ch. Fr. Krause, Karl Müller, Fr. L. Jahn, A. Zeune ꝛc. Mehrere derselben vereinigten sich zu Gesellschaften, unter denen besonders „die Berlinische Gesellschaft für Deutsche Sprache" und der „Frankfurthsche Gelehrtenverein für Deutsche Sprache bemerkenswerth sind. Indem man hiedurch für die Bereicherung der Deutschen Sprache sorgte, vergaß man auch nicht, die Mundarten mit ihren eigenthümlichen Wörtern und Wortformen zu benutzen, woraus mehrere Idiotiken entstanden. In dieser Hinsicht machte sich besonders verdient Friedrich Karl Fulda (geb. 1724 in Wimpfen, gest. 1788 als Pfarrer zu Mühlhausen im Würtembergischen). Vorzüglich wurde die lang-vernachläßigte Niederdeutsche, oder alt-Sassische Mundart strengerer Aufmerksamkeit gewürdigt, so daß Voß, Bruns, Wolke

Bredow und K. F. H. Scheller theils darin dichteten, theils alte, in ihr geschriebene Schriften, wie Reineke der Fuchs, wieder hervorsuchten, und Kinderling sogar eine treffliche, von der Göttinger Societät gekrönte Preisschrift über die Geschichte der Plattdeutschen oder Niedersächsischen Sprache lieferte. Das neuste Werk in diesem Fache erschien 1811 von Radlof, „über die Trefflichkeit der südteutschen Mundarten." — Am glänzendsten aber erscheint die Deutsche Sprache in den Wörterbüchern dieses Zeitraums. Die beiden Hauptwerke dieser Art sind von Adelung und Campe, jenes (4 Thle. zuerst Leipzig, 1774 — 1786, gr. 4., N. A. 1793 – 1801,) in philosophischer und etymologischer Hinsicht schätzbar; dieses (bestehend aus 6 Thlen. 1807 — 1813. gr. 4.) merkwürdig durch den Reichthum seiner Wörter und viele neue Wortbildungen, über die eine spätere Zeit sicherer urtheilen wird. — Mit großem Fleiß spürte man in diesem Zeitraum nach den Ueberresten und Denkmälern unsrer ältern Sprache und Litteratur. Das erste Verdienst dieser Art gebührt Bodmer, der die Manessische Sammlung herausgab. Nächst ihm ist am merkwürdigsten J. J. Eschenburg, dessen Verdienste um Deutsche Litteratur schon in mehreren Stellen dieser Geschichte anerkannt worden sind. Mehrere alt-Deutsche Gedichte besonders aus der Periode der Minnesänger, wurden, zum Theil mit Glossarien versehen, gedruckt, besonders durch Chr. Heinr. Myller, Casperson in Cassel, C. G. Anton in Görlitz, Adelung, Jer. Jac. Oberlin in Straßburg, den jüngern F. Adelung in Petersburg, P. Jac. Bruns in Helmstädt, Fr. Heinr. v. d. Hagen in Berlin, Joh. Gust. Büsching in Breslau, Bhd. Jos. Docen, Aretin, Beneke und F. D. Gräter, welcher letztere den Deutschen Alterthümern eine eigene Zeitschrift „Bragur" widmete, Joh.

Görres, Jac. Grimm und Andere. Auch die alte Möso-Gothische Sprache des Ulphilas fand einen wackern Verehrer in J. Chr. Zahn.

Neben den ernsten Wissenschaften blieben die schönen Künste nicht zurück. Die bildenden fanden ihre Pfleger in Anton Raphael Mengs (geb. 1728 zu Außig in Böhmen, gest. 1779 zu Rom, als Königl. Spanischer Hofmaler), Sulzer, Chr. Ludew. v. Hagedorn (gest. zu Dresden 1780 als Generaldirector der Sächsischen Kunstakademien) J. Winckelmann, Karl Aug. Böttiger, A. Hirt; in den Kupferstechern Chodowiecky, Schwerdtgeburth, Joh. Fr. W. Müller ꝛc.; in den Malern Wilhelm Tischbein, Gerh. v. Kügelchen, Cornelius, Wilh. Schadow ꝛc.; in den Bildhauern Dannecker, J. G. Schadow, Rauch ꝛc. Die Tonkunst wurde gebildet durch Bach, Gluck, Graun, Fasch, Händel, Benda, Reichardt, Mozart, Schultze, Haydn, Zelter, Beethoven, C. M. v. Weber; die Schauspielkunst durch Eckhof, Schröder, Brockmann, Iffland, Fleck, Unzelmann, Eßlair, P. A. Wolff, L. Devrient.

Zu den wichtigsten Beförderungsmitteln der wissenschaftlichen Cultur gehört besonders die, von Aloys Senefelder im J. 1791 gemachte Erfindung der Lithographie.

Was die neueste Zeit für Deutsche Sprache, Kunst und Wissenschaft gethan hat und noch thut, wird eine spätere Geschichte aufbewahren, wozu besonders der obengenannte gelehrte Litterator J. G. Meusel in seinem „gelehrten Deutschland" die Stoffe gesammelt, und nach ihm Joh. Sam. Ersch gewirkt hat, in deren Fußstapfen als Bibliographen Friedr. Ad. Ebert tritt.

Zum Schluß bemerken wir nur noch unter den gelehrten Stiftungen dieses Zeitraums die Universitäten zu Berlin (1809) zu Breslau (1811), welche letztere an

die Stelle der aufgehobenen Universität zu Frankfurt a. d. O. trat, und zu Bonn (18. Oct. 1818), so wie die Vereinigung der Universität Wittenberg mit der zu Halle (1818), und die 1816 erfolgte Rückkehr der Heidelbergschen Bibliothek, die, 1623 nach Rom geschafft, beinah zwei Jahrhunderte hindurch im Besitz des Papstes gewesen war.

# Alphabetisches Verzeichniß

## der wichtigsten Namen.


### A.

Abraham a S. Clara, S. 365.
Abt, 551.
Adelung, 554. 556.
Agricola, Joh., 206.
Albertus, L., 201.
Altensteig, 205.
Alxinger, 532.
Amadis, 197.
Ancillon, Fr., 552.
Andreä, J. V., 227.
Apel, 547.
Arndt, 551.
Arthur, 66.
Asmus, s. Claudius.
v. Aue, Hartmann, 48.
Ayrer, Jac., 194.

### B.

Baggesen, 536.
Barden, 4—8.
Basedow, 549.
Baumgarten, 552.
Bebel, Heinr., 206.
Berthold's Predigten, 83.
v. Besser, Joh., 302.
Bibelübersetzung, 146.
Blumauer, 532.
Bödiker, Joh., 352.
Bodmer, Joh. J., 44-45. 323.
Böhme, J., 191. 300.
Boie, 527.
Boner, 105.
Böttiger, K. A., 557.
Bouterwek, 549.
Brachmann, 547.
Brack, W., 205.
Brand, S., 122.
Brandes, 517.
v. Brawe, J. W., 417.
Breitinger, Joh. J., 44—45. 335.
Brentano, 537.
Brockes, B. H., 317.
Buchholz, Fr., 550.
Bürger, 521.
Burkard Waldis, 187.
Büsching, A. F., 15.
Büsching, J. G., 46. 556.

### C.

Campe, 549. 556.
v. Canitz, 313.
Clajus, J., 203.
Claudius, 527.
Codex argenteus, 12.
Codex carolinus, 13.
Collin, 547.
Conrad v. Würzburg, s. Konrad.

Conteſſa, 547.
Conz (ſt. 1827) 532.
Cramer, J. A., 396.
v. Creuz, Fr. K. K., 428.
v. Cronegk, J. Fr., 417.

D.

Dach, S., 248.
Dalberg, 552.
Daſypodius, P., 205.
Denis, 523.
Deutſche Geſellſchaften, 294. 328. 555.
Dräſeke, 550.
Drollinger, K. F., 379.
Dürer, A., 138.
Duſch, Joh. J., 434.

E.

Eberhard, J. A., 553. 554.
Ebert, F. A., 557.
Ebert, Joh. A., 422.
v. Eccard, J. G., 359.
Eichhorn, 549.
Eneit, 69.
Engel, 528.
Erſch, 549. 557.
Eſchenburg, 484. 549. 553.

F.

Fabritius, H., 206.
Falk, 536.
Faſtnachtſpiele, 132.
Fauſt, 197.
Feßler, 532.
Fichte, 550.
Fiſchart, Joh., 176—187.
Flacius, 25.
Flemming, P., 243.
Flore u. Blanſcheflur, 66.
Forſter, 551.
Freidank's Beſcheidenheit, 71.
Freyer, H., 353.
Friedrich II., 368.
Friſch, J. L., 356.
Fulda, 15. 555.

G.

v. Gagern, 550.
Gärtner, 399.
Garve, 551. 553.
Gaſſar, 25.
Gedike, 549. 555.
Geiler von Kaiſersberg, 126.
Gellert, Chr. Fr., 380.
v. Gemmingen, E. 430.
Gerhard, P., 249.
v. Gerſtenberg, 518.
Geßner, Conr., 206.
Geßner, S., 465.
Geuchmat, die, 129.
Gieſecke, N. D., 420.
Gleim, J. W. L., 407.
v. Göckingk, 520.
Goldaſtiſche Codex, 43.
v. Göthe, J. W., 493.
Gotter, 528.
Gottfried v. Straßburg, 50.
Gottſched, J. Chr., 323.
Götz, 517.
Gral, der heilige, 65, 68.
Gräter, 556.
Gredt Müllerin Jarzeyt, 130.
Grimm, J., 554.
Gryph, A., 268.
Gueintzen, Chr., 343.
Günther, Joh. Chr., 316.

H.

v. Hagedorn, Friedr., 376.
v. d. Hagen, Heinr., 46. 556.
Haimonskinder, die, 197.
v. Haller, A., 372.
Haltaus, Chr. Gottl., 357.
Hanno, ſ. Lobgeſang.
Hans Schnepper, 133.
Hans Volz, 133.
v. Hardenberg, 541.

Harsdörfer, G. P., 274.
Hartmann v. Aue, 48.
Hauff, 547.
Haug, 536.
Haydn, 557.
Hebel, 547.
Heeren, 550.
Hegel, 550.
Heidenreich, 553.
Heinrich v. Ofterdingen, 49.
Heinrich v. Veldeck, 48.
Heinſe, 527.
Heldenbuch, das, 64.
Hell, Th., ſ. Winkler.
v. Helwig, Amalie, 548.
Hennynk de Han, ſ. Renner.
v. Herder, Joh. G., 489.
Hermann, 555.
Heynatz, 554.
Hildebrand's Lied, 27.
v. Hippel, 525.
Hirt, A., 557.
Hirzel, 551.
Hoffmann, E. T. W., 543.
v. Hoffmannswaldau, 281.
Hofnarren, 130 (1).
Hölty, 521.
Homburg, E. Chr., 242.
Horn, Fr., 548.
v. Houwald, 548.
Hroswitha, 31.
Huber, Joh. L., 426.
Huber, Thereſe, 548.
Hübner, A. N., 353.
Hugo von Trimberg, 104.
v. Humboldt, Alex., 552.
— Wilh., 554.
v. Hutten, Ulr., 151 ꝛc.

J.

Jacobi, Joh. Georg, 528.
Jacobi, Friedr. Heinr., 529.
Jacobs, Fr., 547.
Jahn, 555.
Jckelſamer, W., 200.
Jean Paul, ſ. Richter.
Jenaiſcher Codex, 43.
Jeruſalem, 550.
Jffland, 534. 557.
Jhre, Joh., 15.
Johann Enenkl, 50.
Jſelin, 552.
Jung, 529. 551.
Junius, Franciscus, 14.
Jwein, 67.

K.

Kant, 550. 553.
Kanzelberedſamkeit, 212. 363. 550.
Karl d. Große, 21.
Karſch(inn), A. L., 427.
Käſtner, A. G., 400.
Kazungali, 18.
Kind, 543.
Kinderling, 18. 555. 556.
Klaj, J., 266.
v. Kleiſt, E. Chr., 387.
v. Kleiſt, Heinr., 546.
v. Klinger, 531.
Klopſtock, Fr. G., 444. 555.
Knittel, 15.
Kolbe, 555.
v. König, U., 302.
Konrad von Würzburg, 52.
Körner, 544.
Koſegarten, 530.
v. Kotzebue, 534.
Krauſe, 555.
Kretſchmann, 525.
Kreuzzüge, 35.
Krieg auf der Wartburg, 80.
Krüger, Joh. Chr., 426.
Krummacher, 542.
Kruſe, 555.
v. Kügelgen, 557.

L.

Lafontaine, 531.
Lancelot vom See, 67.

Langbein, 535.
Lange, S. G., 338.
Laun, Fr., s. Schulz.
Laurenberg, H. W., 260.
Lavater, 552.
v. Leibnitz, 26. 358.
Leisewitz, 533.
Lenz, 546.
Lessing, G. E., 467. 549. 553.
Lichtenberg, 522.
Lichtenstein, M. H. C., 552.
Lichtwer, M. G., 394.
Liscov, Chr. L., 319.
Lobgesang auf den Hanno, 30.
v. Logau, Fr., 257.
Lohengrin, 68.
v. Lohenstein, 284.
Löwen, J. Fr., 429.
Luden, 551.
Ludwig's-Lied, 27.
Luther, 143 ꝛc. 213 ꝛc.
Lye, 15.

## M.

Maaler, J., 205.
Maaß, 554.
Magelone, die schöne, 197.
Mahlmann, 547.
Manessische Liedersamml., 41.
Manso, 536. 550.
Mascow, 550.
Mastalier, 524.
v. Matthisson, 533.
Maximilian I., 139.
Meier, 552.
Meierotto, 555.
Meineke, 555.
Meißner, d. ältere, 51.
Meißner, A. G., 530.
Meistersänger, 91.
Melchior Pfinzing's Theuerdank, 135.
Melusina, 196.
Mendelssohn, 550.
Mengs, Raphael, 557.
Menke, B., 302.
Merlin, 67.
Meusel, 549. 557.
Miller, J. M., 531.
Minnesinger, 38.
Minstrels, 37.
Morhof, D. G., 297.
Moritz, 546. 554.
Myscheroscb, J. M., 240.
Möser, Just., 551.
v. Moser, 551.
Mosheim, 549.
Mozart, 557.
Müchler, 537.
Mülle von Schwündelsheym, die, 130.
Müller, J. Fr. W., 557.
Müller, J. G., 546.
Müller, Karl, 555.
Müller, Meth., 547.
Müller, W., 547.
v. Müller, Joh., 550.
Müllner, 544.
Musäus, 519.
Mylius, Ch., 424.
Myller, Christ. Heinr., 556.

## N.

Narrenbeschwörung, die, 128.
Neubeck, 537.
Neukirch, B., 301.
Neumark, G., 253.
Neumeister, E., 319.
Nibelungen, 53.
Nicolai, Friedr., 553.
Nicolaus Klingsohr, 49.
v. Nicolay, 526.
Niebuhr, 551.
Niemeyer, 549.
Notker, 26.
Novalis, 541.

## O.

Oberlin, 556.

Oehlenſchläger, Ad., 547.
Oelinger, A., 203.
Oken, Ludw., 552.
Olearius, A., 241.
Olearius, T., 343.
Opitz, M., 229 — 238.
Otfried, 24. 25.
Ottokar v. Horneck, 51.

P.

Parcival, 68.
Peſtalozzi, 549.
Pfeffel, 525.
Pichler, Caroline, 548.
Platner, 550.
Pölitz, 551.
Poſtel, Ch. H., 303.
Pritſchmeiſter, 303 (3).
Provencalen, 36.
Pyra, Jac. J., 337.

R.

Rabener, G. W., 385.
Rachel, J., 264.
Radlof, 555. 556.
Ramler, K. W., 436. 555.
Rauch, 557.
v. Raumer, 551.
Raupach, 548.
Rebhun, Paul, 195.
Reichardt, 557.
Reimarus, 550.
Reinbot v. Doren, 51.
Reineke Fuchs, 110.
Reinhard, 550.
Reinhold, 550.
Reinmar der ältere, 51.
Renner, K. F., 340.
Reſewitz, 549.
Rhabanus Maurus, 23.
Richter, J. P. F., 537. 554.
Riſt, J., 252.
Rochlitz, 547.
Rolandslied, 66.
Rollenhagen, Georg, 189.
Roſenplüt, ſ. Hans Schnepper.
Roſt, Joh. Chr., 425.
Rückert, 547.
Rüdiger, 555.
Runenſchriften, 9 (1), 11 (2).

S.

Sachs, Hans, 156 — 176.
Sachſenſpiegel, der, 82.
v. Salis, 534.
Salomon und Markolf, 71.
Schadow, J. G., 557.
Schadow, W., 557.
Scheffler, J., 256.
Scheller, K. F. H., 556.
Schelling, 550.
Schelmenzunft, die, 129.
v. Schenkendorf, 547.
v. Schiller, Fr., 507.
Schilling, 547.
Schilter, Joh., 25. 355.
Schlegel, Joh. El., 391.
Joh. Ad., 393.
Joh. Heinr., 394.
Aug. Wilh., 538. 54.
Friedr., 539. 54.
Schleiermacher, 550.
Schloſſer, 551.
v. Schlözer, 550.
Schmidt, Jak. Friedr., 432.
Schmolke, B., 319.
Schopenhauer, Johanna, 548.
Schottel, Juſt. G., 344.
Schöttgen, Chr., 360.
Schreiber, Al., 547.
Schröder, 557.
Schubart, 526.
Schultze, 557.
Schulz, F. A., 548.
Schulze, E., 545.
Schütze, Steph., 547.
Schwabenſpiegel, der, 82.
Schwäbiſche Dichter, 38.
Schwäbiſche Mundart, 34.

Schwerdtgeburth, 557.
Schwieger, J., 281.
Scultetus, A., 255.
Sebastian Brand, 122.
Senefelder, 557.
Serranus, Joh., 206.
Seume, 534.
Siegeslied über die Normannen, 27.
Skalden, 8 (1).
v. Sonnenberg, 543.
Spalding, 549.
Spangenberg, J., 349 (4).
Sparre, s. Renner.
Spaten, s. Stieler.
Spener, Ph. J., 319.
v. Spittler, 550.
Sprachlehre, 199. 352.
Sprengel, 550.
v. Stade, 360.
Stegreifdichter, 96 (4).
Steinbach, Chr. E., 354.
v. Stieler, 354.
Stiernhielm, 14.
v. Stolberg, Chr. u. Fried., 519.
Stosch, 554.
Sturz, 551.
Stuß, J. H., 360.
Stutz, J. E., 554.
Sucro, Chr. J., 425.
Sulzer, 553. 557.

## T.

Tabulatur, 92.
Tatian, 24.
Tauler, J., 83. 213.
Teller, 555.
Tenzoni, 81.
Theodoricus Schernberk, 134.
Theuerdank, der, 135.
Thomas Murner, 127.
Thomasius, Chr., 360.
v. Thümmel, 523.
Tieck, 540.
Tiedge, 535.
Tischbein, Wilh., 557.
Titurel, 68.
Tristan, 67.
Trojanische Krieg, 70.
Troubadours, 36.
Tscherning, A., 254.
Tyl Ulenspiegel, 130.
Tyro von Schotten, 70.

## U.

Uhland, L., 548.
Ulphilas, 10.
Universitäten, 87, 89, 142, 557.
Unzelmann, 557.
Unzer, Joh. Charl., 426.
Uz, Joh. P., 402.

## V.

v. d. Velde, 547.
Voß, J. H., 501. 555.

## W.

Wachler, L., 549.
Wachter, Joh. G., 355.
Wackenroder, 541.
Wackernagel, 18.
Wagner, 546.
Wälsche Gast, der, 71.
Walther v. d. Vogelweide, 50.
Warnefried, 23.
Wartburg, s. Krieg.
v. Weber, C. M., 557.
Weckherlin, 224.
Weiße, Chr. F., 412.
Weißenbrunner Gebet, 18.
v. d. Werder, 238.
Werner, 542.
Wernike, Chr., 304.
Wessobrunner Gebet, s. Weißenbrunner.

Wieland, Ch. M., 476.
Wilken, 551.
Willeram, 26.
Willamov, 524.
Winckelmann, 549. 557.
Winkler, 547.
Winsbeck, der, 70.
Withof, J. P. L., 428.
v. Wolf, Chriſt., 360.
Wolff, P. A., 557.
Wolfram v. Eſchenbach, 49.
Wolke, 555.
v. Woltmann, 550.
Wörterbücher, 205. 353. 556.

Z.

Zachariä, J. F. W., 405.
Zahn, 557.
Zelter, 557.
Zernitz, Chr. Fr., 425.
v. Zeſen, Ph., 288.
Zeune, 555.
v. Ziegler, H. A., 288.
v. Zimmermann, 551.
Zinkgref, J. W., 239.
Zollikofer, 550.
Zöllner, 555.
Zſchokke, 547.

Gedruckt bei C. A. Jordan, Kronenſtraße №. 50.

# Neue Bücher,

welche in demselben Verlage erschienen sind:

## Fr. Schoell,

## Geschichte der griechischen Litteratur,

von der frühesten mythischen Zeit bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken.

Nach der zweiten Auflage aus dem Französischen übersetzt, mit Berichtigungen und Zusätzen des Verfassers und des Uebersetzers,

von **Franz Schwarze,**

Prorector am Gymnasium zu Prenzlau.

In 3 Bänden, Royal-Octav.

Band I. 2 Rthlr. 20 Sgr. Schreibpapier 3 Rthlr.

Das Original dieses Werks ist in Deutschland durch die Recensionen von Passow (in den Jahrbüchern für Philologie) in der Jenaischen Lit. Zeit. u. s. w. auf eine Weise bekannt geworden, daß die Verdienstlichkeit einer Uebertragung desselben außer Zweifel steht, um so mehr, als auch erkannt worden ist, daß ein Werk über die griechische Litteratur in dieser Form und Behandlung, in deutscher Sprache, noch fehle, und daß ein solches, als Handbuch für den Unterricht, so wie für das eigne Studium aller Derer, die auf classische Bildung Anspruch machen, sehr erwünscht seyn würde. Da die Uebertragung unter Theilnahme des Herrn Verfassers geschieht, und mit Allem bereichert wird, was die Fortschritte des philologischen Studiums und Rücksicht auf die Wünsche der Kritiker erfoderten, so wird dieselbe als eine verbesserte Ausgabe des Originals gelten können. Das gewählte große Format und zweckmäßige typographische Einrichtung werden es möglich machen, daß das Werk in dieser Uebertragung, statt aus acht Bänden, wie das Original, nur aus drei Bänden bestehen wird. Wie dies bewirkt wird, ohne einem klaren, gefälligen und anständigen Druck Eintrag zu thun, zeigt der erschienene erste Band, welcher bereits den 1. u. 2. Band und einen Theil des 3ten vom Original enthält. Die übrigen Bände werden sich so schnell folgen, als eine sorgfältige Bearbeitung es nur gestattet.

---

Digitized by Google

# K. F. Beckers Weltgeschichte.

## Sechste Auflage, neu bearbeitet von J. W. Löbell; mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

14 Bände. 8.

Subscriptionspreis: $12\frac{1}{2}$ Thlr.

Auf feinem Papier, $16\frac{2}{3}$ Thlr.

Die 5te im Jahre 1827 beendigte Ausgabe dieses Werks hat sich so schnell vergriffen, daß wir bereits genöthigt waren, die hier angekündigte sechste zu veranstalten, welche, durch den jetzigen Herausgeber aufs Neue mit wesentlichen Verbesserungen und Erweiterungen ausgestattet, erscheinen wird. Kürzlich haben die Leipziger Blätter für litterarische Unterhaltung folgendes Urtheil über die bisherigen Ausgaben dieses Werks bekannt gemacht:

„Wer die Geschichte dieses Buches kennt, weiß wie jede neue Auflage auch eine Verbesserung war, und wie ein glücklicher Stern, welcher über dem Unternehmen waltete, dasselbe stufenweise höherer Vollendung näher führte. Daß für ein so geschätztes Werk jedesmal Veränderungen nöthig befunden worden sind, kann Denen nicht auffallen, welche die fortschreitende Erweiterung und Aufhellung des historischen Stoffes und die mit der Gunst des Publikums gesteigerten Anfoderungen der Bearbeiter an sich selbst zu würdigen verstehen. Das Glück, welches diese Weltgeschichte anfangs machte, verdankte sie wohl zum Theil dem Bedürfniß, dem sie entgegen kam. Nachmals trat eine Wechselwirkung zwischen dem Verfasser und dem Publikum ein; so daß das Werk schon in der nächsten Auflage als ein verbessertes erschien und auf die Bildung seiner Zeit immer mehr Einfluß gewann. Nach dem Tode des Verfassers erhielt es Freunde in Männern, die durch Geist und Kenntnisse fähig waren, das Angefangene weiter zu fördern. So brachte Woltmann seine Gründlichkeit hinzu, Menzel führte es weiter, indem er die „Geschichte unserer Zeit" bearbeitete, und gab durch diese Fortsetzung dem Werke neues Interesse und

Digitized by Google

neuen Glanz; endlich trat Löbell hinzu und ersetzte Woltmann in der Verbesserung der früheren Bände; mit der Gründlichkeit Woltmanns und einer gerundetern anziehendern Darstellung gab er der Arbeit Beckers größeres Ebenmaß und mehr Kritik in allen einzelnen Theilen. Hatte das Werk schon in seinen früheren sehr unscheinbaren Ausgaben, in denen es 24 bis 25 Rthl. kostete, ein großes Publikum gehabt, so mußte es allerdings ein viel größeres gewinnen, als es in der von 1824 bis 27 erschienenen fünften Auflage, in sehr verbesserter Gestalt, um die Hälfte dieses Preises anzuschaffen war. Der schnelle Absatz dieser fünften Ausgabe hat sehr bald eine neue nöthig gemacht, die wieder als verbessert und erweitert angekündigt wird. Wenn freilich die späteren Bearbeiter das Werk in der öffentlichen Meinung viel höher gestellt haben, so haben sie auch die Ansprüche an dasselbe gesteigert, wie in allen darüber erschienenen Beurtheilungen zu erkennen ist. Was die Kritik noch auszusetzen fand, wird also gewiß in der sechsten Auflage berücksichtiget seyn und es ist wohl kein Zweifel, daß das Werk in derselben als zu seinem Ziele geführt wird betrachtet werden können. Schon jetzt ist ihm in keiner Sprache ein ähnliches — eine Weltgeschichte, in anziehender Darstellung, auf Quellenstudium und auf die Ergebnisse aller neueren Forschungen begründet, mit historischem Geiste verfaßt, dabei lesbar und unterhaltend für das gebildete und bildungsfähige Publikum, und in einem Umfange, welcher Trockenheit und Weitschweifigkeit gleich weit entfernt hält — an die Seite zu stellen."

Die erste Lieferung (Bd. 1 — 3. Alte Geschichte) ist im Juni 1828 ausgegeben worden; das Ganze wird bis zum Schlusse des J. 1829 beendigt seyn. Der oben angezeigte Subscriptionspreis kann in drei Terminen bezahlt werden.

---

Digitized by Google

Digitized by Google